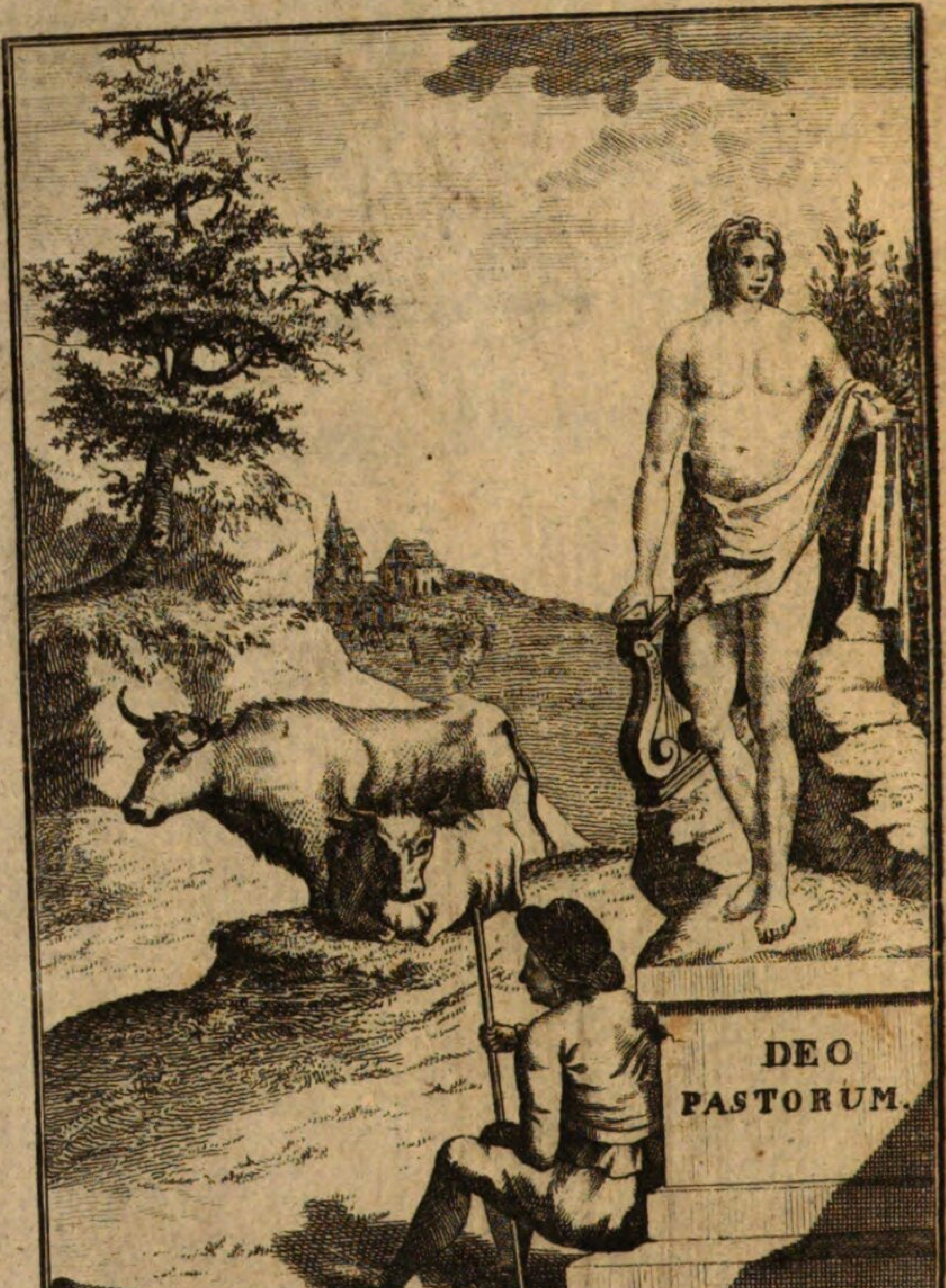
BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

Oec. 1033

Oeconomia. Lexica 17.

~~Oec. gen. No. 22.~~


DEO
PASTORUM.

Oeconomiſche
Encyklopädie,
oder
allgemeines Syſtem
der
Staats- Stadt- Haus- und Landwirthſchaft,
in alphabetiſcher Ordnung;
von
D. Johann Georg Krünitz.

Sechs und Vierzigſter Theil,
von Korn-Preis bis Kram.
Nebſt 17 Kupfertafeln.

Brünn,
gedruckt bey Joſeph Georg Traßler, Buchdrucker, Buch- und Kunſthändler.

1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

K. K.

Korn-Preis, Frucht-Preis, Getreide-Preis. Die Geſchichte der Preiſe macht in einer zuſammenhängenden Hiſtorie ein wichtiges und unentbehrliches Stück aus. Durch ſie verſchwindet die Verwunderung, die Tochter der Unwiſſenheit, die uns Nachkommen bisweilen bey den Begebenheiten unſerer Vorfahren überfällt, wenn wir das Vergangene nach dem Gegenwärtigen beurtheilen. Das Lächerliche, Armſelige, oder Verſchwenderiſche in der Aufführung der Alten hört oft auf, dergleichen zu ſeyn, wenn wir die Sachen aus dem Geſichtspuncte der Preisgeſchichte betrachten. Die Kornpreiſe ſind unter den Preiſen der Dinge ein vorzüglicher Gegenſtand, von welchem ſehr viele andere Reiche abhangen, und welcher ſelbſt durch die wichtigſten Schickſale eines Volkes beſtimmet wird. Die Weite und Größe des Handels, die Volksmenge, der Werth des Geldes, und die drey großen Thüren zu den Vorrathskammern der Natur: Thau, Regen und Sonnenſchein, eröffnen uns den Schauplatz der Kornpreiſe, und bauen die Stu-

ſen ihrer Verhältniſſe durch das Mannigfaltige der ſo veränderlichen Jahrhunderte. Von der plötzlichen Veränderung der Kornpreiſe in einem Lande, kann man allezeit auf die ſchnell einfallende Gegenwart groſzer Veränderungen der Schickſale der Einwohner ſicher ſchließen. Die Kornpreisverzeichniſſe ſind alſo in der Geſchichte der Völker nichts anders, als die Barometer und Thermometer ihrer Schickſale, nur mit dem Unterſchiede, daß das Zeichen zugleich mit demjenigen, was es bezeichnet, da iſt.

So wie die Polizey, wie ich in den Artikeln Kornhandel und Korn=Magazin gezeigt habe, den Mangel des Getreides und die daraus entſtehende Theurung verhüten muß: eben ſo muß ſie auf der andern Seite ihre Sorgfalt und Aufmerkſamkeit dahin richten, daß das Getreide auch keinen allzu wohlfeilen Preis erhalte, oder gar unwerth werde. Sie muß vielmehr alle Mittel anwenden, dem Getreide einen hohen Preis zu verſchaffen, und dabey nur den allzu hohen Preis zu verhindern ſuchen. Ehe ich die Gründe hievon anführe, muß ich zeigen, was man unter einem niedrigen oder wohlfeilen, einem Mittel=, einem hohen, und einem theuren Getreidepreiſe verſteht. Ein Mittelpreis, iſt die ſo genannte Kammertaxe, (ſ. im XXXIII Th. S. 426, fgg.) oder derjenige Getreidepreis, welcher ſowohl bey der Einrichtung der Contribution, als auch bey den Pachtanſchlägen der Güter, zum Grunde gelegt wird. Ein hoher Kornpreis iſt derjenige, welcher über dieſe Kammertaxe; und ein niedriger und wohlfeiler Preis, welcher unter der Kammertaxe in den Pachtanſchlägen jeder Provinz herrſcht. Theuer aber kömmt dem Staate das Getreide zu ſtehen, wenn derſelbe kein einheimiſches Getreide für Geld haben kann, und wenn auch der Scheffel die Hälfte des ſonſt gewöhnlichen Preiſes gilt, ſo iſt es alsdann doch theuer, weil dieſes Geld auf ewig verloren geht; und

muß

muß der Staat noch dazu das Geld auswärts erborgen, weil ſeine eigene Caſſen erſchöpft ſind, wie ſich ſolches in den kleinen deutſchen Staaten zuweilen zuträgt, ſo wird dadurch das Getreide noch theurer; weil alsdann auch die Intereſſen auſſer Landes und auf immer verloren gehen. Iſt aber das theure Getreide nicht leicht für Geld zu haben, ſo hat man, ſtatt der Theurung, Hungersnoth.

Diejenigen, welche nur ihren eigenen Privatnutzen zum Augenmerk haben, um die allgemeine Wohlfahrt des geſammten Staates aber ſich wenig bekümmern, halten es allemal für eine große Glückſeligkeit, wenn das Getreide recht wohlfeil iſt; denn ſie finden, daß ſie in ihrer Haushaltung viel erſparen können, und daß mithin ihr Vermögen einen anſehnlichen Zuwachs erhält, wenn ſie den Scheffel Korn etwann für 12 Groſchen kaufen können, da ſie ſonſt 20 Gr. bis 1 Rthlr. dafür bezahlen müſſen. Ein Polizeyverſtändiger und Kammeraliſt hingegen, welcher in der Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt des Staates ſeine höchſte Pflicht ſetzt und ſolche zu erfüllen ſucht, beurtheilt die Sache ganz anders, und ſieht ein, daß ein wohlfeiler Getreidepreis, ſo wie ich denſelben hier angenommen habe, dem Staate eben ſo ſchädlich iſt, als die Theurung, und daß ſelbſt ein Mittelpreis dem Staate keinen Vortheil bringt, ſondern daß man einen hohen Preis des Getreides bewirken müſſe, wenn man die Wohlfahrt des geſammten Staates befördern will.

Die ſchädlichen Folgen eines wohlfeilen Getreidepreiſes ſind ſo ſichtbar, daß ſie ſogleich in die Augen fallen, wenn man nur ein wenig nachdenken will.

Die erſte und vornehmſte Folge der zu niedrigen Kornpreiſe in jedem Lande, iſt die Vernachläſſigung des Feldbaues, welche einen Strohm von allen Uebeln unvermeidlich hinter ſich hat. Landbau und Bevölkerung ſind die zwey einzigen Stützen, die einen Staat

erhalten, und doch richtet ſich einigermaßen die letztere nach dem erſten. Jedes ungebauetes Stück Acker iſt ein Minus in der Anzahl der Einwohner, die ein Land haben kann, und in den Einkünften des Landesherrn. Bloß auf den bebaueten Feldern ſieht man die wahre Stärke eines Volkes, und hier keimt mit den Feldfrüchten die verborgene Wurzel des öffentlichen und Privatreichthumes. Eine Hufe Land gut beſtellt zu ſehen, iſt für mich ein größeres Vergnügen, als ein Gemählde von vielen tauſend Thalern zu erblicken. So ſehr viel alſo an dem Feldbaue gelegen iſt, ſo ſchrecklich ſind die Veranlaſſungen, welche den Landmann unvermerkt davon abziehen. Nichts zieht ihn aber mehr davon ab, als wenn er durch den Verkauf ſeines, mit äuſſerſten Kräften gebaueten, Getreides, kaum die darauf verwandten Koſten heraus bekömmt. Der Landmann, der ſich zuerſt um das Nothwendige bekümmert, bauet alsdann höchſtens nur ſo viel, als er zum Unterhalt ſeiner Familie, und allenfalls zu herrſchaftlichen Abgaben, bedarf. Und da er keinen Gewinn aus dem weitern Ueberſchuſſe ſieht, ſo läſſet er die Hände ſinken, er wird muthlos, und die Vorſtellung des Elendes macht ihm ſein Leben ſo geringſchätzig, daß er ſich nicht einmal die Mühe nimmt, es für andere Leute zu gebrauchen. Dieſe Ermattung des Landmannes gebiert gar bald eine allgemeine Trägheitskrankheit, die den Ackerbau befällt, und ihn ſchwächt. Die Unterthanen verlieren ſich, ehe man es merkt. Jede Verſchlimmerung des Ackerweſens iſt ein Schritt zur Entkräftung und Armuth eines Staates. Unter den Urſachen des Verfalles der römiſchen Größe, ſteht die Vernachläſſigung des Ackerbaues beynahe oben an.

Die unmerkliche Entvölkerung eines Staates, iſt wie man ſchon aus dem Vorhergehenden ſieht, ein neues Uebel, welches aus der Trägheit gegen den Feldbau entſpringt. Es iſt ſehr thöricht, die wahre Stärke der

Bewohner eines Landes aus den Städten beurtheilen zu wollen. Man darf hier nicht einmal die wahren Mittel der Bevölkerung ſuchen. Das Land allein iſt es, wo man die Blüthe der menſchlichen Natur und die ganzen Zeugungskräfte eines Volkes finden kann. Hier nur wird gearbeitet, um zu leben; und je mehr Leben da ſind, deſto leichter wird es einem jeden, ſich zu erhalten. Die Kinder ſind alſo für den Landmann eine Art Reichthum, er beſtellt dadurch ſein Feld mit wenigern Unkoſten, verſchaffet ſich ein reichlicheres Auskommen, und dadurch wird die Bevölkerung eines ganzen Landes erleichtert. Eine Nation vermehrt ſich allemal nach dem Maße, wie die Lebensmittel ihr erleichtert und vermehrt werden. Wenn nun hingegen dieſe Lebensmittel, dieſe natürliche Bedürfniſſe, durch Ermüdung derjenigen, die den Acker beſtellen ſollen, mit der Zeit nicht genug vorhanden ſind, wie iſt da an eine leichte Bevölkerung zu denken? Der baldige Mangel der nöthigſten Lebensmittel, eine gewiß erfolgende Theurung, die Entkräftung der Manufacturen, des Gewerbes; des Handels, ſelbſt die Entkräftung der Finanzen und öffentlichen Einkünfte, ſind neue Folgen, die aus dem abnehmenden Ackerbau entſtehen. Ein einziges Beyſpiel der neuern Zeit von Spanien ſoll beweiſen, wie ſehr man die Vernachläſſigung des Ackerbaues zu verhüten habe. Nachdem dieſe Monarchie die reichen Schätze der neuen Welt an ſich gezogen hatte, nachdem ſie dadurch auf ſonderbare Staatsmaximen, von Anlegung ungeheuerer Pflanzſtädte, von neuen Einrichtungen, von einer weitläuftigen Herrſchaft u. ſ. w. gebracht war, vertauſchte ſie ihre Einwohner für Goldklumpen, und raubte dem fruchtbarſten Boden die Menge der Hände, welche die niedrigſten und nützlichſten Handthierungen zum Unterhalt der Krone unternehmen konnten. Sie raubte ſich zu gleicher Zeit die Hände, dieſen unermeßlichen Reichthum zu halten

und nach dem Maße, wie die Silberflotten ankamen, verſchwanden die reichen Kornärnden. Spanien war alſo ein ſchöner Goldkörper; dem nichts, als die Mittel zu leben, fehlten. Die zu große Menge von Gold und Silber in einem Lande, iſt allemal ein Hinderniß des Feldbaues!

Verlangt man von demjenigen, was ich jetzt geſagt habe, das Zeugniß eines neuern Schriftſtellers, der über dieſe Dinge vielleicht am ſcharfſinnigſten nachgedacht hat? Hier iſt es!

Herbert ſchreibt, in ſeinem Verſuche einer Kornpolizey (S. 44 der Ueberſetz.: „Zuweilen ſeufzt der Landmann insgeheim; er ſieht ſchon im voraus, daß er mitten unter den Gütern, die er einſammelt, verſchmachten wird. — Der ſchlechte Preis auf den nächſten Märkten ſetzt ihn in Bekümmerniß. Er hat die Gelegenheit nicht, ſeine Lebensmittel bis auf andere Zeiten aufzuheben; und der Verkauf aus der Hand verſchaffet ihm nichts, das ihm wegen der Beackerungskoſten, des Pachtzinſes, der Auflagen, des Vorſchuſſes zur neuen Ausſaat, ſchadlos hielte. Folglich wird er einer mühſeligen Handthierung überdrüſſia, die ihn zu Grunde richtet. Er hört entweder auf, das Feld zu beſtellen, oder er thut es doch nicht mit allem Fleiße, — auf ſolche Art werden die Landleute zuweilen von dem Gewichte des Ueberfluſſes beläſtigt, weil ihnen, die Gelegenheit, ſich von dem Uebrigen mit einigem Vortheile zu entledigen, beſchnitten iſt. — Wenn uns ſo gar die Geſchichte nicht lehrte, daß die ſtärkſten Theurungen allemal erſt nach den reichſten Jahren gekommen ſind, ſo würde ſchon die Ueberlegung an ſich ſelbſt die Urſache davon an die Hand geben können. Man ſorgt nicht das Getreide zu erhalten, das Geſetz wiederſetzt ſich dem Unternehmen, es aufzuſchütten, und verwirft es ſchlechthin. Daher folgt die Vernachläſſigung der Aecker ganz nothwendig, ſo, daß man in der That nach glücklichen Aernden, weniger beſäete Landſtrecken, als nach ſchlechten, liegen ſieht; die letztern muntern den Bauer auf, die andern ſchlagen ſeinen Muth nieder. Der Ueberfluß macht das Korn geringſchätzig: und dieſes iſt der gemeine Vorbothe des Mangels, u. ſ. w.

Eine ſchlimme Folge von dem zu wohlfeilen Korne iſt es auch, daß alsdann das gemeine Volk ſich mehr der Faulheit ergiebt, und mit leichtern Koſten auf allerley Ausſchweifungen geräth. Der gemeine Mann arbeitet meiſtentheils nur um das Brod, und iſt nie geſchmeidiger, als wenn ihm dieſes ein wenig ſauer wird. Aber eben dieſes Brod, warum er arbeitet, macht ihn übermüthig und nachläſſig, ſo bald er in einem Tage deſſen ſo viel verdienen kann, daß er einige folgende davon zu leben hat. Er entwöhnt ſich der Handarbeiten, fängt an gemächlich zu leben, und ſolchergeſtalt entſteht der Uebergang vom fleißigen Arbeiter zum ſchändlichſten Bettler. Es ſcheint wiederſinnig; aber die Erfahrung lehrt es, daß in wohlfeilen Zeiten allemal mehr Leute betteln gehen, als bey theuern. Die Faulheit, die Tochter der Wohlfeilheit, hat das Volk an das Betteln gewöhnt, und der Mitleidige giebt alsdann eher eine Gabe, weil ſie in geringem Werthe iſt. In der That macht die Wohlfeilheit allemal mehr Bettler, als die Theurung arme Leute macht. Dieſe allein erhält den gemeinen Mann in ſeiner Thätigkeit, weil er dazu weiter nichts, als die Nothwendigkeit zu leben, gebraucht.

Da ſolchemnach der wohlfeile Getreidepreis die Landwirthſchaft zu Grunde richtet, ſo verurſachet er, daß die beſte Geldquelle des Staates vertrocknet, und daß der Staat um ſeine ganze Macht und Stärke gebracht wird. Wer kann alſo wohl den niedrigen Getreidepreis wünſchen, und ihn als eine Glückſeligkeit des Staates anſehen?

Hingegen befindet ſich ein Staat in ganz andern und weit glücklicher Umſtänden, wenn das Getreide in hohem Preiſe ſteht. Ueberſteigt dieſer Preis die Kammertaxe, und entſpringt dieſer hohe Preis nicht aus Mißwachs oder Unglücksfällen, ſondern aus weiſen Polizeyanſtalten und der Bevölkerung, ſo giebt

in den Händen der Landleute neue Kräfte, er befördert den Anbau des Landes, macht alle wüſte Oerter urbar, verwandelt die unbewohnten Gegenden in volkreiche Güter, und ſchaffet den Menſchen Gelegenheit, ihre Nahrung und ihren Unterhalt zu finden. Dadurch wird der Staat bevölkert, und dieſe Bevölkerung, und eine mehr und mehr in Aufnahme kommende Landwirthſchaft, bringen auch die Manufacturen und Fabriken in größern Flor, und mit dieſen blüht zugleich auch der Handel. Alles arbeitet alsdann, und keiner darf ſich dem Müſſiggange oder der Faulheit ergeben, wenn er leben und nicht Hunger leiden will.

Doch muß dieſer Getreidepreis auch nicht zu ſehr in die Höhe getrieben werden, wenn man die Manufacturen und Fabriken im Flor erhalten, und den Commerzien keinen tödlichen Stoß geben will. Wenn z. B. die Kammertaxe den berliner Scheffel Korn auf 16 Groſchen geſezt hat, ſo wird es kein allzu hoher und ſchädlicher, ſondern ein ganz mäßiger Preis ſeyn, wenn ſolcher Scheffel Korn 1 Rthlr. koſtet, und wenn er auch noch ein Paar Groſchen und darüber gilt. Bey dieſem Preiſe können ſowohl die Landleute und Pächter, als auch Manufacturiers und Fabrikanten beſtehen. Ja, ein noch weit höherer Kornpreis würde den Manufacturen und Fabriken keinen Nachtheil zufügen; und die Furcht, daß ſie durch denſelben in Verfall gerathen müßten, weil ſie alsdann den Nachbarn nicht mehr für den gewohnten Preis ihre Waaren wieder überlaſſen können, würde bald verſchwinden, und die Nachbarn würden nicht einmal vermögend ſeyn, mit ihnen gleich niedrigen Preis halten zu können, ob ſie gleich ihr Getreide nach der Summe des Geldes höher bezahlten, als die Nachbarn. Es kömmt hier nur darauf an, daß man nicht allein eine durchgängige Freyheit zum Getrideausſchütten verſtattet, ſondern auch ſelbſt die Manufactur= und Fabrikherren, die

Innungen, Gewerke und Zünfte, dahin zu vermögen ſucht, daß ſie ſelbſt kleine Magazine zu wohlfeilen Zeiten anlegen; und alſo für ſich, ihre Geſellen, Lehrburſche, Knechte und Mägde, den nöthigen Getreidevorrath beſorgen, welches gar keine Schwierigkeit finden würde. Auf ſolche Art müßten auch bey einem ziemlich hohen Getreidepreiſe ihrer Waaren vor die Waaren aller Ausländer wohlfeil werden, weil die Profeſſionen alle ihre Arbeiter, des Getreideüberſchuſſes halber, noch für weniger als umſonſt; mit Brod verſehen könnten.

Die Erfahrung lehrt, daß der Kornpreis bald ſteigt, bald fällt. Woher das Steigen und Fallen der Preiſe überhaupt entſtehe, und von dem nachtheiligen Einfluſſe, den das Steigen der Preiſe auf die Manufacturen und Fabriken, und deren Aufnahme, hat, ſiehe im Art. Korn-Handel, im XLV Th. S. 305, fgg. Wie hoch der Preis des Getreides ohne Nachtheil des Nahrungsſtandes ſteigen dürfe, ſ. eb. daſ. S. 316, fgg.

Vom Steigen des Kornpreiſes mit dem höhern Quartal, bemerkt Hr. M, Saalfeld (*) Folgendes. „Sehr viele Hauswirthe richten ſich im Verkaufen des Getreides nach den Quartalen im Kalender, und muthmaßen, wenn das Quartal auf einen mehrern Tag des Sonnenmonathes falle, daß der Preis ſteigen werde, und wenn das Quartal auf einen verminderten Tag an der Zahl komme, daß der Preis fallen werde. Ich will es durch das 1758ſte Jahr erläutern. Das erſte Quartal Mittwochs vor Reminiſcere, war der 15te Febr. Das zweyte, d. 17 May; Mittwochs vor Trinitatis. Hier iſt das zweyte ſchon höher an der Zahl.

(*) Im 2ten Bändchen der von Hrn. Habelich herausgegebenen Ueberſetzungen und Abhandl. die zum Theil bey der Churf. Mainziſchen Akad. d. Wiſſ. zu Erfurt übergeben und abgeleſen worden. (Langenſ. 1783, 8.) S. 143, fgg.

Das dritte, d. 20 Sept. Mittwochs nach Crucis; und dieſes iſt noch höher. Das vierte, d. 20 Dec., Mittwochs nach Luciä; dieſes letztere iſt alſo dem dritten an der Zahl und am Fruchtpreiſe gleich. Gegen das letztere ſchätzen ſie wieder das erſte des folgenden Jahres, und fahren auf gleiche Weiſe fort. Ich muß geſtehen, daß mir das lächerlich vorkam; und nur öftere Erinnerungen, wenn es zugetroffen war, vermochten mich kaum zu einiger Aufmerkſamkeit zu bringen. Da nur die beyden letzten Quartale ſich wenig von den natürlichen Vierteln des Jahres, die beyden erſten aber ſich weit verrücken, und der erſte Urſprung willkührlich iſt, indem man ſie an die angegebenen Mittwochen gebunden hat, ſo läſſet ſich die Verbindung zwiſchen ihnen und dem Fruchtpreiſe ſchwer entdecken. Beſonders meinte ich noch im Anfange dieſes Jahres, die Muthmaßung müſſe zu Schanden werden, da eine benachbarte Landſchaft vieles vom Hagel, und noch mehr vom Kriege, erlitten hatte; eine andere, die auch oft Früchte von uns empfängt, feindlich angeſehen und ſehr mitgenommen war; die dritte gar überwältigt war, und unſere ſelbſt einen Durchzug von einem ziemlichen Heere, dem vieles geliefert werden mußte, gehabt hatte. Doch die beyden Quartale von der Aernde ſind niedriger, als die letztern im vorigen Jahre, und haben ihr Anſehen zum Beſten der Armuth behauptet. Der Aerndeſegen war nicht geringe; gleichwohl da die beyden letzten Quartale höher als die erſten waren, ſo wurde ſchon vor noch geendigter Aernde behauptet, es fange der Fruchtpreis in einigen Städten ſchon wieder an zu ſteigen. Wie geht das zu? Ich weiß, daß der Beherrſcher der Welt ihm etwas vorbehalten hat, und daß das Sprichwort wahr iſt: Wenn Gott Theurung ſchicken will, ſo muß ſie kommen, obſchon das Korn auf den Dächern wüchſe. Doch iſt auch nicht zu läugnen, daß er in ſeiner Regierung der Welt,

ſich

ſich der vorhandenen, von ihm erſchaffenen, und, wie wir ſie mit einem Worte nennen, der natürlichen Urſachen bediene. Dieſe zu erforſchen, iſt erlaubt, ja eine Handlung, die der Vernunft des Menſchen anſtändig iſt, und zu der natürlichen Erkenntniß des Schöpfers leitet. Vielleicht bin ich ſo glücklich, die Spur zu entdecken, wie er mit den von Menſchen willkürlich geſetzten Quartalen wirke. Die beyden letztern müſſen in dem Bezirke einer Woche verbleiben. Kreuzerhöhung fällt alle Jahr auf d. 14 Sept.; Luciä, d. 13 Dec. Vor dieſen Tagen kann das gleich benahmte Quartal nicht kommen, ſich aber auch nicht weiter als eine volle Woche entfernen, wie in dem vorerwähnten Jahre mit den letztern geſchehen iſt. Mit den beyden erſten Quartalen iſt es anders beſchaffen, ſie hängen von dem beweglichen Oſterfeſte ab, und können ſich mit demſelben über 4 Wochen hin und wieder verrücken, und eben daher entſteht die größte Veränderung, daß dieſe Quartale ſowohl in dem Anfange, als Ende, des Sonnenmonathes fallen können. Da aber Oſtern ſich nach dem Vollmonde richtet, und den nächſten Sonntag nach demſelben gefeyert wird, ſo haben auch die von Oſtern abhangenden Quartale ein Verhältniß zum Mondeslauf, und das unſtreitig. Wiewohl Oſtern hat ebenfalls ſeine Gränzen. Es darf der Oſtervollmond nicht vor die Tag- und Nachtgleiche, oder auf dieſelbe, ſondern er muß nach derſelben fallen. Es kann aber Oſtern ſich nicht weiter, als höchſtens 34 Tage hinaus verrücken, weil in denſelben wieder ein Vollmond fällt, und das Feſt den nächſten Sonntag darnach gefeyert wird. Hieraus erhellt, daß die beyden Quartale von eben dieſen Gränzen abhängen, und durch alle Tage eines Sonnenmonathes hindurch geführt werden können, da hingegen der Sonnenlauf die beyden letztern Quartale beſtimmt. Die Fruchtbarkeit der Erde hängt zum Theil vom Wetter ab. Zum Aufgehen

hen ſowohl des Sommergetreides, als auch zum Schoſſen und Körnerſetzen der Winterfrucht, wird warme Feuchtigkeit erfordert. Das Wetter aber richtet ſich in ſeinen Veränderungen nicht wenig nach dem Wechſel des Neu- und Vollmondes. Fallen dieſe Mondviertel in die letzte Hälfte der Sonnenmonathe, ſo wird bey der Dürre der erſten Hälfte des Maymonathes der Rocken nicht wohl ſchoſſen, und das Sommergetreide nicht wohl aufgehen, im Jun. der Rocken nicht wohl Körner ſetzen, und das Sommergetreide ſchlecht ſchoſſen; im Jul. wird ſich ſein Körnerſetzen auch nicht zum beſten befinden, folglich keine ſehr reiche Aernde zu erwarten ſeyn, wenn die Witterung nach dem gemeinſten Laufe erfolgt. Nun iſt ſchon eine Verbindung zwiſchen den Quartalen und dem Fruchtpreiſe vorhanden. Dieſelbe aber in ein volles Licht zu ſetzen, wäre nöthig zu erweiſen, wie ſich durch eine lange Reihe der Jahre, die niedern und höhern Quartale zum Mondeslauf verhielten. Das wäre aber hier ſo weitläuftig, als beſchwerlich. Genug, wenn die Vollmonde weiter von dem Anfange des Sonnenmonates entfernt ſind, ſo iſt die Hoffnung geringe, daß die Witterung nach Wunſch erfolgen werde. In den erſten Hälften der Sonnenmonathe geht das Wichtigſte am Getreide vor; was daſſelbe vermehrt, dazu gehört durchdringender Regen, und der erfolgt ſelten, wenn die Vollmonde nicht in die erſte oder zweyte Woche des Sonnenmonathes fallen. Ich will es nochmals mit dem oben angenommenen 1758ſten Jahre erläutern. In den fruchtbarſten Monathen nämlich dem May, kam der Vollmond auf den 22ſten; im Jun. d. 21; es fehlte darin wirklich der Regen zur rechten Zeit; und obſchon im Neumond des letztern ein Regen kam, ſo war doch die früh geſäete Gerſte ſchon vergelbt, und konnte nicht ſchoſſen, ob ſie gleich dazu in Bereitſchaft ſtand. Daher gerieth die ſpäte

Gerſte beſſer, als die frühe. Im Jul. regnete es noch vor dem Neumonde, und da der Wind günſtig war, dauerte es 4 Wochen alltäglich, und machte ſowohl die Heuärnde, als auch den Anfang der Fruchtärnde beſchwerlich, und es fiel kein Vollmond vor dem 14ten des Sonnenmonathes durch das ganze Jahr.“

Die in die Höhe gehenden Getreidepreiſe entſtehen oft aus ganz verborgenen Urſachen. Mißwachs und Krieg, Ueberſchuß an Vorräthen, und eine neue geſegnete Aernde, dieſe haben ſowohl ſchleunige Theurung, als zu anderer Zeit eben ſo ſchleuniges Fallen der ſonſt mäßigen Getreidepreiſe nach ſich gezogen. Es entſteht daher die Frage: Wie können hohe Getreidepreiſe bey reichen Aernden, im Frieden, wenn weder Seuchen noch Peſt ſind, noch Ausfuhren derjenigen Dinge, die ſolche hohe Preiſe erhalten, geſchehen? Dieſe beantwortet Hr. Paſtor Mayer (*) folgendermaßen ſehr gründlich. „Voraus geſetzt, daß das Fallen und Steigen der Preiſe gemeiniglich ſeinen Urſprung in den Städten, ſelten auf dem Lande, gewinnt; dort ſind nur conſumirende, hier meiſt producirende Glieder des Staates; dieſe haben immer ſo viel wovon ſie leben, jene aber niemals aus ihren Händen das, was ſie eſſen und trinken, wovon ſie ſich kleiden; führen dieſen jene nicht zu, oder nicht genug zu: ſo müſſen ſie einkaufen und zahlen, wie ſie nur können, oder wie die Verkäufer es wollen, um nur zu leben. Das Verhalten der Landleute gegen die Stadtleute ſcheint alſo die Preiſe zu beſtimmen; und daher ſollte man glauben, daß, wenn ſolche wiedernatürlich ſcheinende Preiſe entſtehen, der Grund von ihnen allein in dem Be=

(*) In der 10ten Fortſetzung ſeiner Beyträge und Abhandlungen zur Aufnahme der Land= und Hauswirthſchaft ꝛc. (Frf. M. 1783, 8.) S. 151, fgg.

Bezeigen der Landleute gegen die Stadtleute gefunden werden können; welches aber doch nicht iſt, und darauf noch andere Dinge mitwirken.

„Die erſte, und eine der wirkſamſten Urſachen der hohen Preiſe bey einer Aernde, welche die reichſte zu ſeyn ſcheint, und durchaus dafür angeſehen wird, iſt die: da zwar die Halme auf den Feldern dicht an einander ſtehen, aber wenig Körner enthalten, und alſo wenige Malter machen, oder wenn ſie auch viele Malter machen, die Körner ſelbſt aber dickhülſig ſind, nicht nur wenig, ſondern dazu auch ſchlechtes, Mehl geben.

Die zweyte Urſache, daß bey der beſten Aernde der Preis des Getreides ſteigt, iſt auch öfters die, daß dem Landmanne von dem vorhergehenden Jahrgange auf ſeinem Kornboden aus allerley Urſachen nichts zurück blieb. Der Landmann füllt jetzt die Lücken wieder aus, und bringt weniger Getreide zu Markte.

Die vierte Urſache: Es kann in einem Lande alles wohl gerathen ſeyn, da in einem andern Mißwachs oder Hagelſchlag, u. d. gl. erfolgte. Eine jede Stadt hat gewiſſe angränzende oder ferne Länder, aus denen ihr ihre benöthigte Früchte zugeführet werden. Nicht aus allen angränzenden oder fernen Ländern erhält ſie ihr Brod und ihr Bier. Geſetzt nun, in denen Ländern, woraus ſie ſonſt dieſe Zufuhre erhielt, iſt Schade am Getreide entſtanden, die Zufuhren fehlen, wenn auch in andern, die ihr minder zuführten, das nicht iſt, ſo muß doch Mangel entſtehen, und der Preis wird erhöhet.

Die vierte Urſache: Die Getreideärnde kann die beſte ſeyn, iſt aber die Kohl - Kartoffel - Obſtärnde, und die Weinleſe ſchlecht, ſo ſteigen die Kornpreiſe doch in die Höhe. Die Kirſche iſt, dem Anſehen nach, ein ſehr geringes Obſt; man ſollte nicht glauben, daß dieſe einen Einfluß auf das Brod hätte, und doch wird jeder Bäcker verſichern, daß er in der ganzen Zeit einer guten Kirſchärnde kaum halb ſo viel Brod verkauft, als dann, wann dieſe nicht iſt. Was iſt nun die Kirſche gegen Kohl, alles übrige Obſt, gegen Kartoffeln, u. d. gl.? Auch die Wieſe, der Kleebau,

von

von denen man vieles Fleiſch haben kann, tragen das übrige dazu bey, und veringern den Getreidepreis ſehr. Eine gute Weinleſe wirkt zwar nicht unmittelbar auf das Brod, ſie veringert aber das Bierbrauen, und dies den Aufwand der Gerſte ꝛc. welches Getreide nur Brod giebt. Ja noch mehr; man behauptet, daß die Weinbergsleute, und noch andere, wenn ſie viel Wein trinken, weniger Brod eſſen. Geſetzt nun, es wäre kein Mißwachs, ſondern gute Aernde, Friede, keine Ausfuhre, nur dieſe Nebenmittel der Nahrung verſagten; ſo müßte der Getreidepreis, weil weit mehr Getreide conſumirt würde, nothwendig eher ſteigen, als fallen.

Die fünfte Urſache: Man bemerkt es in Städten, wo der Getreidehandel groß iſt, daß, wenn der Getreidepreis 1, 2 oder 3 Wochen ſehr gefallen und niedrig iſt, ſolcher gewiß bald wieder ſteigt. Die Verkäufer bleiben nun bey dem ſtarken Fallen der Preiſe weg, und kommen ſie auch noch, ſo haben ſie doch nur wenig zum Verkauf; ihre ganze Abſicht, warum ſie jetzt da ſind, iſt nur die, daß ſie zuſehen, ob die Preiſe nicht wieder ſteigen. Wenn ſodann die Zufuhre ausbleibt, ſteigt der Preis bald, und dann führen ſie wieder zu. Es iſt daher im Preiſe immer abwechſelndes Steigen und Fallen, und das immer aus Ebbe und Fluth in der Zufuhre.

Der ſechste Grund, warum zu gewiſſen Zeiten die Preiſe des Getreides ſteigen. Man hat das Sprichwort: **Wenn man ſingt vom heilgen Geiſt**, (in der Zeit der Pfingſten), **gilt das Korn am allermeiſt**; ſo ſagt man in Franken. In andern Gegenden ſind andere Epochen im Jahr, in welchen das Getreide gemeiniglich ſteigt. Gemeiniglich iſt es die Zeit kurz vor der Aernde; alsdann hat der kleinere Bauer, der nicht viel Aecker hat, nichts mehr zu verkaufen, und der reichere will nicht eher verkaufen, als bis er vorher die daſtehende Aernde wieder in der Scheune in Sicherheit hat. Hiedurch entſteht in den Städten Mangel, daraus hoher Preis, und dieſer verbreitet ſich ſogleich auch auf das Land. In andern Gegenden wirkt der Mangel der Zufuhre, die inſtehende viele Arbeit der Landleute, und ihre weite Entfer-

nung

nung von den Städten; zur Aerndezeit ſetzen ſie die Zufuhren aus, wodurch der Preis nothwendig auf einige Wochen in die Höhe geht.

Der ſiebente Grund: Wo keine Chauſſeen angelegt ſind, verhindern auch oftmals ſchlechte Wege die nöthige Zufuhre oder halten ſie wenigſtens auf. Bey etwas anhaltendem Regenwetter, bleiben die Zufuhren weg, und die Preiſe gehen in die Höhe.

Der achte Grund: Wie gehinderte Zufuhren die Preiſe ſteigern, ſo ſteigern auch ſtarke Abfuhren aus den Kornbänken oder Schrannen der Städte dieſelben. Kommen die Kornkäufer, die das Getreide zu weiterm Verführen aufkaufen, häufig, ſo entſteht natürlich die Höhe der Preiſe, und inſonderheit alsdann, wenn nicht viel zum Verkauf eben jetzt eingeführt war, wieder; und dieſe in der Stadt verbreiten ſich ſogleich auch auf die umliegenden Gränzen.

Der neunte Grund. Dieſer iſt auch öfters Verzweiflung an der Vorſehung, blinder Lärm von nahe bevorſtehendem Kriege, Geiz, daher man eine ſolche Theurung auch Geiztheurung zu nennen pflegt. Mancher politiſche Kannengießer ſitzt in einer Bierſchenke, und ſteckt mit ſeinem Gutachten ein ganzes Dorf an; das Bauerngeſchrey breitet ſich darauf bald in eine ganze Gegend aus, man unterläſſet die Zufuhre, und der Preis des Getreides ſteigt, wenn gleich überall Ueberfluß davon iſt.

Der zehnte Grund: Das Getreide kann auf das beſte heran wachſen, und doch ſteigt jetzt der Preis deſſelben auf den höchſten Grad; die Schuld hieran hat der verminderte Getreidebau, der den Anbau anderer Dinge, womit die Aecker gepflanzt werden, verurſachet. Wenn man z. B. Klee, Krapp, Waid ꝛc. häufig bauet, wodurch in einigen Gegenden der Getreidebau beynahe gänzlich verdrängt wird, ſo, daß man von auswärts Getreide kaufen muß, welches deſſen Preis nothwendig erhöhet.

Der eilfte Grund: Wenn ein Land viel Geld hat, ſo, daß das Geld gewiſſermaßen ſeinen Werth verliert, ſo ſteht alles in demſelben in hohem Preiſe. Haben die Bauern viel Geld, ſo bleiben die Früchte auf ihren Böden, wo ſie ihnen ſo lieb, ja noch lieber, als

ſba-

baares Geld ſelbſt, ſind, weil es möglich iſt, daß dieſer Preis ſteigt, das Geld aber gewiſſer Maßen immer einerley Preis hat, und behält. Wo nun kein Abſatz iſt, da muß der Preis ſteigen. Muß man den Verkauf ſnöthigen, ſo muß man theurer einkaufen, und höher bezahlen.

Der zwölfte Grund: Man will auch bemerkt haben, daß die Zufuhren mangeln, und daher die Preiſe ſteigen, wenn ein Feyertag unmittelbar vor dem Kornmarkttage in einer Stadt einfällt.

So, wie nun, aus dieſen und andern Gründen, wobey Lokalumſtände den ſtärkſten Einfluß haben, hohe Preiſe bey reichen Aernden, im Frieden, wenn weder Seuchen noch Peſt ſind, und wenn keine Ausfuhre geſchieht, kommen können, ſo können auch aus entgegen geſetzten Gründen, bey Mißwachs, Krieg, Seuchen, und Ausfuhren, die Preiſe fallen: wenn nämlich das Getreide gut und mehlreich iſt; wenn Vorrath von vorjähriger Aernde im Lande iſt: wenn das Land, woher man ſonſt Zufuhre hatte, nicht verarmt iſt; wenn die Preiſe etliche Wochen recht hoch waren, welches viele Verkäufer zum Beyführen anlockte, und jetzt Ueberſchuß da iſt; auſſer denen Zeiten und Epochen, in welchen es gewöhnlich theuer iſt; wenn die Wege gut ſind; wenn die Abfuhren nicht groß oder viel ſind; wenn keine Furcht vor großer Theurung herrſcht, und der polit. Kannengießer Wohlfeile aus dem Frieden oder andern Kennzeichen weiſſaget; wenn das Land zum Fruchtbau, oder zu demjenigen, deſſen niedrige Preiſe man wünſcht, oder auch zu Surrogaten oder andern Gewächſen angewandt, und darauf wohl cultivirt wird; wenn wenig Geld unter den Bauern iſt; wenn die Kornhändler ſich nicht durch Feyertage ꝛc. hindern laſſen, Zufuhren zu thun, u. ſ. w.

Um in Anſehung des Kornverkaufes ſo genannte Speculation machen zu können, muß man ſich die lehrreiche Abhandlung des Bürgermeiſters zu Einbeck, und nachherigen herzoglich-braunſchweigiſchen Hofrathes Hrn. **Unger**, von der Ordnung der Fruchtpreiſe worin er dieſe Materie recht wiſſenſchaftlich bearbeitet hat, bekannt machen. Ich will ſeine Sätze von den Kornpreiſen hier mittheilen, weil ſie über-

all anwendbar ſind, wenn nicht irgendwo in einem Lande eine ſtarke Einfuhre von Korn zu Waſſer aus benachbarten reichen Kornländern, und andre Umſtände, Ausnahme machen könnten.

1. Die Kornpreiſe ſind gemeiniglich bald nach der Aernde am niedrigſten, ſteigen ſodann bis Oſtern (in manchen Ländern bis um und nach Pfingſten noch,) und fallen nachher wieder bis zur neuen Aernde. Dies geſchieht ſowohl bey ergiebigen, als auch mittelmäßigen Aernden. Ausnahmen von dieſer Regel macht eine Mißärnde und Gewinnſucht, und nach Oſtern eine ſchlimme Ausſicht auf die künftige Aernde. Die Urſachen der Regel ſind die Umſtände der Verkäufer. Man driſcht erſt nicht nur nach der Winterſaat, ſondern hat auch keine Zeit, Korn zu verfahren, weil das Geſpann zum Ackerbau ſo nothwendig gebraucht wird; und das Korn, welches gegen Michaelis gedroſchen wird, iſt meiſtens nur das Saatkorn. Gegen Martini aber müſſen Bauer und Pächter verkaufen; die Menge der Verkäufer aber macht niedrige Preiſe. Dies dauert nun meiſtens bis Weihnachten hin. Diejenigen, welche nachher verkaufen, werden nicht ſo ſehr von der Noth gedrungen, mit dem Verkaufe zu eilen. Dieſes bringt eine Steigerung zuwege, welche währet, bis der Frühling Anſchein zu einer guten oder mittelmäßigen Aernde giebt. Iſt dieſes, ſo ſucht man der alten Frucht los zu werden, und ſich auch zu den unumgänglichen Ausgaben die Geldeinnahme zu verſchaffen. Die Preiſe fallen alſo.

2. Wenn der Fruchtpreis unter dem Flegel ſteigt, fällt ſie hernach gemeiniglich wieder. Denn weil während der Dreſchzeit der Kornvorrath ſehr geringe iſt, ſo ſteigert man alsdann die Preiſe, beſonders wenn man Käufer vor ſich hat, welche die neue Frucht nicht abwarten können, wenn es nämlich Bäckern und Brauern in den Städten an altem Korne fehlt.

3. Wenn

3, Wenn die Fruchtpreiſe von Oſtern bis zur nächſten Aernde, fallen, oder gleich bleiben, ſo iſt zu vermuthen, daß ſie alsdann viel eher ferner fallen, als ſteigen, werden. Doch muß man hievon die Zeit ausnehmen, wovon die vorige zweyte Regel handelt, nämlich die Zeit von der Aernde bis zum Ausdreſchen. Denn währender Dreſchzeit iſt der verkäufliche Vorrath geringe, weshalb der Preis ſteigt. In Abſicht auf dieſe Dreſchzeit, hat Hr. Unger, in ſeinem Lande (Hannover), vom Jahr 1700 bis 1750, alſo in 50 Jahren, 48 Steige= und zwey Sinkfälle für die gewöhnlichen Fruchtſorten.

4. Wenn man hieraus eine Einſicht in die Grade der Wahrſcheinlichkeit des Gewinnes erlangt hat, ſo kann man davon kluger, und doch nicht unerlaubter Weiſe, Vortheil beym Kornhandel ziehen, ſo, wie jeder Landwirth in Anſehung ſeines eigenen Gewinnes an Korn, ſich gleichſam als einen Kornhändler anſehen kann. Nur muß er das Gewerbe einige Jahre fortſetzen, und nicht gleich bey einer unglücklichen Fahrt alle Hoffnung aufgeben. Man muß nämlich aus den Liſten ſeines Vaterlandes von ſehr vielen Jahren her, a) die Mehrheit der Steigefälle des Preiſes der Korngattungen gegen die Sink= und Gleichbleibungsfälle heraus ziehen, und auch b) die übertreffende Größe der mehrern Fälle, welche Größe aber, in Abſicht auf das Steigen und Fallen von einer Jahrszeit in die andre, eine gewiſſe Ordnung beobachtet, die man ebenfalls aus den Liſten heraus ziehen muß. Herr Unger fand Folgendes aus den hannoveriſchen Fruchtpreiſen von 100 Jahren, nämlich von 1648, bis 1748.

Mehrheit der Fälle. a) In jenen 100 Jahren der hannoveriſchen Kornpreiſe, iſt der Weizen von Martini bis Oſtern 69 Mal geſtiegen, und nur 19 Mal gefallen. Wenn man alſo um Martini einkauft,

ſo verhält ſich die Wahrſcheinlichkeit, daß man um Oſtern mit Gewinn verkaufen könne, gegen die Gefahr zu verlieren, bey dem Weizen wie 69 zu 19, bey der Gerſte wie 51 zu 19. b) Nimmt man von dieſen 100 Jahren die Steige- und Sinkfälle von Oſtern bis zur neuen Aernde hinzu, ſo kommen bey dem Weizen 119 Steigefälle gegen 33 Sinkfälle, bey der Gerſte 102 gegen 40; und wenn man auf den Fall, daß jemand Weizen und Gerſte zugleich zum Verkauf hat, beyderley Fälle zuſammen rechnet, 221 Gewinnungsfälle gegen 73 Verluſtfälle, oder 6 gegen 1 heraus, wenn man immer um Martini, und nächſt vor der Aernde einkauft, um Oſtern aber allemal wieder losſchlägt. Weil aber niemand nach Oſtern noch einkauft, wenn man aus der Beſchaffenheit des Feldes eine Mißärnde vermuthet, ſo läſſet man die nur alsdann vorkommenden Steigefälle von Oſtern bis zur neuen Aernde weg. Wenn jemand mit Hafer, Gerſte, Rocken und Weizen zugleich handelt, ſo nimmt man alle ihre Steigefälle, die in jenen 100 Jahren vorkommen, zuſammen, und findet 230 Gewinnungsfälle gegen gegen 45 Verluſtfälle, d. i. gegen 1. Alle Arten der Gewinnungsfälle gegen die Verluſtfälle verhalten ſich alſo:

Handelt

Handelt man mit	so hat man	Gewinn-fälle		Verluſt-fälle
Weizen allein	. . . .	$7\frac{1}{2}$	gegen	1
Weizen und Rocken	. . . . .	$4\frac{12}{25}$	=	1
Weizen und Gerſte	. . . .	$5\frac{1}{21}$	=	1
Weizen und Hafer	. . . . . .	$9\frac{3}{14}$	=	1
Weizen, Rocken und Gerſte	. .	$4\frac{7}{39}$	=	1
Weizen, Gerſte und Hafer	. . . .	$5\frac{23}{81}$	=	1
Weizen, Rocken, Gerſte und Hafer		$5\frac{1}{9}$	=	1
Rocken allein	. . . .	$3\frac{1}{17}$	=	1
Rocken und Gerſte	. . . . . .	$4\frac{15}{22}$	=	1
Rocken und Hafer	. . . . . .	$5\frac{4}{23}$	=	1
Rocken, Gerſte und Hafer	. . . .	$4\frac{22}{37}$	=	1
Gerſte allein	. . . .	$3\frac{9}{14}$	=	1
Gerſte und Hafer	. . . .	$5\frac{9}{10}$	=	1
Hafer allein	. . . .	$11\frac{1}{6}$	=	1

Wenn man alſo nur eine oder die andere Korngattung zu ſeinem Handel erwählt, (oder als Landwirth gewinnt, und zum künftigen klugen Verkauf aufſchüttet,) ſo fährt man bey dem Weizen und Hafer am beſten, die in der Abwechſelung ihrer Preiſe am weiteſten ausſchweifen. Bey Rocken und Gerſte hat man nicht ſo viel Hoffnung zu gewinnen, als bey jenen beyden, welche man nicht ſo häufig bauet. Der Handel mit Weizen und Hafer verlöre ſich ganz, wenn nicht um ſo mehr Gewinnungsfälle dabey wären, in je geringerer Menge man ſie ärndet. Dieſes wird alſo auch an andern Orten von denjenigen Korngattungen die man theils häufiger, theils weniger bauet, gelten.

c) Die Anzahl der Steige- Sink- und Gleichbleibungsfälle von einem Monate in den andern zu wiſſen, iſt auch ſehr nützlich um die Grade der Wahrſcheinlichkeit von einem Monate in den andern zu finden.

den. Wer z. B. im Oktober einkauft, hat vier Mal mehr Hoffnung, daß er im nächſtfolgenden Monate mit Profit, oder ohne Schaden, wieder verkaufen könne, als daß er dabey Verluſt leiden werde. Die größte Hoffnung auf den nächſtfolgenden Monat, iſt im Okt., Nov., Dec., Jan., Febr. und März. Hingegen würde in der Abſicht, im folgenden Monate gleich wieder zu verkaufen, der Einkauf im April bis September nachtheilig ſeyn.

Will man nicht ſehr bald wieder verkaufen, ſo muß man andere Maßregeln nehmen. Es bekommt z. B. jemand eine Quantität Korn zu einer gewiſſen Zeit, z. B. im Januar, und will, oder muß ſie binnen 3, 4 Monaten wieder losſchlagen, um mit dem Gelde etwan eine gewiſſe Schuld abzutragen, ſo ſuche man unter den folgenden 3, 4 ꝛc Monaten denjenigen zum Losſchlagen aus, in welchem die Steigefälle am häufigſten ſind. In obigem Falle, z. B. würde der April der ſicherſte Monat ſeyn, weil in den folgenden Monaten die Fälle des Steigens ſchon wieder abnehmen. Man findet zwar in der von Hrn. **Unger** angeführten Liſte, daß die Fälle des Steigens und Gleichbleibens zuſammen genommen, die Fälle des Sinkens noch bis in den Julius übertreffen, mithin könnte man es wagen, etwan bis in den May noch einen höhern Preis abzuwarten; allein, da in erwähnten Liſten vom Apr. bis in den May ſchon 21 Sinkfälle gegen 16 Steigefälle vorkommen, (denn an den Fällen des Gleichbleibens iſt hier nichts gelegen, und man läſſet ſie alſo weg,) ſo iſt das Sicherſte, im April loszuſchlagen, man habe denn offenbare Kennzeichen des Gegentheiles; wenn man z. B. aus dem ſchlechten Anſcheine der nächſten Aernde das künftige Steigen der Preiſe unfehlbar folgern könnte. Hieraus kann man zugleich erſehen, ob jemand, der als Kommiſſionär oder Verwalter ꝛc. eines andern Getreide zu verkaufen hat, verſtändig und redlich

redlich handelt. Das Gegentheil iſt zu ſchließen, wenn er die im Nov. eingenommenen Körner ohne Noth im Dec. verkauft; oder, wenn er den Auftrag hat, die im März noch vorräthigen Körner binnen 3 Monaten auf das theuerſte zu verkaufen, und er verkauft ſie alle im April, wenn ihm die Preisliſten anweiſen, daß doch bey ihm das Korn vom März, bis in den April 91 Mal, im May 93 Mal, und im Juni 85 Mal, geſtiegen ſey.

d) Die Fälle des Sinkens und Gleichbleibens zuſammen genommen, ſind immer häufiger, als die Fälle des Steigens allein. Wer ſich alſo in dem einen Monate nicht mit Vorrath hat verſehen können, kann eher hoffen, daß er im folgenden Monate noch ohne Schaden, gegen den vorigen zu rechnen, werde einkaufen können.

e) Die Fälle, beſonders Steigefälle des Weizens und Hafers, ſchweifen über die andern Fruchtgattungen am weiteſten aus. Bey dem Rocken differiren die Fälle des Steigens und Fallens nicht ſo ſehr von einander, als bey Weizen, Gerſte und Hafer. Hafer wechſelt vom Jan. an, bis in den Aug. und Sept., ſehr ſchnell ab, weil man ihn nicht gern allzu lange liegen läßet, indem man an ſeinem Maße, wegen des Abſpitzens und Eintrocknens, gar zu viel verliert.

Es gehört aber zum Gewinnen nicht nur die Mehrheit der Steigefälle, ſondern auch noch die Größe jeder Stufe, mithin die übertreffende Größe jener Fälle. Wenn ich z. B. gewiſſe Hoffnung habe, ſechs Mal zu gewinnen gegen 1 Mal zu verlieren, ich kann aber, dieſe 6 Mal zuſammen genommen, höchſtens nur 20 gewinnen, hingegen das eine Mal 24 verlieren, ſo hat meine Hoffnung zum Gewinn, durch die Mehrheit der Fälle allein, gar nichts zu bedeuten.

1. Man ziehe alſo von allen Jahren die Mittelpreiſe der gleichnamigen Monate im Durchſchnitt her-

heraus. So machte es Hr. Unger mit der hannoveriſchen Liſte von 50 Jahren, und fand Folgendes. a) Keine der vorgedachten vier Fruchtgattungen ſtieg, von einem Monate gegen den andern zu rechnen, in 50 Jahren durch die Bank über 2 Mgr., Weizen und Hafer auf 2, die übrigen nur auf 1 Mgr. b) Weizen war im Okt. am niedrigſten, ſtieg ſodann allmählich bis in den Juli am höchſten, und fiel von da wieder ſtufenweiſe bis in den Okt. Rocken ſtand am niedrigſten im Auguſt, ſtieg bis in den May auf das höchſte, und fiel von da wieder nach und nach bis in den Auguſt. Gerſte war im Sept. am niedrigſten, ſtieg bis in den Juli auf das höchſte, und fiel bis in den September. Hafer ſtand im September am niedrigſten, ſtieg bis in den Juli, und fiel von da wieder bis in den September.

So iſt es um Hannover, wo das Getreide 3 bis 4 Wocher eher reif wird, als in manchen andern Gegenden, z. B. in Einbeck, da alſo der Landmann ſeinen Vorrath eher ausdreſchen, und zu Markt bringen kann. Wo man alſo 4 Wochen ſpäter ärndet, da fällt auch der niedrigſte Preis um ſo viel ſpäter, z. B. im November; und hienach richtet ſich auch die Zeit des höchſten Preiſes. Es erfolgt alſo jene Ordnung in verſchiedenen Gegenden nur einige Wochen früher oder ſpäter; im übrigen iſt die Ordnung einerley.

Die Zeit des niedrigſten Preiſes fällt alſo allemal in demjenigen Monat, in welchem man dieſe Fruchtgattung am häufigſten zu Markte bringt. Dieſe Zeit beſtimmen: a) Die Zeit der Aernde. b) Die Zeit der von dem Landmanne zu entrichtenden öffentlichen Abgaben, der Zahlungsquartale der Pächter, die Auslohnungstermine des Geſindes, entweder an dem gewöhnlichen Schluſſe ihres Dienſtjahres, oder zur Zeit gewiſſer Jahrmärkte in der Provinz, welche vom ſämmtlichen Geſinde beſucht werden, und weshalb daſſelbe mit Gelde dazu von den Herrſchaften muß verſehen werden. c) Die Geſchäfte nach der Aernde, um deren willen der Landmann nicht dreſchen kann: als;

das

das Miſtfahren, und Pflügen zur Winterſaat, das Stürzen und Wenden der Stoppelfelder vor Winters, um im nächſten Frühlinge die Sommerfrüchte darauf einzuſäen, u. d. gl. d) Endlich auch die Wege, und Witterung, die auf die Zufuhre vielen Einfluß hat.

2. Um nun den Gewinn oder Verluſt bey dem Verkaufe nach den verſchiedenen Jahrszeiten zu berechnen, merke man: a) Daß man nicht verkaufen werde, wenn um Oſtern die Fruchtpreiſe niedrig, und die künftige Aernde noch zweifelhaft iſt: imgleichen, wenn die Preiſe mittelmäßig, und alle Vorbothen einer ſchlechten Aernde, wenigſtens im Winterfelde, vorhanden ſind, daß man in dieſem letzten Falle auch nicht kurz vor der Aernde, wo nicht auch im nächſtfolgenden Oktober nicht einkaufen werde. b) Man ziehe alſo nur aus allen Jahrgängen der Liſten die Mittelpreiſe in Durchſchnitten heraus, für die Monate Aug., Sept., Okt., May und Julius. Hiedurch fand Herr Unger, daß in Hannover gegen den Einkauf um Martini gar leicht würde zu profitiren geweſen ſeyn, bey jedem Himten am Weizen 4, 18 Mgr., oder 17 pro Cent; am Rocken 4, 19, oder 24 pro Cent; an Gerſte 3, 49, oder 27 pro Cent; am Hafer 3, 44, oder 41 p. C. Hievon muß man aber das Eintrocknen, und den Abgang auf dem Boden, Fuhr- Zehrungs- und andere Koſten, abziehen.

3. Man kann auch, wie man es bey der Zahl der Steige- und Sinkfälle gemacht hat, die Differenzen der Mittelpreiſe von jedem Monate in den andern heraus ziehen; man kann ferner nur von 10 zu 10 Jahren die Mittelpreiſe aller gleichnamigen Monate im Durchſchnitt heraus ziehen, und die Proportion, die bey jedem Monate in den andern heraus kommt, bemerken. Durch das letzte fand Hr. Unger, daß im May bis Juli die Preiſe am höchſten, im Sept.

bis Nov. aber am niedrigſten ſtehen. Hieraus nun kann man den Gewinn berechnen, wenn man immer drey dieſer Monate zuſammen rechnet.

1. Dieſe Theorie des Hrn. **Unger** zielt zwar eigentlich auf den Kornhandel, wie er in Städten getrieben wird; aber ſie iſt auch, bereits erwähnter Maßen, dem Landwirthe, der von ſeinen Kornvorräthen aufſchütten kann, eben ſo brauchbar, da er ſich als einen Kornhändler in Anſehung ſeiner mancherley Korngattungen anſehen muß. Und derjenige Landwirth, welcher in der Nothwendigkeit iſt, ſein Korn nicht bis auf mehrere Jahre liegen laſſen zu können, findet doch dieſe Theorie für ſich, in Anſehung der Monate, und Jahrszeiten, in welchen er verkaufen ſoll, brauchbar.

2. Es gibt Gegenden in Deutſchland, welche, vermittelſt ſchiffbarer Ströhme, aus benachbarten Ländern in kurzer Zeit viele hunderte Wiſpel Korn, und dieſes gemeiniglich erſt, wenn der Kornpreis in die Höhe zu gehen anfängt, an ſich ziehen, und mithin ſogleich ein Sinken des Kornpreiſes verurſachen können, wodurch alſo eine Ausnahme von der Theorie des Hrn. **Unger** entſtehen muß. Hier kommt es nun darauf an, daß man die Kornpreiſe des Landes, welches zu Schiffe die Zufuhr verrichten kann, zum voraus wiſſe; oder dieſes, ob in ſolchem Lande nicht eine ſchlechte Aernde geweſen ſey, daß von daher keine Zufuhr zu erwarten iſt. Kann aber ein zur Ausfuhre mit überflüſſigem Korne verſehenes Land, dem benachbarten damit zu Hülfe kommen, ſo fallen die Sinkpreiſe deſſelben kurz vor, oder nach den Wintermonaten ein, wenn das Waſſer offen, oder vom Eiſe befreyet iſt. Hat der Landesherr Magazine, aus welchen auch nur die Armee allein zur Zeit des ſteigenden Getreidepreiſes verſorgt wird, ſo kann dadurch nicht nur das weitere Steigen deſſelben auf ein Mal verhindert, ſondern es können ſo gar auch von da an, in derjenigen Jahrszeit Sinkpreiſe entſtehen, wo nach obiger Theorie die Steigepreiſe eintreten ſollten.

3. Ein Land, welches auf gute Landſtraßen und Wege hält, wird keine ſchleunige Abwechſelung der Korn-

preiſe erleiden dürfen, ſo wie es denjenigen vielmals wiederfährt, deren übel gehaltene Wege, wenn der Regen etwa nur eine halbe Woche anhält, ſogleich verurſachen, daß kaum die nächſten Dörfer in die Städte zu kommen ſich getrauen. Von dieſem einzigen Umſtande entſteht ein ſchleuniges Steigen des Kornpreiſes; dagegen werden die Preiſe in denjenigen Monaten daſelbſt, wenn ſie ſteigen ſollten, fallen, wenn etwan der Froſt die Wege hart und fahrbar gemacht hat. Jeder Landmann, dem ſein Geſpann lieb iſt, fährt alsdann, was er nur kann; und die zu große Menge der Verkäufer macht natürlicher Weiſe Sinkpreiſe, wenigſtens ſtehen bleibende Preiſe.

4. Hr. **Unger** hat aus den hannoveriſchen Liſten gefunden, daß die Differenzen der Preiſe zwiſchen jeder Fruchtgattung ihre gewiſſe Schranken haben, die zwiſchen 4 bis 6 Gr. fallen, und ſich in den neuern Zeiten gegen die ältern um etwas vermehren, ſo, daß die Gerſte beynahe die mittlere arithmetiſche Proportionszahl zwiſchen dem Rocken und Hafer, der Rocken aber zwiſchen dem Weizen und der Gerſte beobachtet. Wenn man alſo den Preis des Rockens und Hafers addirt, und die Summe halbirt, ſo hat man den Preis der Gerſte. Wenn man von doppelten Preiſen der Gerſte den Preis des Hafers oder Rockens abzieht, ſo hat man im erſten Falle den Preis des Rockens, und im andern den Preis des Hafers. Auf gleiche Weiſe findet man auch aus dem Preiſe des Weizens und der Gerſte den Preis des Rockens; und aus dem Preiſe des Rockens und Weizens, oder der Gerſte, den Preis der Gerſte oder des Weizens. Dieſe Proportion iſt aber nach Verſchiedenheit der Gegenden doch verſchieden. In Königsberg z. B. iſt der Weizen faſt fünf Mal ſo hoch, als der Hafer. Eine ſolche Disproportion kann aber daher kommen, daß die wohlfeilere Gattung entweder nicht von der innern Güte, oder die Zufuhr ſtärker, oder auch die Conſumtion, im Vergleich mit der andern Gattung, geringer iſt. Wo z. B. Bier gebrauet wird, ſteht die Gerſte nach Proportion höher, als wo man keines brauet, ſo wie ſie z. B. in Lüneburg faſt immer ſo viel, als der Rocken, gilt. Die Gerſte aber iſt entweder große, oder kleine

kleine. Jene, die man auch Frühgerſte nennt, gilt alle Jahr einige Groſchen mehr, als die kleine, weil ſie mehr Mark hat, und daher mehr Bier giebt. Das Verhältniß des Preiſes zwiſchen beyden Sorten richtet ſich gemeiniglich nach dem Mehrgerathen ſowohl der einen Art von der andern, als auch nach ihrem Beſſergerathen in Anſehung der innern Güte. In dürren Sommern iſt daher die gröſte Disproportion beyder Arten von Gerſte, welche ſo weit geht, daß die gröſte Gerſte im ſächſiſchen Churkreiſe, im Jahr 1783, 3 bis 4 Gr. mehr, als die kleine galt. In Provinzen alſo, wo nur allein kleine Gerſte gebauet wird, verurſachen daher dürre Sommer gleichfalls, daß die von Hrn. Unger angegebene Proportionalzahl mit dem Wintergetreide auch nicht zutreffen kann. So findet man auch noch in der Mittelmark das Beſondere, daß der Landweizen, welcher dem Waſſerweizen, d. i. demjenigen, der zu Schiffe angefahren wird, entgegen ſteht, immer an 2 bis 3 Thaler der Wiſpel mehr koſtet, weil der Waſſerweizen in den Schiffen mehr aufgequollen iſt, und deſſen Maß auf dem Boden mehr eintrocknet. Auch der Landweizen differirt unter ſich um einige Groſchen bey den Bäckern in großen Städten daſelbſt. Derjenige, welcher nicht in Schaafmiſte gewachſen iſt, gilt bey ihnen mehr, weil er jenen in der Vermiſchung mit ihm corrigiren muß, daß deſſen Teig im Backen nicht aus einander laufe, ſondern ſich heben möge. Endlich überſchreitet auch hier der Weizen die hannoveriſche Proportion. Er gilt ſeit vielen Jahren faſt immer den 4ten Theil mehr, als der Rocken, ſo, daß, wenn dieſer auf 1 Thaler ſteht, der Weizen 1 Thlr. 8 Gr. bezahlt wird, welches daher kommt, daß die Städter angefangen haben, eben ſo gern, und im Sommer lieber Weißbier, als Braunbier, zu trinken, weshalb die Conſumtion des Weizens nothwendig ſtärker hat werden müſſen.

5. Die Kornhändler haben bemerken wollen, daß die Kornpreiſe niemals über ſechs Jahr hinter einander ſehr wohlfeil ſeyn, ſondern daß unter 7 Jahren wenigſtens ein Mal ein hoher Preis eintrete. Aus den von Hrn. Unger angenommenen Fruchtliſten erſieht man, daß die Preiſe nie ſechs Jahr hinter einander gefallen

ſind;

ſind; doch fand ſich eine einzige Ausnahme, da im Hannoveriſchen z. B. der mittlere Rockenpreis 6 Jahr nach einander gleich blieb, obgleich der Preis vorher ſchon vier Mal nach einander gefallen, und ein Mal gleich geweſen war. Dieſe einzige Ausnahme aber muß jene durch alle übrige Fälle bewieſene Regel beſtärken.

Die Grade der Wahrſcheinlichkeit des Wiederkommens zweyer Preiſe laſſen ſich berechnen. Will man die Grade der Wahrſcheinlichkeit zwiſchen zwey höhern Preiſen beſtimmen, ſo verfährt man alſo: Man multiplicirt eines jeden Fällezahl, d. i. wie oft ſie vorgekommen ſind, mit den Jahren des höchſten Ausbleibens. Wie die Produkte ſich gegen einander verhalten, ſo verhalten ſich ihre Gründe gegen einander; z. B. in den 10 Jahren, von 1740 bis 1750, kam bey Hrn. **Unger** der Weizenpreis 34 Mgr. fünf Mal hervor, und blieb in 100 Jahren höchſtens 13 Jahr hinter einander aus; 5 mit 13 multiplicirt, gibt 65. Der von 40 Mgr. kam in dieſen 10 Jahren ein Mal vor, und blieb 26 Jahr aus; 1 mit 26 multiplicirt, bleibt 26. Man kann alſo 65 gegen 26 wetten, daß der Preis 34 Mgr. eher wieder komme, als 40 Mgr., und daß in einem gewiſſen Zeitraume 65 Fälle von 34 Mgr., gegen 26 Fälle von 40 Mgr. kommen werden.

Die Grade der Wahrſcheinlichkeit zwiſchen zwey niedrigen Preiſen beſtimmt man alſo: Es wird die Fällezahl des einen Preiſes in die gemeldeten Jahre des andern Preiſes multipliciret, z. B. Weizenpreis von 22 Mgr. hat 1 Fall, und 21 Jahr des höchſten Ausbleibens; der von 28 Mgr. hat 10 Fälle und 12 Jahr. Man multiplicirt alſo 1 Fall mit 12 Jahren, und 10 Fälle mit 21 Jahren. Wahrſcheinlichkeit von 27 Mgr. verhält ſich alſo zur Wahrſcheinlichkeit von 28 Mgr., wie 12 zu 210, oder wie 2 zu 35.

Die

Die Grade der Wahrſcheinlichkeit eines niedrigen Preiſes gegen einen hohen, werden ſo berechnet: Man multipliciret die beyden Fällezahlen mit einander; hierauf auch die beyderſeitigen Ausbleibungsjahre mit einander. Z. B. 24 Mgr. hat 6 Fälle und 12 Jahr, 42 Mgr. aber 1 Fall, und 26 Jahr. Man multipliciret alſo 1 und 6, gibt 6, und wieder 12 und 26, gibt 312. Proportion iſt alſo: wie 6 zu 312, oder 1 zu 52.

Es ſind hier durch niedrige und hohe Preiſe nicht diejenigen zu verſtehen, die über oder unter dem Mittelpreiſe eines gewiſſen Zeitraumes ſind, ſondern diejenigen, welche über oder unter dem Preiſe, der in dieſem Zeitraume am öfterſten vorkommt. Zu dieſen und dergleichen Berechnungen laſſen ſich die Intelligenzblätter, in welchen die wöchentlichen Kornpreiſe bemerkt ſind, am beſten in jedem Falle gebrauchen. Wo ſie aber über 50 Jahr noch nicht hinaus reichen, da muß man alſo die rathhäuslichen Preisverzeichniſſe großer Städte, Zoll- und Acciſeregiſter, Kloſter- und Hoſpitalrechnungen, u. ſ. f. zu Hülfe nehmen, um eben ſo weit, als Hr. Unger, zurück gehen zu können.

Hr. Unger zieht zwey der brauchbarſten Schlüſſe aus ſeinen Unterſuchungen. Er fand, daß die ſteigenden Preiſe weit mehr vom Mittel, als die fallenden, abgingen; je höher dieſelben aber geweſen waren, deſto weniger hatten ſie ſich bis in das folgende Jahr erhalten, woraus er ſchließt, daß zwar bisweilen in Zukunft höhere Preiſe kommen, dagegen aber um ſo viel mehr geringe Preiſe entſtehen, daß eben doch das Mittel von allen Preiſen zuſammen genommen, eher unter, als über $32\frac{1}{4}$ Mgr. für den Weizen in den Jahren 1751 und 1752 kommen werde. Ferner ſchloß er: Wenn Preiſe über 2 Jahr hinter einander ſteigen, ſo fallen ſie hernach wieder 2 Jahr hinter einander, d. i. ſie ſind niedriger als der Mittelpreis. Wenn alſo auf das Steigen ein wohlfeiles Jahr eintritt, ſo wird das nächſt=

nächſt folgende eben ſo wohlfeil, wo nicht noch niedriger ſeyn.

Die jetzt erwähnte Abhandlung des Hrn. Unger, über die Ordnung der Fruchtpreiſe, hat Hrn. Roſenthal Anlaß gegeben, die nordhauſiſchen auf eine ähnliche Art zu bearbeiten (*), wovon die von Hrn. Oberamtmann von Wüllen im Kloſter Ilfeld vor einigen Jahren, aus den Original-Fruchtpreisbüchern des Magiſtrates der Reichtſtadt Nordhauſen ausgezeichnete Tafel zum Grunde gelegt iſt. Zuerſt werden in verſchiedenen Tabellen die Getreidepreiſe vom J. 1676 bis 1775, alſo von einer Zeit von hundert Jahren, angeführt. Aus ſolchen ergiebt ſich, daß binnen ſolcher Zeit, im Betracht des Weizens 20 theure, 43 mittlere, und 37 wohlfeile; vom Rocken, 17 theure, 41 mittlere, und 40 wohlfeile; von der Gerſte, 21 theure, 40 mittlere, und 30 wohlfeile; und vom Hafer, 15 theure, 57 mittlere, und 28 wohlfeile Jahre geweſen ſind. Der gewöhnliche Preis in dieſen hundert Jahren war: des Weizens, von 20 bis 24 Groſchen; des Rockens, von 13 bis 20 Groſchen; der Gerſte, von 9 bis 12 Groſchen; und des Hafers, von 7 bis 11 Groſchen. Es ergiebt ſich auch daraus, daß die Getreidepreiſe im October am vortheilhafteſten, und im May am theuerſten ſind; imgleichen, daß der Weizen ziemlich bey einerley Preiſe bleibt, der Rocken aber im May wohlfeiler, als im Okt. des vorhergehenden Jahres, iſt, die Gerſte aber ziemlich einerley Preis behält, der Hafer hingegen 3 Mal gegen 1 Mal im May theuer iſt.

Auf

(*) Gottfr. Erich Roſenthals Geſchichte des Getreidepreiſes, in der kaiſerlichen freien Reichsſtadt Nordhauſen von 1676 bis 1775. Nebſt einem Anhang, welcher die Preiſe des Branteweins von 1750 bis 1780 enthält. Deſſau, 1783, gr. 8.

Auf eben die Art hat derſelbe auch die erfurtiſchen Getreidepreiſe bearbeitet (*), wobey er die aus den Original-Fruchtpreisbüchern des erfurter Stadtmagiſtrates genommenen Fruchtpreistabellen auf 125 Jahr zum Grund gelegt hat. Man hat daraus entdeckt, daß es ehedem niedrige Preiſe gegeben habe, welch nach und nach verſchwunden ſind, woraus ſich abnehmen läſſet, daß der Getreidepreis wachſend ſeyn müſſe, oder vielmehr gewachſen ſey. In Abſicht der theuern und wohlfeilen Jahre ergibt ſich daraus, daß im Betracht des Weizens 32 theure, 40 mittelmäßige, und 53 wohlfeile; des Rockes 29 theure, 47 mittelmäßige, und 49 wohlfeile; der Gerſte 23 theure, 59 mittelmäßige und 43 wohlfeile; und des Hafers 21 theure, 76 mittelmäßige, und 28 wohlfeile Jahre geweſen ſind. Vom Weizen waren die höchſten Preiſe 1651, und die wohlfeilſten, nämlich die Hälfte von dem zwanzigjährigen Mittelpreiſe, in den Jahren 1657, 1658, und 1671. Vom Rocken waren die Jahre 1651, 1662, 1771, desgleichen 1652, 1699 und 1772, die theuerſten; und die Jahre 1657, 1658, 1671, 1680 und 1760, die wohlfeilſten. Die Gerſte war am theuerſten in den Jahren 1651, 1652, 1662, 1694, 1771 und 1772; am wohlfeilſten aber in den Jahren 1658, 1671 und 1769. In Anſehung des Hafers waren die theuerſten Jahre 1651 und 1762; die mittlern aber 1655, 1656, 1657, 1658, 1671, 1755 und 1769. Der Hafer iſt alſo nie ganz wohlfeil geweſen, ſo, daß der Scheffel die Hälfte des Mittelpreiſes gegolten hätte.

Das

(*) G. E. Roſenthals Geſchichte des erfurtiſchen Getreidepreiſes, von 1651 bis 1775. Erfurt, 1784. 4.

Das geometriſche Verhältnis des Getreides zu einander war:

von 1656	bis 1675,	von Weiz.	1;	Rock.	0,735;	Gerſt.	0,607;	Haf.	0,410.
= 1676	= 1695,	=	1	=	0,828	=	0,632	=	0,484.
= 1696	= 1715,	=	1	=	0,795	=	0,578	=	0,421.
= 1716	= 1735,	=	1	=	0,737	=	0,545	=	0,400.
= 1736	= 1755,	=	1	=	0,745	=	0,537	=	0,387.
= 1756	= 1775,	=	1	=	0,733	=	0,523	=	0,348.

oder 762 Malter Weizen waren ſo gut, als 1000 Malter Rocken, 570 Malter Weizen ſo gut, als 1000 Malter Gerſte; und 408 Malter Weizen ſo gut, als 1000 Malter Hafer. Endlich ſagt der Hr. Verf: Da ſeit 125 Jahren der Preis des Getreides wachſend geweſen iſt, ſo könnte man leicht glauben, er müßte auch in der Folge wachſend bleiben; bliebe er aber in der Folge wachſend, ſo könnte man wieder glauben, er müßte noch ferner wachſend bleiben; und was würde am Ende daraus entſtehen? Nichts anders, als daß das Verhältniß des Getreides zum Silber oder Gelde endlich einmal wie 1 zu 1 ſeyn müſſe; das heißt: 1 Malter Weizen gälte 1 Malter Piſtoletten, wie ungereimt würde dieſes ſeyn! Auch umgekehrt. Seit 125 Jahren iſt der Preis des Getreides geſtiegen; iſt er nun beſtändig im Steigen geweſen, ſo muß ein Mal eine Zeit geweſen ſeyn, wo das Getreide ſo wohlfeil war, daß man für jede kleinſte Menge Goldes, die ſich angeben läſſet, die größte Menge Getreide, die ſich angeben läſſet, bekommen hätte; ebenfalls höchſt ungereimt, und beydes ſind doch Folgen aus der Erfahrung von 125 Jahren. Da ſolche aber ungereimt ſind, ſo kann man auch nicht Preiſe für folgende Jahre prophezeyen. Es muß ein Größtes und ein Kleinſtes geben, und zwiſchen dieſen beyden Gränzen wird der Getreidepreis enthalten ſeyn. Welches aber dieſe beyde Gränzen ſeyn,

läßt ſich noch zur Zeit nicht beſtimmen; und nach welchem Geſetze die Veränderung geſchehen werde, möchte ſchwer zu finden ſeyn, indem ſolches aus ſo vielen einzelnen Verhältniſſen zuſammen geſetzt iſt.

Die im Vorhergehenden angeführte Abhandlung des Hrn. **Unger**, verbreitet über die Materie vom Getreidehandel, als eine der wichtigſten in der Staatswirthſchaft, viel Licht; aber man kann und muß noch weiter Fortſchritte machen, und die Getreidepreiſe aus verſchiedenen Ländern und Städten ſammeln, um endlich für den Gang des Getreidehandels, der auf die Cultur der Länder einen ſo großen Einfluß hat, die möglichſt ſichern Grundſätze und Maximen zu finden, und die Politik mit allen den Datis zu bereichern, die zur Vermehrung der Subſiſtenzmittel für das Glück der Völker die beſten Ausſichten eröffnen können. Inſonderheit können dergleichen Verzeichniſſe von Kornpreiſen dadurch erſt ihren Nutzen für die Staaten in völliger Ausbreitung äuſſern, wenn ſie allemal mit Nachrichten, wenigſtens von den Haupturſachen der Veränderung der Preiſe verbunden ſind. Wie viele Vorſichtsregeln würde nicht daraus eine wachſame Landesherrſchaft zu dem Wohl ihrer Unterthanen herleiten können!

Da die Nachrichten der Getreidepreiſe von mehrern Jahren, in verſchiedenen Ländern und Städten, ſowohl für den Staatsmann, als auch für den Kaufmann, und für den Landwirth, lehrreich ſind, ſo werde ich einige hier anführen.

Amſterdamer Getreidepreiſe in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhundertes. Das Getreide wird in Amſterdam nach Laſt verkauft, und 13 Laſt rechnet man auf 12 Laſt in Hamburg, welches alſo einen Unterſchied von $8\frac{1}{3}$ pro Cent ausmacht. Behandelt wird das Getreide nach Goldgulden (Gſl.), deren einer

28 Stüber, oder, nach ſächſiſchem Conventionsgelde, 18 Groſchen 8 Pfund beträgt.

Jahr.	Weizen.	Rocken.
1646	125	82
1647	140 bis 200	84 bis 105
1648	180 — 260	108 -- 124
1649	190 — 224	140 — 145
1650	208 — 234	228 — 185
1651	199 — 234	169 — 181
1652	232 — 250	156 — 185
1653	238 — 170	116 —
1654	140 — 166	98 — 100
1655	130 — 152	68 — 95
1656	140 — 170	110 — 114
1657		96
1658	140 — 144	85
1677	148 — 170	100 — 112
1692	108 -- 132	100 — 150
1693	145 — 175	116 — 135
1695	134 — 178	75 — 105
1697	150 — 200	117 — 136
1698	180 — 230	160 — 260

In den Jahren 1668 und 1699, war das Getreide ungewöhnlich theuer; denn den 1 Okt. 1699 galt die Laſt polniſcher Weizen 236 bis 276 Gſl., und der preußiſche Rocken 176 bis 200 Gſl. Den 13ten März 1700, machte der Rath in Amſterdam die Veranſtaltung, daß den Bäckern der Rocken für 150 Gſl. die Laſt geliefert werden konnte; aber bald darauf fiel der Preis wieder dergeſtalt, daß er den 1ten Okt. deſſelben Jahres für Weizen 125 bis 155, und für Rocken 78 bis 100 Gſl. war.

Amſtrdamer Getreidepreiſe des jetzigen Jahrhundertes. Dieſe Preiſe ſind von einem der vornehmſten Amſterdamer Kornmäkler verzeichnet worden, diejenigen ausgenommen, welchen ein Sternchen vorgeſetzt iſt, und dieſe ſind in den benannten Jahren die niedrigſten geweſen.

Wenn hinter den Preiſen des Rockens ein D ſteht, ſo iſt Danziger, ſonſt aber allemal Preußiſcher, zu verſtehen.

Im Jahr 1775, iſt vom 15ten März, bis den 15 Juni kein zeeländiſcher Weizen auf dem amſterdamer Markte geweſen, wenigſtens nicht ſo viel, daß ſich ein Preis hätte beſtimmen laſſen.

Jahr.	Rocken.	Weizen.
	preußiſcher.	polniſcher.
1701 d. 1 Oktob.	60— 78	90—122
1702 — —	56— 70	86—114
1703 — —	60— 80	85—128
1704 — —	58— 77	95—125
1705 — —	58— 77	91—122
1706 — —	56— 69	* 90—115
1707 — —	56— 70	88—118
1708 — —	77— 95	108—138
1709 — —	204—240	242—326
1710 — —	128—152	145—225
1711 — —	83—101	146—164
1712 — —	78— 93	130—148
1713 — —	84— 96	135—160
1714 — —	95—110	157—177
1715 — —	74— 92	94—134
1716 — —	70— 94	104—135
1717 — —	74— 87	97—125
1718 — —	73— 83	106—126
1719 — —	85— 95	100—114

1720

Jahr.		Rocken. preußiſcher.	Weizen. polniſcher.
1720	— —	76— 82	92—100
1721	— —	57— 70	92—112
1722	— —	47— 60	82—104
1723	— —	57— 68	92—120
1724	— —	77— 86	97—121
1725	— —	82— 92	116—130
1726	— —	74— 92	98—128
1727	— —	82— 95	94—118
1728	— —	64— 78	90—110— 78
1729	— —	61— 75	100—110
1730	— —	47— 56— 60	78— 98—109
1731	— —	53— 60— 64	77— 97—111
1732	— —	48— 55— 57	70— 81— 96
1733	— —	54— 59— 61	74— 86— 98
1734	— —	72— 78— 81	100—110—124
1735	— —	62— 70— 72	96—112—125
1736	— —	74— 81— 84	96—106—116
1737	— —	62— 72— 75	108—116—130
1738	— —	62— 71— 74	106—112—122
1739	— —	68— 75— 77	104—114—124
1740	— —	105—119—123	188—207—242
1741	— —	106—118—122	156—180—208
1742	— —	60 80— 82	94—114—134
*1743	d. 31 Okt.	70	120
*1744	Sept.	64	111
*1745	d. 1 Okt.	74	114
*1746	— —	86	136
*1747	Aug.	109	155
—	Okt.	94	142
*1748	—	94	141—152
*1749	—	80	140—143
*1750	Aug.	73	133—

Jahr.	Rocken. preußiſcher.	Weizen. polniſcher.	Weizen. zeeländiſch.
*1751 Okt.	79	128	
*1752 —	77 D.	128	
*1753 Okt.	70—71	124—128	
*1754 —	70	106	
*1755 d. 31 Okt.	80	116	
*1756 Jul.	87	112	
— Okt.	152	152	
— Nov.	136	143	
*1757	128	160	
*1758 Sept.	101	140	
— Nov.	109—113 D.	151	
*1759 Okt.	78	137	
*1760 —	79	121	
*1761 Sept.	76	132	
*1762 —	98	136	
*1763 Okt.	84 D.	128	
*1764 d. 25 Sep.	82	134	
1765 d. 1 Okt.	80— 91	134—166	
1766 März	94—103	138—158	
— Okt.	94—103	156—170	
1767 März	85— 95	146—162	
— Nov.	75— 92	172—210	
1768 Jul.	82— 96	194—220	
— Nov.	98—108	196—210	
— Dec.	100—113	188—204	20
1769 März	114—122	186—208	186
— Jul.	80— 94	144—166	170
— Dez.	84— 94	138—160	154
1770 März	81— 91	128—145	144
— Aug.	94—194	138—152	166
— Okt.	130—140	150—174	190
— Dez.	120—131	145—162	176

1771

Jahr.	Rocken. preußiſcher.	Weizen. polniſcher.	Weizen. zeeländiſch.
1771 Febr	134—144	162—175	188
— April.	146—152	160—175	178
— Okt.	180—200	180—206	220
— Nov.	196—206	192—210	225
— Dec.	198—214	195—222	230
1772 Jan.	210—236	219	250
— Apr.	140—208	178—214	..
— Aug.	168—138	198—230	
— Dec.	158—152	182—210	236
1773 Febr.	140—150	185—220	130
— Jun.	110—134	184—215	235
— Aug.	90—114	176—202	134
— Dec.	84—112	180—200	206
1774 Jan.	80—110	174—200	196
— May	70— 88	172—192	200
— Sept.	102—114	188—200	216
— Dec.	108—118	158—200	
1775 Febr.	105—118	154—198	
— Jun.	118—128	160—200	
— Aug.	114—122	168—202	
— Dec.	105—120	152—192	156
1776 Febr.	106—120	150—192	164
— May	100—116	140—170	150
— Jul.	90—104	132—164	150
— Sept.	76— 98	128—162	150
— Okt.	86—104	130—164	150
— Dec.	76— 98	120—156	146
1777 März	79— 94	122—150	146
— May	64— 88	110—140	140
— Jun.	60— 78	100—135	
— Jul.	80— 98	115—155	165

No. 55. des leipz. Int. Bl. v. J. 1780. S. 466, f. Hrn. Hofr. Beckmann Beyträge zur Oekonomie ꝛc. 3 Th. (Gött. 1780. gr 8.) S 434, fgg.

Getreidepreiſe zu Augſpurg, von 1741, bis mit 1764, findet man in Hrn. Reg. Rath Schlettwein neuen Archiv ꝛc. 3 B. Lpz. (1786. gr. 8.) S. 41 — 138.

Richtiges Verzeichniß des mittlern Getreideverkaufs zu Augsburg von dem Jahre 1756, bis zum Jahre 1786, ſt. in den Beylagen zum 8 B. von Hrn. Nicolai Reiſe, (Berl. u. Stett. 1787. gr. 8.) S. 20 — 81.

Jährliche Kornpreiſe in der Stadt Braunſchweig, von 1513, bis 2635, welche aus einer alten geſchriebenen Nachricht genommen ſind, ſt. im 66 St. der hannov. nützl. Samml. v. J. 1755.

Preiſe vom Getreide in Danzig, ſeit 12 Jahren, von dem Jahre 1789, bis 1750, mit Anmerkungen darüber, ſt. in Hanows Seltenh. der Nat. und Oekon. 2. B. (Lpz. 1753. 8.) S. 389, fgg.

Der Geſchichte des erfurtiſchen Getreidepreiſes, von 1651, bis 1775, von Hrn. Roſenthal, iſt oben, S. 32, Erwähnung geſchehen.

Auf ſehr wohlfeile Jahre folgen, wie ich bereits erwähnt habe, allemal erhöhete Preiſe; wenn auch nicht Jahre wahrer Theurung, doch immer Jahre ſolcher Preisvermehrung, daß der Käufer des wohlfeilſten Getreides mit beträchtlichem Nutzen bald darauf wieder verkaufen kann. Die Geſchichte der Getreidepreiſe beſtätigt nicht allein dieſen Satz, ſondern ſie beſtimmt ihn auch, und belegt ihn mit weit genauern Rechnungsdatis. Sie lehrt uns, daß alle 10 Jahr, ein Jahr der Theurung, oder wenigſtens des Theurung ſich nähernden Preiſe, eintritt.

In Frankreich ſtieg der Getreidepreis:

von 1337 bis 1347, von 12 Sous par Septier, den man zu 1¾ dresdn. Scheffel zu rechnen pflegt, auf 2 Livr. 4 Sous.

von 1349 bis 1358, von 15 Sous auf 8 Livres.
von 1359 bis 1369, von 1 L. 1 S., auf 5 L. 12 S.
von 1516 bis 1526, von 1 L. 2 S., auf 4 L. 3 S.
von 1559 bis 1569, von 3 L. 12 S., auf 10 L. 7 S.
von 1570 bis 1580, von 4 L. 13 S., auf 14 L.
von 1581 bis 1590, von 5 L. 13 S., auf 40 L.
von 1690 bis 1700, von 7 L. 18 S., auf 39 L. 6 S.
von 1733 bis 1742, von 10 L. 7 S., auf 38 L. 2 S.

Im Eſſai ſur la Police générale des grains, ſur leurs prix, & ſur les effets de l'agriculture, (à Berl. 1750.) S. 239, fgg. und aus dieſem, im 1 St. des hiſtor. Portefeuille, a. d. J. 1788. S. 3. fgg findet man ein Verzeichniß der Kornpreiſe in Frankreich von dem Jahr 1202, bis zum Jahr 1745. woraus man erſieht, daß die Unbeſtändigkeit der Jahrszeiten, der hohe Werh der Münzen, der große Ueberfluß der Metalle im Reiche weniger Einfluß gehabt haben, als die verſchiedenen Lagen, in welchen Frankreich ſich befand. Es läßt ſich in dieſem Verzeichniſſe, welches die Kornpreiſe vom 13ten Jahrh. an, bis faſt zur Mitte des 18ten begreift, ein Theil der Geſchichte der Monarchie Frankreichs finden. Das Korn iſt theuer, wenn einheimiſche oder auswärtige Kriege den Ackerbau ſtören. Der Preis des Getreides fällt, wenn der Friede die verlorne Ruhe wieder ſchenkt. Die Unbeſtändigkeit der Jahrszeiten ſchadet weniger, als die Urſachen, welche den Bau der Erde ſchwächen, und der Einfluß der Münzen ſcheint ſich nur kaum bemerkbar.

Nach dieſem Verzeichniſſe war die erſte Theurung die von J. 1304. Sie wurde vielleicht durch die Erhöhung der Münzen bewirkt, welche durch Finanzverwirrung

und Unordnung, und durch einen ſehr langen Krieg erzeugt wurde. **Philipp** IV verboth, in ſeiner Verordnung vom März 1304, den Septier Korn höher, als für 2 Liv., zu verkaufen; eine Verordnung, deren Wirkung ſo traurig war, daß man ſich genöthigt ſahe, am 11ten April eben dieſes Jahres jene Verordnung zu wiederrufen.

Im Jahr 1315, trugen Krieg und Unruhen, in welche die Monarchie geſtürzt wurde, ſo viel zu der Theurung bey, als der fortdauernde Regen, welcher dieſes Jahr ſo ſehr auszeichnete.

Alle Theurungen im 14ten Jahrh., und im Anfange des folgenden, können als Folgen der Anfälle Frankreichs von den Engländern angeſehen werden. Das Steigen und Fallen der Kornpreiſe richtet ſich nicht ſelten nach dem Schickſale der Armee, vorzüglich wenn der Feind im Lande des angegriffenen Theiles ſteht.

Carls V. vortrefliche Regierung, und ſein Glück wider ſeine Feinde, hoben und erhielten Frankreich eine lange Reihe von Jahren hindurch, und der Waffenſtillſtand mit den Engländern erhielt das Korn in einem niedrigen Preiſe bis zu dem Verluſte der Schlacht bey Azincourt 1415, die Frankreich in neues Elend ſtürzte.

In der Epoche von 1416 bis zum Jahr 1425 ließ ſich unmöglich ein Kornpreis feſtſetzen. Das Königreich war voll Unruhen, von Feinden, von Cabalen und Parteyen. Die Mark Silber ſtieg von 6 Livr., bis auf 40. Kaufleute und Bäcker flohen davon, und das Volk litt Brodmangel. Ein Beweis, mit welcher Behutſamkeit Verordnungen über die Lebensmittel gegeben werden müſſen! Endlich erlaubte man den Septier für 5 Ecus d'or zu verkaufen.

Der hohe Preis des Kornes unter der Regierung Carl's VII hatte eine unmittelbare Beziehung auf den Krieg der Engländer, die einen Theil des Königreiches einnahmen. Als das Reich durch die Feinde nicht mehr verwüſtet, noch von innen oder auſſen beunruhiget wurde, ſo war der Preis des Kornes geringe, und blieb es 69 Jahr lang. Der Septier galt 3 bis 4 Liv.; und obgleich der Preis der Mark Silber täglich ſtieg, ſo blieb doch der Preis des Getreides weit geringer, als in den vorhergehenden Jahrhunderten. Dann ſtieg der Preis des Kornes wie-

wieder unter Franz I. Die vielen Kriege dieſes Monarchen waren Schuld daran

Als in der Folge der Geiſt der Faction das ganze Königreich in Flammen ſezte, ward der Preis des Kornes gar ausſchweifend hoch.

Unter der Regierung Heinrichs IV. fühlte man die Folgen davon noch. Der Preis des Getreides war unter dieſer Regierung, unter der Regierung Ludwig XIII., und unter Ludwig XIV. bis zum Jahr 1664, ununterbrochen viel theurer, als er in unſern Zeiten jemals geweſen iſt.

Während der 20 Jahre der Regierung Heinrich's IV, welche in dem Verzeichniſſe drey Epochen ausmachen, ſtieg der Mittelpreis auf 33 Livr. und vier Deniers.

In den vier Epochen der Regierung Ludwigs XIII. war er nur 22 Livr. 5 Sous; in den vier übrigen der Minorität Ludwigs XIV. ſtieg er auf 33 Liv. 6 S. und 6 D. Dieſe Verſchiedenheit kam blos von den innerlichen Unruhen her, welche im Anfange dieſer Regierung herrſchten; denn das Jahr 1662 ausgenommen, findet man in dieſem Zwiſchenzeitraume keinen merklichen Mangel. Indeſſen bezahlte man in dieſen verſchiedenen Zeiten den Septier 2 oder 3 Unzen Silber theurer, als jezt.

Die Ruhe im innern des Reiches, und eine glücklichere Adminiſtration brachten im Königreiche große Verwirrungen hervor. Seit 1644 fiel der Preis des Kornes immer tiefer. Nur in den Jahren 1693, 1699 und 1709, ſtieg er durch Schuld der Witterung. Ludwigs XIV. Kriege verurſachten einige Veränderungen; im Allgemeinen aber ſieht man, daß ſeit 1664, bis auf unſere Tage herab, das Reich und der Ackerbau ſich verbeſſerten.

Unter der Regierung des jezigen Monarchen, unter dem das Reich noch nicht drückendes Unglück erduldet hat, iſt der Preis niedriger, als er in den vorhergehenden Jahrhunderten jemals war.

Getreidepreiſe vom Rocken und Hafer in der göttinger Gegend, von 1597 bis 1756, welche aus der Kirchenregiſtratur eines nicht weit von Göttingen liegenden Kirchſpieles genommen ſind, ſt. in Nro. 34 des leipz. Int. Bl. vom Jahr 1777, S. 292, f.

J. F.

J. F. Ungers Betrachtung über die Fruchtpreiſe zu Hannover, von den Jahren 1750 und 1751, ſt. im 17 St. der Hannov. gel. Anzeig. a. d. J. 1752.

Tabellariſcher Extrakt der Marktgetreidepreiſe der Stadt Leipzig und Delitſch, vom J. 1719, bis mit 1774, nach dem dresdn. Scheffel, ſt. in No. 38 des leipz. Int. Bl. v. J. 1776, S. 343 — 346.

In Leisnig, fiel der Scheffel Korn in den Jahren 1740, bis 1750, bis 1 Thlr. 14 Gr., und ſtieg wieder bis 3 Thlr. 3 Gr.

Im Meklenburgiſchen. Tabelle über die Kornpreiſe daſelbſt, in den Jahren 1571, bis 1696, ſt. im 10 St. des 1 Quartals, 3ten Jahrg. der nützl. Beytr. zu den Strelitz. Anzeigen.

Tabelle über die Kornpreiſe daſelbſt, v. J. 1618 bis 1769, im 8 und 9 St. des 4 Quartals, 2ten Jahrg. derſelben.

Tabelle der Kornpreiſe, von 1664 an, bis 1659, in der Gegend zwiſchen Stargard und Altſtrelitz, ſt. im 11 St. des 1 Qu. 3 Jahrg. derſelben.

Der Geſchichte des Getreidepreiſes in der kaiſerl. freyen Reichsſtadt Nordhauſen. von 1676, bis 1775, von Hrn. Roſenthal, iſt oben, S. 31, Erwähnung geſchehen.

Nordhauſiſche monatliche Fruchtpreiſe von 1200 Monaten, nämlich vom May 1668, bis dahin 1771, von W. A. von Wüllen, ſt. im 42 — 46 S. des hannov. Magaz. von J. 1771.

Tabellariſcher Extract der Marktgetreidepreiſe der Stadt Nordhauſen, vom Jahr 1676 bis mit 1786, nach nordhauſiſchem Scheffel

fel, ſt. in Nro. 28 des leipziger Int. Bl. v. Jahr 1787, S. 231—233.

Osnabrückiſche Fruchtpreiſe, wie ſie jährlich vom Domkapitel geſetzt worden, von 1624 bis 1751, von J. C. Strodtmann, ſt. 55 St. der hannov. gel. Anz. vom Jahr 1752.

J. F. Ungers Schreiben von den osnabrückiſchen Fruchtpreiſen, ſt. im 86 St. derſ. v. e. d. J.

Ein hundert und fünf und dreyßig jähriger Auszug des mittlern Getreidepreiſes der Churſtadt Wittenberg, von 1630 bis 1764, nach dem Stadtmaße gerechnet, iſt in Nro. 34 des leipz. Int. Bl. v. J. 1765, S. 301—303; und auf der zu S. 390 des 1. B. der berl. Beyträge zur Landwirthſchaftswiſſ. gehörigen Tabelle.

In Wittenberg war der Mittelpreis von 1 Scheffel Korn, von 1649 bis 1659, 15 Gr., und ſtieg von 9 Gr. auf 1 Thlr. 3 Gr. Von 1731, bis 1740, 1 Th. 1 Gr. 7 Pf., und ſtieg von 13 Gr. auf 2 Thlr. 13 Gr.

Aus vorerwähntem wittenbergiſchen Auszuge erſieht man den großen Unterſchied der alten und jetzigen Getreidepreiſe auf das deutlichſte. Denn nur bey der einzigen Getreidegattung, dem Rocken, ſtehen zu bleiben, ſo hat der dortige Stadtſcheffel, welcher nach dem dresdner Maße $\frac{1}{2}$ Scheffel, nach dem Brandenburgiſchen aber ungefähr 15 $\frac{1}{2}$ Metze beträgt, vor dem Jahr 1736 ſehr ſelten 1 Thlr. und darüber, gegolten. Die meiſte Zeit iſt er für 10, 12, 16, 18 bis 20 Gr., auch öfters für 8 und 9 Gr. verkauft worden. Seit 1736 hingegen hat der Scheffel Rocken niemals unter 1 Rthlr. gegolten, wohl aber iſt er bis 2, 3, ja 6 bis 7 Rthlr. geſtiegen. Die Kriegsjahre, in welchen der Getreidepreis durch das damals courſirende ſchlechte Geld ganz auſſerordentlich erhöhet worden, können zwar dabey nicht in Betrachtung gezogen werden; allein, gedachte Tabelle beweiſet ganz augenſcheinlich, daß auch zu Friedenszeiten, und bey gutem Gelde, das Getreide ſeit 1736 in einem beſtändig weit höhern Preiſe geſtanden habe. Be-

ſon

ſonders bemerkt man, daß, zu den Zeiten unſerer Vorfahren, die in unſern Tagen ſo häufigen Miswachsjahre ſich weit ſeltener ereignet haben. Denn wenn man nur diejenigen Jahre, in welchen der Rocken zu alten Zeiten 1 Rthlr. und darüber, gegolten hat, mit Recht für Mißwachsjahre annehmen kann, ſo findet man von 1630 bis 1735 incl. folglich in 106 Jahren, deren nicht mehr als 18; die übrigen 88 Jahre ſind, nach Maßgebung des bemerkten Preiſes, lauter gute und fruchtbare Zeiten geweſen.

Ich habe oben gezeigt, daß, wenn das Getreide in hohem Preiſe ſteht, der Staat ſich in weit glücklichern Umſtänden befinde, als bey niedrigem Preiſe. Will nun die Polizey, guten Grundſätzen gemäß, einen mäßig hohen Kornpreis verſchaffen, ſo kann ſie ſich dazu folgender Mittel bedienen.

1. Sie muß die Einfuhre fremden Getreides verbieten. Dadurch wird ſie verhindern, daß das Geld dafür nicht auf ewig auſſer Landes geht, und daß zugleich das einheimiſche Getreide einen höhern Werth, als die Kammertaxe vorſchreibt, erhält. Doch iſt es eben nicht nöthig, daß die Polizey ſolche Einfuhre öffentlich und ausdrücklich verbiete; ſie darf nur die Impoſten auf das ausländiſche Getreide dergeſtalt erhöhen, daß der Preis deſſelben den Preis des einheimiſchen Getreides weit überſteigen muß. Denn alsdann finden die fremden Kornhändler keine Käufer, und müſſen mit ihrem Getreide zu Hauſe bleiben.
2. Die Polizey muß die Bevölkerung des Staates möglichſt befördern. Je mehr Menſchen im Staate vorhanden ſind, je ſtärker iſt die Getreideconſumtion; und dieſe verurſachet einen hohen Preis des Getreides.
3. Um dieſe Getreideconſumtion noch mehr zu vermehren, kann die Polizey für die Vermehrung derjenigen Vieharten ſorgen, welche zu ihrem Unterhalt

halt, oder zu ihrer Mäſtung, des Getreides bedürfen.

4. Zu eben dem Ende ſucht ſie die Bierbrauereyen, das Branntweinbrennen, das Stärke- und Pudermachen, die Blechhämmer, und andere Nahrungsarten, die viel Getreide conſumiren, durch Vergünſtigungen im Lande mehr auszubreiten.

5. Sie verſtattet den freyen Getreidehandel und die Verſendung des Getreides außerhalb Landes, ſobald das Getreide auf einen gewiſſen feſtgeſetzten niedrigen Preis zu fallen anfängt, nach dem Beyſpiele der Engländer.

6. Sie richtet inſonderheit ihr Augenmerk auf die Anlegung und Füllung öffentlicher Magazine.

7. Sie ertheilt die allgemeine Erlaubniß, das einheimiſche Getreide nach Belieben aufzuſchütten, und ſolches bey etwa einreißendem Mangel mit Vortheil innerhalb Landes wieder abzuſetzen.

Dieſe Maßregeln, wenn ſie gehörig angewendet werden, werden allemal im Stande ſeyn, dem Getreide einen mäßig hohen Preis zu verſchaffen, und laſſen niemals zu, daß das Getreide zu wohlfeil werde, oder gar in Unwerth gerathe.

Im Jahr 1773, erſchien zu Leipzig: Von dem Nutzen eines geſetzlichen Fruchtpreiſes, auf 4 Quartbogen. Dieſe zwar wenige, aber mit Einſicht und Gründlichkeit geſchriebene Bogen, machen zugleich dem von Patriotismus und Chriſtenthum erfüllten Herzen des ungenannten Verfaſſers, welches Hr. Prof. Claproth in Göttingen iſt, Ehre. Nach einer kurzen Bemerkung der Schädlichkeit eines zu niedrigen und zu hohen Fruchtpreiſes, wird die Feſtſetzung eines allgemeinen geſetzlichen Fruchtpreiſes, als ein Mittel, dem Käufer ſowohl, als auch dem Verkäufer, eine Erleichterung zu verſchaffen, vorgeſchlagen; und hierauf wer-

werden die Regeln angegeben, wonach der geſetzliche Fruchtpreis zu beſtimmen ſey. Wegen des häufig vorfallenden Mißwachſes, ſoll allemal das 12te Jahr für die Feldſchäden ganz zurück gerechnet werden, und das Capital des Grundſtückes 5 pro Cent einbringen. Hiemit möchten wohl viele Ländereybeſitzer nicht zufrieden ſeyn, und fragen: ob das ſeit 50 Jahren in Deutſchland nicht aufhörende Viehſterben nicht in Anſchlag komme, da die Viehzucht doch die Grundlage des Ackerbaues ausmacht, und Mißwachs aus Näſſe, Froſt, Dürre, Hagelſchlag, u. ſ. w. vielmals für den Landmann weniger verderblich ausfallen, d. h. durch eine gute Aernde des gleich folgenden Jahres erſetzt werden können; dahingegen das Viehſterben wenigſtens 6 Jahr lang einen Ausfall bringen kann. Die Einwürfe wider einen geſetzlichen Preis trägt der Verf. möglichſt ſtrenge vor, und widerlegt ſie hinreichend. Ich werde in ſeine Fußſtapfen treten, und noch einen Einwurf hinzu fügen, um ihn zu widerlegen, wenn ich bey der Beantwortung des 4ten Einwurfes noch einiges werde erinnert haben. Dieſer widerlegte Einwurf iſt: der Endzweck iſt beſſer durch Magazine zu erreichen. Hier ſcheint es, daß Magazine wohl zur Feſtſetzung und Erhaltung eines geſetzlichen Preiſes angewendet, oder wohl gar unentbehrlich ſeyn könnten. Es dürften eben nicht neue Magazine erbaut werden. In den Städten ſind viele Bürgerhäuſer, z. B. bey Bäckern und Brauern, welche zur Aufbehaltung großer Kornvorräthe, beſonders eingerichtet ſind; vieler Böden auf Kirchen, Hoſpitälern und alten Klöſtern, nicht zu gedenken. Die unverſehenen Zufälle ſind dabey nicht höher, als in den Scheunen und Häuſern der Landleute, zu rechnen; und gute Aufſicht kann den Betrügereyen und Nachläſſigkeiten wohl vorbeugen. Könnten nicht, da zumal in manchen Gegenden mit einem Vertriebe des Kornes auſ-

ſer-

ſerhalb Landes nicht wohl aufzukommen iſt, Geſellſchaften und Maskopeyen errichtet, und die Aufſchüttung des Kornes in ſolchen Jahren unternommen werden, da mehr gewonnen, als verzehrt wird? Könnte durch andere Geſellſchaften wohl der Magazinvorrath nicht aſſecurirt, mit benachbarten Ländern Commerztractate geſchloſſen, überhaupt aber bey in= oder ausländiſchem Verkauf der Preis dieſes Kornes durch die Kammercollegia reguliret werden? Daß aber Magazine den zu hohen Preis des Kornes ſo wohl herunter halten, als auch dem zu tief ſinkenden Preiſe im Wege ſtehen können, davon ſieht man etwas ähnliches in den preußiſchen Ländern. Kommt der Rocken zu weit unter 1 Thaler, ſo läſſet, wie ich bereits im Art. Kornmagazin, im XLV. Th. S. 590 fgg. erwähnt habe, der König ſeine Magazine in Berlin, Spandau, Magdeburg 2c. ſogleich anfüllen, und Korn einkaufen, wodurch denn das zu ſtarke Sinken des Kornpreiſes verhütet wird. Wird der Kornpreis übermäßig hoch, ſo werden die Magazine geöffnet, und es wird nicht nur für die Armeen Brod daraus gebacken, ſondern es wird auch nothleidenden Städten und Dörfern, Korn aus ſolchen Magazinen um einen mäßigen Preis verkauft, oder vorgeſchoſſen. Die in eben dieſen Ländern errichteten Kornhandelsgeſellſchaften in Magdeburg und Stettin (deren im XLV. Th. S. 370, fgg. gedacht worden iſt,) haben Magazine nöthig, und ihnen iſt vorgeſchrieben, bey welchem Preiſe im Lande ſie aufkaufen, oder ſolches nicht thun dürfen, damit das Korn weder zu wohlfeil noch zu theuer werde.

Der Einwurf, den ich als ein Supplement habe hinzu fügen wollen, wäre dieſer: Bey einem geſetzlichen Fruchtpreiſe werden die Käufer in den Städten, als: Bäcker, Brauer, und Branntweinbrenner, ihr Capital nicht mehr ganz an zu erkaufende Vorräthe legen, ſondern ſolches entweder ruhen laſſen, oder

ſonſt unterzubringen ſuchen; hierdurch wird der Verkäuſer, der nach Beſchaffenheit der Zeit und der Wege die Zufuhre verrichtet, nicht immer ſein Korn anbringen; und wofern er es nicht zurück fahren will, abſetzen, Böden miethen, oder Unterſtecherey treiben, und ſein Korn unter dem Preiſe oder mit Uebermaß verkaufen müſſen. Dieſer Unbequemlichkeit wird ſogleich abgeholfen, wenn Geſellſchaften vorhanden ſind, die durch Commiſſionäre das Korn für ihre Magazine abnehmen, oder es muß die Einrichtung in einer jeden Stadt getroffen werden, daß die Conſumenten nach der Reihe das Korn abnehmen müſſen, wenn zuvor eine gewiſſe Anzahl von Dorfſchaften angewieſen worden iſt, daß deren nicht mehr oder weniger, dieſe oder jene Stadt zu verſorgen haben ſollen. Den, §. 12 nachgewieſenen Vortheilen eines geſetzlichen Fruchtpreiſes unterſchreibe ich völlig, mit der Bedingung, daß auch die Bedürfniſſe des Landmannes aus den Städten bey dem Schuſter, Schneider, Leinweber, Stellmacher, Schmied ꝛc. durch gute Taxordnungen proportioniret werden; und erinnre nur noch, wenn nach dem Verf. §. 4 zur Würderung der Ländereyen allgemeine Feldvermeſſungen vorzunehmen, und 3 Claſſen anzuſetzen ſind, (*) zur genauen Beſtimmung des Werthes von einem Grundſtücke, wohl auf die Entlegenheit eines Ortes von demjenigen, wohin er ſein Korn verfahren muß, Rückſicht genommen werden, auch die in der niedrigſten Claſſe ſtehenden Ackerleute, als die ärmſten, die erſten bey der Unterbringung ihres Kornes ſeyn müſſen; da die höhern claſſificirten mehr Korn erbauen, und bey dem ſpätern Verkaufe deſſelben eher ausdauern können.

(*) Im Brandenburgiſchen hat man bey den landſchaftlichen Abgaben bisher 4 Claſſificationen gehabt; und es möchten deren wohl noch mehrere dienlich ſeyn.

14 St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1774, S. 114, f.

Schreiben eines Mitgliedes der ſchleſ. patriot. Geſellſch. an den Verfaſſer der Abhandlung: Von dem Nutzen eines geſetzlichen Fruchtpreiſes, ſt. im 5 und 6 St. der Oekon. Nachr. der patriot. Geſellſch. im Schleſien, a. d. J. 1773.

Kön. Preuß. Patent wegen des Preiſes, nach welchen das im Lande gewonnene Korn in der Churmark, und zwar in den Städten Berlin, Spandow, Brandenburg, Ruppin und Tangermünde verkauft werden ſoll, d. d. Berlin, 12 Sept. 1725, ſt. in *Mylii Corp. Conſt. March.* 5 Th. 5 Abtheil. No. 14.

Patent wegen des Preiſes, nach welchem das diesjährige im Lande gewonnene Korn in Preußen, Pommern, der Neumark, Churmark, auch Magdeburg, bey den köngl. Proviantmagazinen angekaufet werden ſoll, d. d. Berlin, 23 Aug. 1727, eb. daſ. No. 16.

Patent wegen des Preiſes, nach welchem der diesjährige einländiſche Rocken bey den kön. Proviant=Magazine aufgekauft werden ſoll, d. d. Berl. 6 Aug. 1728, eb. daſ. No. 17.

Worin der Nutzen beſteht, wenn eine gute Kornpolizey bewirkt, daß das Getreide nie zu woh feil und nie zu theuer im Lande werden, und Mangel entſtehen kann, habe ich in den Artikeln Kornhandel und Kornmagazin, und oben, S. 2, fgg. gezeigt.

Bey einer jeden Gütertaxe, kommt es, in Anſehung des Ackerbaues, 1. auf eine richtige Ausmittelung der von einer jeden Getreideart erforderlichen Ausſaat; 2. auf die Beſtimmung des Körnerertrages bey einer jeden Getreideart; und 3. auf die Beſtimmung des Preiſes für dasjenige, was zum Verkauf übrig bleibt, an. Was den hierher gehörigen leztern Punct, oder die Beſtimmung der Getreidepreiſe bey Gütertaxen, betrifft, ſo können die ehemals bey den Gütertaxen gewöhnlich geweſenen Getreidepreiſe zu den jezigen Zeiten nicht mehr Statt finden. In ganz Deutſchland, und faſt in der ganzen Welt, waren ehemals wohlfeilere Zeiten, als jezt. Um nur bey unſerm Vaterlande zu bleiben, ſo wurde in den Marken und in Pommern, zu den Zeiten unſerer Vorfahren, der

Rocken, und das übrige Getreide verhältnißmäßig, ſehr oft für 8 Ggr. erkauft. Wenn er 12 Ggr. galt, war der Landmann ſehr zufrieden. Mußte er aber mit 20 Ggr. bis 1 Rthlr. bezahlt werden, ſo wurde es ſchon für eine Art von Theurung gehalten. Bey dieſen Umſtänden war der Preis von 12 Ggr. allerdings der billige Mittelpreis, und er konnte damals nicht höher angenommen werden. Wie ſehr ſich aber dieſes alles geändert hat, iſt einem Jeden bekannt. Wenn jezt der Rocken nur eine kurze Zeit 16 Ggr. gilt, ſo hört man den Landmann überall ſeufzen und klagen; und in der That wäre es auch, bey den durchgehends vermehrten und geſtiegenen Wirthſchaftsnothdurften, für denſelben unmöglich, dabey beſtehen zu können. Dieſe Veränderung in den Getreidepreiſen iſt nicht etwann ein bloßes Abwechſelungsſpiel für eine kurze Zeitdauer. Sie währt ſchon ſeit 1736, (welches Jahr wegen des damahligen auſſerordentlich großen Waſſers, und dadurch verurſachten häufigen Schadens, noch bey vielen Landwirthen, beſonders in Schleſien, wo dieſes Uebel beſonders gewütet, und vieles Unheil angerichtet hat, in Andenken iſt,) und folglich über 50 Jahr; und nach allen, ſowohl phyſiſchen als politiſchen, Umſtänden, laſſen auch die künftigen Zeiten hierunter eher eine Erhöhung, als Verminderung, vermuthen. Wenn demnach die zu unſern Zeiten anzufertigenden Gütertaxen richtig ausfallen ſollen, und dadurch der wahre Werth der Grundſtücke ausgemittelt werden ſoll, ſo müſſen dabey ganz andere Getreidepreiſe, als die vormals gewöhnlich geweſenen, angenommen werden.

Die zu unſern Zeiten bey den Gütertaxen zum Grunde zu legenden Getreidepreiſe mit einer gewiſſen Genauigkeit zu beſtimmen, iſt nicht ſo leicht, als man vielleicht glaubt. Die Lage, ein mehr oder weniger bevölkerter Zuſtand des Landes, und andere dergleichen Umſtände mehr, verurſachen, daß man hierunter nicht

allent-

allenthalben einerley Grundſätze annehmen kann. Inſonderheit können nicht für ein ganzes Land einerley Getreidepreiſe angenommen werden, ſondern eine jede Provinz, ja faſt ein jeder Kreis, (wie in Schleſien bey der neuen Landſchaftseinrichtung geſchehen iſt,) hat deshalb eine eigene und beſondere Beſtimmung nöthig. Ich werde hier die verhältnißmäßigen Getreidepreiſe zwar nur für die Mark Brandenburg und für Pommern feſtſetzen; doch wird dasjenige, was in Anſehung dieſer beyden Provinzen vorgeſchlagen werden wird, auch für andere Länder und Provinzen nicht gänzlich unbrauchbar bleiben. Denn da ich bey einer jeden Gegend die Urſachen beyfügen werde, warum ich derſelben höhere oder niedrigere Preiſe, als in andern Gegenden, annehme, ſo können auch andere Länder und Provinzen, bey welchen gleiche Urſachen Statt finden, von dieſer vorzuſchlagenden Beſtimmung der Getreidepreiſe einen Gebrauch machen.

Bey allen zu taxirenden Wirthſchaftsproducten, und mithin auch bey dem Getreide, ſind keine andere, als Mittelpreiſe, zum Grunde zu legen, und es iſt ein gewiſſer Terminus a quo, von welchem an die verſchiedenen Preiſe zu berechnen ſind, feſtzuſetzen nöthig. Es dürfte demnach nur von der Hauptſtadt einer jeden Provinz ein zuverläſſiger, von dem J. 1736 anfangender Extract der verſchiedenen jährlichen Getreidepreiſe gefordert, und bey einer jeden Getreidegattung die ganze Summe mit der Zahl der darin enthaltenen Jahre dividiret werden; das dadurch herauskommende würde, mit mehr als äuſſerſter Wahrſcheinlichkeit, für den richtigen Mittelpreis zu achten ſeyn. Da indeſſen viele Gegenden unſers deutſchen Vaterlandes ſeit dem J. 1736 verſchiedene Kriege ausgeſtanden haben, und bey Feſtſetzung allgemeiner Regeln, auf dasjenige, was dergleichen auſſerordentliche Fälle gewirkt haben, nicht geſehen werden kann, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß

aus dieſen Extracten die Kriegsjahre weggelaſſen; und der zu dividirenden Zahl nicht mit hinzu geſetzet werden müſſen. Wollte man auch 12 Jahre als Kriegsjahre abrechnen, ſo würde doch von jezt (1789), bis an das Jahr 1735, noch immer eine Zeit von 41 Jahren bleiben. Binnen dieſem Zeitraume haben ſämmtliche Felder 10 mal mit Winterung, und eben ſo oft mit Sommerung, beſäet und abgeärndet werden können. Ihr Gutes uad Schlimmes, ihre Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, als welches die erſte und natürlichſte Urſache hoher und niedriger Preiſe iſt, hat alſo Zeit genug gehabt ſich zu zeigen, und unter einander abzuwechſeln.

Wenn man nun den Mittelpreis des Hauptgetreides, nämlich des Rockens, mit Weglaſſung aller Kriegsjahre, von 1746, bis 1789, ausrechnen wollte, ſo würde derſelbe gewiß, auch in in den wohlfeilſten Gegenden, beynahe auf 1 Rthlr. zu ſtehen kommen. Nur in der Gegend der Neumark, welche doch nicht zu den theuerſten gehört, hat der Rocken in den ſeit dem hubertsburger Frieden verſtrichenen 26 Jahren, worin noch überdies die Zufuhre aus Polen faſt beſtändig erlaubt geweſen iſt, nur ein einziges mal, nämlich im J. 1770, 16 Ggr. gegolten; und dieſes dauerte auch nur einige Wochen, indem er noch in eben demſelben Jahre mit 1 Rthlr. 12 Gr. bezahlt werden mußte. Die meiſte Zeit hat er 1 Rthlr 2 bis 3 Gr., mehr oder weniger, gegolten; und in einigen Jahren, als: 1771 und 1772, iſt er beynahe an 2 Rthlr. geſtiegen, auch gegen die Zeit der Aernde noch wohl höher bezahlt worden.

Es ereignen ſich aber in der Landwirthſchaft, beſonders bey dem Ackerbaue, verſchiedene öfters nicht voraus zu ſehende Unglücksfälle, welche die Einkünfte eines Landwirthes nicht ſelten auf viele Jahre wo nicht gänzlich hinweg nehmen, doch wenigſtes ſchwächen.

Da

Da nun ſonſt bey den gewöhnlichen Taxen den künftigen Gutsbeſitzer dieſerhalb zu entſchädigen keine Gelegenheit iſt, ſo muß ſolches von vernünftigen und gerechten Taxationscommiſſarien, durch eine billige Ermäßigung theils des Körnerertrages, und theils des Getreidepreiſes, geſchehen.

Nach dieſen Grundſätzen theilt Hr. Präſ. v. Benekendorf (*) die Marken und Pommern in vier verſchiedene Claſſen ein, und regulirt nach denſelben die Beſtimmung der Getreidepreiſe.

Zur erſten Claſſe rechnet er die um die Haupt= und Reſidenzſtadt Berlin auf 3 Meilen weit herum liegende Gegend. In dieſer eben ſo großen als volkreichen Stadt iſt nicht allein der ſicherſte Abſatz, ſondern auch der höchſte Preis aller Getreidegattungen zu erwarten; ja ſie iſt es eigentlich, welche den Getreidepreis im ganzen Lande beſtimmt, und eben dieſe Beſchaffenheit hat es mit allen großen und volkreichen Hauptſtädten in allen Ländern. Eine ganz natürliche Folge iſt es daher, daß die in der Nähe gelegenen Landgüter ſowohl in dem ſichern Abſatze, als auch in dem Getreidepreiſe ſelbſt, einen großen Vorzug haben. Wenn gleich die weit entlegenern für ihr nach der Hauptſtadt gebrachtes Getreide eben ſo viel bekommen, ſo iſt doch ſolches mit mehrern Koſten verknüpft, welche nothwendig in Rückſchlag genommen werden müſſen. Auch haben dieſe nächſt gelegene Oerter den großen Vortheil, daß ſie zu allen Zeiten den höchſten Getreidepreis abpaſſen und ſich denſelben zu Nutze machen können, da hingegen die weit entlegenern hierunter ſehr oft zu ſpät kommen, und ihr Getreide, nachdem der höher geweſene Preis ſchon wieder gefallen iſt, zu Markte bringen.

(*) Im 1 B. ſeiner Oeconomia forenſis, (2te Aufl. Berl. 1780, 4.) S. 400, ſqq.

Zur zweyten Claſſe zählt Hr. v. B. den übrigen Theil der Mittelmark, die Ukermark, Altmark und Prignitz. Der größte Theil hiervon kann ebenfalls den Abſatz ſeines Getreides in der Hauptſtadt machen; und wenn auch dieſe nicht alles conſumiren könnte, ſo ſind Frankfurth an der Oder, Potsdam und Brandenburg, gleichfalls anſehnliche Städte, in welchen jährlich eine Menge Getreide verbraucht wird. Die Ukermark führt ſchon von je her, und zwar mit Recht, den Namen einer Kornkammer von Berlin. Ein Theil davon kann überdies ſeinen Getreideabſatz ganz bequem nach Stettin machen. Die Altmark und Prignitz iſt zwar von Berlin, um ihr Getreide auf der Achſe dahin zu bringen, etwas weiter entfernt; dagegen aber können dieſe Gegenden, wenn das Getreide wohlfeil iſt, und folglich, damit einen auswärtigen Handel zu treiben, erlaubt wird, ſolches gar füglich nach Hamburg abſetzen, wozu die durchſtröhmende Elbe ihnen die bequemſte Gelegenheit gibt.

Zur dritten Claſſe können füglich der königsbergiſche, ſoldiniſche, landsbergiſche und friedebergiſche Kreis, und ein Theil des arenswaldiſchen Kreiſes, bis an die Stadt Arenswalde, nebſt den incorporirten Kreiſen der Neumark, ingleichem ganz Vorpommern, und ein Theil von Hinterpommern bis an die Stadt Stargard, oder ſo weit der ſo genannte Weizenacker geht, gerechnet werden. Alle dieſe Gegenden haben den Vortheil, daß ſie ihr Getreide vermittelſt der Netze, Warte und Oder, ebenfalls nach der Hauptſtadt Berlin bringen können. Ueberdis hat Vorpommern und der erwähnte Theil von Hinterpommern, die ebenfalls anſehnliche Handelsſtadt Stettin in der Nähe; den incorporirten neumärkiſchen Kreiſen aber gibt Frankfurth an der Oder eine bequeme Gelegenheit zum Abſatz ihres Getreides.

Zur

Zur vierten und letzten Claſſe, gehören der hinter der Stadt Arenswalde gelegene Antheil des arenswaldſchen Kreiſes, nebſt dem dramburgiſchen und ſchievelbeiniſchen Kreiſe, imgleichen der übrige Theil von Hinterpommern, in ſo weit er nicht ſchon bey der dritten Claſſe mit aufgeführt worden iſt. Dieſe Gegenden ſind, um ihr Getreide nach der Hauptſtadt zur Achſe zu bringen, zu weit entfernt, und zu deſſen Verſchiffung dahin haben ſie ebenfalls, weil die daſelbſt befindlichen Flüſſe nicht ſchiffbar ſind, keine Gelegenheit. Die bey Colberg herum liegende Gegend kann zwar ihr Getreide, wenn der auswärtige Handel erlaubt iſt, daſelbſt bequem abſetzen; da aber dieſe Erlaubniß nur zu wohlfeilen Zeiten ertheilt zu werden pflegt, ſo kann darauf allein keine Rückſicht genommen werden.

Die wirkliche Beſtimmung der Getreidepreiſe nach vorſtehenden Claſſen, legt Hr. v. B. in folgender Tabelle vor, welche nach allen voraus geſchickten Grundſätzen abgefaßt, und worin das richtige Verhältniß der verſchiedenen Getreidegattungen auf eine wirthſchaftliche Art getroffen iſt.

Getreide-Preis-Tabelle,

wie dieſelbe in den Marken und Pommern bey jezigen Zeiten feſtzuſetzen wäre.

Benennung der verſchiedenen Gegenden, nach vier unterſchiedenen Claſſen.	Weizen. thl	Weizen. gr.	Rocken. thl	Rocken. gr.	Große Gerſte. thl.	Große Gerſte. gr.	Kleine Eerſte. thl.	Kleine Eerſte. gr.	Hafer. thl.	Hafer. gr.	Buchweizen. thl	Buchweizen. gr.	Erbſen. thl	Erbſen. gr.	Wicken. thl	Wicken. gr.
Erſte Claſſe.																
Die um die Hauptſtadt Berlin 3 Meilen weit herum liegende Gegend - - - - - -	1	4	—	21	—	18	—	16	—	14	—	14	—	21	—	21
Zweyte Claſſe.																
Die übrigen Theile der Mittelmark, die Altmark, Ukermark und Prigniz - - - -	1	2	—	19	—	16	—	15	—	13	—	13	—	19	—	19
Dritte Claſſe.																
Der königsbergiſche, ſoldiniſche, landsbergiſche, friedebergiſche und arenswaldiſche Kreis bis an die Stadt Arenswalde, nebſt den incorporirten Kreiſen der Neumark, ingleichem Vorpommern und ein Theil von Hinterpommern bis an die Stadt Stargard - - - - -	1	—	—	17	—	15	—	14	—	12	—	12	—	17	—	17
Vierte Claſſe.																
Der übrige Theil des arenswaldiſchen Kreiſes, der dramburgiſche und ſchievelbeiniſche Kreis in der Neumark, ingleichem der übrige Theil von Hinterpommern - - - - - - -	—	22	—	15	—	14	—	12	—	10	—	10	—	15	—	15

Die

Die Frage: Soll ſich ein Beamter wohl Korntheurung wünſchen? beurtheilet und beantwortet der beliebte ökonomiſche Schriftſteller, Hr. Paſt. Germershauſen (*) ſehr gründlich auf folgende Art.

„Es iſt nichts gemeineres unter Beamten oder Pächtern herrſchaftlicher Aemter oder Güter, als daß ſie ſich recht hohe Kornpreiſe wünſchen, und einzig und allein auf ſolche ihr Fortkommen, ihr Beſtehen oder Reichwerden zu gründen vermeinen. Guter Kornpreis iſt ein relativiſcher Begriff, und es läßt ſich über dieſe Sache nichts Beſtimmtes denken, wenn man bey der Entſcheidung der Hauptfrage nicht auf den Grund zurück geht, und feſtſetzt, was mittlere, ſehr hohe, und übermäßig theure Kornpreiſe ſind.

Da in Niederdeutſchland hauptſächlich von Fürſten die Verpachtung ihrer Aemter oder Domänengefälle der Adminiſtration und Verwaltung aus dem Grunde vorgezogen wird, um jährliche feſtſtehende gewiſſe Einkünfte daraus zu ziehen, und hierauf ihren ſichern Etat fortgehen zu laſſen: ſo will ich mein Ideal von einem ſolchen Beamten hernehmen, dem jährlich 300 Wiſpel Roggen, und eben ſo viel Haber, berl. Maß, von den Unterthanen als fixirte Kornpächte, zugeeignet ſind; um an ſolchem Beyſpiele zu zeigen, was dem Beamten in Anſehung der Kornpreiſe wünſchenswerth ſeyn, oder nicht ſeyn, ſollte. Sind auſſer der angenommenen Wiſpelzahl noch andere Naturaliengefälle an Viehzehend, u. d. gl. vorhanden, ſo kann man ſolche hinzu thun, ſo wie ein gleiches geſchehen muß, wenn ein Beamter mehr oder weniger reine Korngefälle einzunehmen hat. Es iſt genug, an dem angenommenen Ideale alle übrige Fälle zu beurtheilen.

Nun muß man weiter den Anſchlagspreis zum Grunde legen, wie hoch jede Getreideart im Anſchlage ſey. Ich will annehmen, daß der Anſchlagspreis des Roggens 20 Gr. des Habers aber 12 Gr. ſeyn ſollte, obſchon nach Beſchaffenheit und der Lage mancher Provinzen in Niederdeutſchland gedachte Getreidearten bald höher, bald niedriger, veranſchlaget ſind, wie z. B. der Roggen in manchen Ländern den Beamten ſo gar zu einem Thaler der Scheffel angeſchlagen worden. Es thut aber dieſes gleichfalls in dem Ideale

(*) Im 25 und 26 St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1785.

Ideale nichts zur Hauptſache, da, wie geſagt, jeder in ſeinem Falle hinzu thun und abnehmen kann.

Der Auſchlagspreis jeder Provinz muß nun zugleich der Mittelpreis ſeyn, folglich die Norm, nach welcher ſich von ſchlechten und hohen Preiſen richtig denken läßt. Im ſyſtematiſchen Hausvater, B. II. S. 493, f. wird ſo geſagt: Was über den Mittelpreis geht, iſt theuer, ſehr theuer, übermäßig theuer, je nachdem die Grade von einander abſtehen können. Faſt eben ſo iſt es nach Unterſchied der Grade wohlfeil, ſehr wohlfeil, ſpottwohlfeil, was unter dem Mittelpreiſe herab ſteht. Es muß jedennoch der Abſtand vom Mittelpreiſe anſehnlich ſeyn. Denn, wenn er nur geringe iſt, ſo kann man den Roggen weder theuer noch wohlfeil nennen. Iſt das Korn $\frac{1}{4}$ über dem Mittelpreis, ſo iſt der Preis theuer oder hoch; iſt es $\frac{1}{2}$ darüber, ſehr theuer; iſt es aber $\frac{3}{4}$ darüber, ſo muß man es übermäſſig theuer nennen. Wenn daher der Mittelpreis des Roggens 1 Rthlr. iſt, ſein Preis aber auf 1 Thlr. 6 Gr. hinauf kommt, ſo iſt es ein hoher Preis; 1 Thlr. 12 Gr. ein ſehr theurer; 1 Thlr. 18 Gr. aber ein übermäßig theurer. — Wir nehmen alſo dieſe drey Grade der Theurung nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche an, um nicht unbeſtimmt davon denken und reden zu können.

Nun nehme man den erſten und niedrigſten Grad der Theurung an, und laſſe den Roggen, deſſen Mittel- oder Anſchlagspreis 20 Gr. iſt, auf 25 Gr. hinauf gehen, ſo ſind an 100 Wiſpeln 500 Thaler gewonnen. Da bey der etwanigen Verfahrung des Korns an andre Oerter hin Unkoſten vorfallen können, oder den Unterthanen, in einigen Ländern ſo genannte Meilengelder gereichet werden, wenn ſie die Kornfuhren verrichten müſſen, ſo muß man hier ſchon nach Beſchaffenheit einen Abzug am Gewinnſte rechnen. Vermuthlich kämen alſo von 300 Wiſpeln nicht viel über 1200 Thlr. zum Gewinn. Nimmt man den Haber dazu, und läßt den erſten Grad ſeiner Theurung in 15 Gr. beſtehen, wenn der Mittelpreis 12 Gr. ausmacht, ſo hat man an 100 Wiſpeln etwa 300 Thlr., und von 300 Wiſpeln Haber zwar 900 Thlr., aber nach Abzug des Verfahrens gewiß um ein Paar hundert Thaler weniger. Daraus wird fürs erſte ſichtbar, daß beym Haber am wenigſten zu gewinnen ſey, es wäre denn, daß man ihn auf noch theurere Preiſe wollte und könnte liegen laſſen, oder daß

man

man ihn auf andre Weiſe, auſſer dem Verkaufe, nützlicher verwenden könnte. Denn bey keiner Getreideart ſtehen, nach Hrn. **Ungers** Berechnung, die Gewinnfälle häufiger gegen die Verluſtfälle, als beym Haber. Er hat ſie ſo ausgefunden:

Weizen allein,	hat $7\frac{1}{2}$	Gewinnf.	gegen	1	Verluſtf.	
Roggen allein,	hat $3\frac{1}{17}$	—	—	—	1	— —
Gerſte allein,	hat $3\frac{2}{14}$	—	—	—	1	— —
Haber allein,	hat $11\frac{1}{5}$	—	—	—	1	— —

Daß aber die Gewinnfälle des Haber ſo ſehr voraus ſtehen, kommt daher, daß er dem Mißwachſe faſt mehr, als die andern Getreidearten, unterworfen iſt, und den Cavaleriepferden ſowohl, als Kutſch-Reit- und Fuhrmannspferden, wenn ſchon ein Mißwachs deſſelben geweſen, doch immer lieber Haber, als anderes Getreide, gefüttert wird, weil ſie ſich dabey am geſündeſten erhalten laſſen. Es iſt aber der Haber dem Mißwachſe mehr, als andere Feldfrüchte, unterworfen, weil er auf leichten, kraftloſen, hohen und dürren Aeckern nur eingeſäet wird, welche für andere Getreidearten zu ſchlecht gehalten werden, und daher bey nur mäßigem Regenmangel, der auf beſſern Aeckern den Feldfrüchten noch nichts ſchadet, umſchlagen muß. In Gegenden aber, wo Mittelland iſt, und der Haber bey Regenmangel noch wohl beſtehen kann, hat man für die ſorgfältigſte Beſtellung des Haberackers gemeiniglich nicht Achtung genug. Man ſtreuet ihn auf ein Gerathewohl gleichſam nur aus, und gibt ihn ſeinem Hauptfeinde, dem Hederich, zu ſehr Preis, daß den meiſtens das zutrifft, was der gemeine Landmann mit den Worten auszudrücken pflegt: der Hederich frißt den Haber auf.

Der obige Gewinnſt iſt unter der Vorausſetzung angenommen, wenn der Kornpreis auf den erſten Grad der Theurung hinan geſtiegen iſt. Aber nun muß man fragen: wie oft tritt dieſer ein, und was hat der Beamte mittlerweile für Aufwand, das Korn bis dahin zu erhalten? Was hat er für Abgang an dem aufgeſchütteten Korne durch die bekannten und ganz gewöhnlichen Zufälle? Und endlich was hat er für Einbuße am Capital, wenn er etliche Jahre hindurch ſeinen Pacht zu den geſetzten Terminen richtig abtragen ſoll, ohne von ſeinen Kornvorräthen, wegen nie-

driger Preiſe, etwas ins Geld ſetzen zu können? Macht er es in dieſem Falle möglich, den Pacht richtig zu bezahlen, ſo iſt er ein ſchon recht bemittelter Mann, oder hat guten Credit, und dann kann er dieſen Profit auch als Kornhändler machen, ohne eben Beamter zu ſeyn. Muß er aber, welches der gemeine Fall der Pachter iſt, einen Theil ſeines Pachtkornes zu ſolchen Preiſen, die wenig über ſeinen Pachtanſchlag ſind, um Geld zum Pachte zu ſchaffen, verkaufen, ſo entgehen ihm an jedem Hundert Wiſpel ſo viel hundert Thaler des gehofften Gewinnſtes, ſo viel er jeden Scheffel nur um 1 Gr. niedriger zu verkaufen genöthigt iſt. Dieß in Ueberſchlag gebracht, ſo wird ſich von der angegebenen Summe des Gewinnſtes ein großer Decurt ziehen laſſen.

Ein Beamter hat gemeiniglich nur 6 Contractjahre, und es iſt aus ſattſamer Erfahrung der Kornhändler bekannt, daß die Kornpreiſe niemals über 6 Jahr hinter einander ſehr wohlfeil ſeyn, ſondern daß unter 7 Jahren zum allerwenigſten ein mal ein hoher Kornpreis eintrete, und es iſt einem Beamten gar nicht zu verargen, wenn er ſeine Rechnung auf einen ſolchen Fall wenigſtens macht, weil er als Pachter ſchlechterdings nicht beſtehen könnte, wenn er in der Nothwendigkeit ſeyn ſollte, Jahr für Jahr um den Mittel- oder Anſchlagspreis, oder nicht viel darüber, ſein Getreide zu verkaufen.

Dieſer Behauptung tritt der Verf. des Schleſiſchen Haus- und Wirthſchaftsverwalters, S. 164, völlig bey, wenn er von Güterbeſitzern ſeines Landes alſo ſpricht: „Ich glau„be, daß ein Landwirth in Schleſien, der ſeinen Roggen „nicht eher verkauft, als bis er 1 Thlr. 8 Gr. gilt, auf „keinerley Weiſe getadelt werden könne, indem wohl die „wenigſten Güter, bey einem geringern Preiſe, die von „ihnen erwartete 6 pro Cent tragen und abwerfen möchten. „Hat aber der Roggen dieſen Preis erreicht, ſo thut er „weder recht, noch wohl, wenn er dem ungeachtet mit dem „Verkaufe nicht länger an ſich hält, und ſeinen geſammten „Vorrath unter einem ungewiſſen Warten auf noch theure„re Zeiten, ſo vieler Gefahr, als das Getreide bey einem „langen Liegen auf dem Boden auszuſtehen hat, bloß „ſtellt.“ — Hierbey erinnere ich nur noch, daß dieſer Wirthſchaftslehrer, Hr. von Beneckendorf, ſeinen Mittelpreis vermuthlich auf 1 Thlr. geſtellt haben muß, welcher auch in

in den damahligen Zeiten, da er ſchrieb, wohl geweſen ſeyn muß, gegenwärtig aber es nicht mehr iſt. Aber nach unſern vorhin angenommenen Graden der Theurung wäre der erſte Grad doch ſchon überſchritten, und näherte ſich ſchon um ein Drittheil dem zweyten Grade der Theurung.

Ein vernünftiger und patriotiſcher Beamte wünſcht ſich niemals den zweyten, noch weniger den dritten Grad der Theurung. Denn die beyden letzten Grade ſetzen immer eine große allgemeine Noth des Landmannes, ſtarken Mißwachs, Krieg, verheerende Viehſeuchen, welche das gewöhnliche Beſtellen und Düngen des Ackers verhindern, zum Grunde. Sollte dieß der Menſchenfreund wohl der niedrigen arbeitenden Claſſe der Menſchen, die doch ſeine Mitmenſchen ſind, wohl gönnen oder wünſchen? Fühllos iſt der Mann, (was härteres will ich nicht ſagen,) der ſeine Freuden an Menſchennoth nähren kann.

Es iſt wahr, viele Pächter ſind bey übermäßiger Theurung zum Reichthnm gekommen, und datiren ſolchen von den Jahren 1771 und 1772. Einer dieſer Finanzpächter wollte bald darauf ſich zur Ruhe ſetzen, und ſich vom Ueberfluſſe ſeines Geldes ein prächtiges Haus mit allerley in- und auswendigen Decorationen der Baukunſt erbauen, wollte auch das Frontiſpice mit einer Inſcription verſehen wiſſen. Da ihm in der Geſellſchaft geſagt ward, ſolche müſſe lateiniſch ſeyn, ſo erbat er ſich als ein Nichtlateiner ſolche von einem Lateiner, der ſie ihm gleich mit einer Bleyfeder auf einem Papier ſo vorſchrieb: Monumentum calamitatis publicae. Der Bauluſtige war jedoch nicht ſo treuherzig, daß er ſich nicht einen Dolmetſcher geſucht, und ſodann ſolche Inſcription verworfen haben ſollte. Sie paſſet aber doch auf alle Schätze, Renten und Güter, die ihre Entſtehung aus allgemeiner Menſchen Noth bekommen haben, und macht einen ſtarken Contraſt mit der Inſcription eines groſſen Hauſes in Magdeburg, welche ein Kornhändler alſo hat ſetzen laſſen: **Dieſes Haus iſt durch theuern Einkauf und wohlfeilen Verkauf erbauet worden.** Er hätte nämlich die Klugheit gehabt, beym Einkaufe des Kornes immer den Scheffel 1 Gr. höher, als ſeine Mitwerber, einzukaufen, ſolchen aber 1 Gr. wohlfeiler immer wieder zu verkaufen, und hierdurch die meiſten und geſchwindeſten Verkäufer und Käufer an ſich zu ziehen.

Aber

Aber auch kein, ſich auf eigene Vortheile verſtehender, Beamte wird ſich den zweyten und dritten Grad der Korntheurung wünſchen wollen. Als guter Wirth muß er die Bauern, welche ihm naturelle Kornpächte entrichten, gleichſam wie ſeine Schafe anſehen, denen er nicht nur das Fell laſſen, ſondern ſie auch in ſo gutem Stande wünſchen und laſſen ſoll, daß er alle Jahr Wollſchur halten kann. Der Schäfer hat 1000 Schafe, und gewinnt von ihnen jährlich 100 Stein Wolle. Gehen ihm in einem mißlichen Jahre 100 Schafe ab, ſo fehlen ihm im nächſten Jahre 10 Stein Wolle, und von den noch lebenden 900 Stück Schafen können noch wohl einige hundert ſeyn, welche, des im vorigen Jahre ausgeſtandenen Elendes halber, gegenwärtig weniger Wolle, wo nicht die Hälfte, doch wohl ein Drittheil weniger, geben. Was half es nun dem Schäfer, ehemals 100 Stein Wolle gehabt, ſolche recht theuer im letzten Jahre verkauft, nun aber einige nachfolgende Jahre hindurch an die 20 Stein weniger zu haben? Bey immer gleich gutem Zuſtande der Schäferey wäre er doch weiter gekommen. Gerade ſo, und noch wohl ſchlimmer iſt der Fall eines Beamten nach einem ſehr theuern Jahre. Unter 100 Bauern können ihm 20 bis 30 auſſer Stande gekommen ſeyn, die ehemaligen Kornpächte abzuführen. Soll er ſie wegjagen? das darf er nicht; und wenn er es dürfte, ſo ſind ihre Stellen nicht gleich wieder beſetzt. Soll er ihnen Execution einlegen? das heißt, einem in Ohnmacht liegenden Menſchen Naſe und Maul zudrücken, und ihn hiermit umbringen, da er ſich wieder erhohlt haben könnte, wenn man ihm Luft gelaſſen hätte. Kurz, nach ſehr großer oder übermäßiger Theurung, die dem Beamten den Beutel gefüllt hat, geht ſeine größte Noth erſt recht an; vorausgeſetzt, daß er ein edel denkender Mann ſey, der ſich gegen Menſchennoth weich geſchaffen, und gegen ſeinen Landesherrn und Staat rechtſchaffen fühlt.

Wenn aber, wie vorgeſagt worden, in einer Pachtzeit von 6 Jahren nur einmal ein hoher, noch eben gar nicht theurer Kornpreis einfallen kann, ſo ſollten die Kammercollegia den Bogen nie zu hoch ſpannen, und den ſogenannten Kammeranſchlag des Kornes lieber zu niedrig, als zu hoch, anſetzen, damit der Beamte theils dabey beſtehen, theils niemals in Verſuchung gerathen möge, einen oder den andern der Amtsunterthanen, der ſonſt ein guter

Wirth

Wirth iſt, über den Haufen zu werfen, wenn er von rechtswegen das ſeinige mit aller Schärfe eintreiben kann. Er muß zwar die Amtsgefälle nicht auffſummen laſſen, als wodurch ein Bauer nachläſſig werden, und in den völligen Ruin verfallen kann. Es können aber beſondere Unglücksfälle kommen, welcher wegen ein ſonſt fleißiger, ordentlicher und unbeſcholtener Bauer eine mäßige Friſtung verdient. Steht der Beamte nun nicht zu hoch in Pacht, ſo iſt er in der Lage, etwas nachſehen zu können, und mit einem ſolchen Bauer, der dafür bekannt iſt, daß er ſich bald wieder aufhelfen werde, wenn ihm etwas Zeit gelaſſen wird, Geduld zu haben. Und wenn die Landeskammern einen Beamten von ſo edler Denkungsart wiſſen und kennen, ſo müſſen ſie ihn vorzüglich durch einen moderaten Anſchlag beyzubehalten und zu unterſtützen ſuchen.

Daß aber in manchen Provinzen die Kammeranſchläge eher herab zu ſetzen, als zu erhöhen ſind, ſolches iſt ſeit etwa 12 Jahren an manchen Beamten, die man eben nicht für ſchlechte Wirthe anzuſehen gehabt, offenbar worden, wenn ſie ganz herunter gekommen, und unvermögend geworden ſind, den Anſchlag zu erfüllen; und dieſes allein aus der Urſache, weil binnen gedachter Zeit keine Theurung im 2ten und 3ten Grade eingefallen, deren mehrmahliges Daſeyn in ältern Jahren die Erhöhung der Anſchläge entweder veranlaßt, oder gemacht hat, daß ſich die Pachtluſtigen einander zu ſehr überbothen und ins Geld hinein getrieben haben. Dieſes letztere kommt öfters auch auf ſolchen Aemtern vor, deren Pächter als reiche Leute ſich hervorgethan, und andere Quellen des Reichthums, etwa Erbſchaften, reiche Heurathen oder ſtarke Unterſtützungen von reichen Freunden gehabt haben; Quellen, deren Mangel die Nachfolger unglücklich macht. Denn der Beamte, welcher im Beſitz ſolcher Quellen ſich befindet, kann, wie man ſagt, Geld mit Gelde verdienen, wenn er auch nur dies einzige damit bewirkt, daß er ſein Korn nicht unter dem Preiſe verkaufen, und ſo lange damit anhalten kann, bis ſich der Kornpreis über die Kammertaxe etwas zu heben beginnt.

Ein von nur gedachten Hülfsquellen entblößter Beamte wird ſich nun freylich auf ſeine gute Oekonomie und einen gemäßigten Kammeranſchlag allein zu verlaſſen haben, und um ſich ſehen, ob ihm noch andere Erwerbsmittel zu

Statten kommen können. Hat er z. B. Brau- und Brennereyen mit in Pacht, ſo muß er ihre Product ſo verbeſſern und vermehren, daß ſolche mehr und beſſer, als ſonſt, abgehen, und hiermit auch einen Nebenzweck zur beſſern Nutzung ſeiner Viehzucht aus der Brau- und Brennerey zu verbinden wiſſen. Hat er aber Acker und Wieſen mit in Pacht, ſo muß er es gelernt haben, ſelbige ſo zu benutzen, daß er nicht nur das Anſchlagsquantum jährlich heraus bringe, ſondern auch, wo nicht den ganzen, doch einen anſehnlichen Theil der Unterhaltung ſeiner Hauswirthſchaft davon hernehmen könne. Er muß aber auch zugleich nachdenken, ob er den Ertrag ſeiner in Pacht habenden Grundſtücke durch Meliorationen erhöhen könne, und zwar durch ſolche, die ihm noch währender Pachtzeit zu gute kommen können. Und wenn Meliorationen irgendwo anzubringen ſind, deren Vortheile erſt nach dem Verlauf ſeiner Pachtjahre recht ergiebig werden, ſo muß er entweder ſich von der Kammer darauf Vergütigungen zum voraus verſichern laſſen, oder wenigſtens die Sache dahin einleiten, daß ihm, vermittelſt erwieſener Ausführung derſelben, die Kammer die Continuation der Pacht auf anderweitige 6 Jahr zum voraus verſchreibe, welches ſelbige um deſto lieber thun würde, wenn ihr nachgewieſen werden kann, daß durch den zeitigen Beamten eine gründliche Verbeſſerung der liegenden Amtsgründe geleiſtet, und mit der Zeit ein neues reelles Plus darauf gegründet werden könne.

Da es aber beſonders noch jungen Wirthen ſehr eigen iſt, daß ſie die Ideen von Wirthſchaftsverbeſſerungen gleichſam durch ein Vergrößerungsglas anſehen, ſo iſt ihnen am beſten gerathen, daß ſie ſolche ein wenig bey ſich erſt alt werden laſſen, um nicht in der erſten Hitze ſie gleich durchzuſetzen. Was man heute nicht geſehen hat, kann man morgen, übermorgen, oder nach vielen Wochen noch wohl zu ſehen bekommen. Jede Sache hat zwo Seiten: Man verliebt ſich vielmals nur in die eine, und überſieht darüber die andere zu ſeinem Schaden zu ſehr. Für chimäriſche Verbeſſerungen, welche mehr ſchimmernd als reel ſind, muß der Mann, deſſen Vermögensumſtände nicht weit reichen, ſich deſto mehr hüten, und fleißig an die Geſchichte ſolcher Landwirthe, die an dergleichen Klippen Schiffbruch erlitten haben, gedenken, um ihre Zahl nicht zu vermehren.

Man ſieht hieraus, worauf es ankomme, wenn ein Beamter aus einem etwas hohen Kornpreiſe Nutzen ziehen ſoll. Finden ſich Pachten, wo eine Getreideart, auch bey geringen Preiſen, durch Induſtrie mehr als durch den bloſſen Verkauf kann genutzet werden, da laſſen ſich bisweilen die Anſchlagstaxen etwas höher annehmen, als es ſonſt geſchehen kann, wenn auf nichts als auf Verkauf muß geſehen werden. Z. B. ein herrſchaftlicher Pachter müßte die Freyheit bekommen, fremdes Bier, manheimer, bayerſches oder ſchwediſches, zu brauen, um damit mehr Abſatz, als mit dem gemeinen, zu machen. Solche Anſtalten ſind manchen Privatleuten, wie im Preußiſchen, in Spandau, Potsdam, Brandenburg, u. ſ. w. gelungen. Iſt aber dieſes nicht, ſo ſind die Taxen für ſolche Getreideart lieber etwas niedriger anzuſetzen. Finden ſich auch Pachten, wo der Beamte von dem eingehenden Getreide, einen Theil wieder in Subſtanz abzuliefern hat, ſo bleibt dem Pachter ſo viel weniger zum Verkauf übrig, und es kann alsdann keine Ausſicht zu einigem Gewinn genommen werden. Solche Ablieferungen finden ſich bey manchen Pachten an Kirchen, Stiftungen, Geiſtlichen, an Magazine, ans Militare, an Communen, u. ſ. w. In ſolchen Fällen macht die Einnahme wohl ein großes Quantum aus; aber was der Beamte eigentlich davon zu benutzen hat, wird alsdann ziemlich geringe. Gleichergeſtalt iſt das Principium, in einem ganzen Lande einerley Anſchlagstaxen aufzunehmen, nicht überall zu billigen. Eine Provinz hat vor der andern immer beſſere und ſichere Preiſe, als die andere. Es iſt beſſer für die Kammern, einen gleichen Fuß für das ganze Land anzunehmen, aber ſehr unbequem für die Beamten. In der Mark Brandenburg wird auf die Provinzen geſehen. Denn da die Mittelmark Berlin und Potsdam, wo immer die höchſten Preiſe ſind, in der Nähe hat, ſo iſt es in der Neumark ſchon nicht ſo. Die Entlegenheit von den Reſidenzen macht einen großen Unterſchied aus, indem der Beamte der Mittelmark nur ein Paar Tage, der in der Neumark wohl 8, gebraucht, wenn er die Reſidenz befahren will. Endlich geben gewiſſe und fixe Geldabgaben, die in Pachtanſchlag kommen, bey theuern Kornpreiſen, an ſich keinen Gewinn, vielmehr ſind ſie in vielen Fällen für den Pachter üble und drückende Conditionen, wenn er da-

von bey Calamitäten einen beträchtlichen Theil mit überneh-men muß.

Uebrigens müßte zu dem mäßigen Wunſche in Anſehung der Korntheurung endlich der Beamte noch dieſen Wunſch hinzu fügen, daß es ihm nicht an geſchickten und treuen Wirthſchaftsbedienten fehlen möge, die ihm deſto nöthiger ſind, je weniger er ſelbſt überall ſeyn, oder mancherley Geſchäfte halber abgehalten wird, in der Oekonomie alles allein zu ſeyn. Man wird manchen Beamten kennen, deſſen Wohlſtand und Fortgang zu immer größerer Wohlhabenheit oder Reichthum größtentheils auf die Rechnung eines guten Wirthſchaftsſchreibers, oder Verwalters, gebracht werden muß. Dergleichen ehrliche und geſchickte Leute ſind nicht mit Gelde zu bezahlen; und wenn ſie ein Beamter hat oder haben kann, ſo werden ſie ihm mehr, als ſehr hohe Kornpreiſe, einbringen können."

Gedanken über die Urſachen, warum auch in guten Jahren das Getreide dennoch im Preiſe aufſchlage, ſt. im 8 St. der Oecon. Nachr. (Lpz. 1749, 8.) S. 608—620.

Hrn. Amtm. Leopolds Anmerkungen darüber, ſt. im 78 St. derſelben, S. 375, f.

J. F. Unger Schreiben, die Ordnung der Fruchtpreiſe betreffend, d. d. Einbeck, d. 20 Mart. 1750, ſt. im 1, 2 und 3 St. der Hannov. gel. Anzeig. v. J. 1750. Zweytes Schreiben, v. 1 Aug. 1750, im 20 und 21 St. derſ. Drittes Schreiben, im 41 St. derſ.

Eben Deſſ. von der Ordnung der Fruchtpreiſe, und deren Einfluſſe in die wichtigſten Angelegenheiten des menſchlichen Lebens. Erſter Theil. Götting. 1752, gr. 4. Siehe oben, S. 17.

Eſſai ſur la Police génèrale des grains, ſur leurs prix & ſur les effets de l'agriculture. á Berl. 1750.

Recherches ſur la valeur des monnoies, & ſur le prix des grains, avant & après le Concile de Francfort, (par M. *Dupré de S. Maur.*) à Par. 1762, 12. 390 S.

Réponſe de M. *Dupuy* à M. Buy.... Avocat, au ſujet des Recherches ſur la valeur &c. ſt. im *Journ. d. Scav.* Avr. 1763, S. 294—324.

Tankar wid Spanmals Priſernes undranswärda ombyte. (Gedanken über die wunderwürdigen Veränderungen im Preiſe des Getreides.) Stokh. 1763.

Abhandlung über die Frage: Welcher iſt der Preis des Getreides in dem Kanton Bern, der ſowohl für den Anbauer als für den Käufer am vortheilhafteſten iſt? und welche ſind die richtigſten Mittel, ſolchen zu erlangen und beyzubehalten? Eine Preisſchrift, die das Acceſſit erhalten hat, von Hrn. J. L. Müret.

Inopes nos copia fecit.

ſt. im 2. St. des 8 Jahrg. 1767, der durch die oekon. Geſellſch. zu Bern geſammelten Abhandl. und Beobacht. Bern. gr. 8. S. 1—86.

Erläuterungstabellen als Beylagen zu der vorigen Abhandlung, als: 1) Erſte Tabelle, darin enthalten die Vergleichung verſchiedener im Kanton Bern üblicher Getreide=Maße. 2) Zwote Tabelle, in welcher vorkommen die Verhältnispreiſe des Getreides nach dem Bernmaße. 3) Dritte Tabelle, in welcher zu finden die Vergleichung des Getreidepreiſes an verſchiedenen Orten, ſt. eb. daſ. S. 87—128.

Gedanken von den niedrigen Fruchtpreiſen, ſt. im 2 B. der kön. großbritt. churf. braunſch. lüneb. Landwirthſchaftsgeſellſch. Nachr. (Zelle, 1772, 8.) S. 94—101.

Von der Nothwendigkeit billiger und gleichförmiger Preiſe des Getreides, ſt. im 9 St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1768.

Sind niedrige Kornpreiſe dem Staate nützlich? Ein Geſpräch von R. A. ſt. im 7 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1769.

Des ehrlichen Gutmanns einfältiges, aber gutgemeyntes Gutachten, wie durch Feſthalten billiger Getreidepreiſe die Wohlfahrt ſämmtlicher Landwirthe, und durch dieſe die Wohlfahrt der kleinen Städte, Fabriken, und des ganzen Landes könne hergeſtellt und befördert werden, an ſeinen Freund Helfreich, Lpz. 1787. 8. 3 B. Die Rede iſt von Churſachſen.

R. von dem Einfluſſe der Witterung und einiger Feldſchäden in die Kornpreiſe, ſt. im 76, 77, 84, 85, 89, 90, 95 und 96 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1781.

Sachſens Wohlfahrt, durch einen billigen feſten Getreidepreis geſichert. 1781, 8. 4 B.

Hrn. Ritterſchaftsrath v. Arnim Unterſuchung: ob der Grundſatz, daß der Getreidepreis zum Vortheil der Fabriken beſtändig niedrig zu erhalten ſey, dem Beſten derſelben und dem Intereſſe aller Staaten angemeſſen ſey, ſt. in No. 146, 147 und 148 des berl. Intell. Bl. v. J. 1787.

Korn=Probe, Kornprobewagen; ſiehe Kornwage.

Korn=Pulver, in der Geſchützkunſt, das gewöhnliche Schießpulver, zum Unterſchiede von dem zerriebenen Mehlpulver.

Korn=Raden, Agroſtemma Githago *Linn.* ſ. Raden.

Korn=Ratze, an einigen Orten eine Benennung des im XXI. Th. S. 354, fgg. beſchriebenen Hamſters.

Korn=Raupe, ſiehe im XLIV. Th. S. 796.

Korn=Reinigungs=Maſchine, ſ. Kornfege, im XLV. Th. S. 156, fgg.

Korn=Reiter, in einigen Gegenden, eine Benennung des im XLIV. Th. S. 826, fgg. beſchriebenen braunen oder ſchwarzen Kornwurmes.

Korn=Riege, zum Trocknen, Dreſchen und Reinigen des Getreides; ſ. im XLV. Th. S. 4, fgg.

Korn=Rolle, ſiehe Kornfege, im XLV. Th. S. 156, fgg. und 163.

Korn=Roſe, eine Benennung: 1. des wilden Mohnes, welcher unter dem Korne wächſt, Papaver rhoeas *Lin.* ſiehe Mohn; 2. des Kornradens, Kornröslein, Agroſtemma Githago *Linn.* ſiehe Raden; 3. der Scabioſe, blaue Kornroſe, ſiehe Scabioſe.

Korn=Rüſſelkäfer, ſiehe im XLIV. Th. S. 827.

Korn=Sack, Getreideſack, ein Sack, darin allerley Getreide aufbehalten oder verführt wird.

Es fragt ſich: ob die leinenen oder die zwillichenen Säcke die beſten ſeyn? Viele wollen die zwillichenen deswegen ſchlechterdings verwerfen, weil dieſelben, wenn ſie etwann naß geworden wären, nicht ſo leicht wieder austrocknen, und daher ſehr gern faulen. Weil aber doch ein zwillichener Sack wohl drey leinene aushält, eines jeden Haus= und Landwirthes Pflicht aber iſt, auf das Seinige fleißig Achtung zu geben, folglich auch dieſe Säcke nicht dem Verſtocken in der Näſſe untergeben werden müſſen, ſo ſind auch die von Zwillich allemal denen von Leinwand vorzuziehen.

Eine andere Streitfrage iſt: ob die weiten oder die engen Scheffelſäcke die beſten ſeyn? Man ſagt: dieſe lieſſen ſich beſſer tragen, als jene, indem die weiten auf dem Halſe liegen müßten, die engen aber auf der Achſel getragen werden könnten. Doch dieſer Urſache wegen, würde ich den engen eben keinen Vorzug zugeſtehen; denn wie es der Träger einer Gegend gewohnt iſt, ſo trägt er den Sack, mit gleicher Beſchwerung, er mag lang oder breit ſeyn. Aber deswegen

gen würde ich die engen Säcke vorziehen, weil ſie gemeiniglich genau auf einen Scheffel eingerichtet ſind, und alſo im Einmeſſen der Viertel nicht ſo leicht triegen, wie die weiten, obwohl man, im Nothfall, in dieſelben auch etwas mehr, ohne ſonderliche Beſchwerde, bringen kann.

Man macht die Säcke am beſten aus dem Ganzen, und nur mit Einer Naht. Sie müſſen zu einem richtigen Scheffel die abgemeſſenſte Breite und Länge haben, ſo, daß auch der Kopf recht feſt gehalten, oder gebunden werden kann. Unten haben ſie einen dreyeckigen Boden, woran zwar leicht eine Naht aufſpringen kann, doch ſtehen ſie auch feſter, und fallen nicht ſo leicht von ſelbſt um.

Was in Anſehung der Beſchaffenheit der zum Abtragen des ausgedroſchenen Getreides beſtimmten Säcke, und des Aufſchüttens derſelben auf dem Getreideboden zu beobachten iſt, ſ. im IX. Th. S. 599.

Wie leicht ein Getreideboden durch unreine, insonderheit Mehlſäcke angeſteckt werde, und daß man auf ſeine Getreideböden keine fremde Säcke bringen, auch diejenigen, die zu dem Auf= und Abtragen einmal beſtimmt ſind, zu keinem andern Gebrauch anwenden müſſe, ſ. im XLIV. Th. S. 853, fgg.

Die Getreide= und Mehlſäcke auf eine haltbare Weiſe zu zeichnen, wird ein Firniß auf nachſtehende Art zubereitet. Zu 1 Kanne Leinöhl wird für 1. Gr. weißer Vitriol, 1 Gr. Silberglätte, und 1. Gr. rother Mennig, genommen. Der rothe Mennig und die Silberglätte werden ſogleich in das Leinöhl gethan, und zuſammen gekocht. Wenn nun ſolches aufſtößt, wird der Schaum davon abgenommen, wodurch das Unreine heraus kommt. Hernach wird ein wenig Vitriol, ſo viel man zwiſchen zwey Fingern

halten kann, hinein gethan; ſonſt, wenn zu viel auf ein mal hinein geſchüttet wird, geht er über ſich. Wenn derſelbe genug gekocht iſt, muß er ſtehen bleiben, damit er ſich ſetze und abkühle. Sodann wird er klar abgegoſſen, und ſo viel Ruß, als nöthig iſt, welcher aber mit Eſſig gedämpft ſeyn muß, dazu genommen, hernach ein wenig Firniß darauf gegoſſen, und ſolches zuſammen auf einem Steine abgerieben, damit der Eſſig wieder heraus komme. Alsdann kann damit gezeichnet werden; und die Farbe hält, ſo lange nur ein Stück am Sacke iſt.

Korn=Schabe, ſiehe Th. XLIV. S. 796.

Korn=Schätzer, an einigen Orten, ein obrigkeitlicher Bedienter, welcher das zum Verkauf in die Stadt gebrachte Getreide ſchätzt.

Korn=Schaufel, Kornſchippe, L. Rutellum, Fr. Poële à remuer le blé, iſt ein bekanntes hölzernes Inſtrument mit einem breiten und muldenförmig gemachten Ende, und einem langen Stiele, aus Einem Stücke, womit das Korn und anderes Getreide auf dem Getreideboden umgeſtochen und gewendet wird.

Korn=Scheffel, ſiehe Kornmaß.

Korn=Schiffe, bey den Römern, L. Caudicae; ſiehe im XLV. Th. S. 451, fgg.

Korn=Schinder, ſiehe Kornjude.

Korn=Schippe, ſiehe Kornſchaufel.

Korn=Schreiber, ein verpflichteter Bedienter, welcher über eingenommenes und ausgegebenes Getreide die Rechnung führt.

Korn=Schwertel, eine Benennung, welche von Einigen der rothen Schwertlilie, Gladiolus communis *Linn.* gegeben wird. Siehe unter Lilie.

Korn=Schwinge, ſiehe Schwinge.

Korn=Seihe, ſiehe Kornfege, im XLV. Th. S. 156, fgg.

Korn=

Korn-Sieb, ein Sieb, zur Reinigung des Getreides; ſ. eb. daſ. S. 162, fgg.

Korn-Speicher, ſiehe Kornmagazin, im XLV. Th. S. 441.

Korn-Sperling, ein Name der gemeinen Sperlinge, welche ſich häufig in den Getreidefeldern und Kornböden antreffen laſſen; zum Unterſchiede von den Ammern oder Aemmerlingen, Hänflingen, Finken und andern Vögeln, welche in der Naturgeſchichte mit zu den Sperlingen gerechnet werden. Siehe Sperling.

Wie die Sperlinge von den Kornböden abzuhalten ſeyn, ſ. im XLIV. Th. S. 918.

Korn-Sperre, ſ. im XLV. Th. S. 269.

Korn-Staupe, ſiehe Kriebelkrankheit.

Korn-Streiche, ſiehe Streichholz.

Korn-Trank, Kornkaffe, Rockenkaffe, ſiehe unter Rocken.

Korn-Trocknen, ſiehe Korndarre, im XLV. Th. S. 1, fgg.

Korn-Vogel, ſ. im XLIV. Th. S. 796.

Korn-Wage. 1. Eine Wage, das Korn, d. i. Getreide, damit zu wägen, und das Gebäude, wo dieſelbe ſich befindet. Man hat nämlich an einigen Orten, wegen der Mahlacciſe, Korn- und Getreidewagen eingeführt, um das Getreide, ehe es in die Mühle gebracht wird, nach dem Gewichte zu veracciſen, und allerley Unterſchleife der Bäcker zu verhüten.

2. In der Metallurgie, eine Wage, das abgetriebene Silberkorn, oder das zu vermünzende Gold und Silber darauf zu wägen; ſiehe Probierwage.

Ich handle hier von der Getreide- oder Kornwage, in ſo fern man eine Wage, die Güte des Getreides durch deſſen Schwere zu erkennen, darunter verſteht; oder eine Wage, worauf das Getreide nach einem verjüngten Gewichte gewogen wird, daß man ſo-

gleich wiſſen kann, wie viel ein Scheffel an Körnern wiegt, und welche daher auch Kornprobe, oder Probeſcheffel, genannt wird. Ich werde zuvörderſt die Nothwendigkeit und den mannichfaltigen Nutzen, wenn bey dem Kornhandel nicht allein auf die Maße, ſondern zugleich und vornehmlich auf das Gewicht geſehen wird, zeigen; und ſodann die verſchiedenen Erfindungen der Kornwagen oder Kornproben, und ihren Gebrauch beſchreiben.

1. Von der Nothwendigkeit und dem Nutzen des Gewichtes bey dem Kornhandel. Die Erfahrung hat vor 30 Jahren deutlich bewieſen, wie ſehr das Publicum dabey verlor, wenn man den innern Gehalt einer Waare nicht genau unterſucht, und verſchiedene Sorten, ohne vorher von denſelben die erforderliche Kenntniß zu nehmen, gegen einander vertauſcht. Denn ſo lange man ſich bey der damals circulirenden geringhaltigen Münze nur allein auf den Namen Thaler und Groſchen verließ: ſo lange man ſich von deren innerm Werthe, der weit ſchlechter war, als die Ueberſchrift ihn rühmte, nicht genau belehrte; eben ſo lange waren den Bevortheilungen im Handel und Wandel, vornehmlich aber in Vertauſchung der Münzen, Thür und Thore offen. So bald man aber anfing, das Gewicht und den Gehalt der ſchlechten Geldſorten genau zu unterſuchen, und den gefundenen innern Werth allgemein bekannt und jedermann begreiflich zu machen: ſo war ſchon ein Jeder auf ſeiner Hut, und ſahe zu, daß er am Werthe nicht weniger wiedererhielt, als er weggab.

So lange wir uns im Getreidehandel bloß auf die Benennung: Laſt, Fuder, Malter, Himten, Scheffel, und Metzen, verlaſſen, und nicht durch andere mehr zuverläſſige Hülfsmittel genau unterſuchen, wie viel der innere Gehalt oder die Güte des Kornes be-

beträgt, d. i. ſo lange man ſich nicht bemühet, genau zu erforſchen, wie viel Pfunde eigentlich an gutem, vollſtändigem und trocknem Korn in einem Scheffel vorhanden ſeyn, und wie viel Pfunde Mehl und Kleyen daraus erfolgen können: ſo lange befinden wir uns in Anſehung dieſes wichtigen Artikels, der hieraus entſtehenden übeln Folgen wegen, in demſelben Zuſtande, worin das Publicum zur Zeit des großen Münzverfalles war. Der Landmann glaubt, daß es ſeinem Nutzen gemäß ſey, das auf einem ſchlecht cultivirten Acker erzeugte, mit Unkrautſamen oft ſehr vermengte Korn, bey dem Worfeln ſo wenig als möglich zu reinigen, um einige Arbeit zu erſparen, und deſto mehr Scheffel aufzuſacken. Er nimmt das beſte und vollſtändigſte Korn (Vorſprung) zur Saat, und wohl gar zum eigenen vortheilhaften Gebrauch, vorab. Das übrige aber, welches aus weit geringern und unvollſtändigen, mithin kleinen, dickhülſigen Körnern beſteht, und ſehr oft mit Unrath, und vielen großhülſigen, und im Scheffelmaße aufhäufenden Unkrautſamen noch vermengt iſt, beſtimmt er zum Verkauf auf dem Markte, und zur Lieferung an die Herrſchaft und Gutsherren. Beſonders wird das letztere zuweilen ſo unrein und geringhaltig geliefert, daß man daſſelbe kaum demjenigen Korne gleich ſchätzen kann, welches in andern Gegenden, wo der Verkauf des Getreides nach dem Gewichte geſchieht, unter dem Namen Schweinfutterkorn bey dem Worfeln vom hinterſten und letzten Rocken abgenommen wird, um den Preis und das Gewicht der übrigen Körner nicht zu verderben. Auch geſchieht es zuweilen, daß der Landmann aus den Maſchgegenden dergleichen kleine geringhaltige Körner, unter der Benennung Sandrocken, welcher zum Theil zwar klein, aber doch mehlreich und dünnhülſig, mithin im Gewichte vorzüglich ſchwer iſt, einem ſolchen Käufer anſchwatzt, der das Korn bloß nach dem äuſſern Anſehen

beur-

beurtheilt, und von dem innern Werthe deſſelben keine Kenntniß hat.

Man irrt daher, wenn man ſich überredet, durch bloßes Meſſen und Anſchauen des Getreides deſſen Güte ſo genau, als nöthig iſt, beſtimmen zu können. Denn geſetzt, man beobachte auch auf das genaueſte mit den Augen, daß in dem Korne, welches zum Verkauf auf dem Markte geliefert wird, gar kein Unkrautſame oder Unreinigkeit befindlich ſey, welches doch bey einer Menge Korn, wo man nicht alle Säcke genau unterſuchen kann, nicht wohl möglich iſt; ſo kann doch nur ſelten der Einwohner in den Städten dem Betruge des Landmannes ausweichen, wenn er gedachten unvollſtändigen und kleinen Maſchrocken unter dem Namen Sandrocken feil biethet. Dieſer Umſtand, welcher gewiß beträchtlich iſt, offenbart ſich bloß dadurch vollkommen und zuverläſſig, wenn eine gewiſſe Maſſe von beyderley Körnern, nämlich des kleinen vollſtändigen Sandrocken, und des unvollkommenen dickhülſigen Maſchrockens, gegen einander gewogen werden. Der Unterſchied im Gewichte, und demnächſt im Ausbacken dieſes Getreides, iſt ſehr anſehnlich.

Es ſey fern, daß ich den Landmann tadeln ſollte, wenn er, in Ermangelung derjenigen Vorkehrungen, welche in den benachbarten Gegenden vollſtändiges und ganz reines Samengetreide ſo viel als nöthig iſt, herbey ſchaffen, die beſten Körner bey dem Worfeln zur Saat vorab nimmt, und das übrige ſo gut als möglich, doch ohne Argliſt, zu verſilbern ſucht; vielmehr iſt er deswegen zu loben, weil er durch Ausſtreuen des beſten Kornes eine beſſere Aernde veranlaſſen kann.

In verſchiedenen Gegenden Deutſchlandes, wo man eine regelmäßige Oekonomie an den im Ueberfluß erzeugten vollſtändig guten Früchten gar bald erkennt, iſt man dem Beyſpiele derer Nationen gefolgt, von welchen es bekannt iſt, wie hoch ſie es durch unermüdeten

deren Fleiß und Nachſinnen unter andern im Getreidebau gebracht haben. Man hat daſelbſt ſeit geraumer Zeit ſich äuſſerſt bemühet, dem Landmanne den vollſtändigſten, reinſten und beſten Samen zur Ausſaat zu liefern, und zu dem Ende in einigen Provinzen jährlich im Frühlinge und Herbſte, jedes mal vor Anfang der Saatzeit Märkte angeordnet, auf welchen ganz reines und vollſtändiges Saatkorn feil gebothen wird (*). Man bezahlt zwar für das Getreide, dem mit auserleſenen Früchten ſich einfindenden Verkäufer, einen gegen den auf andern täglichen Märkten gewöhnlichen, etwas höhern Preis; allein, man ärndet auch mit weit größerm Vortheil. Auſſerdem aber hat man den Landmann auch in die Nothwendigkeit zu ſetzen geſucht, vollſtändige, gute, und faſt von allem Unkrautſamen gereinigte Kornfrüchte zur Conſumtion in die Städte zu liefern, dadurch daß man den Gebrauch des Gechichtes bey dem Kornhandel eingeführt hat.

Zu Erreichung dieſer guten Abſicht, hat man vermuthlich im Anfange die an jedem Orte gewöhnlichen Kornmaße, zum Verſuch, mit reinen vollſtändigen und trocknen Rockenweizen ꝛc. Körner geſtrichen angefüllt, nachher die eingemeſſenen reinen Körner nach Pfunden gewogen, und dadurch einen gewiſſen Satz heraus gebracht, wie viel eigentlich der Scheffel guter trockner Rocken ꝛc. am Gewichte halten müſſe. Man urtheilt leicht, daß, je vollſtändiger und mehlreicher die Körner, und je weniger ſie mit Unreinigkeit oder mehlloſen Unkrautſamen vermengt ſind, deſto ſchwerer ein ſolcher voll gemeſſener Scheffel ſeyn wird; dahingegen das Gewicht ſich verringert, wenn die Körner unvollſtändig,

klein

(*) In den niederſächſiſchen Gegenden werden dergleichen Märkte unter andern in Rehna, Gadebuſch, Schwerin, Roſtock, Stralſund, Hitzacker, Bergedorf, Ritzerau, Oldesloh, Neumünſter, Kiel, und in mehrern kleinen Städten, gehalten.

klein und weniger mehlreich, auch überdies noch mit andern dickhülſigem Unkrautſamen, als: Treſpe, Klapper, Raden, Brand ꝛc. vermengt ſind.

Durch das Gewicht kann eine jede wohl eingerichtete ſtädtiſche Haushaltung, ſo wie ſolches in verſchiedenen großen Städten mit merklichem Nutzen wirklich geſchieht, die tägliche Conſumtion des Brodes, ſowohl im Einkauf des Getreides, als auch im Mahlen und Backen, auf das genaueſte berechnen und beſtimmen. Der Nutzen des Wägens des Getreides zeigt ſich alſo ſowohl im Großen, als auch im Kleinen.

Man hat daher in einer gewiſſen großen Stadt folgende nachahmungswürdige Anſtalten getroffen. Man hat

1. für Rechnung einer öffentlichen Caſſe, nach Beſchaffenheit der Umſtände, ein zu Zeiten ſehr ſtarkes Kornmagazin von den beſten und auserleſenſten Früchten angelegt. Dieſes öffentliche Magazin verſchaffet vielfältigen Nutzen. a) Es iſt auf alle Nothfälle, die kein Menſch voraus ſehen kann, ein anſehnlicher Getreidevorrath, und zwar von der möglichſt beſten Güte, da, welches den unbillig denkenden und eigennützigen Kornlieferanten in Reſpect und Aufmerkſamkeit erhält. b) Die Obrigkeit des Ortes wird in den Stand geſetzt, die vortrefflichſten Polizeyanſtalten zu verfügen, und einen Jeden zu deren unfehlbaren Befolgung nachdrücklich anzuweiſen. c) Wenn der auswärtige Verkäufer ſeine gute, und das vorlängſt beſtimmte Gewicht haltende Kornfrüchte, bey ganz wohlfeilen, und ſolchen Zeiten, da ſich die dortigen Käufer gleichſam verbunden haben, entweder gar nichts, oder doch nur für einen ſehr niedrigen Preis zu kaufen, ohne großen Schaden nicht verkaufen, oder aufſchütten laſſen will, ſo kann er dieſelben für einen billigen Preis, ohne Weitläuftigkeit, indem er nur an Einem Orte ablegt, in gedachtes Magazin liefern, und erhält augenblicklich ſeine Bezahlung. d) Wenn die Kaufleute gut befinden, ihre vorräthige Früchte bey anſcheinender Theurung an ſich, oder in einem unbillig theuern Preiſe zu halten, ſo verkauft das Magazin, wie zu

allen

chen Zeiten, mit mäßigen Gewinn; dieſer Kornpreis wird aber für die gehörig beſcheinigte Armuth noch auſſerordentlich herunter geſezt. Ja, e) es iſt nicht möglich, ſo lange dieſes Magazin beſteht, und ohne Eigennuz von werksverſtändigen und patriotiſch geſinnten Männern dirigirt wird, und die Zufuhre offen bleibt, daß jemals ein willkürlich erhöheter, oder auf keinen wahren Mangel ſich gründender theurer Kornpreis entſtehen kann.

2. Die Kaufmannſchaft, welche ihren Fleiß dieſem angenehmen, für die allgemeine Wohlfahrt ihrer Mitbürger ſo nöthigen Artikel widmet, handelt faſt alles übrige in Quantität zur Stadt auf den Markte kommende Getreide, welches dort jedes Mahl von vereideten Kornmeſſern ſehr genau gemeſſen wird, an ſich, vergißt aber dabei nicht, neben dem Maße ſich allemal gewiſſer Pfunde zu verſichern. Dieſe en gros handelnde Kaufleute verkauften ihr Getreide mit einem ſehr mäßigen Gewinne an die dortigen Mehlhändler und Bäcker.

3. Es kaufen auch die ſo genannten Mehlhändler die zu Markte gebrachten Kornfrüchte an ſich, und bedienen ſich, nebſt dem Maße, allemal des Gewichtes, ſchicken die gewogenen Säcke mit dem Gewichtsverzeichniſſe in die Mühle, erwarten daher die ihnen nach beſtimmten Abzug für die Metzen gebührenden Pfunde Mehl, ohne den geringſten Mangel, zurück, und verkaufen hernach an alle und jede Einwohner der Stadt das Mehl dem Namen nach zwar bey Himten und Spint, oder Scheffel und Metze; es wird aber ſo wenig der Scheffel, als die Metze, oder irgend ein anderes Maß, bey dem Verkaufe gerührt, ſondern der Käufer wiegt ſeine mitgebrachte Mehlbeutel, und empfängt an Mehl dasjenige Gewicht, worauf die Polizey einen Himten oder Spint, Scheffel oder Metze, geſezt hat. Für die gewiſſen Pfunde bezahlt er einen in der äuſſerſten Billigkeit gegründeten und durchgehends feſtgeſezten Preis. Das ſolcher Geſtalt nach Pfunden eingekaufte Mehl wird ſodann gehörig in Teig verwandelt; und da weiß ein jeder ſelbſt backender Einwohner, daß ihm ſein Bäcker aus 3 Pf. geſäuerten und ver-

verbackenen guten Mehl, 4 Pf. gar gebackenes Brod, ohne allen Mangel, in Broden von 8 bis 12 Pf., und darüber, liefern muß. In Ausbackung ganz kleiner Brode von 3 bis 8 Pf., trifft dieſe Portion, zumal wenn es ſtark ausgebacken iſt, nicht völlig mehr zu, weil die Hitze des Ofens dadurch, daß ſie mehrere Rinden und Oberflächen bäckt, auch mehrere Feuchtigkeit und Schwere vertreibt. Zu dieſen vortrefflichen Anſtalten kommt noch die gute Verordnung der Regierung, wodurch den dringenden Beſchwerden des Publicum gegen die Müller und Bäcker ein Ende gemacht worden iſt, daß nämlich alle Monathe, nach dem billigſten Marktpreiſe den Müllern eine obrigkeitliche Taxe in den Mühlen öffentlich angeſchlagen werden ſolle, worin befohlen wird, daß ein Himten (oder Scheffel) Rocken ꝛc. von heute an, bis Ende des Monathes, welcher nach dem Marktpreiſe — — gelte, nach Abzug der Metze ꝛc. — — Pf. rein Mehl geben müſſe; und nur allein nach dieſer Taxe muß der Müller, welcher allezeit hinlänglichen Vorrath halten muß, an jedermann das Mehl nach Pfunden verkaufen.

Die verſchiedenen Mühlenordnungen, in welchen die Mehlwage verordnet iſt, zeigen die von dem Gebrauche des Gewichtes gewiß zu erwartenden Vortheile noch deutlicher, und ich berufe mich hier vornämlich auf die königl preußiſchen Mühlenordnungen, wovon an ſeinem Orte ein Mehreres vorkommen wird.

Zum Beweis dieſer Vortheile, und um darzuthun, wie viel derjenige gewinnt, welcher guten Rocken conſumirt, und wie viel hingegen derjenige verliert, welcher ſchlechten und leichten Rocken conſumirt, füge ich folgende Berechnung bey. Wenn man annimmt, daß der Himten Rocken im Einkauf 16 Gr. koſtet, und wirklich 46 Pf. wiegt, ſo würde ein Hauswirth, der ſein Brod bis zum Backofen ſelbſt zubereiten läſſet, folgende Rechnung heraus bringen.

Ein

Ein Himten koſtet - - - - - - 16 Gr. — Pf.
Mühlengeld - - - - - - - - - — „ 4 „
Karrenſchieberlohn - - - - - - - 1 „ 4 „
Trinkgeld für den Mühlenknecht wegen
guter Aufſicht - - - - - - - — „ 6 „

Summa 18 Gr. 2 Pf.

Von dem Gewichte eines ſolchen Himtens Roggen geht ab:

Für die Mühlmetze $\frac{1}{16}$ - - - - - - $2\frac{7}{8}$ Pfund.
Für Mühlſchlamm und Staubmehl - $1\frac{1}{2}$ „
Kleyen - - - - - - - - - - - $3\frac{3}{4}$ „

Summa des Abganges $8\frac{1}{8}$ Pfund.
Bleibt Mehl zum Verbacken $37\frac{1}{8}$ Pfund.

Da nun ferner aus 3 Pf. Mehl 4 Pf. Brod geſchaffet werden müſſen, ſo liefert ein ſolcher Himten Roggen $50\frac{1}{2}$ Pf. Brod, wofür das Backlohn, à 1 Pf. $\frac{1}{2}$ Pfenn betragen würde - - - - - - - - - - - - - - - 2 Gr. 1 Pf.
Hiezu obige Unkoſten gerechnet 18 „ 2 „

Folglich kommen
$50\frac{1}{2}$ Pf. Brod auf - - - - - - - - 20 Gr. 3 Pf.
oder 1 Pf. Brod auf $4\frac{82}{101}$, oder $4\frac{4}{5}$ Pfennige zu ſtehen.

So lange aber das Publikum genöthigt bleibt, mit dem Landmanne auf dem Markte in Bauſch und Bogen zu handeln, mithin einen gemeſſenen, nicht gewogenen Himten weit geringhaltigern Roggen, welcher 38, 40 bis 42 Pf. wiegt, ebenfalls mit 16 Gr. zu bezahlen, ſo dürfte folgende Differenz entſtehen:

Das Gewicht eines Himtens Roggen ſey - 42 Pfund
Abgang für die Mühlmetze - - - $2\frac{5}{8}$
Abgang an Mühlſtaub und Schlammmehl - - - - - - - - - $1\frac{1}{4}$
Kleyen - - - - - - - - - - - 6

Summa Abgang $10\frac{3}{8}$ Pfund.
Bleiben $31\frac{5}{8}$ Pfund

Mehl, woraus $42\frac{1}{6}$ Pf. Brod gebacken werden, welche, wenn dieſer Himten Roggen gleichfalls 16 Gr. koſtet, incl. des Backlohnes, auf 19 Gr. 11 Pf. zu ſtehen kommen; mithin koſtet 1 Pf. Brod von dieſer Art Roggen $5\frac{169}{253}$, oder $5\frac{2}{3}$ Pfenn. An dem ganzen Himten geht folglich verloren

3 Gr., oder nach dem wohlfeilſten Preiſe von 4⅘ Pfenn., nach Pfunden gerechnet, 7 Pf. Brod.

Nun wollen wir annehmen, daß eine jede Perſon jährlich 2 Malter conſumire: ſo erhellt hieraus, daß jede Perſon 84 Pf. Brod, oder, welches einerley iſt, 2 Himten Roggen, a 42 Pf., mithin den 6ten Theil nebſt allen Unkoſten verliere. Man ſchlage dieſes zu Gelde nach vorſtehender Berechnung an, nämlich 1 Himten, der 42 Pf. wiegt, und woran 3 Gran verloren gehen, zu 16 Gr., ſo iſt der Verluſt auf eine Perſon jährlich 1 Thlr. 12 Gr. Man nehme ferner an: im Staate wären 200000 Perſonen, wovon ein Jeder jährlich 2 Malter conſumirt, ſo wird, wenn gleich an vielen Orten wirklich gutes und reines Getreide gebaut, und die Hälfte guter Roggen, der Himten a 46 Pf. verzehrt wird, doch der Schade auf die übrigen 100,000 Perſonen, mit Inbegriff der vergeblich angewandten Koſten, 150000 Rthlr. betragen. Uebrigens wird der Landmann dadurch genöthigt, allen Fleiß anzuwenden, um gute Kornfrüchte zu erbauen.

Gegen die Einführung der Korn= und Mehlwage, könnten folgende zwey Einwürfe gemacht werden. 1. Der Kornlieferant kann ſein zu verkaufendes Korn zu ſeinem Vortheil anfeuchten. 2. Der Müller kann die Roggenmehlſäcke auf den Waſſermühlen in eine gewiſſe bekanntlich allemal ſehr feuchte Gegend ſetzen, und bey Spitzung des Weitzens eine mehr als gewöhnliche Menge Waſſer anmiſchen.

Ich antworte darauf: 1. Der Kaufmann ſowohl als der Magazinverwalter, welche das Korn allemal nach einer Probe kaufen, und mit dem verjüngten Maße und Gewichte genau unterſuchen, müſſen die nöthige Kenntniß haben, zu ſehen, ob die Probe feucht (klamm), oder gehörig trocken iſt, welches Kenner am Gefühl ſehr bald bemerken; und ihre Beurtheilungskraft muß wenigſtens ſo weit gehen, ermäßigen zu können, ob die gelieferte Frucht in Quantität der Probe gleiche, mithin nicht angefeuchtet ſey. Diese Aufmerkſamkeit iſt bey dem bloßen Meſſen eben ſo nöthig; denn man ſieht bald ein, daß angefeuchtetes Korn eben

ſe[...]

ſehr in dem Maße aufſchwillt, als es das Gewicht vermehrt. Findet der Käufer nun, daß ein gewinnſüchtiger Verkäufer ſein Korn durch Verwahrloſung bey dem Transporte im Regenwetter, oder wohl gar mit Fleiß, angefeuchtet hat, ſo zieht derſelbe, unter Begünſtigung der Juſtiz, reichlich ſo viel am Kaufpreiſe bey jedem Scheffel ab, als er vermuthet, daß der Verkäufer ſtark angefeuchtet hat, oder er nimmt das angefeuchtete Korn gar nicht an.

Dieſer Umſtand beſtärkt unter andern, wie viel der Stadteinwohner dabey gewinnt, wenn gewiſſe ſachverſtändige Männer ſich bloß angelegen ſeyn laſſen, alle Aufmerkſamkeit auf den vortheilhafteſten Ankauf der Früchte zu wenden, und dahin zu ſehen, daß gutes und brauchbares Getreide zu rechter Zeit angeſchafft und aufbehalten werde. Nicht zu gedenken, daß mancher des Getreidehan els weniger kündige Bürger mehrere Tage ſich von ſeinen einträglichern Geſchäften verſäumt, um einige Scheffel Korn anzukaufen, und dadurch, daß viele müßige Käufer zu der Zeit, da wenig Getreide zur Stadt kömmt, auf einmal am Markte ſtehen, und das gefoderte ſogleich hingeben, den Preis ohne Urſache ſteigern, welches augenſcheinlich verhütet werden kann, wenn der Bürger zugleich die freye Wahl behält, zu allen Zeiten für einen billigen Preis gutes Getreide aus ſeinem Stadtmagazine zu kaufen.

2. Der zweyte Einwurf iſt von geringer Erheblichkeit, weil das Mehl nur wenig Feuchtigkeit annehmen darf, wenn es nicht klümperig werden ſoll, und die Beantwortung iſt in der obigen bereits mit enthalten. Denn wenn gewiſſe Perſonen in einer Stadt es zu ihrem einzigen Geſchäfte machen, mit Mehl zu handeln, ſo werden dieſelben ebenfalls mit Beyhülfe der Obrigkeit alsdann, wenn die Mühlen in genugſamer Anzahl vorhanden ſind, im Stande ſeyn, alle Unordnungen, welche auf die eine oder andere Art in den Mühlen

vorgehen können, zu verwehren, indem 20 bis 30 und mehr Malter Korn, die mit einem genauen Gewichtsverhältniſſe in die Mühle geliefert, gemahlen, und ſogleich darauf wieder zurück genommen werden, keiner ſo großen Gefahr ausgeſetzt ſind, als eben dieſe Quantität ſeyn würde, wenn ſie in 30 bis 40 Theile getheilt worden iſt, wovon jeder Theil beſonders zur Mühle gebracht, gemahlen und zurückgeliefert wird. Demjenigen, welcher 50 oder 100 Pf. Mehl in der Mühle von ſeiner großen Quantität vermißt, kann auch weit füglicher zu dem Seinigen von der Obrigkeit verholfen werden, als einem, der 3, 4, 5, 6 Pfund an einem oder einigen Scheffeln Abgang bemerkt. Wie viel gewinnt ſodann nicht ein jeder aufmerkſamer Hauswirth, ein Handwerksmann, ein Taglöhner, und die Armuth, wenn ſie nur vor allem Betrug auf dem Kornmarkte und in der Mühle nach Möglichkeit geſichert, ihr Mehl von ihrem Nachbar nach Pfunden kaufen, und daſſelbe dergeſtalt verbacken können, daß der Bäcker daraus gewiſſe Pfunde Brod liefern muß! Dem Fabrikanten, dem Handwerksmanne, dem Taglöhner würde dadurch Gelegenheit gegeben, ihren Verdienſt und Lohn billig und zuverläſſig zu reguliren, weil ſie ihre Conſumtion mit Gewißheit in Anſchlag bringen, und ſodann nebſt andern weniger bemittelten Einwohnern darauf Rechnung machen können, daß von ſolchen Mehlhändlern allemal zu bequemer Zeit ein hinlänglicher Vorrath von Mehl gemacht werde, womit volkreiche Städte alsdann, wenn, durch außerordentlichen Froſt und Hitze, Mangel am Mahlwaſſer entſteht, auf einige Monate zuverläſſig verſorgt werden können. Ja, wir würden alsdann, wenn durch Einführung des Gewichtes bey dem Kornhandel, der Landmann ſich genöthigt ſieht, beſſeres Getreide anzubauen, durch wiederholtes fleißiges Pflügen das Unkraut zu vertilgen, mithin den Acker ſo tief als möglich aufzulockern, eine merkliche Verbeſſerung des

Ackers,

Ackers, einen weit ſtärkern Zuwachs an Früchten, und alſo, wo nicht mit merklichem Vortheil, doch gewiß ohne Schaden des Landmannes, wohlfeilere Preiſe erhalten, mithin in die glücklichen Zeiten zurück treten, von welchen unſere Großväter ſo viel rühmen.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß Geſetze und Beſtrafung nicht allemal vermögend geweſen ſeyn, der Gewinnſucht derjenigen Schranken zu ſetzen, welche ihren Vortheil vorher darin geſucht haben, einen Theil Mahlkorn unveracciſet in der Mühle mahlen zu laſſen. Vielleicht hätte die in eine andere Auflage verwandelte Acciſe weniger verkürzt werden können, wenn von dem in die Mühle gehenden Getreide die Acciſe nach dem Gewichte gefodert wäre. Hiebey hätte nicht nur die Acciſecaſſe, ſondern auch der Bäcker, der Hauswirth und der Landmann, gewonnen; denn ſie hätten nur von reinem, vollſtändigen und ſchweren Roggen die Acciſe entrichtet, ja ſie wären, wenn ſie keinen Unrath, Staub und Hülſen verſteuern wollen, in die Nothwendigkeit geſetzt worden, ſich um gutes Getreide zu bekümmern, und jeder vernünftige Hauswirth würde gewiß darnach geſehen haben, daß er ſodann nur reines und vollſtändiges Korn einkaufe.

79—83. St. des hannov. Magaz. v. J. 1767.
No. 52 und 54 des leipz. Int. Bl. v. J. 1767.

Zur Erleichterung des Kornhandels nach dem Maße und Gewichte zugleich, bedient man ſich an denen Orten, wo die Obrigkeit nicht bereits für die an demſelben Orte üblichen Maße, ein verjüngtes Maß und Gewicht eingeführt hat, der ſogenannten holländiſchen Getreide- oder Kornwage (Koops Becker), wovon die eine und weiteſte Schale einen verjüngten holländiſchen Sack, welcher nach Kruſe'ns Angabe, im Großen 4082 franz. Kubikzoll halten ſoll, (ſ. im XLV. Th. S. 727,) vorſtellt, und von der zu wä-

genden Frucht voll gemeſſen und geſtrichen wird. In die andere Wageſchale legt man ſo viele verjüngte Pfundgewichte, als das in den verjüngten Sack gemeſſ'ne Korn ſchwer iſt. Hiedurch beſtimmt man mit ungefähr $\frac{1}{4}$ Kanne Korn das Gewicht eines holländiſchen Sackes. Dieſes holländiſche verjüngte Maß und Gewicht braucht man in verſchiedenen großen deutſchen Handelsſtädten; und es wird nicht leicht ein Handel an den Börſen und auf großen Kornmärkten gemacht, wo der Käufer ſich nicht der daſelbſt auf jedem Orts übliche Maße geſetzten Pfundezahl wenigſtens geſichert ſieht; bringt aber Jemand ſchlechtes Korn, welches das gewöhnliche Gewicht nicht hat, zum Verkauf auf den Markt, ſo pflegt man ihn wohl damit ab- und den Branntweinbrennern zu zuweiſen, welche ihm ſodann nach Gutdünken einen ſeinem geringen Getreide ungefähr gemäßen Preis geben.

Leupold, in ſeinem Theatr. Static. S. 60, f. beſchreibt dieſe Kornwage folgendermaßen:

„Es iſt eigentlich eine kleine Schnellwage, oder auch eine ordinäre Wage, außer daß, ſtatt der einen Schale, ein Gefäß als ein halbes Nößelmaß von Blech angehängt iſt, welches allemal voll genommen, und nach deſſen Schwere die Güte des Getreides entdeckt werden ſoll. Siehe Fig. 2700. AB, iſt der Wagebalken, welcher vermittelſt der Schwere des Balkens, und des Knopfes C, alſo eingerichtet iſt, daß er mit der Schwere des allergeringſten Getreides beynahe gleich iſt, und man daher nur ein kleines Gegengewicht nöthig hat. Es kann aber auch eine andere kleinere Kramerwage mit zwey gleichen Armen ſeyn, nur daß, ſtatt der einen Schale das Gefäß D angehängt wird. Soll nun mit dieſer Wage etwas gewiſſes ausgerichtet werden, ſo muß es nothwendig auf die ganze Schwere und Größe eines gewiſſen Maßes gerichtet ſeyn, daß man weiß, der wievielte Theil ſolches

Mäß-

Mäßlein iſt, und wie ſchwer ein Scheffel des beſten, und ein Scheffel des geringen Getreides iſt. Ich zweifle aber, daß etwas gewiſſes zu erhalten iſt, inſonderheit weil auch durch Einſchütten in das Maß die Schwere gar ſehr veränderlich fällt; daher, wenn man eine Quantität etlichemal mißt, allemal ein anderes Facit heraus kommen wird.“

In der Schaumburglippiſchen Brod- und Biertaxe v. J. 1777, nebſt vermiſchten Nachrichten von der Schaumburgiſchen Landwirthſchaft (*), wird von der holländiſchen Kornwage Folgendes gemeldet: „Man hat eine ſolche Kornwage kommen laſſen. Sie iſt von einer ordinären Wage nur darin unterſchieden, daß ihre Schalen hohle Cylinder ſind, und jede 13 Kubikzoll franz., als den 314ten Theil des holländiſchen Sacks hält. Von den verjüngten Pfunden, die dabey ſind, wiegt jedes $21\frac{3}{31}$ Gran Apothekergewicht. Beym Gebrauche füllt man eine Schale mit Korn, in die andere legt man verjüngte Pfunde bis zum Gleichgewicht, mit dem Korne. So viel verjüngte Pfunde man zum Gleichgewicht gebraucht, ſo viel wirkliche Pfunde wiegt der holländiſche Sack nach holländ. Gewichte. Zum inländiſchen Gebrauch hat man für dieſe Kornwage folgende Tabelle gerechnet.

Wenn der holländiſche Sack an verjüngten Pfunden wiegt	ſo wiegt der ſchaumburgiſche Himten		
150 Pf.	60	2730	4082 Theil.
149	60	1079	
148	59	3510	
147	59	1859	
146	59	208	
145	58	2639	
144	58	988	

(*) In Hrn. Hofr. Beckmann Beyträgen zur Oekonomie ꝛc. 4. Th. (Gött. 1781, gr. 8.) S. 79, fgg.

Wenn der holländiſche Sack an verjüngten Pfunden wiegt	ſo wiegt der ſchaumburgiſche Himten	
143	57 · 3419	4082 Theil.
142	57 · 1768	
141	57 · 117	
140	56 · 2548	
139	56 · 897	
138	55 · 3328	
137	55 · 1677	
136	55 · 26	
135	54 · 2457	
134	54 · 806	
133	53 · 3237	
132	53 · 1586	
131	52 · 4017	
130	52 · 2466	
129	52 · 815	

und ſo herab auf jedes verjüngte Pfund der ſchaumburgiſche Himten $\frac{1651}{4082}$ Pfund weniger.“

Tabelle, woraus zu erſehen iſt, wie viel hannoveriſche Pfunde ein neuer braunſchweigiſcher Himten wiegt, wenn eine Kornprobe auf der holländiſchen verjüngten Getreidewage gemeſſen und gewogen worden, ſt. im 83. St. des hannov. Magaz. v. J. 1767, Col. 1325, f.

Beguillet in ſeinem Traité de la connoiſſance générale des grains & de la mouture par economie &c. à Par. 1775, gr. 8. hat ebenfalls die holländiſche Wage abgebildet, und ihren Gebrauch nach der Veränderung auf franzöſiſches Gewicht umſtändlich erläutert. S. Beckmann phyſ. ökon. Biblioth. 8 B. 3. St. (Gött. 1777, 8.) S. 349.

Hanow meldet, im 1. Th. der Verſuche und Abhandlungen der naturforſch. Geſellſch. in Danzig, (1747, gr. 4.) S. 357, fgg. von den Korn- oder Getreidewagen Folgendes.

„1. Schon

„1. Schon von undenklichen Zeiten her hat man an denen Orten, wo Leute von Einſicht mit Korn und Getreide umzugehen gehabt, und ſich der Betrügerey nicht haben bloß ſtellen wollen, ſich befleißigen müſſen, der Güte des Getreides aus untrüglichen Merkmalen ſich zu verſichern. Die Unreinigkeit oder Vermiſchung deſſelben mit Brandkorne, oder anderm Korne, mit Spreu, Sand, Staub, Steinchen und Samen von allerley Unkraut zu erkennen, brauchte keiner Kunſt, ſondern nur der genugſamen Anwendung geſunder Sinne. Aber die innere Beſchaffenheit deſſelben auf eine behende und untrügliche Art einzuſehen, z. B. ob es alles voll guten Mehls, ob es von feuchten Dünſten, Nebeln, Regen, Einnetzen gequollen ſey, damit es mehr ins Maß gehen möchte: hiezu war ſchon Wiſſenſchaft und Kunſt nöthig, die das auf eine untrügliche und leichte Art entdeckte, was ſonſt ſchwer oder gar nicht heraus zu bringen geweſen wäre.

2. Den erſten Grundſatz gab oder lieh hiezu her die Naturlehre und Statik, oder Wägekunſt, welche beweiſet, daß diejenigen Körper dichter ſeyn und mehr eigenthümliche Materie haben, die an und für ſich ſchwerer ſind, als andere Körper von gleicher Größe, oder auch die mit ihnen gleich viel Raum einnehmen. In den Körnern iſt die ſchwerſte und eigenthümliche Materie, darum man ſie ſucht, der Kern oder das Mehl, woraus das Brod gebacken wird. Die Haut, ſo den Kern umgiebt, macht nur Kley, die allein zur menſchlichen Nahrung nicht dient, ſondern für das Vieh gebraucht wird. Weil die Größe einzelner Körner ſammt ihrer Schwere nicht ſo leicht und unſtreitig ausfindig zu machen iſt, als wenn ihrer viele immer in einerley Raum gebracht werden, bediente man ſich dieſer letzten leichtern Art, und fand anfänglich dazu den üblichen Scheffel ſchon dienlich, als deſſen man ſich ohnedies im Gewerbe mit dem Getreide vorlängſt bediente. Daß man ſich der Säcke und Scheffel bereits in den älteſten Zeiten bedient hat, lehrt Moſes, 1 B. 42, 25. 35; 2 B. 16, 35; u. 3 B. 19, 36; wonach auch die Schätzung und der Kauf geſchah; 1 Moſ. 26, 12; 47, 18. 20. 24; und 3

Moſ. 27, 16. So meldet auch Plinius, in ſeiner Naturgeſch. B. 18, C. 7: daß man den Scheffel Getreide und deſſen Güte nach dem Gewichte geſchätzt habe, welches hier nach der Reihe anzuführen zu weitläuftig wäre (*). Durch richtige Proben konnte man finden, wie viel Mehl und wie viel Korn ein Scheffel am Gewichte und Maße gäbe.

3. Der andere Grund gehört zur Hydroſtatik oder Waſſerwägekunſt, und iſt auch aus der Erfahrung darzuthun. Es kömmt aber darauf an, daß das trockne Mehl in den Körnern, ja auch die Haut, an ſich ſchwerer iſt, als das Waſſer. Man ſieht ſolches daraus, weil das ganze Korn, oder das Mehl ſowohl, als die Haut, im Waſſer nieder ſinkt, wenn ſie recht eingeweicht iſt. Daher auch die Roggenkörner, wenn ſie Waſſer eingenommen haben, nicht mehr ſo viel wiegen, als da ſie trocken waren; und ſo viel mehr Waſſer in ſie hinein gedrungen iſt, ſo viel weniger wiegen ſie. Nun können ſie faſt aber eben ſo viel Waſſer einlaſſen, als ſie ſchwer ſind, und ſind von Natur aufgelegt es anzunehmen, damit ihr Mehl gleichſam in eine Milch aufgelöſet werde, die zur Nahrung des Keimchens dienen könne. Je trockner alſo das Korn iſt, deſto ſchwerer iſt es, und deſto mehr Mehl giebt es, welches auch ſchon Plinius bemerkt hat (**).

4. Demnach kann man durch genaues Abwägen des Kornes erſtlich dahinter kommen, ob es von Feuchtigkeit aufgeſchwollen ſey, damit es mehr am Maße austragen und fein groß ausſehen möge. Fürs andere, wenn es auch trocken iſt, ſo kann die Wage lehren, ob es mehr Mehl an ſich halte, als ein anderes, das mehr Hülſen hat und mehr Kleyen giebt. Denn

(*) Folgende Stellen mögen genug ſeyn: Leviſſimum ex his hordeum, raro excedit XV libras, & faba XXII. Ponderoſius far, magisque etiam triticum &c. In Transpadana Italia ſcio vicenas quinas libras farris modios pendere, circa Cluſium & ſenas l. c. & cap. X. Ex africo (tritico) juſtum eſt redire e modiis ſemodios pollinis & ſextarios quinque; praeterea ſecundarii ſextarios 4, furfurumque tantundem.

(**) L. c. cap. 9, quae ſicca moluntur, plus farinae reddunt.

Denn, je zärter und feiner die Haut umher iſt, deſto mehr Mehl und deſto weniger Kleyen giebt es. Hingegen iſt die Haut leichter als das Mehl, und geht alſo der Schwere des Kornes ſo viel mehr ab, ſo viel dicker ſeine Haut iſt. Daß ſowohl das naſſe, als dickhäutige, mehr an Kleven gebe, iſt auch ſchon zu des ältern **Plinius** Zeiten bekannt geweſen (*).

5. Sind die Körner feucht und gequollen, ſo beſteht ihr Gewicht aus dem Gewichte des Mehles, welches ſie in ſich halten, aus dem Gewichte der Haut, die das Mehl umgiebt, und aus dem Gewichte der Feuchtigkeit oder des Waſſers, ſo hinein gedrungen iſt. Kurz mag man dieſes alſo ausdrücken: $k = m + h + w$, wo k das Korn, m das Mehl, h die Haut, und w das Waſſer bedeutet. Es ſey die Anzahl der Körner, welche ein gewiſſes Maß voll machen, a: ſo iſt $ak = am + ah + aw$. Denn ein jedes Korn hat ſowohl ſeine eigene Haut als ſein eigenes Mehl, und ſein Waſſer, das ſich hinein gezogen hat. Unter dieſen Größen hat am, oder das eigentliche Mehl, die größte Schwere; ah die mittlere, weil auch die Hülſen, wenn ſie ganz voll Waſſer ſind, im Waſſer untergehen; und aw, oder das Waſſer, die geringſte. Iſt nun kein Waſſer im Korn, ſondern iſt es fein trocken, ſo fällt aw weg; es iſt alſo ſo viel ſchwerer, und giebt ſo viel mehr Mehl, darum es eigentlich von Bäckern gekauft wird. Iſt ferner die Haut in dem trocknen Korne ſo fein und dünn, als ſie immer ſeyn kann, ſo hat das Korn die größte Schwere und Güte zum Backen, die es haben kann, weil es am meiſten Mehl giebt. Wenn aber die Haut gröber und dicker iſt, als in dem vorigen Falle, oder iſt das Mehl nicht ſo reichlich gerathen, als es pflegt, wenn es am beſten gediehen iſt, ſo wird die Haut n (etliche) mal die vorige übertreffen; und alſo wird ſeyn $ak = am + anh$. Was alſo in dieſem Falle dem Gewichte der Hül-

(*) Plurimis tunicis thracium veſtitur, ob nimia frigora . . . Eſt & bimeſtre circa thracium ſinum . . . . mirumque nulli frumento plus eſſe ponderis, & furfuribus carere; l. c. cap. 7. und cap. 9. quae ſalſa aqua ſparſa (moluntur) candidiorem medullam (reddunt); verum plus retinent in furfure.

Hülſe zugeht, das geht dem Gewichte des Mehles' ab: folglich iſt dann das Gewicht des Kornes a k geringer, als in dem Falle, da a k war = a m + a h; und zwar um a n h — a h, oder um (n—1) a k.

6. Mit einem Beyſpiele dieſes zu erläutern, wollen wir den römiſchen Scheffel nehmen, von welchem **Plinius** bezeugte, daß er an mailändiſchem Korne 25 Pf. gehalten habe. Wenn nun hier a unerörtert bleibt, aber a k — 25 Pf. iſt, und wir wollen ihm die dünnſte Haut geben, welche die wenigſten Kleyen giebt, ſo würden die Kleyen, vermöge der Erfahrung, auf $1\frac{1}{2}$ Pf. zu ſchätzen ſeyn. Alſo wäre a m = $23\frac{1}{2}$ Pf. Wäre aber die Haut dicker, daß 3 oder 4 Pf. Kleyen abgiengen, ſo blieben am Mehle nur 22 oder 21 Pf. übrig, und wäre im erſten Falle (n—1) a h = $1\frac{1}{2}$ Pf. auf jeden römiſchen Scheffel, oder wie es nach unſerm Scheffel heißen möchte, faſt auf jedes Viertel, und mithin faſt 6 Pf. auf jeden danziger Scheffel. Wie denn auch das römiſche Pfund kleiner iſt, als unſer danziger Pfund, indem es ſich ungefähr gegen unſeres verhält wie 6240 : 8186. Und alſo halten 4 römiſche Scheffel nur 76 danziger Pfunde.

7. So gut nun dieſes Mittel erſonnen war, ſo beſchwerlich war es doch, jeden einzelnen Scheffel Korn zu wägen. Hatte man mit einer großen Menge Korn zu thun, von deſſen Güte man verſichert ſeyn wollte, wenn es z. B. ein Schiff= oder Boden voll war, ſo durfte man zwar nicht einen jeden Scheffel beſonders wägen, doch konnte man auch nicht zufrieden ſeyn, wenn man nur einen einzigen gewogen hatte, ſondern mußte wenigſtens eine gute Anzahl, als den 10ten ꝛc. wägen. Nur diejenigen Fälle waren ausgenommen, da man auf die Redlichkeit und das Wort des Verkäufers, der ſeine Güte recht angab, ſich verlaſſen konnte. Wegen dieſer Beſchwerlichkeit ließ man es an den meiſten Orten auf Treue und Glauben im Kornhandel ankommen, vergaß das ſo beſchwerliche Wägen, und der Unkoſten, die es oft erfoderte, war man auch gern überhoben. Doch da der Betrug ſeine Karte trefflich zu miſchen weiß, wenn er merkt, daß man ihm nicht genau auf die Hände ſieht, ſo hat man bald wieder dem einreiſſenden Uebel

Uebel durch bequemere Mittel vorzubeugen geſucht, welches in Anſehung des Roggens und Weizens durch die ſogenannte Kornwage erhalten wird.

8. Es rührt vornämlich die Erfindung derſelben aus Holland her, da die Bäcker den Sack Korn nach dem Fruchtwachſe und Gewichte bezahlen, und wohin vor dieſem mehr, als jetzt, das Getreide aus fremden Orten eingeſchifft wurde. Ein Sack Korn hält 3 holländ. Scheffel, deren, laut einer ſchriftlichen Nachricht, im vorigen Jahrhundert 32 auf eine Laſt gerechnet wurden, wovon jeder insgemein 140 Pf. wog. Zu unſern Zeiten aber gehen in Amſterdam 36 Sack auf 1 Laſt, deren einer 3 Scheffel; und am Gewichte aufs höchſte 125 Pf. hält. Ich fand auch im Abwägen, daß der Roggen, welcher auf der neuen Kornwage 112pfündig war, auf der alten 119 Pf. hielt; und der auf der neuen 122 Pf. wog, auf der alten 131pfündig befunden ward. Insgemein wird die amſterdamer Laſt Korn der danziger und königsberger Laſt gleich geſchätzt. Da nun dieſe preußiſche Laſten nur 60 Scheffel halten, wenn die amſterdamer 108 hat: ſo thun 5 preußiſche Scheffel 9 in Amſterdam, oder, welches im Rechnen noch vortheilhafter iſt, 10 preußiſche thun 18 amſterd. Scheffel.

9. Wie die Feldmeſſer verjüngte Maßſtäbe brauchen: ſo hat die Kornwage das Maß der Säcke und ihr Gewicht verjüngt. Anſtatt des Sackes hat man ein bequemes Gefäß oder Mäßchen, z. B. $\frac{1}{2000}$ oder $\frac{1}{1000}$ mit einem Streichholze, erwählt, welches man leicht bey ſich tragen kann. Statt der Pfunde hat man kleine Gewichtchen gewählt. Damit ſowohl das Mäßchen, als das Gewicht des geſtrichenen Kornes mit den Säcken übereinſtimmten, oder man gleich ohne fernere Rechnung ſagen könnte: von dem Korne hält der Sack ſo und ſo viel Pfunde, mußte man entweder die Gewichte nach dem Mäßchen, oder das Mäßchen nach den Gewichten, ein für allemal ſo einrichten, daß ſolches gleich offenbar in die Augen fiel. Beydes ließe ſich ohne große Schwierigkeit finden, vermitteſt der beyden folgenden Aufgaben.

10. Wurde ein Mäßchen gegeben, das einer gern zur Kornwage brauchen wollte, oder es dazu hatte ver-

fer-

fertigen laſſen, z. B. $\frac{1}{96}$ oder $\frac{1}{100}$ eines amſterdamer Scheſſels, ſo durfte man nur 1) das Mäßch n ſtatt der einen Schale an den Arm des Wagebalkens ſo anhängen, daß es ſtets gleich daran hängt, und nichts von dem Korne, womit es gefüllt iſt, verſchüttet; 2) in die andere Schale ſo viel Gewicht legen, daß ſie dem Mäßchen gleichwichtig ward und blieb, daher das Zulegegewicht ein b ſtändiges gezeichnetes Gewicht ſeyn konnte. 3) Mußte ein Sack Korn gewogen, oder nur von dem gewogenen Korne ſo viel geg ben werden, als genug war, das Mäßchen geſtrichen voll zu machen. 4) Mußte man in die andere Schale ſo viel Gewicht zulegen, bis die Wage wieder im Gleichgewicht ſtand. 5) Dieſes gefundene Gewicht durfte man nur in ſo viel gleiche Theile zertheilen, als der Sack Korn Pfunde gewogen hatte, z. B. 120. 6) Die Zertheilung geſchieht, ſo lange gerade Zahlen vorhanden ſind, auf der Wageſchale leicht durch Waſſer, Sand, Korn, oder dergleichen Materien; wenn aber ungleiche Zahlen kommen, iſt dieſe Art ſo viel mühſamer, ſo viel mehr der Theile ſind. Kür er alſo davon zu kommen, wird erfodert ein Körper von durchgängig einerley Dichte und Schwere, dergleichen die gezogenen metallenen Drahte ſind, deren Länge man meſſen muß. Hat man dieſe Länge durch die ungerade Zahl der Theile, welche erfodert werden, dividirt, ſo kann man ein ſolch Theil von der im Quote gefundenen Länge abſchneide, und vermittelſt deſſen, alle übrige, welche man braucht, finden, von dauerhafter Materie verfertigen, auch bezeichnen laſſen. Zur Noth könnten auch ſtatt des Drahtes, andere einträchtige Materien, als: Leinenzeug, Tuch, Schnüre, Bindfaden, Zwirn ꝛc. genommen werden. Die Probe iſt theils in der Gleichwichtigkeit, wenn man das Einfache ſo oft vervielfältigt, bis es die Summe aller Theile ausmacht, und man findet dieſe Summe dem Ganzen gleichwichtig.

11. Werden aber bekannte Gewichte gegeben, und man ſoll das Mäßchen darnach einrichten oder verfertigen laſſen: ſo kann man entweder vorher deſſen Inhalt berechnen, und es darnach beſtellen, oder wenn es ſchon fertig iſt, muß man ſuchen, wie viel ſeinem Inhalte

halte abgehen müßte, damit es die rechte Maße halte. In dem erſten Falle muß man ein anderes Gefäßchen, deſſen Inhalt wir wiſſen oder gleich finden können, mit demſelben Korne füllen, und es abwägen, oder ſich der Größe des Scheffels und der gefundenen Pfunde des Sackes bedienen. Da nun der Inhalt eines jeden Gefäßes oder Maßes ſein Gewicht ausmacht, ſo verhält ſich (das Gewicht) $P : p =$ (der Inhalt) $C^3 : c^3$, wenn man denſelben in würfelichtem Maße berechnet. Wäre nun C^3 der Inhalt des Scheffels oder Sackes im cubiſchen Maße, und man ſuchte die Seite des kleinen Mäßchens c, ſo fände man $c = \sqrt[3]{(P : p\ C^3)}$. Wie man einen Würfel in allerley andere Figuren verwandeln könne, iſt aus der Geometrie bekannt. Im andern Falle giebt gleich der Augenſchein, wie viel das Mäßchen zu groß iſt, wenn es von dem abgewogenen Korne oder Waſſer nicht voll wird. Man kann alsdann leicht abzeichnen, wie viel dem Mäßchen abzunehmen ſey; oder man kann es unten mit Pappe ſo weit füllen, daß es oben geſtrichen voll wird, und ſo viel abnehmen laſſen, als man gefunden hat.

12. Um mehrerer Bequemlichkeit willen, wird die Kornwage ſo eingerichtet, wie Fig. 2701 zu ſehen iſt, daß, ſtatt der Schalen, zwey gleich ſchwere Blechbüchſen ſind, die in einander zu ſtecken ſind, und darin der Balken mit dem Streichholze und den Gewichten ſtecken. Nämlich ſo zeigt das aufgelegte Gewicht ſofort mit ſeiner Zahl, die darauf ſteht, wie viel Pfunde ein Sack dieſes Kornes in Holland halten müßte, wenn es, ſo wie es da iſt, hinein gethan würde. Man kann alſo zu dem verjüngten Gewichte brauchen eines das 60, eines das 30, eines das 20, eines das 10, das 5, 3, 2, 1 hält der erwählten verjüngten Gewichtchen; oder es kann auch eines gleich 100, das andre 10, das dritte 8, das 4te 6, das 5te 4, das 6te 2, das 7te und 8te 1, das 9te und 10te $\frac{1}{2}$ haben. Vielerley andere Einrichtungen der Gewichtchen bleiben der Willkühr eines Jeden heimgeſtellt. In zweyen fand ich ſie ſo: 60, 40, 20, 10, 5, 4, 3, 2, 1, 1.

13. Das

13. Damit man aber der Güte und Richtigkeit dieſer Kornwagen verſichert ſey, ſo muß man erſtlich gewiß ſeyn, daß ſie gut und ſcharf ziehen, oder daß ſie auch einen kleinen Ausſchlag richtig angeben, wenn ſchon das Maß voll Korn iſt, daß z. B. $\frac{1}{4}$ von der Eins noch merklich genug ſey. Hiezu gehört, daß erſtlich der Balken allein, ohne angehängte Schale und Mäßchen recht einziehe, und durch Verwechslung der Angehänge, inſonderheit der Schale und des Mäßchens, ſein Gleichgewicht noch unverändert bleibe. Wo hierin ja ein Fehler ſich findet, muß er lieber ſo gewandt werden, daß er etwas zu wenig, als zu viel, Güte dem Korne zueigne. Zweytens muß das Mäßchen, ſo viel ſeiner Dauerhaftigkeit unbeſchadet geſchehen kann, leicht am Gewichte, und von einer beſtändigen Materie ſeyn, die ſich bey Veränderung der Feuchte und Wärme der Luft nicht ſo merklich verändere, daß dadurch ein Unterſchied in dem Gewichte, deſſen man ſich bedienen will, heraus komme. Sie ſind oft nur von Holz gedreht; aber die von Meſſingblech in Würfel. Cylinder, oder Wageſchalengeſtalt, ſind beſſer und dauerhafter. Denn je leichter ſie ſind, deſto weniger wird die Wage beſchwert, und deſto beſſer kann ſie auch einen geringen Ausſchlag anzeigen. Drittens müſſen auch die Gewichte recht abgezogen ſeyn, daß ſie weder mehr noch weniger, als ſie ſollen, in ſich halten.

14. Im Gebrauche derſelben nicht betrogen zu werden, muß man vorher darauf ſehen, daß ſowohl die Mittelaxe in ihren Pfannen der Hängegabel, und der obere Ring derſelben, als auch die Anhängeringe und Haken der Schale und des Mäßchens, in der Mitte frey und recht beweglich einhängen. Hernach muß man verſichert ſeyn daß auch das andere Korn, welches man nicht gewogen hat, von eben der Güte ſey, als das wenige, was man gewogen hat. Denn in einem großen Haufen kann wohl Korn von verſchiedenen Aeckern und verſchiedener Güte auch ohne Vorwiſſen des Verkäufers ſich finden, der es ſelbſt nicht unter die Probe genommen hat. Zu geſchweigen, daß ein betrüglicher Verkäufer auch wiſ-

wiſſentlich hier und da unter dem guten was ſchlechteres kann verſteckt haben, und es liſtig zu machen, daß zur Probe nur das gute gegeben oder genommen werde. Daher ein vorſichtiger Käufer die Probe hier und da umher, oben, in der Mitte und unten, wird zu nehmen wiſſen, weil es mit ſolcher behenden Wage geſchwinde und oft, ohne Beſchwerde geſchehen kann; daß er inne werde, ob es allenthalben einerley Gewicht habe. Nicht minder wird er zu verhüten wiſſen, daß es nicht nach der geſchehenen Probe Aenderung leide. Was das Einrütteln oder Eindrücken des Kornes für einen Unterſchied machen könne, wird die Erfahrung zeigen, damit man dadurch nicht irre werde, wie hier hernach folgen ſoll.

5. Nun ſieht man auch, wie einer, der keine beſondere Kornwage hat, doch mit einer andern guten Wage eben ſo viel ausrichten könne, wenn er will. Kann er rechnen, ſo darf er nur von ſolchem Korne, davon er gehört hat oder ſonſt glaubwürdig weiß, daß der Sack davon in Holland ſo und ſo viel Pfunde halte, ein Gefäß von Glas, Porzellan ꝛc. das es zur Hand hat, und oben gleich iſt, daß es kann abgeſtrichen werden, füllen, es abſtreichen, das Korn daraus in die Wageſchale ſchütten, es abwägen, und aufſchreiben, wie viel es nach einem guten abgezogenen Einſatzgewichte befunden worden. Wäre es nöthig, müßte er auch noch kleinere Gewichtchen, die Achtel, Sechzehntel, u. ſ. w. von dem halben Quentchen wären, zu Hülfe nehmen. Hebt er dann das gebrauchte Gefäß auf, ſammt der aufgeſchriebenen Nachricht, z. B. daß dies Gefäß voll von 112 pfündigen Korn, gewogen habe 15 Loth und ½ Quent, ſo kann er künftig dadurch die Güte eines jeden andern Kornes, ohne eine Kornwage erforſchen. Er darf nur von einem andern Korne das Gefäß wieder füllen, es abſtreichen, und, wie vorhin, recht abwägen, hernach es ſo in die Rechnung ſetzen: 15 L. ½ Qu. geben 112 Pf. auf den holl. Sack, wie viel wird das jetzt gefundene, z. B. $\begin{pmatrix}\text{5 Loth}\\ \text{5 L. } \tfrac{1}{2} \text{ Qu.}\end{pmatrix}$ geben? ſo zeigt ihm die Rechnung $\begin{pmatrix}111\\ 114\end{pmatrix}$

16. Da es bey dieſen Verſuchen oder Abwägungen leicht worin verſehen, und etwas anders befunden wird, als es eigentlich ſeyn ſollte: ſo möchte dieſe Art, die Kornwagen richtig zu machen, die beſte ſeyn, welche aus völlig richtigen Abwägungen, und der darauf gegründeten Berechnung des Raumes, den das abgewogene Korn eingenommen hat, und dem deutlich angegebenen Gewichte, herrührt. Denn vermittelſt derſelben kann, auch ohne Korn zu haben, die Wage richtig angegeben und gemacht ſeyn, wenn der Raum und die Gewichte wohl berechnet und verfertigt werden. Dieſes zu unterſuchen und deutlich zu machen, habe ich zweyerley in Danzig übliche Kornwagen zur Hand genommen, und alles ſelber fleißig unterſucht, wie aus dem Folgenden erhellen wird. Was aber erſtlich ihrer Mäßchen und Gewichte Größe anbetrifft, ſo fand ich ſolche, wie folgt.

17. Beyde Mäßchen waren von Meſſingblech verfertigt, die man wie eine Büchſe in e f, Fig. 2701, zuſammen ſteckt, und von einander thut. Die größere und neue war, wenn ſie zuſammen geſteckt war, noch $6\frac{1}{2}$ par. Zoll lang, und im äußern Diameter 3 Zoll und 1 Linie. Die eine Hälfte derſelben, welche inwendig allenthalben gleich weit iſt, und zum Mäßchen gebraucht wird, hatte im Lichten $35\frac{1}{2}$ par. Lin. in der Höhe aber 41 Lin. Hieraus findet man den Inhalt ihres Raumes $\frac{(35\frac{1}{2}''')^2 \cdot 785}{1000} \cdot 41 = 23$ Kubikzoll und 473 Kubiklinien, oder durch Abwägen des Waſſers, welches es faſſete, = 8665 Gran, und nach ſeiner Wärme, durch 371 dividirt, $23\frac{355}{1000}$ Kubikzoll. Die dabey befindlichen Gewichte wogen zuſammen $28\frac{1}{4}$ danziger Loth = 7214 par. Gran. Da ſie in 146 Theile getheilt ſind, ſo kommen für jedes Theil, oder für das Eins, $49\frac{4}{10}$ Gr.; ſo traf es auch auf der Wage ziemlich zu. Folglich kämen auf 1 Kubikzoll Korn 241 Gran, wenn es 114 wiegt; und faſt 262 Gr., wenn er 124pfündig iſt im holländiſchen Sacke. Da ein Litron $40\frac{1}{4}$ par. Kubikzoll hält, und ein Muid, der 2304 Litrons hält, 2640 par. Pfund ſchwer befunden worden iſt, ſo kämen für einen

einen Litron 10559 Gr., und für einen Kubikzoll 262 Gr., die von dem oben gefundenen 124pfündigen nicht unterſchieden ſind. Die kleinere Schale hielt im Lichten 20$\frac{4}{5}$ Lin., in der Höhe aber 35 L.; daraus wird gefunden ihr Inhalt 6 Z. und 1158 Kubiklinien. Die Gewichte, deren 142 überhaupt waren, hielten 1754 Gr., und jedes 12$\frac{1}{3}$ Gr. Hieraus kämen 262$\frac{1}{2}$ Gr. für 1 Kubikzoll.

18. Folglich kann man auf 2 par. Kubikzoll 262 Gran ſchwer Roggen, oder 371 Gran Waſſer, welches 72 Grad warm iſt, rechnen, und darnach die Einrichtung der Kornwage machen. Geſezt, das Würfelmäßchen ſollte 8 Kubikzoll halten, ſo müßte die Seite 2 Zoll haben, und von den 142 Gewichtchen könnte jedes 14$\frac{7}{10}$ Gr. halten. Oder geſezt, man wollte das danziger Kramergewicht, welches ein Einſatzgewicht iſt, zur Kornwage brauchen, und es ſollte das halbe Gewichtchen, welches $\frac{1}{8}$ Loth iſt, das Eins gelten, ſo hätte man dieſe Reihe Gewichte, die unten aufgeſchrieben werden könnten: 1, 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128, das iſt $\frac{1}{2}$ Pf. Davon geben 14 Loth die geringe Art Korn von 112 Pf.; die übrigen macht man mit dem Lothe und ſeinen Theilchen, welche bis 128 reichen, ſo hoch es das Korn nun nicht bringt. Das Mäßchen oder die Schale dazu, müßte, wenn ſie gerade voll iſt, an 75 Grad warmem Brunnenwaſſer halten $\frac{8665 \cdot 3958}{6034} = 5683$, d. i. 22 Loth, 1 Qu. 3 Gr. Das übrige beſtellt eine gemeine Kramerwage, die nur richtig gemacht iſt.

19. Weil Leupold, in ſeinem Theato ſtatico, von den Getreidewagen zweifelt, daß dadurch etwas gewiſſes zu erhalten ſey, unter andern auch darum, weil er verſichert, daß durch Einſchütten in das Maß die Schwere gar ſehr veränderlich falle, und, wenn man einerley Korn etlichemal wägt, allemal ein anderes Gewicht befunden werde: ſo habe ich dieſes Vorgeben nicht ununterſucht laſſen können, zumal da er dieſes aus eigener Erfahrung ſchreibt. Ich habe ſchlechten, auch guten Roggen genommen, und fand den ſchlechten 112, den guten 123pfündig.

Rüttelte ich aber das Mäßchen wacker, und klopfte auf daſſelbe unten und von allen Seiten, drückte den Rocken auch noch oben mit der Hand ein, und ſtrich ihn dann ab, ſo wog der ſchlechte 124, der gute 134 Pf. Der Unterſchied beträgt 12 bis 13 Pf. Ich befand es wahr, daß durch verſchiedene Art des Einſchüttens, das Gewicht immer mehr fiel, als das geringſte, aber viel weniger als des eingerüttelten und eingedrückten. Alſo wog der gute zuweilen bis 126½, der ſchlechte bis 115, auch wohl darüber.

20. Die Urſache fand ich in einigen gefliſſentlich gemachten Veränderungen des Einſchüttens, und in andern, die zufälliger Weiſe dazu ſtoßen. Wenn ich das Mäßchen ſchief hielt, und aus einem Kannengefäße den Rocken langſam hinein laufen ließ, bis es voll war, ſo vermehrte dieſes das Gewicht des Kornes, wenn es gleich ungerüttelt blieb. Meines Erachtens rührt ſolches daher, weil die Körner ſo dicht an einander fort gleiten und dicht zu liegen kommen. Goß ich aus der Kanne den Rocken etwann 8 bis 10 Zoll hoch in das Mäßchen, ſo wog er noch mehr als im ſachten Eingleiten. Die Urſache mochte der Fall des Kornes von einer merklichen Höhe ſeyn, welcher eine Art des Eindruckes des untern Kornes zuwege bringt. Dieſes half eben ſo viel, wenn ich aus einer Höhe von 5 oder 6 Zoll das Korn in das Mäßchen ſehr geſchwinde hinein ſtürzte. Hier machte die Geſchwindigkeit die Vermehrung des Eindruckes aus. Einige Veränderungen, welche hiebey ſich ereigneten, ſchienen mir davon herzurühren, daß der Schuß des einfallenden Kornes zuweilen an einen Rand des Mäßchens, zuweilen mehr auf die Mitte, oder auch bey einiger unvermerkter Rührung der Hand mit nach den Seiten getroffen hatte, folglich in den letzten Fällen das Korn im Mäßchen mehr, in dem erſten aber weniger, war zuſammen gedrückt worden. Die zufälligen kamen, meines Erachtens, darauf an, nach dem die Körner im Einſchießen, mehr oder weniger, in die Quere über einander zu liegen kamen, oder auch oben lagen, und dadurch im Abſtreichen mehr oder weniger abgieng.

21. Die-

21. Dieſer Ungleichheit im Einſchütten vorzukommen, iſt bey der neuen Wage die blecherne Kanne A B, Fig. 2702, mit dem Trichter verfertigt. Die Kanne war von weißem Blech cylindriſch, von einerley Weite, inwendig mit dem Mäßchen aber 1 par. Zoll 4 Lin. höher, damit man ſie mit eins aus einem Haufen oder Sacke füllen kann, und mit einemmal das Mäßchen gehäuft voll werde. Der Trichter CDEF iſt oben 5 Z. 1 L., und unten 1 Z. 9 L. weit, und es iſt daſelbſt ein gleich weiter Cylinder von 15 L. in der Höhe angelöthet, daß alſo der ganze Trichter 4 Z. 1 L. hoch iſt. Unten ſind 3 Füße daran gelöthet; wenn er mit denſelben über dem Tiſche ſteht, iſt die Höhe vom Tiſche bis oben an den Trichter $9\frac{1}{2}$ Zoll. Wenn man durch denſelben das Korn in das Mäßchen ſo goß, daß man die Kanne auf den Rand des Trichters legte, ſo wog das Korn insgemein 124 bis $126\frac{1}{2}$, nachdem es eingeſchüttet wurde. Hielt man das Mäßchen dicht unter den Trichter, und ſchüttete mit eins das Korn in den Trichter, ſo wog es nur 123 oder 124, weil alsdann der Fall des Kornes dadurch ſehr gehemmet wurde, daß es ſich unten im Trichter zuſammen drängte. Dergleichen Hemmung geſchahe noch mehr, wenn ich mit der Hand den Trichter zuhielt, indem ich ihn voll goß, hernach das Mäßchen unten ſetzte, und die Hand mit eins weg zog. Mehrentheils waren dieſe letzte Arten des Einſchüttens ſelten um 1 oder $1\frac{1}{2}$ unterſchieden, und kamen mit denen überrein, wenn ich das Korn zwiſchen beyde hohle Hände, als in einen Trichter, faßte, hernach ſie auf das Mäßchen legte, und ſie unten öffnete, daß das Korn ſo in das Mäßchen lief. Doch gab es einige Vermehrung der Schwere, wenn zu mehrern malen die Hand es einſchüttete, als wenn es mit einemmale gleich voll lief. Darum ſind auch die Trichter ſo groß, daß ſie mit einemmale das Mäßchen füllen. So wog das gute Korn insgemein 122, 123, oder $123\frac{1}{2}$ Pf.; daher ein ſo geringer Unterſchied hier nicht zu achten iſt.

22. Im Kaufen hat man ſich wegen dieſes Unterſchiedes billig nach dem zu richten, was im Meſſen des Kornes geſchieht. Da wird aber das Korn nicht einge-

rüttelt, noch eingedrückt, noch hoch eingeſchüttet, ſondern niedrig mit der Schaufel nur über den Bord in den Scheffel eingeworfen, und dann abgeſtrichen. Deswegen man ſich in der Art des Füllens des Mäßchens, mit der Hand oder dem Trichter, ohne Rütteln und Eindrücken eben ſo verhalten ſoll, und kann man ja wohl 2 oder 3mal es füllen, abſtreichen und wägen, und ſich nach dem mindeſten, oder dem Mittel unter den gefundenen Gewichten richten. In Fig. 2703 ſtellt a b das Streichholz vor, deſſen man ſich bedient. Fig. 2704, ſtellt die Schalen A B und C D an der Wage E F G, und zugleich die Abwägung ſelbſt vor. Um es noch ſchärfer zu haben, hat man 35 nach einander auf gewöhnliche Art gemeſſene und geſtrichene Scheffel wirklich abgewogen, und da ſie nicht gleich viel gewogen, aus der Summe des Gewichtes, von ihrer 10, das 10te Theil gewogen. Nahmen wir alle 35 Scheffel zuſammen, ohne das Gewicht der Säcke, ſo kamen 2806 Pf., woraus $\frac{1}{35}$ iſt $80\frac{1}{7}$ Pfund. Man kann alſo 80 Pf. auf den danziger Scheffel rechnen, wie er vom Boden ausgemeſſen wird, wenn der Roggen rein iſt, auch wohl 81 Pf. So kommen für 1 Kubikzoll 237 bis $237\frac{1}{2}$ Gran. Aber wenn der Scheffel 88 Pf. 27 Loth giebt, kommen für den par. Kubikzoll $262\frac{1}{2}$ Gran.

23. Hiedurch fällt der Leupoldiſche Zweifel weg, daß nichts gewiſſes durch die Kornwage heraus zu bringen ſey, indem er von ganz unbeſtimmten Umſtänden hergenommen iſt, davon hier nicht die Frage iſt. Er macht aber noch einen andern. Ein dresdner Scheffel gutes und reines Korn, ſpricht er: habe im Jahr 1725 gewogen $156\frac{1}{2}$ Pf., da ſonſt gemeiniglich ein Scheffel 160 Pf. wäge; woraus er folgert, daß gutes Korn leichter ſeyn könne, als der Treſp, der doch wenig Mehl und ſchlechtes Brod gebe. Selbiger Scheffel ſey 14 Z. hoch, und halte eine Elle ins Gevierte, oder er halte 115 leipz. Bierkannen, darin das Waſſer 63 Loth ſchwer ſey. Wenn der Scheffel 158 Pf. ſchwer ſey, träfe auf die Kanne 1 Pf. 12 Loth. In dieſem Berichte kann es wohl wahr ſeyn, daß damals das reine Korn nur $156\frac{1}{2}$ Pf. gewogen hat, weil es noch friſch und noch nicht trocken genug geweſen, da

es

es trocken ſchwerer iſt. Daß aber Treſpe ſchwerer ſeyn ſollte, als gutes Korn, folgt daraus nicht. Iſt es wahr, wie es an dem iſt, daß wenig Mehl daraus wird, ſo muß ſie leichter ſeyn als Roggen, wenn nur die übrigen Umſtände gleich ſind. Sogar der Raden und andere ſchwarze Körner ſind nicht ſchwerer, als der Roggen, wie ich durch Abwägen eines gleichen Mäßchens voll von beyden gefunden habe. Nächſtdem braucht es, Treſpe und anderes Unkraut im Korn inne zu werden, nur ein geſundes Geſicht, und man iſt dazu keiner Kornwage benöthigt. Hier findet man den dresdn. Scheffel = $5287\frac{1}{3}$ par. Kubikzoll.

24. Ferner wirft Leupold den Zweifel ein: es ſey zwar geringes Korn nicht ſo ſchwer, als gutes kernhaftes, aber es ſey auch ein großer Unterſchied unter dem ſchweren Korne, maßen ſolches ſich nach dem Boden, darin es gewachſen iſt, richte; manches ſey dickſchälig und gebe viel Kleyen, aber nicht viel oder ſchlechtes unſchmackhaftes Mehl und Brod; ja, ein feuchtes Korn ſey natürlicher Weiſe viel ſchwerer, als ein trocknes, darum müſſe auch alles Korn, welches eine Zeit lang auf dem Waſſer geführt worden, ſchwerer ſeyn, als das, welches lange auf einem luſtigen Boden gelegen hat. Hierin verfällt er auf Irrthümer, und vermengt das Wahre mit dem Falſchen. Es iſt erſtlich wahr, wenn ich ein Maß Korn einweiche, ſo iſt es hernach ſo viel ſchwerer, ſo viel mehr Waſſer es eingeſogen hat; aber es iſt auch zugleich ſo viel gequollen, und hat deswegen in dem vorigen Maße nicht alle mehr Raum. Was noch darin Raum hat, das iſt nicht mehr ſo ſchwer, als das trockne, welches vorher darin Raum hatte. Alſo iſt zwar das vorige geſammte Korn ſchwerer; aber dasjenige, welches eben ſo viel Raum erfüllt, als vorhin das trockne, iſt wirklich leichter, als jenes; und von demſelben iſt hier die Rede.

25. Solches etwas deutlicher zu machen, will ich etliche Verſuche anführen, die es erläutern werden. Vor 3 Jahren nahm ich ein blechernes Gefäßchen, welches nach einem pariſer Zolle cubiſch ſollte gemacht ſeyn, es war aber zu groß gerathen, denn das kalte Waſſer, welches darin nur 373 par. Gran hätte betragen ſollen,

ſen, wog 421, alſo 48 Gran zu viel. Dieſes füllete ich mit trocknem und reinem Rocken, welcher 252 Apotheker=oder $294\frac{7}{10}$ pariſer Gran wog. Das wären 261 par. Gran auf den Kubikzoll, und der Scheffel wiegt $87\frac{3}{4}$ Pf. Als derſelbe nur eine Stunde in Waſſer gelegen hatte, und hernach im Tuche wieder abgetrocknet war, wog das vorige Würfelmäßchen voll, nur 216 Ap. Gran; da er 2 Stunden eingeweicht geweſen, wog er ganz naß 210 Ap. Gran; endlich, da er faſt 3 Tage gequollen war, wog er meiſt naß nur 212 Ap. Gran, mithin 40 Gr. weniger, als er trocken gewogen hatte. Man kann leicht denken, daß die Anzahl der Körner in dem Mäßchen immer geringer geworden, als deren zulezt nur 419 darin befunden worden, da trocken ihrer 497 mehr, oder 915 Körner darin Raum fanden. Es geht demnach nicht an, durch feuchtes Korn einen zu betrügen, der die Kornwage zu brauchen weiß.

26. Beyläufig muß ich hier anmerken, daß in dem ſo ſehr gequollenen Zuſtande 2 Rockenkörner beynahe 1 Apoth. Gran gewogen, da vorhin 4 auf 1 Gran gegangen waren. Woraus folgt, daß ein ganz naſſer gequollener Rocken um die Hälfte weniger gelten müſſe, als ein trockner. Weil auch der Rocken innerhalb einer Stunde ſchon ſehr viel Waſſer eingeſogen hatte, ſieht man, was etliche Stunden Regen für eine Veränderung in dem zugeführten Rocken machen könne, und wie hier die Kornwage in ſolchem Falle die Augen aufthun heiße. Wiewohl nun das Korn durch Näſſe innerhalb 1 oder 2 Stunden faſt ſo viel an ſeinem Gewichte verliert, als ſonſt in zwey Tagen, ſo iſt es doch in ſo kurzer Zeit noch lange ſo ſtark nicht gequollen, als in 2 oder 3 Tagen. Es geht alsdann in ſo wenigen Stunden kaum $\frac{1}{4}$ Körner weniger in das Mäßchen, als da es trocken war, darum auch der Preis ſodann nur um $\frac{1}{4}$ niedriger ſeyn darf. Aber woher weiß man, da das Gewicht faſt einerley iſt, wie es die vorigen Verſuche gaben, ob das Korn um $\frac{1}{4}$ oder um $\frac{1}{2}$ minder werth ſey? Ich antworte: einmal werde einer dergleichen naſſes Korn nicht zu Markte führen, weil er keinen Käufer dazu finden würde; hernach, wo das geſchähe, müß-

te die Größe und Anzahl der Körner mit in Acht genommen werden, welche man vermittelſt eines kleinen Mäßchens oder Fingerhuts voll, dabey es nicht viel Zählens braucht, von trocknem Rocken, und von dem feuchten, bald erforſchen kann. Gehen von dem trocknen 100 Körner hinein, ſo werden von dem halb gequollenen 75, und von dem ganz gequollenen 50 hinein gehen. Auch wenn man von dem halb gequollenen ein Korn zerdrückt, ſo wird es noch inwendig faſt trocken anzuſehen ſeyn, dagegen das ganz gequollene ſchon weich und faſt teigicht iſt. Man kennt ſolchen vorhin gequollenen und wieder getrockneten Rocken an der ziemlich eingeſchrumpften Haut.

27. Vielleicht möchte jemand denken, das Waſſer ſey ſchwerer als der Rocken, weil kurz vorher geſagt worden iſt, das Waſſer in dem kubiſchen Mäßchen wäge 420 Gran, da der Rocken nur 294 gewogen habe. Allein, demſelben dient zur Antwort, daß der Körper ſchwerer ſey, als das Waſſer, welcher in demſelben zu Grunde geht. Nun gehen die geſunden und unſchadhaften Rockenkörner gleich im Waſſer zu Grunde, wie ein Jeder weiß, oder es doch gleich ſehen kann, wenn er Rocken in das Waſſer werfen will. Es iſt alſo der Rocken unſtreitig ſchwerer, als das Waſſer. Daß aber der Rocken in dem Mäßchen nicht ſo viel wiegt, als das Waſſer, kommt daher, weil zwiſchen den Körnern viel Raum bleibt, zumal wenn ſie, wie wir gethan haben, weder gerüttelt noch zuſammen gedrückt werden, welchen Raum nur Luft erfüllt, die faſt 900mal leichter iſt, als das Waſſer, deſſen Theile ſo dicht an einander liegen, daß keine unvereinigte Luft zwiſchen denſelben bleibt.

28. Wenn nun Leopold ferner ſagte: manches Korn ſey dickſchälig und gebe viel Kleyen, anderes aber dünnſchälig, das es wenig Kleyen giebt; ſo iſt dies wieder etwas, welches die Kornwage entdeckt. Denn die Haut oder Schale des Kornes iſt gleichſam die Rinde um daſſelbe, welche eben ſowohl, als die Rinde, welche das Holz umgiebt, leichter oder nicht ſo dicht und feſt iſt, als der inwendige Kern, dem ſie die Nahrung zubereitet. Wer ſich deſſen verſichern will, der nehme nur zweyerley Korn, deren eines, wenn

er es von einander ſchneidet, eine dickere Schale dem bloßen Augen, oder durch das Mikrometer in dem Mikroſkope zeigt, als ein anderes, und wäge es gehörig gegen einander ab; oder er ſchäle die Haut ab, und werfe ſie in das Waſſer, ſo wird er ſehen, daß der Kern gleich untergehen, die Hülſe aber, wenn er ſie gleich unter das Waſſer drückt, doch lange nicht untergehen wird, bis ſie nach etlichen Stunden oder Tagen ſich recht voll Waſſer geſogen hat.

29. Sollte ja Korn gefunden werden, welches an und für ſich unſchmackhaftes Brod gäbe, ſo möchte dieſes von dem verdorbenen Zuſtande deſſelben herrühren, da es mit Treſpe, Twalch, Raden, odern andern oft bittern Samen von Unkraut, Mäuſekoth oder Brandkorn ſehr vermiſcht wäre; oder es müßte ein taubes, verſauertes, dumpfiges und halb faules Korn ſeyn. Aber in dieſen Fällen wird der Geruch und das Geſicht gute Dienſte thun; und was ſo noch verborgen bliebe, wird die Kornwage doch entdecken helfen, indem ein ſo ſchlechtes und unreines Korn ſo viel nie wiegen kann, als ein reines und gutes, wenn alle Umſtände ſonſt gleich ſind, d. i. wenn eines ſo friſch oder alt, auch ſo trocken iſt, als das andere, und im Wägen nichts verſehen wird. Zwar möchte der ſogenannte Steinbrand eben ſo ſchwer, wo nicht ſchwerer fallen, als geſundes Korn; aber weil ſich derſelbe doch leicht an einem oder andern Korne äußert, durch deſſen Haut er ſchwarz hervor guckt, und nicht lange verborgen bleiben kann, wenn man ein und ander Korn aufbricht, zu geſchweigen, daß er nicht ſehr häufig und mit anderm Brandkorne, das ſich gleich verräth, immer vermiſcht iſt: ſo wird auch dieſes keine große Schwierigkeit machen, noch Jemand dadurch leicht können hintergangen werden.

30. Anſtatt der gemeinen Kornwage könnte auch wohl eine Schnellwage gebraucht werden, dergleichen die oben, S. 86, von Leupold beſchriebene, und in Fig. 2700 abgebildete, iſt. Statt der einen Schale, hat ſie ein Nößelmaß, welches 22 Loth ſchwer Korn hält; der andere Arm mit ſeinem Kopfe aber iſt beynahe dem allergeringſten Gewichte des Kornes gleich, und dann iſt noch dabey ein kleines Gegengewicht angebracht,

bracht, welches ſich hin und her ſchieben läßt, und ſo die eigentliche Schwere des Kornes angeben ſoll. Es iſt aber theils augenſcheinlicher, theils nicht ſo leicht zu fehlen, wenn eine gewöhnliche Wage mit zwey gleich langen Armen dazu gebraucht wird, weswegen auch die gemeine Uebung dieſen den Vorzug eingeräumt hat.

31. Aus dem oben Angeführten verſteht ſich nun auch, warum die Preiſe des **Roggens** nach der Schwere deſſelben ſich richten, und ſowohl zu theurer, als wohlfeiler Zeit in einem gewiſſen Verhältniſſe mit derſelben ſtehen. Wobey zum Grunde zu ſetzen iſt, was ſchon **Plinius** angemerkt hat, daß man aus dem Korne faſt ein Drittel mehr Gewicht am Brod erhalte, als das Korn gewogen hat (*). Sebald **Müller**, in ſeinem **Bericht vom Brodbacken**, berechnet es noch genauer, daß 5 Pf. Mehl 7 Pf. Brod im Backen geben, S. 59. So ward im J. 1741, zu Anfange des Febr., der Preis des Roggens von 112 bis 118 Pf. angegeben: 255, 258, 260 Fl., von 119 bis 120 Pf. zu 260, 262, 263 Fl.; von 121 bis 123 Pf. zu 265, 268, 270 Fl. und das Pfund Hausbackenbrod galt 2 Groſchen. In demſelben Jahre, zu Ende der drey letzten Monate, galt die Laſt von 112 bis 118 Pf. zu 155, 165, 175 Fl.; der von 119 bis 120 Pf. galt 180, 185; und der von 123 Pf., auf 190 Fl., und das Pfund Hausbackenbrod 1½ Gr. Im J. 1744 galt im Jun. der von 112 bis 117 Pf., zu 75 bis 78 Fl.; der von 118 bis 119 Pf. auf 80 bis 83 Fl. und die von 120 bis 122 Pf., von 84 bis 86 Fl. Da das Korn ſo wohlfeil geweſen, finde ich es mehrentheils nur 112 bis 119pfündig angegeben, und den Unterſchied des höchſten und niedrigſten Preiſes oft 10 Fl., ſelten aber nur 8 Fl., da er zu anderer Zeit 15 bis 35 Fl. beträgt.

32. Man wird das übrige leicht verſtehen, wenn man nur die Urſachen des größten Unterſchiedes im Preiſe ein wenig beherzigt. Dieſe aber ſind folgende. Wenn der Sack Korn 10 oder 11 Pf. an der Schwere unter

(*) L. 1, cap. 7. Lex certa naturae, ut in quocunque genere pani militari tertia portio ad grani pondus accedat.

terſchieden iſt, ſo iſt der Unterſchied der Schwere einer ganzen Laſt 36mal ſo viel, d. i. 360 bis 396 Pf. Daraus kann Hausbackenbrod werden $\frac{396 . 7}{5}$ = 554 Pf., deren jedes 2 Gr. gilt, welche Summe 1108 Gr. = $36\frac{2}{3}$ Fl. beträgt. Hieraus iſt offenbar, warum bey theurer Zeit, da alles genau geſucht wird, der Unterſchied des Preiſes in der Laſt auf Fl. betragen kann. Wozu auch noch dieſes kömmt, daß aus dem ſchlechten Korne zu 112 Pf., 5 Pfund Mehl kaum 7 Pfund Brod geben werden, daß es wohl ſo heißen möchte $\frac{369 . 6\frac{1}{2}}{5}$ — 512 Pfun, Brächten aber auch 5 Pf. Mehl 7 Pf. Brod, ſo wäre doch kein Verluſt bey dem 123 Pf. ſchweren, wenn es ſchon 35 Fl. mehr gilt, welches ſelten geſchieht. Gilt aber die Laſt Korn nur $\frac{1}{3}$ ſo viel, als zu der theuern Zeit, ſo kann auch der Unterſchied des Preiſes nur 10 bis 11 Fl. ſeyn, weil alsdann auch das Brod ſo viel minder gilt. Und da man denn das ſchwere Korn ſo ſehr nicht ſucht, wenn man auf das leichte und mittlere eben ſo viel gewinnt, ſo macht der Unterſchied des Preiſes oft noch weniger, als etwa nur 8 Fl., welches auch daher mit rührt, daß alsdann auch das Korn nicht ſo ſchwer iſt, da es etwa vor großer Menge nicht ſo viel Mehl bekommen können, als wenn es nicht ſo dicht und häufig gewachſen iſt; wie denn zu ſolchen Zeiten der Unterſchied des Gewichtes eines Sackes nur 7 Pf. beträgt. Da muß man ſo rechnen: $\frac{7 . 36 . 8}{5}$ geben 352 Pf., und 469 Gr. = 12 Fl., wenn das Pfund Hausbackenbrod 4 Schill. gilt; oder 11 Fl., wenn es 1 Gr. gilt. Das übrige läßt man alsdann den Bäckern zu gute geben.

33. Bey dieſer Gelegenheit erfuhr ich auch, daß es glaſichtes Korn gäbe, welches ſchwerer ſey, als das andere. Ich ließ mir unter dem gegenwärtigen etwas zeigen, das auf die Art ausſehe. Das ſah ich aus dem erſten Anblicke, daß es gewiſſermaßen durchſichtig war, und darum glaſicht genannt würde. Ich er-

erinnerte mich auch, daß die Körner vom Rocken und Weizen, ehe ſie reif geworden, ein durchſichtiges aber noch grünliches Weſen haben. Daher kam ich auf die Gedanken, es möchte ſolches wohl ein Korn ſeyn, das nicht recht reif geworden iſt, und in ſolchem Zuſtande mehr härtliches, zähes und grobes Weſen bey ſich behalten hat, als wenn ſeine Säfte durch rechte Reiſe mehr erhöhet, geläutert und kleiner geworden ſind. Ich habe auch nach der Hand erfahren, daß die Kaufleute ſelbſt es für frühzeitig abgehauenes und unreifes Korn halten; es mag ſolches aus Noth, oder auch darum geſchehen ſeyn, daß es deſto ſchwerer wiegen und mehr gelten ſolle; weswegen es auch wohl unter das andere gemiſcht wird. Man kann leicht begreifen, daß es von Rechtswegen weniger gelten müſſe, da es nicht recht reif geworden iſt, auch nicht ſo gutes und geſundes Mehl geben kann, als das reife.

34. Ich habe von glaſichtem Weizen das kubiſche Mäßchen voll gerüttelt, ſo viel hinein konnte, gewogen, und fand ihn 280 gedachter Grane ſchwer. Der Körner, die dieſes Gewicht ausmachten, waren 550. Als ich den Weizen nur ſchlecht einlaufen ließ, ohne das Gefäß zu rütteln, wog das abgeſtrichene Mäßchen 270 Gran, und hielt 530 Körner. Ich durfte, dieſes zu kurz haben, nur den Reſt derer zählen, die von den vorigen nicht hinein gekommen, ſondern übrig geblieben waren. Nach einſtündigem Einweichen und einigem Austrocknen, wog das Mäßchen voll 252 Gran, und hielt 475 Körner; aber nach 10ſtündigem Einweichen, waren der Apoth. Grane 227, und der Körner im Mäßchen 340, daß alſo faſt anderthalb Körner jetzt 1 Gran ſchwer waren, da vorhin, als er trocken war, 2 Körner meiſtentheils auf 1 Gr. giengen. Wären noch 10 Körner mehr darin geweſen, ſo wären durchgehends ihrer zwey auf 1 Gran gekommen.

35. Nun will ich kürzlich zeigen, wie dieſes Mittel auch bey anderm Getreide könne genuzet werden, um auch deſſen Güte dadurch zu prüfen. Zu dem **Weizen** wird die Kornwage ebenfalls ſchon gebraucht, obgleich deſſen Preis nicht nach den Pfunden, die der Sack hält, ſondern nach der Reinigkeit, Röthe, Bun-

te und Weiße der Haut angegeben wird. Vor 3 Jahren wog ich einen unreinen Weizen in dem obgedachten kubiſchen Zollmäßchen; der hielt 254 Ap. Gran, hatte 15 Gran Unkraut, und 416 gute Körner Dieſer kommt dem Rocken im 25 Abſchn. nahe bey, und würde im Scheffel nur $\frac{3}{4}$ Pf. ſchwerer ſeyn, oder 89 Pf. wiegen. Weißer und reiner polniſcher Weizen wog 264, ein anderer 273 Gran. Jener würde im Scheffel $3\frac{1}{2}$, dieſer noch 3 Pf. über das vorige hinzu thun. Als dieſer 2 Tage eingeweicht war, wog er naß 236 Gran, und hielt nur 319 Körner, da vorhin 497 eben ſo viel Raum eingenommen hatten. Jener wog, nachdem er 24 Stunden lang in ſo viel Waſſer, das ihn anfangs im Aufgießen genug netzte und nicht bedeckte, gequollen war, nur 225 Gran; und nachdem er noch 24 Stunden zuſammen gelegen hatte, und faſt wieder getrocknet war, 230 Gran, wenn man das Mäßchen nicht mit Fleiß voll packte. Trocken waren von dieſem 540 Körner in dem Mäßchen geweſen. Nachdem er 3 Tage in freyer Luft wieder gelegen hatte, war es vielen Körnern anzuſehen, daß ihre Haut etwas zuſammen geſchrumpft war; das Zollmäßchen voll wog 240 Gran, und blieben noch 40 Köener zurück, die noch nicht wieder Raum darin fanden. In der neuen Kornwage fand ich voriges Jahr das ſchlecht gefüllte Mäßchen kleinen Weizen 124pfündig; wenn es aber voll gerüttelt und gedrückt war, $135\frac{1}{2}$pfündig. Es war alſo dieſer Weizen vom Rocken in der Schwere wenig oder gar nicht unterſchieden, ob er ſchon darum, daß das Mehl und Brod weißer iſt, als das vom Rocken, doch in der Laſt 60 bis 100 Fl. mehr gilt.

36. Gerſte, die rein und trocken war, wog in dem Zollmäßchen 202 Ap. Gran, und es belief ſich die Anzahl der Körner auf 343. Der Scheffel davon würde 70 Pf. wiegen. Als ſie aber 60 Stunden lang eingequollen war, füllten 248 Körner den vorigen Raum, und wogen naß 234 Gran. Eine andere unreine trockne Gerſte wog dieſes Jahr im May in dem Zollmäßchen nur 190 Ap. Gran; und da ſie $2\frac{1}{2}$ Stunden geweicht hatte, 200 Gran. Deren hielt das Mäßchen auf der neuen Kornwage, wenn es ſchlecht-

weg

weg mit den Händen trocken gefüllt war, 95 Pf. verjüngten Gewichtes; wenn ich es aber mit der Kanne voll goß, 97 Pf. Damals war der Preis des ſchlechten Roggens von 112 Pf, gegen die ſchlechte Gerſte von 95 Pf., wie 145 zu 110. Sollte aus dergleichen Gerſte Brod gebacken werden, wie vor dieſem geſchehen iſt, und zur Noth auch noch geſchieht, ſo machte der Unterſchied auf die Laſt 36. 17 = 722 Pf., oder 30 Fl., das Pfund Gerſtenbrod zu $1\frac{1}{2}$ Gr. gerechnet. Allein die Gerſte giebt mehr Kleyen, als der Roggen, weil ſie über die innere Haut noch eine andere Hülſe hat, daß alſo hier faſt doppelt ſo viel Kleyen wird. Darum iſt auch der Unterſchied des Preiſes 35 Fl., oder bald 40 Fl., welches durch das Bier, ſo ſie giebt, wieder einkömmt.

37. Ein unreiner trockner Haber wog in demſelben Zollmäßchen 155 Ap. Gran, ein reiner trockner aber 160, welcher letzte 496 Körner ausmachte. Jener macht ein Scheffel $54\frac{1}{2}$, dieſer 56 Pf. Als dieſer 2 Tage gequollen war, füllten 302 Körner das Zollmäßchen, und wogen 167 Gran. Neulich wog ich das Zollmäßchen ſchlechtweg mit einem trocknen unreinen Haber gefüllt, fand es mit 365 Körnern 121 Ap. Gran ſchwer, davon das Mäßchen, an der neuen Kornwage auf eben die Art gefüllt, 61 verjüngte Pfund hielt. Was iſt denn Wunder, wenn von dem ſchlechten Haber die Laſt nur 95 Fl. gilt, da die ſchlechte Gerſte doch noch 100 Fl. gilt? $\frac{61.\ 110}{95}$ macht nur 70 Fl., d. i. 40 weniger als 110; und ſo finde ich auch ſonſt, daß der Haber von der Gerſte im Preiſe mehr unterſchieden geweſen iſt; z. B. im May 1743, war der Preis des Habers 33 Fl. niedriger, als der Preis der Gerſte. Allein das vorige Jahr iſt, wegen der Näſſe, wenig Haber umher gewachſen, darum hat ſein Preis ſo ſehr nicht fallen können, weil er zur Grütze und zum Pferdefutter nöthig iſt, als wohl in andern Jahren geſchieht, wenn davon mehr vorräthig iſt.

38. Niemand wird es für eine unauflösliche Schwierigkeit achten, wenn hier oben gemeldet worden iſt, daß ſowohl die naſſe Gerſte, als auch der genetzte Haber, mehr

mehr gewogen hat, als der trockne. Die Urſache iſt in der doppelten Hülſe zu ſuchen, welche das Korn nicht ſo ſehr quellen läßt und dazwiſchen viel kornleerer Raum iſt, den die Luft erfüllt. Tritt nun das Waſſer an die Stelle der Luft, ſo iſt es freylich ſchwerer, als die bloße Luft, welche vorhin den Raum ausfüllte. Zum Beweis deſſen dient dieſes; man darf nur die obere dicke Hülſe der Gerſte und dem Haber benehmen, ſo wird er nicht nur trocken weit ſchwerer ſeyn, ſondern auch im Einweichen ſich dem Rocken und Weizen ähnlich verhalten. Indeſſen kann die Wage allein dieſes Anfeuchten nicht genug entdecken, ſondern man müßte ſolches Korn entweder, ehe man es wiegt, etliche Tage und Nächte in der warmen Stube, oder auf einem warmen Ofen, dörren; oder man müßte etliche Körner aufſchneiden, oder in einem kleinen Mäßchen nicht nur das Gewicht, ſondern auch die Anzahl der trocknen Körner mit der Anzahl der feuchten und gequollenen vergleichen.

39. Als ich reine und trockne Felderbſen in dem Zollmäßchen wog, betrug ihr Gewicht 285 Apoth. Gran, und fülleten das Mäßchen 134 Erbſen. Eine Erbſe macht daher 2 gute Gran, oder $2\frac{17}{134}$, d. i. faſt $2\frac{1}{8}$ Gran, und der Scheffel iſt 100 Pf., auch wohl darüber, ſchwer. Nachdem ſie 16 Stunden waren eingeweicht geweſen, giengen nur 67 Stück hinein, und dieſe wogen 253 Ap. Gran. Neulich wog ich wieder das Zollmäßchen voll alter trockner, doch etwas unreiner Erbſen, das hielt 282 Gran; und das Mäßchen an der neuen Kornwage hielt deren 140 verjüngte Pfunde. Man nennt dieſe Erbſen insgemein weiße Erbſen; die grauen ſind in demſelben Preiſe, oder ſelten auf die Laſt etliche Fl. mehr, wenn ſie rarer ſind; woraus erhellt, daß die neue Kornwage durch Vermehrung der Gewichte dahin verbeſſert iſt, daß ſie nicht bloß, wie die alten, zum Rocken und Weizen, ſondern auch zu allem andern Getreide kann gebraucht werden. Da die Erbſen in einer Schote wachſen, welche die Stelle der äuſſern Hülſe vertritt, haben ſie nur eine Haut, und verhalten ſich im Quellen wie Rocken und Weizen. Indem ſie aber nicht eben zum Brode gebraucht werden, ſondern zum

Kochen

Kochen, iſt ihr Preis nach der Fruchtbarkeit des Jahres, d. i. nach dem ſie ſeltener, oder häufiger, zu haben ſind, und nach ihrer Reinigkeit und Güte im Verkochen, eingerichtet. Sie pflegen zwiſchen dem Rocken und Weizen insgemein faſt das Mittel zu halten, oder doch den Preis des Rockens wenig zu überſteigen, da ſie ſonſt wegen der Schwere das andere Gewicht übertreffen.

40. Buchweizen, der vorher von der Unreinigkeit, durch Wegblaſen des Tauben = und des Wurmfraßes, und durch Wegwerfen der fremden Materien gereinigt war, wog in dem obigen Würfelmäßchen 220 Ap. Gran, da er darin nach Möglichkeit eingerüttelt war, bevor es abgeſtrichen wurde. Der Körner wurden in ihm gezählt 722. Als aber der Buchweizen nur ſchlechtweg eingeſchüttet war, wog er nur 201 Gran, und der Körner waren 660. Demnach wiegt der Scheffel Buchweizen $70\frac{3}{4}$ bis $77\frac{1}{2}$ ℔. Als ich ihn eine Stunde lang eingeweicht hatte, und die Haut oben kaum wieder trocken war, wog das Mäßchen voll gerüttelt 200 Gran, und hielt 524 Körner, dergleichen im Waſſer untergegangen waren. Nach zehnſtündigem Einweichen betrug ſein Gewicht nicht minder als 216 Gran, und ſeiner Körner waren 490. Es gehen demnach über 3 Körner, oder $3\frac{31}{110}$ trockne Körner auf 1 Ap. Gran. Von den Körnern, die nicht untergehen wollten, und eine Stunde lang im Waſſer oben geſchwommen hatten, wogen 50, die wieder abgetrocknet waren, kaum 12. Deren treffen $4\frac{1}{6}$ auf 1 Gran, und waren deren faſt $\frac{1}{8}$ von denen, die vorhin im Mäßchen geweſen waren.

41. Da der Buchweizen vornämlich zur Grütze gebraucht wird, nahm ich das Mäßchen voll grober Grütze, und wog es erſt ungerüttelt, da hielt es 224 Ap. Gran; als es aber wohl gerüttelt und dann abgeſtrichen war, hielt es 239 ſolcher Grane. Weil die leichten Hülſen weg ſind, wiegt der Kern ſo viel mehr, ſo viel dichter die Theilchen an einander liegen, und übertrifft auch ungerüttelt das Gewicht des eingerüttelten rohen Buchweizens. In jenem Falle würde der Scheffel 76, in dieſem aber 81 Pf. wiegen. Die Laſt Grütze pflegt in Preußen zwiſchen 90 und 280 Fl. zu ſtehen, nach dem

ſie häufig, oder rar, iſt. Feine oder krakauiſche Grütze hielt das voll gerüttelte Mäßchen 292 Gran, und ungerüttelt 260 Ap. Gran. Von dieſer würde der ungerüttelte Scheffel 93 Pf. ſchwer ſeyn, weil ſie dichter zuſammen liegt, als die grobe Grütze. Wenn der halbe davon um 5 Gr. verkauft wird, macht dieſes für den Scheffel ungefähr 8 Fl. weil auf 48 halbe im Scheffel ſind, da ſie oft kaum 5 Fl. zu gelten pflegt. Das Buchweitzenmehl wird von gemeinen Leuten verbraucht, weil die Metze ein Paar Groſchen weniger gilt, als Rockenmehl.

42\. Wenn aus dem Weitzen Graupengrütze gemacht wird, ſo wird der Weitzen enthülſet, und ein Korn nimmt ſo viel weniger Raum ein, je reiner die Hülſe davon weg iſt. Weil die Hülſe leichter, als der Kern, iſt, ſo wiegt die Graupengrütze mehr, als der Weitzen mit den Hülſen. Von ganzer Piſchke oder groſſen Graupen, wog das Zollmäßchen voll 281 Ap. Gran; aber die feine Piſchke oder holländiſche Perlgraupen hielten 302 bis 303 Gran, wenn das Mäßchen voll gerüttelt und dann abgeſtrichen wurde. Ungerüttelt wogen die ganzen Graupen 250 Gran. In dem gerüttelten waren 295 Körner, daher im ungerüttelten 260 wirklich geweſen ſind, und 1 Korn beynahe 1 Gran wiegt. Von dieſem würde der ungerüttelte Scheffel 88 Pf. halten; von den Perlgraupen aber ungerüttelt 7 Pf. mehr. Wenn die Perlgraupen pfundweiſe zu 6 oder 5 Groſchen verkauft werden, trägt der Scheffel dort 19 Fl.; hier 15 Fl., auch 25 Groſchen.

43\. Ganze Gerſtengraupen, da die Körner nur getrocknet und enthülſet ſind, wogen ungerüttelt in dem Mäßchen 255, und voll gerüttelt 286 Ap. Gran. Die Urſache, daß dieſe ein wenig mehr wog, als die vom Weitzen, ſchien die kleine Rinne in den Weitzenkörnern zu ſeyn, die einen gewiſſen leeren Raum läßt, dergleichen die Gerſtengraupen nicht laſſen. Vielleicht ſind auch dieſe trockner geweſen, als jene. Von dieſer Piſchke würdeder Scheffel $89\frac{1}{4}$ Pf. wiegen. Mittelgrütze von Gerſte, da die Körner auf die Hälfte und ein Viertel zerſtoßen ſind, gab ungerüttelt in dem Mäßchen 220, und gerüttelt 260 Ap. Gran.

Jene

Jene bringen für einen Scheffel faſt $77\frac{1}{2}$ Pf. Es möchte hier wieder ſo ſeyn, daß dieſe nicht ſo ausgedörrt iſt, als jene, weil ſie weniger wog, da ſie ſonſt mehr hätte wiegen ſollen; wie denn die kleine Grütze ungedörrt gemahlen wird, die Graupen aber gedörret, und dann ein wenig angefeuchtet geſtampfet werden.

44. Aus der Gerſte wird auch noch häufig Malz gemacht, welches weichen, keimen, wachſen, umgeſchlagen, und auf beſonders dazu verfertigten Darren gedörret werden muß. Dieſe Arbeiten, wodurch es zum Bierbrauen tüchtig werden muß, ſammt den Unkoſten, die darauf gehen, inſonderheit in der Darre, verurſachen, daß es theurer ſeyn muß, als die Gerſte, woraus es gemacht wird. Den Preis finde ich insgemein in dem Verhältniſſe gegen die Gerſte, daß, wenn die Laſt Gerſte 70 Fl. gilt, alsdann die Laſt Malz 110 Fl.; wenn jene 85, dieſe 135; wenn jene 115, dieſe 150: wenn jene 130, dieſe 170 bis 180 Fl. verkauſt wird; daß alſo der Preis des Malzes ungefähr noch halb ſo viel beträgt, als der Preis der Gerſte, bisweilen auch $\frac{1}{10}$ oder $\frac{1}{20}$ drüber oder drunter, nach dem es ſeltener, oder häufiger, kömmt.

45. Von der Habergrütze habe ich zu verſchiedenen Jahren die feine Art gewogen, und gefunden, daß zuweilen das Zollmäßchen ungerüttelt 190, zuweilen 200 Gran wog; vermuthlich nach dem ſie alt und mehr ausgetrocknet war, oder nach dem der Haber beſſer gerathen iſt. Es wog alſo auch die geringſte Art auf 30 Gr. mehr, als der Haber in den Hülſen, aus oben angeführter Urſache. Der Scheffel würde in dem erſten Falle beynahe 67, im andern aber 70 Pf. ſchwer ſeyn, die Brüche weggelaſſen, oder $70\frac{1}{3}$, wenn man noch etwas mitnehmen will. Nämlich das Mäßchen iſt im Scheffel $2464\frac{25}{100}$ mal enthalten; und ſo vielmal werden die Grane genommen, welche es gewogen hat, und das alles wird durch 6998, als das ſchwere Pfund, dividirt. Vollgerüttelt wog das Mäßchen im erſten Falle 222, im andern 252 Gran.

46. Die Hirſegrütze oder enthülſete Hirſeſaat, iſt fein okergelb, wenn ſie von ſolchen Körnern gemacht wird, die rothgelbe Hülſen haben; wenn aber die Kör-

ner eine ſchwärzliche Hülſe haben, ſieht ſie aſchgrau aus. Eine Art, worunter ſehr wenig graue Körner ſich erblicken lieſſen, oder die ſchön gelb ausſahe, wog ungerüttelt in gedachtem Mäßchen 276, und vollgerüttelt 313 Ap. Gran. Da dieſes die gemeine Art von Hirſe iſt, kann man einen ungerüttelten Scheffel 97 Pf. ſchwer rechnen. In der Laſt habe ich den Preis bemerkt von 180 bis 360 Fl. da jene 3, dieſe 6 Fl. auf den Scheffel machen.

47. **Manna**, oder **Schwadengrütze**, die über 10 Jahr alt, folglich trocken genug war, wog ungerüttelt in dem Mäßchen 299, vollgedrückt und gerüttelt aber 330 Ap. Gran. Man kann leicht erachten, daß ſie friſch, oder feucht, etwas weniger wiegen möchte, wiewohl nicht wegen des geringern Alters, ſondern wegen der Feuchtigkeit, indem ſie wieder angefeuchtet worden iſt, ehe ſie geſtampft wird. Demnach würde ein ungerüttelter Scheffel in Danzig 105 Pf. wiegen. Wenn das Pf. zu 4 Gr. verkauft wird, trägt der Scheffel 14 Fl.; wird es aber zu 6 Gr. verkauft, bringt er über 21 Fl. ein.

48. **Reiß**, kömmt zu uns insgemein enthülſet, als Graupen, und wog das Zollmäßchen voll ungerüttelt 272 voll gerüttelt aber, auch gedrückt und dann abgeſtrichen, 310 Ap. Gran. Auf den ungerüttelten Scheffel könnte man demnach 95 bis 96 danziger Pfunde rechnen. Den Preis des Steins habe ich gefunden zu 4 bis 6 Fl., in welchem 34 Pf. befindlich ſind. In jenem Fall kömmt für das Pfund etwas über 3, in dieſem bald 6 Groſchen. In dem voll gerüttelten Mäßchen mochten, nach der Berechnung, 840; in dem ungerüttelten, 740 Körner enthalten ſeyn; wie es auch die Auszählung und Schätzung der im Stampfen ſehr zerbrochenen Körner ungefähr gab, daß etwa nur 40 fehlen mochten. 40 Körner mit Hülſen wogen $27\frac{1}{2}$; 40 ganz enthülſete aber nur $14\frac{3}{4}$ Ap. Gran, daß alſo die Hülſen auf 40 Körner über 3 Gran betragen; daher etwa 680 Körner mit Hülſen das Mäßchen füllen, und irgend 229 oder 230 Gran wiegen dürften. Wenn das Pfund Reiß von den Krämern um 2 bis 4 Groſchen verkauft wird in obigem Preiſe des Einkaufes, iſt der Gewinn faſt die Hälfte.

Sonſt

Sonſt iſt ſchwerlich etwas, das im Kochen ſo ſehr quillt, als der Reiß.

49. Ganz alte Linſen, die der Kramer damals allein hatte, wogen 267 Ap. Gran, wenn das Mäßchen ungerüttelt abgeſtrichen wurde. Friſche, die mehr Feuchtigkeit noch in ſich halten, würden auch am Gewichte etwas weniger betragen. Der ungerüttelte Scheffel von dieſen oder dergleichen Linſen, würde am Gewicht 94 Pf. machen, und ſie ſind, wegen des mehrern Zwiſchenraumes, 6 Pf. leichter als die Erbſen. Wenn das Mäßchen voll gerüttelt ꝛc. wurde, wog es abgeſtrichen, 293 Ap. Gran, und alſo noch mehr als die Erbſen; wie denn auch die Linſen ein etwas feſteres Weſen in ſich haben, als die Erbſen.

50. Bohnen und türkiſchen Weizen, laſſe ich darum weg, weil deren wenig im Handel vorkömmt. Nur dieſes iſt noch zu erinnern, daß niemand dieſe genauere Anwendung des Getreidewägens für etwas unnützes, oder bloß curiöſes, halten kann, da dieſelbe ſowohl in die Vermeidung des eigenen Schadens, der durch Betrug anderer uns zugefüget werden kann, als auch in den gewiſſenhaften Handel mit andern, wenn dergleichen Dinge zu verkaufen oder vertauſchen vorkommen, und in die gerichtliche Entſcheidung der darüber entſtandenen Streitigkeiten, einen Einfluß hat. Hienächſt gehört dieſes mit zur Ergänzung der eigentlichen Schwere der Körper, wenn man die gefundenen Gewichte des voll gerüttelten Maßes mit dem Gewichte des Waſſers in dem Zollmäßchen vergleicht. Endlich zeigt es auch den Zwiſchenraum der Luft in dem Getreide ꝛc. in verſchiedenem Zuſtande.“

Eben Deſſ. Anmerkungen bey dem Getreidewagen, werden weiter unten folgen.

Im hamburgiſchen Magazin (*) beſchreibt Hr. Prof. v. **Bergen** die Kornwage, deren die berliniſchen Bäcker und Bierbrauer bey Einkauf des Getreides auf dem Markte ſeit einigen Jahren ſich mit dem Vor-

(*) Beſchreibung einer Getreidewage; aus einem Briefe des Hrn. Prof. v. Bergen in Frankfurt, an Prof. Käſtner, ſ. im Hamb. Magaz. 9 B. 6 St. (Hamb. 1752. 8.) S. 582, fgg.

Vortheile bedienen, daß ſie gewiß ſeyn können, wenn ſie das Ausleſen haben, allezeit das beſte Getreide, in Anſehung der eigenthümlichen Schwere, zu erhandeln. „Es iſt, ſagt er: „gar nicht diejenige Wage, die in den Verſuchen und Abhandl. der danz. naturforſch. Geſellſch. beſchrieben wird, als welche für den Bürger zu koſtbar und zu künſtlich wäre, ſondern der Grund dieſer Wage liegt in denjenigen Verſuchen, die der Hr. Bar. v. Wolf, im 1 Th. der nützl. Verſuche, von Erforſchung der Schwere der Körper durch kubiſche Gefäße anführt. Man hat hiezu vorerſt einen eiſernen accuraten Wagebalken von etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß nöthig, der ſo ſtark iſt, daß er von beyden Seiten $\frac{1}{2}$, ja $\frac{3}{4}$ Pfund, ziehen kann, ohne ſich zu biegen, und an beyden Enden, wo er nach unten gleich gebogen iſt, zwey Löcher hat. Alsdann läſſet man ſich zwey meſſingene Cylinder bey dem Klempner machen, die oben offen, unten aber zu, ſind, und ſich auf einander paſſen, davon der längere einen Inhalt von 4 Kubikzoll rheiniſch Decimalmaß, der kürzere halb ſo viel hat. Beyde müſſen einerley Schwere haben; welches man leicht durch Zugießung etwas geſchmolzenen Bleyes inwendig auf den Boden des kürzern Gefäßes erhalten kann. Am Rande beyder Cylender werden gegenüber 2 Oehrchen gelöthet, an welchen gleich lange Stritzen von einerley Bindfaden feſt gemacht werden, ſo man in zwey andere Häkchen hängt, welche in die Löcher des Wagebalkens paſſen. Obige Oehrchen haben auch den Nutzen, daß man die Cylinder ſchiebt, bis ſie auf einander zu ſtehen kommen, man auch auf der einen Seite einen ſtarken Draht durchſtechen kann, der den Cylinder zuſammen hält, daß die inwendig liegenden Gewichte nicht verloren werden. Die Gewichte von Meſſing, die entweder kubiſch, oder ſcheibenförmig, ſeyn können, müſſen ſo lange tariret und abgezogen werden, bis das kleinſte accurat 10 Gran, das zweyte 15 Gran, die folgen-

genden 1 Scrupel, $\frac{1}{2}$ Quent, 1 Quent, 2 Quent, 1 Loth, 2 Loth, halten und betragen. Es iſt zwar nicht unumgänglich nöthig, dieſe Gewichte nach Granen, Scrupeln ꝛc. zu beſtimmen, ſondern das erſte kann willkührlich ſeyn, das zweyte doppelt, u. ſ. w. allein, da man alsdann mit der Reduction auf bekanntes Gewicht nur viel zu rechnen hat, ſo halte ich für beſſer, alle dieſe Gewichte nach einer beſtimmten Anzahl von Granen am kleinſten zu verfertigen; wie denn aus eben dieſer Urſache das Maß der Cylinder nach einem bekannten kubiſchen Inhalte angenommen worden iſt, damit der Käufer, wenn er den Unterſchied in einer Metze oder einem Scheffel wiſſen will, ſolchen durch kurze Rechnung finden kann. Die Beſtimmung dieſer Gewichte nach Granen, Scrupeln ꝛc. hat daher einige Schwierigkeit, weil der Unterſchied zwiſchen 1 Loth Kramer Gewicht und Medicinalgewicht (welches doch die kleinſten Gewichte auſſer Goldgewichte ſind,) nicht allenthalben gleich angenommen wird. Hr. Bar. v. Wolf gibt 4 Loth Kramergewicht 23 Gran weniger, als 2 Unzen Apothekergewicht, welches Verhältniß ich bey allen meinen kleinen Gewichten nicht habe finden können, da vielmehr 2 Unzen meines Medicinalgewichtes 45 Gran weniger, als 4 Loth nürnberger Kramergewicht ausgemacht haben, und ich daher glaube, dieſes Verhältniß accurat zu finden und zu beſtimmen, müſſen dergleichen Verſuche vorher mit Kramer Probegewicht gegen Apothekerprobegewicht angeſtellet werden, weil die zu Kauf verfertigten Gewichte niemals eine zulängliche Accurateſſe haben. Wenn nun der Käufer zu Markte kommt, ſo wiegt er einerley Art Getreide, als: Korn, Weizen ꝛc. von verſchiedenen Orten, dergeſtalt, daß er den großen Cylinder geſtrichen voll macht, und durch Gewichte mit dem kleinen Cylinder das Gleichgewicht gibt, ſo erfährt er ſofort, welches von dieſer Art gleiches Getreides von verſchiedenen Or=

Orten das ſchwerſte, und folglich, wenn es ſeine Ueberſchwere nicht durch die Näſſe erlangt hat, auch das beſte iſt. Jedermann ſieht ohne mein Erinnern, daß man alle Arten von Getreide auf dieſe Weiſe mit Vortheil einkaufen kann, und ſollte man ſich kaum vorſtellen, daß der Unterſchied zwiſchen den guten und recht ſchlechten Körnern in gleicher Art Getreide öfters bey dieſen Cylindermaße 4 Scrupel beträgt, welches, wenn ich den Scheffel nur $2\frac{1}{2}$ Kubikfuß = 2500 Kubikzoll rechne, 2500 Scrupel = $6\frac{1}{2}$ ℔, 1 Qu. 1 Scr. beträgt, welches in ganzen Wiſpeln oder Maltern bereits was beträchtliches ausmacht. Doch wenn der Einkauf mit dieſer Wage allgemeiner und landüblich werden ſollte, will ich nicht dafür gut ſeyn, daß der Bauer, nach dem bekannten Sprichworte: Inventa lege invenitur fraus, ſich auch in Zeiten proſpiciren, und ſein Getreide mit Beſprengung durch Waſſer auch ſchwerer machen ſollte.“

Dienliche Anmerkungen bey den Getreidewagen, von M. C. Hanow (*).

„1. Diejenigen Kornhändler und Bäcker, welche bey dem Einkaufe und Verkaufe, inſonderheit des Rockens, am meiſten mit den holländiſchen Wagen umgehen, nach welchen die Güte deſſelben geſchätzt wird, ſollten es leicht übel nehmen, wenn man daran zweifelte, oder ſie befragte, ob ſie auch dieſelbe Wage recht aus dem Grunde verſtänden? Manche dürften wohl gar denken, das müßten ſie wohl verſtehen, da ſie dieſelbe ſo oft und lange gebraucht hätten; und müſſe ein Jeder das am beſten verſtehen, deſſen Gebrauch er gelernt und in ſeiner Gewalt hat. Ob ſie richtig alſo denken, oder nicht, mögen ſie ſelber alsdann urtheilen, wenn ſie ihre Einſicht davon mit dem Folgenden aufrichtig werden verglichen haben. Treffen ſie nichts in dem Folgenden an, als was ſie vorher ſchon gewußt haben, ſo wird ihnen ſolches niemand ſtreitig machen können, dem ſie das alles aus eigener Wiſſenſchaft ſchon

(*) Im 2 Th. der Verſuche und Abhandl. der naturforſch. Geſellſchaft in Danzig, (Danz. und Lpz. 1754. 4.) S. 226, fgg.

ſchon voraus geſagt haben. Im gegenſeitigen Fall werden ſie geſtehen, es ſey möglich, daß einer mit einem Dinge viel zu thun habe, davon er keine gründliche Kenntniß hat; und daß ein anderer es gründlicher verſtehe, der keine Luſt hat, ſich mit deſſen Gebrauche viel abzugeben.

2. Ob nun ſchon im 1 Th. der Abhandl. der naturf. Geſellſch. in Danzig vieles von den Kornwagen beygebracht iſt, ſo ſcheint es doch, als ſey die im 50ſten Abſchn. (ſ. oben, S. 117) erwähnte Nutzung derſelben in gewiſſenhaftem Handel, und in gerichtlicher Entſcheidung der Streitigkeiten, welche darüber entſtehen können, nicht genug erwogen worden. Daher es nöthig ſcheint, eine Hauptfrage zu mehrerer Erläuterung der Sache abzuhandeln: **Woher weiß man gewiß, daß man weder im Einkaufe des Kornes von andern betrogen ſey, noch im Verkaufe dem Käufer zu kurz gethan habe, und wie kann man dieſes erweiſen?** Die groben Arten des Betruges, die mit falſchen Scheffeln, oder falſcher Zählung derſelben in währendem Meſſen, oder mit falſchem Gelde, u. d. gl. begangen werden, ſetzt man jetzt als Dinge, die leicht darzuthun ſind, bey Seite.

3. Es möchte jemand einwenden, die Gewißheit könne ein Jeder haben, der ſich der Kornwage aufrichtig bedient, und in dem Preiſe nach derſelben gerichtet hat. Aber ſo wird die Frage nicht beantwortet, ſondern ſchon als bekannt voraus geſetzt, was doch nicht bekannt iſt. Eben als wenn man fragte, ob die Wage richtig ſey, darnach einer etwas verkauft hat, und er wollte ſolches damit behaupten, weil er ſie aufrichtig gebraucht, und ſich im Preiſe darnach gerichtet habe. Beydes kann wahr ſeyn, und es kann doch ein Betrug da vorgefallen ſeyn, wenn die Wage falſch iſt, oder ihre Gewichte falſch ſind. Ob die Kornwage richtig ſey, iſt durch Umhängung der ins Gleichgewicht gebrachten Schalen, als wenn in einer Rocken iſt, in der andern die Gewichte liegen, leicht ausgemacht. Aber der Gewichte wegen, ob dieſelben richtige verjüngte Pfunde des holländiſchen Sackes ſeyn, iſt eine ſchwere Frage, worauf es hier am meiſten ankömmt.

4. Meine Beantwortung derſelben aus ihrem Beweiſe deutlich herzuleiten, erachte ich für nöthig, folgende Gründe voran zu ſchicken, davon ſich ein jeder zum voraus verſichern kann, wenn er gewiß ſeyn will, daß nichts Unrichtiges angenommen werde. Es ſind zweyerley holländiſche Kornwagen in Gebrauch, deren die kleinere bey den Bäckern, die größere bey den Kornhändlern im Schwange geht, welche ins Große handeln, und nur laſtenweiſe einkaufen und verkaufen. Nach dem 17. Abſchn. der angeführten Abhandlung, (ſ. oben, S. 98, f.) hielt die gröſſere Schale 23 Würfelzoll, und 473 Würfellinien par. Maßes. Die kleine hielt nur 6 ſolche Zoll und 1158 Lin., oder ungefähr $6\frac{2}{3}$ Zoll. Beydes iſt zu verſtehen, wenn die Weite durchgängig der obern gleich iſt. Aber aus dem Gewichte des Waſſers in der größern, a. ang. O., ſcheint die obere Weite der größern etwas enger als weiter hinein; und aus andern Gründen, die obere Mündung der kleinern größer als nach unten. Daher die kleine, ſo viel bey der Handwerker Gewohnheit ſich thun läßt, ein Viertheil der größern hat ſeyn ſollen. Denn hat die kleine 9, ſo hat die größere 22 Würfelzoll faſſen ſollen.

5. Eben dieſes läßt ſich auch erläutern, durch die in ihnen befindlichen Gewichte. In der kleinen waren 142 verjüngte Pfunde, in der größern 146; denn dieſe Gewichte ſollen die Pfunde des holländiſchen Sackes vorſtellen. Die kleinen wogen zuſammen 1754 par. Gran, oder faſt $6\frac{1}{2}$ danziger Loth; die großen wogen $28\frac{1}{4}$ ſolche Lothe, und wir haben über 28 gefunden. Allein, es waren auch in der groſſen Schale 4 Gewichte mehr, als in der kleinen. Wodurch es wieder glaublich wird, wenn beyde Gewichte genauer ausgearbeitet, und in der groſſen auch nur 142 geweſen wären, daß alsdann die großen 4mal mehr würden gewogen haben, als die kleinen. Folglich kann man mit gutem Grunde ſagen, der Kornhändler ihre Kornwage ſolle 4mal größer ſeyn, als der Bäcker ihre, folglich dieſe nur ein Viertel von jener in ſich halten, ob ſie ſchon beyde zu einerley Abſicht verfertigt ſind.

6. Wer

6. Wer dieſe Art Wagen eben ſo unterſuchen will, wie ich gethan habe, wird gebeten einen richtigen Maßſtab und genau abgezogene Gewichte bey ihrer Prüfung zu gebrauchen. Er wird es auch nicht dabey bewenden laſſen, wenn ſie ihm ein anderer für richtig verkauft oder anpreiſet, ſondern ſich in den Stand ſetzen, daß er durch eigene Ueberzeugung ihre Richtigkeit eingeſehen habe, und dieſelbe andern unſtreitig darthun könne; ſonſt möchte ſeine Bemühung entweder ganz und gar, oder doch größtentheils, vergeblich ſeyn. Sollten auch andere Einrichtungen dieſerwegen gefunden werden, ſo wird es keine Schwierigkeit geben, ſie nach eben derſelben Art auf die Probe zu ſtellen. Denn wie leicht wäre es, den Inhalt der größern zu verdoppeln, und alſo eine noch größere zu gebrauchen!

7. Der Verfaſſer des in Hamburg eröffneten Ritterplatzes, hat im 3. Th. des Hrn. P. I. M. eröffnete Kaufmannnsbörſe eingeſchaltet, in welcher, S. 210, richtig angegeben wird, daß eine Laſt Korn in Holland 27 Muys (Mudden), jede Mudde aber 4 Boiſſeaux (Beutel) halte, und 8 Beutel in 1 Sack gehen; welches auch mit andern holländiſchen Nachrichten und Clausbergs Licht und Recht der Kaufmannſchaft, Th. 1, im Generalberichte, S. IX, überein ſtimmet. Deswegen hat eine Laſt 36 Sack in Holland, (nicht 38, wie in der angeführten Börſe ſteht) oder 108 Beutel, welche in Holland Schepel heißen, aber mit unſern Scheffeln nicht für einerley müſſen gehalten werden. Ein Schepel hält 4 Vierdevat (Viertel), und 1 Viertel 8 Kopp (Humpen oder Mäßchen). Kopp heißt ſonſt Becher, wiewohl die Hälfte eher den Namen führen möchte. Andere rechnen auch 21 Tonnen und 3 Schepel auf 1 Laſt, weil 5 Schepel 1 Tonne gehen.

8. Insgemein richtet man ſich in Holland nach dem amſterdamer Maße und Gewichte; daher man auch die amſterd. Laſt im Korne, und Pfunde in deſſen Gewichte, folglich auch deren Verjüngung in der Kornwage zu verſtehen hat. Man hat aber ſchon vorlängſt, als der Kornhandel hieher gegangen iſt, die preuſſiſche Laſt auch in Amſterdam angenommen, daher ſie

auch

auch noch der danziger und königsberger Laſt gleich geſchätzt wird. Nichts iſt natürlicher, als daß der Einkäufer in einem fremden Lande, ſich nach der Verkäufer ihrem Maße und Gewichte, womit ſie zu handeln gewohnt ſind, richtet. Iſt bey ihm ein anderes üblich, ſo muß er ſolches mit jenem zu vergleichen, und im Wiederverkaufe ſich darnach zu richten wiſſen. Darum ſcheint in Holland die preußiſche Laſt behalten zu ſeyn, wie ſie hier empfangen wird; nur hat man ſie dort nach dem daſigen Maße und Gewichte weiter hantieret.

9. Wenn Clausberg mit einigen vorgiebt, die preußiſche und amſterdamer Laſt ſey doch nicht völlig gleich ſo widerlegen ſie ſich dadurch ſelber, wenn ſie hinzuſetzen: doch würden ſie für gleich gerechnet. Denn wären ſie nicht gleich, ſo würden die Kaufleute den Unterſchied längſt entdeckt, und als etwas Beſtändiges angegeben, auch in die Berechnung gebracht haben, da niemand mehr, als ſie, ſolches zu wiſſen nöthig haben, und dieſes gar nicht ſchwer iſt ausfindig zu machen. Da aber dieſes nicht geſchehen iſt, ſo muß in ſolchem Falle, da ſich ein Unterſchied gefunden hat, derſelbe zufällige Urſachen gehabt haben, die ſich leicht vermeiden laſſen, und dabey auch nur etwas weniges und Anmerkens unwürdiges betragen haben. Dergleichen Kleinigkeiten werden billig aus den Augen geſetzt, da ſie nichts Weſentliches noch Beträchtliches heißen können.

10. Iſt die Gleichheit gedachter Laſte des Kornes unſtreitig, ſo machen 36 Sack in Amſterdam 60 Scheffel in Danzig, Königsberg rc. Wir können auch aus dem wahren danziger Scheffel den Gehalt des amſterd. Sackes und Schepels herausbringen, ob wir ihn ſchon nicht einmal zu ſehen verlangen. Es hat aber der danziger Richtſcheffel, nach der Kornmeſſerordnung 1 Elle 3 Zoll, im Lichten, und 7 Z. in der Tiefe. Daraus findet man ſeinen Inhalt gleich 2762 pariſ. Würfelzollen, und 421 ſolcher Linien. Hr. Prof. Langhanſen hat §. 14, von den heutigen preußiſchen Maßen den alten culmiſchen Scheffel berechnet auf $38\frac{1}{4}$ culmiſche Staufe, welche, nach ſeiner Auswürdigung, $2766\frac{1}{4}$ obiger Würfelzolle halten.

ten. Da der Unterſchied von 3$\frac{3}{4}$ Z. im Scheffel ſo was geringes iſt, daß er nichts merkliches ausmacht, ſo kann man mit gutem Fuge ſagen, der danziger Scheffel ſey noch der alte culmiſche Scheffel, wornach ſich vormals ganz Preußen hat richten müſſen. Folglich iſt auch die heutige Laſt noch der alten preußiſchen Laſt gleich zu achten.

11. Haben 60 Scheffel in Danzig ſo viel in ſich, als 30 Sack in Amſterdam, ſo ſind 60. 2762$\frac{1}{4}$ = 165735 Würfelzoll; und 1 Sack hält in Holland $\frac{165735}{36}$ = 40603$\frac{7}{12}$ pariſ. Würfelzoll. Ein holländiſcher Schepel iſt hievon $\frac{1}{3}$ folglich $\frac{4603}{3}$ = 1534$\frac{1}{2}$ Kubikzoll. Woraus zu erſehen iſt, daß ein holländ. Schepel nicht viel mehr ſey, als ein halber danziger Scheffel. Ein Viertel des Schepels hält demnach $\frac{1534}{4}$ d. i. 383$\frac{1}{2}$; und ein Kopp $\frac{383\frac{1}{2}}{8}$ oder 48 Kubikzoll beynahe, davon die Hälfte 24 iſt. Weil eine Metze oder $\frac{1}{16}$ Scheffel in Danzig 172 par. Kubikzoll hält, nach §. 23. a. D., und 24. 7 = 168 macht: ſo iſt ein halber Humpe oder Becher bald $\frac{1}{7}$ einer Metze.

12. Ferner iſt es eine ausgemachte Sache, daß 100 Pf. in Amſterdam auch vorlängſt 100 Pf. zu Paris geben. Folglich ſind wir berechtigt, das Gewicht des holländiſchen Sackes nach dem uns bekannten pariſer Gewichte zu berechnen.

13. Nicht minder wiſſen wir durch richtige Abwägung, daß unſer danziger Pfund von dem pariſer Pfunde 8172 par. Gran hat. Imgleichen brachte die Summe von 35 danziger Scheffel Rocken, wie ſie nach dem danziger Schiffmaße ſcharf abgeſtrichen werden, nach Abzug des Gewichtes der Säcke durchgehends für einen Scheffel 81 danziger Pfund. Zehn Scheffel zweyjähriger Rocken brachten für einen Scheffel faſt 82 Pf. aber 5 Sch. ziemlich alter Rocken, brachten für einen Scheffel 85 Pf. Weil dieſe lezte Abwägung ſchon im J. 1650. geſchehen iſt, ſo iſt ſie in die Kaufmannsbörſe ſo eingefloſſen, als ob eine

Laſt

Laſt Korn zu Danzig (insgemein) 5100 danziger Pfunde gebe; davon wir jeʒt beſſern Bericht haben.

14. Nun wollen wir ſehen, was ſich auf dieſe Gründe wird bauen laſſen. Iſt der Rocken im danziger Scheffel 81 Pf. ſchwer, ſo hält die Laſt deſſelben 60. 81 = 4860 Pf.; iſt jener aber 85 Pf. ſo hält die Laſt 5100 Pf. Wenn die danziger Laſt in Holland nicht größer werden kann, als ſie zu Hauſe iſt, ſo muß ſie daſelbſt nach dem danziger Gewichte eben ſo viel wiegen. Sie wird aber dort in 36 Sack vertheilt; alſo hält der Sack dort im erſten Falle 135 ℔ $= \frac{4860}{36}$; im andern aber $\frac{5100}{36} = 141\frac{2}{3}$, oder beynahe 142 ℔. Hieraus iſt klar, warum die Bäckerwage 142 verjüngte Pfunde habe, damit ſie nämlich auch alten Rocken abzuwägen zureichen möchte.

15. Um uns dieſe Berechnung etwas geläufiger und kürzer zu machen, wollen wir das Gewicht des holländiſchen Sackes in danziger Pfunden 5 nennen; das Gewicht aber des danziger Scheffels an eben ſolchen Pfunden = n. Alsdann wird ſeyn $5 = \frac{60}{35} n = \frac{10}{6} n$. Geſeʒt, n ſey 85 ℔, ſo wird 5 gefunden $= \frac{850}{6} = 141\frac{2}{3}$ Pf., wie im 14 Abſchn. Wäre n = 80 Pf., ſo würde 5 ſeyn $= \frac{800}{6} = 133\frac{1}{3}$ Pf., u. ſ. f. Imgleichen wenn 5 gegeben iſt, oder nach Willkühr angenommen wird, ſo werden wir n das Gewicht des danziger Scheffels finden. Denn 5. 6 = 10 n, und $n = \frac{6.\ 5}{10}$. Es ſey 5 = 140, ſo wird n gefunden $= \frac{146.\ 6}{10} = 14.6 = 84$ Pf. Sollte 5 ſeyn 130, ſo würde n = 136 = 78 Pf. ſeyn müſſen.

16. Das danziger Pfund verhält ſich zu dem amſterdamer Pfunde, wie 8172 zu 9216, als den Granen des pariſer Pfundes (13 Abſchn.) oder kürzer, wie 2043

2043 : 2304. Forſchen wir nun, was das danziger Gewicht an dem amſterdamer Gewichte halte, ſo ſetzen wir an: 2304 : 2043 = 135 Pf., und finden über $119\frac{1}{2}$, ja beynahe $119\frac{2}{3}$ Pf. Wir wären faſt eben ſo nahe dazu gelanget, wenn wir geſetzt hätten 9 : 8 = 135 : 120, indem nur ungefähr $\frac{1}{3}$ Pf. zu viel kömmt. Wenn nun die amſterdamer Pfunde a, die danziger d genannt werden, ſo kann man ziemlich nahe zurecht kommen, wenn man ſetzt $a = \frac{8\,d}{9}$ und $d = \frac{9\,a}{8}$, zumal wenn man von dem Quotienten noch $\frac{1}{5}$ abzieht. Als: was geben 142 danziger Pfund in Holland für den Sack? Die Antwort iſt $\frac{142.\,8}{9} = 162$ Pf.

17. Wenden wir dieſes auf die Kornwage an, ſo geben die Gewichte derſelben nicht die danziger, ſondern die amſterdamer Pfunde, welche in dem Sacke enthalten ſind, an. (14 Abſchn.) Wog der danziger Scheffel 81 Pf. und der holländiſche Sack hielte ſolche 135 Pf. ſo machten dieſe nach amſterd. Gewicht $119\frac{2}{3}$, oder beynahe 120 Pf. Darum hält alsdann der Schepel an dortigem Gewichte faſt 40 Pf. an unſerm aber 45 Pf. So gab ſie auch die kleine Kornwage an; hingegen nach der großen, ſollte er nur 114 pfündig ſeyn, S. 99, §. 21, a. ang. O. welches offenbar unrichtig iſt. Nach einer andern Abwägung gab der Rocken, welcher nach der größern Wage 112 pfündig war, auf der kleinen faſt 118 Pf. für den holländ. Sack, welches wieder der Wahrheit gemäßer iſt. Die kleine Kornwage iſt alſo mit mehr Fleiß und Richtigkeit verfertigt, als die große.

18. Hält der Scheffel Rocken in Danzig $85\frac{1}{2}$ Pf. was muß er alsdann in Holland wiegen nach danziger Gewichte? Man wird durch Berechnung finden $\frac{10.85\frac{1}{2}}{6} = \frac{855}{6} = 142\frac{1}{2}$ Pf.; die an amſterdamer Gewichte geben $\frac{142\frac{1}{2}.8}{9} = \frac{1140}{9} = 126\frac{2}{3}$ Pf. (16 Abſchn.)

Abſchn.) Umgekehrt, ſoll der Sack in Holland, 12 Pf. wiegen, wie viel muß alsdann der danziger Scheffel auf der hieſigen Wage halten? Wir antworten $\frac{112.9}{8} = \frac{1003}{8} = 128$ Pf. in Danzig, und $\frac{128.6}{10} = \frac{768}{10} = 76\frac{4}{5}$ danziger Pfund. Denn n = $\frac{6S}{10} = 6\ \frac{112.9}{\frac{8}{10}} = 6.\ \frac{128}{10} = 76\frac{4}{5}$ Pf. Ob jemals in Danzig ein Scheffel ſo wenig gewogen habe, davon iſt mir keine Nachricht vorgekommen, und die geſchehenen Abwägungen des friſchen Rockens ſind nicht unter 80 Pf. für den Scheffel ausgefallen.

19. Weil der voll gerüttelte Scheffel $88\frac{5}{6}$ Pf. in Danzig gewogen hat (a. an. O. S. 99, §. 21): ſo wollen wir ſehen, was davon der holländiſche Sack bekommen würde. Welches wir alſo finden: $\frac{88\frac{5}{6}.10}{6} = \frac{888}{6} = 144\frac{2}{3}$ (15 Abſchn.) Dieſe geben in Amſterdam $\frac{144\frac{2}{3}.8}{9} = \frac{1157}{9} = 128\frac{5}{9}$, oder $128\frac{1}{2}$ holländ. große Pfunde (16 Abſchn.) Weil dieſer Rocken nun von der Art war, der 81 Pfund auf unſern Scheffel gab, ſo möchte der alte Rocken, welcher ohne Rütteln ſchon 85 Pf. gab, leicht 90 Pf. wiegen. Denn $81 : 85 = 144\frac{2}{3} : 150$ und $\frac{150.6}{10} = 90$ danz. Pfund (15 Abſchn.) Dieſes möchte die Urſache anzeigen, warum man in der Kornwage der Kornhändler bis auf 146 Pf. in dem Sacke aus etwas gerütteltem oder mit einem Kamme, der im Abſtreichen ſiehen bleibt, verkauften Rocken oder Weizen, die Einrichtung verfüget habe. Wenigſtens ſieht man, daß die Wage auch auf ſolche Fälle noch brauchbar ſcheinen kann.

20. Näher zur Sache ſelbſt zu kommen, ſo wollen wir nun die Prüfung der Kornwagen vor die Hand nehmen. Eine jede Laſt Korn, die von Preußen nach Holland gebracht iſt, bleibt das dort, was ſie in Preußen geweſen

weſen iſt. Denn mit einem ſolchen Falle, da ſie unterweges verdorben würde, haben wir hier nicht zu thun. Sollte ſie auch durch die Ausdunſtungen der See, oder durch ſtarken Regen ꝛc. etwas naß werden und aufquellen, ſo würde ſie doch in kurzer Zeit nach gehöriger Austrocknung wieder in den vorigen Stand kommen. Iſt ſie aber dort eben das, was ſie hier geweſen iſt, ſo behält ſie einerley Maß und einerley Gewicht. Ob ſie alſo ſchon nach einem andern Maße und Gewichte etwas anders zu ſeyn ſchiene: ſo iſt dieſes doch nur dem Namen und Scheine nach etwas anders, in der That und an ſich bleibt das Maß und Gewicht dergeſtalt einerley, daß ſie dort eben ſo viel Maße (Scheffel) und Pfunde haben würde, als hier, wenn dieſe Scheffel und Gewichte dorthin gebracht und auf eben die Art gebraucht würden.

21. Die alte Kornwage, oder die Bäckerwage, ſtimmete mit der auf richtigen Gründen gebaueten Rechnung mehr, als die neue, überein. Wir wollen alſo von dieſer den Anfang machen. Ihr Inhalt iſt $\frac{1}{4}$ von der größern. Dieſer ihr Inhalt war $\frac{1}{64}$ des Schepels (11 Abſchn.) folglich iſt die kleine in ihrem Gehalte $\frac{1}{256}$ des Schepels. Nichts iſt daher glaublicher, als daß auch das verjüngte Gewicht darin $\frac{1}{256}$ des Schepels, mithin $\frac{1}{768}$ des Pfundes im Sacke ſeyn werde. Nun hat das pariſer Pfund 9216 par. Gran; von dieſen iſt $\frac{1}{687} = \frac{9216}{768} = 12$ Gran. So ſchwer war auch ein jedes der vorhandenen Gewichte; bloß $\frac{1}{3}$ Gran war jedem Gewichtlein Ausſchlag gegeben, welches ein verjüngtes Pfund des Sackes vorbilden ſollte. Ob ſolcher Ausſchlag wegen der plumpen Wage oder Arbeiter, oder mit Fleiß gegeben ſeyn mochte, läßt man unausgemacht.

22. Geſetzt aber, es wäre mit Fleiß geſchehen, und wir wollten wiſſen, was mit Fleiß darunter könnte geſucht worden ſeyn: ſo iſt unſtreitig, es müſſe etwas ſeyn, das dadurch zu erhalten ſteht. Iſt jedes verjüngte Pfund um $\frac{1}{3}$ Gran, d. i. um $\frac{1}{36}$ zu ſchwer, ſo gewinnt man im Sacke auf 36 Pf., 1 Pf., wenn die Abwägung richtig geſchehen iſt. Man hat alſo ſtatt 36 ſchon 37 Pf., und ſtatt 144 Pf. im ganzen Sacke

148 Pf. Iſt aber im Abwägen ein Fehler vorgegangen, ſo wird die Verminderung nicht leicht an oder über 4 Pf. aus den Sack betragen, alſo hiedurch das Fehlende erſetzt. Die Wage reicht auch zu, nicht allein auf friſchen und ſchlechten, ſondern auch auf alten und ſchweren Rocken, wie er nach dem Schiffmaße abgeſtrichen verkauft wird.

23. Zur Erläuterung kann hier Folgendes dienen. Iſt der Rocken auf der Wage in Danzig 142 pfündig nach richtiger Abwägung; ſo wird der Sack beynahe 146 pfündig in Holland befunden werden, über welche Schwere auch der ſehr alte Rocken im Schiffmaße kaum ſteigen wird. Wöge der Rocken auf dieſer Wage 114 verjüngte Pfunde in richtiger Abwägung, ſo bekäme davon der holländiſche Sack 117 Pf. = 108 + 6 + 3, weil 3. 36 = 108. Wöge aber der Rocken 120 Pf. nach der Kornwage, ſo gäbe er in holländiſchen Säcken 108 + 12 + $3\frac{1}{3}$ = $133\frac{1}{3}$ Pf. es wäre denn, daß man dem Sacke nur das hieſige Gewicht 120 Pf. geben wollte. Alsdann blieben auf jeden Sack $3\frac{1}{3}$ Pf., alſo auf die Laſt 36. $3\frac{1}{3}$ = 108 bis 120 Pf., d. i. ein ganzer Sack übrig am Gewinnſte. Dieſes macht auf 36 Laſt eine Laſt, die man nicht hat bezahlen dürfen.

24. Man hat mit Fleiß lauter richtige Abwägung zum Grunde genommen; denn wäre das nicht, ſo würde der Vortheil geringer werden, wenn der Rocken in der Wage ſchwerer geweſen iſt, als er im Schiffmaße vorkömmt. Dadurch könnte auch aller Profit wegfallen, und nur der ſonſt beſorgliche Schaden gehoben werden, oder auch gar noch etwas Schade übrig bleiben. Doch kann dem ſchon vorgebauet werden, wenn einer nur will, und verſteht was er verſtehen ſoll. Kämen 2 Pf. mehr auf der Kornwage, als im Schiffmaße, ſo bliebe nur 1 Pf. auf den Sack zu gute, u. ſ. w. Wäre aber der Rocken auf der Wage zufälliger Weiſe oder mit Fleiß leichter gefunden, ſo würde ſolches dem Profite zuwachſen. Wenn er z. B. um 2 Pf. zu leicht in die Wage käme, ſo kämen auf den Sack 5 Pf. Vortheil, welche auf die Laſt 36. 5 = 180 Pf. brächten.

25. Die

25. Die größere Wageſchale hält 4mal ſo viel Rocken in ſich, als die kleinere (21 Abſchn.). Sie gleicht alſo einen Becher oder einen halben Kop in Amſterdam (7 und 14. Abſchn.). Hätte man ihre verjüngte Pfunde nach den Pfunden des Sackes eingerichtet, ſo würde ein jedes 4. 12 = 48. par. Gran halten. Vermöge der Abwägung aber, kamen auf ein jedes $49\frac{2}{5}$ Gran, obſchon kein Zweifel iſt, daß andere beſſer eingerichtet ſeyn werden. Ueberdies war ſie nicht auf 142, ſondern auf 146 Pf. im Sacke eingerichtet, vielleicht wegen der im 19 Abſchn. angezeigten Urſache. Hier iſt ein jedes verjüngtes Pfund auf $1\frac{2}{5}$ Gran zu groß. Dieſes beträgt auf ein verjüngtes Pfund $\frac{1}{34\frac{2}{7}}$ oder beynahe $\frac{1}{34}$.

26. Weil im vorhergehenden Abſchnitt von dem Verhältniſſe der danziger Maße ſchon angemerkt iſt, daß man in Paris von einem ehemals etwas ſchwerern groben Gewichte noch Spuren finde, ſo iſt es kein Wunder, wenn auch einige amſterdamer Pfunde etwas ſchwerer, als das pariſer, gefunden werden. Eines derſelben hielt 60 Gran mehr, als das jetzige pariſ. Pfund. Doch kann man darauf auch nicht viel bauen, indem Hr. Prof. van Muſſchenbroeck mir ſchriftlich meldet, daß ſich in Holland darin ein merklicher Unterſchied finde, und doch gäbe ein jeder die ſeinigen für richtig aus. Manche mögen denken, ein wenig ſchwereres Gewicht ſey bey dem Einkaufe beſſer, als ein leichteres, weil dem Gewichte der Waaren eher etwas abgeht, als zuwächſt. Doch machen 60 Gran auf 100 Pf. nur 6000 Gran, alſo ungefähr $\frac{2}{3}$ Pf. Doch kann es auch bloß von der Eilfertigkeit der Verfertiger, von ſchlechten Wagen oder Probegewichten herrühren, die man ihnen für richtig verkauft hat, welche ſie auf guten Glauben angenommen haben, da kein öffentliches Richtpfund vorhanden ſeyn, oder auch ſelbſt in dieſen ein Unterſchied ſeyn mag. Wäre ein großes Maß vorhanden, ſo würde Hr. van Muſſchenbroeck es nicht unerinnert gelaſſen haben. Ein mit guten Fleiß gemachtes cölniſches Silberpfund fand ich 506 Apotheker Gran ſchwerer, als das danziger Pfund. Es hielt alſo 8695 par. Gran,

und war nur 521 Gran leichter, als das pariſer Pfund. Wäre das pariſer Pfund vormals 9271 Gr. geweſen, ſo wäre dieſes cölniſche um 1 Unze mit der Zeit abgenommen; oder wenn es 9276 geweſen, ſo würden dem cölniſchen 5 Gran fehlen. Aber 67 Ducaten wogen dieſer cölniſchen Mark noch gleich, wie es längſt befunden und beſtimmt worden iſt, darum dieſes cölniſche Pf. für richtig zu halten.

27. Aus der Urſache gewinnt der holländiſche Käufer im Sacke auf 34 Pf., allemal das 35ſte. Folglich, wenn der Sack nur 136 Pf. hielte, gewönne er doch 4 Pf. auf den Sack. Hält aber der Sack 144 Pf. wie es nach danziger Gewicht angeht, ſo iſt mit dem Uebergewichte im Sacke 136 + 4 + 8 = $148\frac{1}{4}$. Dieſe $4\frac{1}{4}$ Pf. machen in der Laſt 36, $4\frac{1}{4}$ = 153 Pf., welche ſchon über 1 Sack betragen. Dieſer Vortheil macht auf 36 Laſt nicht nur eine volle Laſt, ſondern auch noch 13. 36 = 468 Pf., oder 3 Sack darüber; wenn man eine genaue und ganz richtige Abwägung mit der Kornwage voraus ſetzt, welche mit dem Schiffmaße in oben angezeigter Vergleichung ſteht. Wie dieſes auch auf andere Fälle zu ziehen ſey, da die Abwägung nicht die gehörige Richtigkeit hat, kann nach dem Muſter des 24 Abſchn. leicht beſtimmet werden.

28. Doch iſt bey dieſem Vortheile des Einkaufes noch zu bedenken, wie viel an dem Getreide, theils durch Eintrocknen, wenn es lange an den Speichern liegt, theils durch Umſtechen, und Reinigen von dem, was die Würmer ſchadhaft machen, abgeht; imgleichen, was Unkoſten des Auf- und Abtragens, des Umſtechens, des Speicherzinſes, den Geſellen und Burſchen, die dabey zu halten und zu lohnen ſind ꝛc. betragen. Denn ob es ſchon ein eigener Speicher iſt, ſo ſteckt doch ein ziemliches Capital darin, deſſen Zinſen mit in Anſchlag kommen müſſen. Wer hievon die Erfahrung hat, der wird leicht finden, daß es nicht unbillig ſey, wenn bey gutem Abgange des Getreides wieder ein Vortheil iſt, der jenes gut zu machen diene.

29. Es waren bey der kleinen Kornwage nur 142 Gewichte von verjüngten Pfunden, für den holländiſchen Sack; bey der großen aber 146. Zwiſchen beyden

iſt

iſt das Mittel 144 Pf. Wenn auf dieſe die verjüngten Pfunde der größern Wage eingerichtet worden ſind, ſo kommen auf $\frac{1}{64}$ des holländ. Schepels, als das Mäßlein oder halbe Kop bey der Wage 48 par. Gran. Dieſe 144 kleine Pfundchen 64mal dreyfach genommen, geben das Gewicht des ganzen Sackes, und machen auch ein ſchickliches Theil vom holländ. Pfunde, nämlich $\frac{1}{144}$ weil 144, 6 mal genommen, 9216, nämlich die Grane des pariſer Pfundes darſtellt. Imgleichen, wie das Mäßlein oder der Becher $\frac{1}{192}$ des Sackes iſt: So iſt auch 48 vom Pfunde $\frac{1}{192}$, indem 192. 48 = 9216 par. Gran, daraus ein Pfund beſteht. Es iſt alſo augenſcheinlich, daß die herausgebrachte Größe des Bechers an der Kornwage $\frac{1}{64}$ des Schepels, und $\frac{1}{192}$ des Sackes ſeyn ſolle, und daß für deſſen verjüngtes Pfund 48 par. Gran gehören.

30. Solchergeſtalt haben wir noch eine genauere Einſicht ſowohl in die größere, als auch kleinere, holländiſche Kornwage erhalten. Wollen wir ſie mit dem hieſigen Scheffel und deſſen culmiſchen Staufen vergleichen, ſo wird ſolches auch nicht ſchwer fallen. Wir finden $38\frac{1}{4}$ in einer Laſt 60 Mahl, oder die Laſt hat 2295 Stauf. Davon iſt $\frac{1}{36}$ oder ein holländiſcher Sack, $63\frac{3}{4}$ Stauf. Folglich iſt ein holländiſcher Schepel $21\frac{1}{4}$ Stauf. Wird der Stauf in 4 Quart oder Nößel getheilt, ſo machen 85 Nößel einen Schepel. Weil der Becher an der Kornwage $\frac{1}{64}$ des Schepels iſt, ſo macht dieſer Becher $1\frac{21}{64}$ Nößel, faſt $1\frac{1}{3}$ Nößel der culmiſchen Kanne, oder faſt 24 par. Kubikzoll.

31. Dieſes wollen wir noch mit einigen Fällen erläutern, darüber Zweifel oder gar Streitigkeiten vor Gericht entſtehen könnten. Der erſte Fall mag dieſer ſeyn. Es kauft ein Holländer 100 Laſt Rocken, und läßt ſie nicht lange nach ihrem Empfange übermeſſen. Man meldet ihm, es fehlten daran beynahe 11 Laſt. Kann er deswegen den Verkäufer belangen, oder doch von ihm begehren, daß er ihm die fehlenden 11 Laſt gut thun ſolle, wenn er findet, daß der Rocken auf der Kornwage das angegebene Gewicht hält? Oder, was ſoll der Richter ſagen, dem eine ſolche

Klage vorgelegt wird? Wie ſoll der Verkäufer ſeine Unſchuld darthun, wenn er unſchuldig iſt? Wer ſieht nicht, daß er zeigen müſſe, woher der Unterſchied hier kommen könne, ungeachtet Maße und Gewichte richtig ſind. Nämlich, wenn im Meſſen das Maß gerüttelt und dann abgeſtrichen wird, ſo kann der gerüttelte Scheffel faſt 89 Pf. wiegen, wenn der ungerüttelte nur 80 Pf. giebt. Berechnet man dieſen Unterſchied erſtlich auf eine, hernach auf hundert Laſt, ſo wird ſich gedachter Unterſchied ungefähr auf 11 Laſt finden. Es darf alſo der Verkäufer nur anzeigen, daß jene Meſſer den Scheffel müſſen gerüttelt haben, ſo wird ſich der Irrthum durch genaue Erforſchung dieſes einzigen Punctes leicht heben laſſen.

32. Der andere Fall mag dieſer ſeyn. Es hat Jemand 66 Laſt auf einen Speicher ſchütten laſſen. Als er ſie im folgenden Jahre wieder abtragen oder wegſchaffen läßt, findet er nur 60 eben ſo gemeſſene Laſt. Soll er denken, daß ihm etwa von dem Rocken etwas veruntreuet und entwendet ſey, oder daß ſolches bey ganz richtigen Dingen ſo geſchehen könne und pflege? Hier wird erſtlich wieder darauf zu ſehen ſeyn, ob die Art der Meſſung unvermerkt verändert worden ſey, welches bey einerley Scheffel geſchehen kann. Iſt dieſelbe aber unverändert geblieben, ſo wird zu unterſuchen ſeyn, was die Eintrocknung des Rockens in der Zeit zuwege bringen könne, bey einerley Umſtänden des Ortes und Wetters. Wofern dadurch ein Scheffel Rocken ſo viel eintrocknen könnte, daß er, ſtatt der 80 Pf., die er vormals wog, jetzt 85 wöge: ſo wäre es kein Wunder, daß derſelbe Rocken jetzt nur 60 Laſt hielte, und doch noch eben ſo viel werth ſey, als vormals, da er 66 Laſt gab. Kürzer wird dieſes die Kornwage zeigen, wenn das Mäßchen vormals 114 verjüngte Pfunde gewogen hat, jetzt aber 126 Pf. wöge.

33. Ein dritter Fall möchte dieſer werden, wenn ihrer zwey von einerley Rocken zu einerley Zeit eingekauft, und ihn auch gleich lange im Speicher aufbehalten haben. Einer von ihnen verkauft ſeinen Rocken für 114 pfündig um 110 Fl., der andere für 122 pfündig um 120 Fl. die Laſt. Als jener dieſes hört, will

er

er auch ſo viel haben, darum daß es einerley Korn und von einerley Würde iſt. Weil er 50 Laſt verkauft hat, macht er an ſeinen Käufer eine Forderung von 500 Fl. Kann er damit durchkommen? Iſt es erweislich, daß in der That beydes Korn noch von einerley Güte und Gehalt iſt, und im richtigen Gebrauche der Kornwage noch ſo befunden wird: ſo würde zu ſehen ſeyn, wer, wenn der letzte Kauf ohne Tadel iſt, in dem erſten Kaufe die Kornwage übel gebraucht habe. Iſt es der erſte Verkäufer ſelbſt, oder ſeine Leute, ſo iſt die Schuld ſein, und er mag es ſich ſelber zurechnen, daß er dabey nicht vorſichtiger geweſen, falls der andere nicht gutwillig nach der natürlichen Billigkeit, da er es auch ſo verſehen könnte, von ſeinem Kaufe, dabey er unſchuldig verfahren, abgehen will. Wäre aber der unrichtige Gebrauch der Wage dem Käufer beyzumeſſen, ſo würde dieſe ſeine Schuld dem Verkäufer nicht können angerechnet werden.

34. Nun wollen wir auch den Fall ſetzen: es habe einer die Wage ſo gut gebraucht als immer möglich, aber durch Abwegung etlicher Scheffel Korn, und die andern vorhin gezeigten Mittel kömmt er dahinter, daß die Kornwage die Güte des Kornes nicht richtig angebe. Kann er deswegen eine Nachforderung thun, wenn der Kauf ſchon geſchloſſen iſt? Kann er ſagen, die Wage giebt den Rocken nur 114 pfündig an, da er doch in der That faſt 120 pfündig iſt, alſo auch die Laſt 6 Fl. mehr gelten ſollen, wenn mir keine unrichtige Wage verkauft wäre? Kann er von den verkauften 50 Laſt noch 300 Fl. oder 100 Rthlr. nachfodern? Dieſes iſt ſchwerlich zu behaupten, wenn der Käufer dabey in Anſehung der Wage und ihres Gebrauches auſſer Schuld iſt. Nur ſo viel würde folgen, er müßte ſich künftig im Verkauf darnach richten, hätte auch ſolches gleich Anfangs prüfen ſollen, und würde ſolcher Geſtalt bey Eingehung des Kaufes ſeinen Schaden verhütet haben.

35. Ein gelehrter Freund hatte eine Beſchreibung der berliniſchen Getreidewagen, deren die Bäcker und Brauer ſich bedienen, im hamb. Magazin bekannt gemacht

macht (*). Sie iſt nur in wenigen Stücken von der holländiſchen unterſchieden. Die meſſingenen Mäßlein ſind nicht kleiner, ſondern ein wenig größer, als an der holländ. Bäckerwage. Denn, wenn dieſe 6 pariſ. Kubikzoll und 1185 Lin. hält, ſo hat die berliniſche 4 Kubikzoll rheinl. Decimalmaß. Dieſe machen 1391 $\frac{3}{10}$ zweymal mit ſich ſelbſt multiplicirt, d. i. 10,75284 Kubiklin. = 6 pariſer Kubikzoll, und 384584‴. Vermuthlich hat beyderley Maß gleich groß ſeyn ſollen, und es hat nur im Ausarbeiten oder Ausmeſſen etwas weniges gefehlt (**). Der Wagebalken aber iſt bey der berliniſchen $1\frac{1}{2}$ Fuß angegeben, da er im holländiſchen nur 5 bis 6 Zoll hält.

36. Die Gewichte werden ſo angegeben, daß ſie nach dem Apothekergewichte gleichen 10. 15. 20. 30. 60. 120. 240. 480 Gran. Will man dieſe mit denen vergleichen, welche ſich bey der holländiſchen Bäckerwage (ſ. oben, S. 98, Abſchn. 17) befinden, ſo hatte dort ein verjüngtes Pfund $12\frac{1}{3}$ par. Gran; und hier ſind 10 Apothekergran. Richtige 10 Ap. Gran machen nur $11\frac{2}{3}$ par. Gran; alſo müßte auch bey der berliniſchen entweder das Gewicht des verjüngten Pfundes mit Fleiß oder aus Verſehen etwas größer gemacht ſeyn, oder es möchte das Apothekergewicht nicht genau abgezogen geweſen seyn, nach welchem es gewogen worden; wenn im Abwägen alles ſeine Richtigkeit gehabt, wie zu glauben ſteht. An ſtatt des andern verjüngten Pfundes, wären hier 15 Gr. anderthalb verjüngte Pfunde, vielleicht um einen kleinen Ausſchlag daran zu erkennen, wozu aber allein fünf beſſer geweſen wären, wenn die Klei-

(*) Siehe oben, S. 117, fgg.

(**) Weil bey dieſer kleinen Wage weder andere Materie noch ein blechener Trichter befindlich iſt, wie bey der größern: ſo können beyde Wagen ſich im Preiſe faſt nichts nehmen; daher eine auch weder koſtbarer noch künſtlicher, als die andere, zu nennen iſt. Ueberhaupt wird ſich eine weder mehr noch weniger für die Bürger ſchicken, als die andere. Auch hat die größere mit dem Trichter, in Anſehung ihrer Größe und Beſchaffenheit, keine Koſtbarkeit, welche für Bürger zu groß ſeyn ſollte, man möchte denn eine andere Wage, als die Kornwage, im Sinne gehabt haben.

Kleinigkeit in dem gemeinen Gebrauche ganz genau zu haben wäre. Es iſt daher glaublich, daß die berlin. Kornwage nichts anders ſey, als eine Nachahmung der alten kleinen holländ. Wage, ob ſie ſchon nicht eben aus Holland darf hergeholt, ſondern in Berlin kann nachgemacht ſeyn.

37. Eben daſſelbe wird auch dadurch beſtätigt, daß in der berlin. Wage nicht mehr als 975 Gran an Gewichten vorkommen, welche 97½ verjüngte Pfunde vorſtellen. Sie iſt alſo nicht eigentlich auf den holländ. Sack, ſondern auf den berlin. Scheffel eingerichtet. Seit 1640. iſt im königl. brandenburgiſchen Preußen der Scheffel auf 38¼. culmiſche Stauf geſetzt, welche dem danziger Scheffel gleich kommen (10 Abſchn.) Wofern aber daſelbſt vor gedachter Zeit der Scheffel ſchon ſo gemindert geweſen, daß er im Verkauf nur 36, und im Einkauf 37 Stauf gehalten, und wie von Hrn. Langhanſen, §. 13. de Menſuris Regni Boruſſ. hod. gemeldet wird, die alte Laſt beybehalten iſt, ſo daß vorgedachte 56½ Scheffel eine Laſt ausmachen: ſo wäre die königsberg. Laſt um 3½ Scheff. minder, als die danzig. und amſterd. Laſt. Da, nach dem königl. Mandate 1714. von der Gleichförmigkeit der Maße und Gewichte, der preuſ. Scheffel in den brandenburg. Landen durchgehends üblich ſeyn ſoll, ſo würde auch der berl. Scheffel bey dem ſchwereſten Getreide kaum über 90 Pf. wiegen; und alſo wären 97 verjüngte Pfunde in der Kornwage vollkommen zulänglich, das Getreide abzuwägen.

38. Ferner wird angemerkt, wenn der Käufer in Berlin ſein Maß vollgemacht und es abgeſtrichen habe, ſo finde er, welches Getreide, z. B. Weizen und Rocken, ſchwerer und beſſer ſey. Dieſes iſt aus dem hier und vormals angeführten klar. Aber der Zuſatz, als ſey ſolches nur in dem Falle zu verſtehen, wenn es ſeine Ueberſchwere nicht von der Näſſe erlangt habe, ſcheint aus einem kleinen Verſehen in der Eilfertigkeit hergefloſſen zu ſeyn. Denn in der vorigen Abhandlung, Abſchn. 3, 24, 25, 26, 27, 34, iſt es genug an den Tag gelegt, und mit Verſuchen beſtätigt, die ein Jeder richtig befinden wird, daß die Kornwage das beſte Mittel ſey, eine auch durch die bloſ-

ſen Sinne unmerkliche Feuchtigkeit des Kornes und Weizens zu entdecken, und noch vielmehr den Grad der Näſſe deſſelben zu beſtimmen.

39. Nach der berliniſchen Kornwage ſoll der Unterſchied des Getreides von einerley Art, nach der Beſchaffenheit der Körner betragen auf 4 Scrupel, d. i. 80 Gran, oder 8 verjüngte Pfunde, welche im Scheffel $6\frac{1}{2}$ Pf., 1 Quent und 1 Scrupel, geben. Dieſer Unterſchied iſt gar leicht zu begreifen, da einerley Korn, ungerüttelt und gerüttelt, faſt um eben ſo viel Pfunde im danz. Scheffel Unterſchied befunden ward, nämlich 81 und $88\frac{8\frac{1}{2}}{10}$. Machten 8 verjüngte Pfunde im Scheffel nur $6\frac{1}{2}$ Pf., ſo wären es keine wahre verjüngte Pfunde, ſonſt müßten ſie im Scheffel auch 8 Pf. Unterſchied geben. Sie wären deswegen ſchon in 8 Pf. um $1\frac{1}{2}$ Pf. beynahe zu klein, welche Unrichtigkeit ſehr merklich iſt, wenn im Abwägen und Berechnen kein Fehler vorgegangen wäre.

40. Mehr Gewißheit und Verſuche zu erhalten, nahm ich noch eine andere Bäckerwage in die Probe. Zuſammen geſteckt war dieſe meſſingene Büchſe 5 par. Zoll und 4 Lin. hoch; der Wagebalken 5 Z., weniger 1 Lin., lang. Beyde Hälften waren einerley Höhe; die, worein das Getreide geſchüttet wird, hatte im Lichten $20\frac{1}{2}$ Lin. (*), in der innern Höhe $34\frac{1}{2}$ Lin.; welches beweiſet, daß auch dieſe der vorigen ſo gleich komme, als es bey Handwerkern ſeyn kann. Die Gewichte ſahen aus wie die Apothekerunzen, wogen zuſammen $7\frac{1}{4}$ danz. Loth; und die verjüngten Pfunde waren ſo bezeichnet: 1, 3, 4, 5, 10, 20, 40, 60. Die 2 fehlte, und die andern waren nicht auf das genaueſte abgezogen. Doch weil 143 zuſammen 1528 Apoth. Gran wogen, ſo trafen auf ein verjüngtes Pfund $10\frac{3}{4}$ Gran; und wenn die 2 nicht verloren geweſen, oder auch die 1 doppelt gemacht geweſen, hätte ſie auf 145 bis 146 Pf. für den Sack hingereichet.

41. Ich wog darauf friſchen Rocken, der mit wenig Raden untermengt war. Dieſer wog ſo friſch, wie er von

(*) Die vorige, S. 98, Abſchn. 17, ſoll im Lichten haben $19\frac{2}{3}$ Lin. So geben 296. $35\frac{1}{4}$ = 10369158 = 6 Z. 1158 L.

von dieſem Jahre gekauft worden, 125 bis 126 verj. Pfunde, wenn er aus der Geiſe dicht von der Mündung hinein lief, und nicht gerüttelt wurde. Rüttelte ich aber das Mäßchen wacker, und klopfte auf den Tiſch, ſo wog er abgeſtrichen 10 Pf. mehr. Dieſen Rocken ſchüttete ich in ein Theeſchälchen, und ſetzte ihn damit in die Röhre des ziemlich warmen Ofens 3 Stunden lang. Als ich ihn heraus nahm, war das Schälchen ſo warm, daß es nur eben die Hand leiden konnte. Der wieder ſacht eingeſchüttete Rocken füllte das Mäßchen nicht mehr ganz, und am Gewichte waren ihm 8 verj. Pfunde abgegangen. Als das Mäßchen wieder auf den Tiſch geklopft, voll gefüllt und abgeſtrichen war, wog es 136, bis faſt 137; ja, als es wieder ganz kalt, und recht voll gerüttelt war, 139 Pf. Man ſieht hieraus die Urſache, warum altes ausgetrocknetes Korn natürlicher Weiſe ſchwerer iſt, als friſches.

42. Nach dieſen Proben, welche ein Jeder leicht wiederholen kann, fällt das Bedenken im hamb. Magaz. weg: wenn dieſe Wage im Einkaufe landüblich werden ſollte, ſo möchte der Bauer ſein Getreide mit Beſprengung durch Waſſer ſchwerer machen. Denn dieſes iſt ein unmögliches Ding bey Rocken, Weizen, u. d. gl.; und eben daben iſt im Kornhandel dieſe Art Wagen aufgebracht, und im beſtändigem Gebrauch bisher geblieben, und wird auch künftig nie abkommen. Vielleicht hat auch die Erinnerung wegen der Gerſte und des Habers, oben, S. 110, f. Abſchn. 36, 37, zu dieſer Beſorgung Anlaß gegeben. Indeſſen iſt auch dawider mehr als ein dienliches Mittel angegeben, im 38 Abſchn. daſelbſt. Oft giebt es gleich das Geſicht und Gefühl, wenn die Gerſte oder der Haber naß oder doch feucht iſt.

43. Vermöge der obigen Berechnung des königsb. Scheffels, würde der berl. Scheffel keine $2\frac{1}{2}$ Kubikfuß halten, vielmehr noch darüber. Das rheiniſche Decimalmaß wird doch nur ſo zu verſtehen ſeyn, daß der Fuß in 10 Zoll, und der Zoll in 10 Linien getheilt iſt; alſo bleibt er zu dem pariſer Fuße, wie $1391\frac{3}{10}$ zu 1440. Folglich hat der körperliche rheinl. Fuß $2963,191239\frac{1}{2}$ der pariſer aber 3985,984000. Es haben alſo $2\frac{1}{2}$ rheinl. Kubik-

Kubikzoll 6732,978098½, und der oben berechnete Gehalt gab nur 2766¼ par. Kub. Zoll, welche nur 1 Kub. Fuß und 1031½ Zoll zu Paris machen. Der Unterſchied iſt 6732,978098½ — 4768,416000 = 1964,562098½, welche ½ Kub. Fuß und noch über 272 Kub. Zoll zu Paris geben. Es ſcheint alſo keine Abwägung oder Berechnung der Grund von dieſer Angabe der 2½ Kub. Schuh zu ſeyn; oder wenn das wäre, ſo müßte in der Langhanſiſchen Angabe ein Fehler ſeyn, welches ſich hier in Ermangelung eines berl. Scheffels nicht entſcheiden läßt. Doch beruft ſich Hr. Langhanſen auf das königl. Mandat von 1714, worin der berl. Scheffel auch in Preußen eingeführt iſt. Im 3 und 11 §. ſeiner Abh. de menſuris ſetzt er: der culmiſche Stauf ſey nach der königl. Vorſchrift im Scheffel beybehalten, und der Scheffel halte 38¼ Stauf, oder 2766¾ par. Kubikzoll.

44. Aus der angeführten Urſache könnte zu dem Maße an der Wage, die auf einen berl. Scheffel einzurichten, gar füglich ein Viertel eines culmiſchen Staufs, oder Nößel, gebraucht werden. Deren gehen 153 auf den Scheffel, weswegen auch von dem Gewichte des Kornes im Scheffel $\frac{1}{153}$ könnte genommen werden. Wem ſolches beſſer deucht, der kann auch nur ½ Nößel, d. i. $\frac{1}{306}$ des Scheffels, oder ½ Stauf, d. i. $\frac{1}{76\frac{1}{2}}$ des Scheffels nehmen. Nimmt man ein halbes Nößel an der Wage, ſo iſt ½ Nößel von 80 oder 90 Pf. auch im Gewichte $\frac{1}{306}$. Man nimmt alſo von einem Pfunde den 306ten Theil für 1 Pf. an, und giebt der Wage ſo viel ſolche verjüngte Pfunde, als der Scheffel aufs höchſte halten kann.

45. Hält das leipziger Pfund eben ſo viel, als das berliner, wie insgemein vorgegeben wird, ſo wollen wir es leicht mit dem amſterd. Pfunde vergleichen. 100 Pf. in Amſterdam geben 105 in Leipzig, alſo auch in Berlin. Ein amſterd. Pfund hält, wie das pariſer, 9216 par. Gran. Demnach hat ein berl. Pfund 8777 par. Gran. Hievon iſt $\frac{1}{306}$ als das verjüngte Pfund auf der Kornwage $28\frac{209}{306}$ oder 28⅔ Gran. Wäre das Mäßchen an der Wage nur halb ſo groß, ſo

ſo dürfte auch das verjüngte Pfund nur 14 $\frac{1}{3}$ Gran ſchwer ſeyn, welche 12 Apothekergranen nahe bey- kommen.

46. Gehen in den berl. Scheffel 2766 par. Kubikzoll, ſo iſt davon der 256ſte Theil 10 Kub. Zoll und 7 Lin., welche Linien man, als etwas unmerkliches, ſicher weglaſſen kann. Die Hälfte davon machen 5 Kub. Zoll, welche vom Scheffel $\frac{1}{512}$ ausmachen. Dieſe kann einer leicht in Waſſer nach Eiſenſchmid's Angabe abwägen, der auch den pariſer Schuh und culmiſchen Stauf, oder Scheffel, nie geſehen hat, wenn er nur rechte Apothekergewichte nebſt einer guten Wage hat, und ein Wetterglas, die Wärme des Waſſers zu beſtimmen. Mit ſolchem Waſſer kann er das Mäßlein füllen, und, was es nicht füllt, abnehmen laſſen. Von den 8777 Gr., die in einem Pfunde ſind, iſt $\frac{1}{512}$ nicht mehr, als 17$\frac{1}{7}$ Gran, welche kaum über 14 Apoth. Gran etwas merkliches betragen. Dieſe 14 Gran machten hier das verjüngte Pfund, und man dürfte deren nur folgende machen laſſen: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 10, 20, 40, oder 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 15, 20.

47. Hieraus iſt zu ſehen, wie leicht es ſey, auf einem jeden andern Scheffel eine ſolche nützliche Wage für alle zu verſchaffen, die im Kaufe und Verkaufe des Getreides ſicher gehen, und weder andere betriegen wollen, noch ſich von andern betriegen laſſen. In Danzig brauchen die Bäcker die holländiſche Wage, ob ſie gleich auf den holländ. Sack, und nicht auf den danziger Scheffel eingerichtet iſt. Sie ſind es gewohnt, ſich darnach zu richten, weil 5 preuß. Scheffel 3 Sack in Holland geben, alſo ein danz. Scheffel $\frac{3}{5}$ von dem holländ. Sacke iſt. Giebt nun das Korn auf der Wage 120 Pf., ſo ſind davon $\frac{3}{5}$ nicht mehr, als 3. 24 = 72 Pf. Giebt es 125 auf der Wage, hält der Scheffel 3. 25 = 75, u. ſ. w.

48. Wären die holländiſchen Wagen nicht ſeit langer Zeit üblich, daß ſie einer von dem andern erbte, oder um geringen Preis kaufte, ſo hätten ſie längſt nach dem danziger Scheffel können eingerichtet werden. Die andere Urſache iſt, weil das Korn größtentheils nach Holland geht, und daher die Kaufleute auf dem Speicher

Speicher die holländiſche Wage brauchen. Iſt nun der Bäcker genöthigt, von dem Speicher Korn zu nehmen, ſo verſteht er auch gleich der Kaufleute Sprache von der Beſchaffenheit des Kornes, und kann es zu Hauſe nachwägen, oder, welches gebräuchlicher iſt, vorher die Probe davon holen laſſen, und es ſelber vorher wägen. Daher iſt kein Wunder, daß auch an andern Orten, wo der Kornhandel getrieben wird, als: in Liefland, Rußland, Schweden ꝛc. ſowohl die Holländer, als auch die Engländer und Franzoſen, dieſen Gebrauch der Kornwage eingeführt haben, und dabey bleiben.

49. Schließlich findet man nun, woher der Fehler jener berliniſchen Wage entſtanden. Das verjüngte Maß des Scheffels hat 6 par. Zoll, und drüber; dieſe ſind vom Scheffel $\frac{1}{461}$ Theil, aber ein verjüngtes Pfund hat nur 10 Apoth. Gran; dieſe ſind von dem Gewichte des Scheffels $\frac{1}{752}$. Alſo fehlt hier das Ebenmaß in der Verjüngung, wenn das angegebene Maß und Gewicht ſeine Richtigkeit hat. Bey der holländiſchen Wage findet ſich das Ebenmaß der Verjüngung noch ſo ziemlich (21 Abſchn.), und das Verhältniß der Maße iſt auch leicht (47 Abſchn.).

50. Es könnte die Kornwage auch mit leichter Mühe, zu mehrerer Aehnlichkeit mit dem Kornmeſſen gebracht werden, wenn man ſie wie eine längliche metallene Tobacksdoſe einrichtete, damit ſie an der Tiefe dem Scheffel ähnlicher würde. Wäre ſie inwendig 5 oder 6 Zoll lang, ſo könnte der nach Art der Goldwagen eingerichtete Wagebalken mit ſeiner Gabel, Zunge und den Gewichten, darin bequem liegen. Damit der Deckel nicht unnöthig eben ſo ſchwer ſeyn dürfte, als die Doſe ſelbſt, welche den verjüngten Scheffel eines gegebenen Ortes vorſtellt, ſo könnte ein plattes Gewicht dabey ſeyn, wodurch dem Deckel das Gleichgewicht mit dem Untertheile gegeben würde. An jeder Seite des Deckels und Untertheiles könnten 4 Oehrchen ſeyn zu ſeidenen Schnürchen mit dem Haken, wodurch ſie an den Wagebalken eingehaket würden. Daneben könnte auch ein Schaufelchen oder Löffel darin liegen, wodurch das Mäßchen eben ſo mit viermal zum Abſtreich[illegible]

füllet

füllet würde, als der Scheffel mit vier groſsen Schaufeln. So wäre auch hierin die Aehnlichkeit mit dem Meſſen des Kornes auf dem Boden ſo groſs, als ſie werden kann. Wer alsdann gewiſſer werden wollte des Gewichtes des mit dem Scheffel gemeſſenen Kornes, der könnte das Mäßchen etwa viermal füllen, abwägen, und wenn nicht allemal gleich viel Gewicht bey einerley Korn heraus käme, alsdann den vierten Theil des Gewichtes aller vier Abwägungen nehmen. Solcher Geſtalt käme er ſo nahe dem Gewichte des abgemeſſenen und nach dem Scheffel gekauften und verkauften Kornes, als es verlanget werden könnte; indem man zum Grunde ſetzt, daß die Aehnlichkeit des Füllens und Abſtreichens dieſes verjüngten Maßes mit Fleiß ſo genau beobachtet wird, als es im groſsen gewöhnlicherweiſe bey richtigem Gebrauch des Scheffels geſchieht".

Im 15. B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Acad. der Wiſſ. a. d. J. 1753. S. 227, fgg. hat Hr. Dan. Ekſtröm folgende Beſchreibung einer Getreideprobe, die nach ſchwediſchem Maße und Gewichte eingerichtet iſt, bekannt gemacht.

„In jedem Handel ſtimmen Käufer und Verkäufer nicht allein wegen der Menge und des Preiſes der Waaren, ſondern auch wegen ihrer weſentlichen Güte, mit einander überein. Die Billigkeit erfodert, daß für eine ſchlechtere Waare nicht ſo viel gegeben wird, als ein anderer zu eben der Zeit für eine beſſere gegeben hat, wenn beyde zu bekommen ſind. Diejenigen, welche Leinwand kaufen, ſehen genau nach der Feine, Feſtigkeit, Farbe, u. d. gl. und laſſen ſich nicht allein mit dem Ellenmaße begnügen. Wer Metall einkaufen will, erkundigt ſich genau, ob die Materie von der rechten Beſchaffenheit iſt, und läßt ſich nicht mit dem bloßen Gewichte abſpeiſen; beſonders was die edlen Metalle betrifft, iſt ihre Prüfung für ſo nöthig angeſehen worden, daß einſichtsvolle Regierungen ſelbſt dabey Hand angelegt, und die vorſichtigſten Anſtalten,

un-

unrichtigem Handel vorzukommen, gemacht haben. Eben ſo verhält es ſich mit andern Waaren. Die Vorſichtigkeit erfodert faſt allezeit, daß man ihre Beſchaffenheit prüfe, und ihre Menge meſſe, ehe man ſich wegen des Preiſes vereinigt. Beſonders kommt bey demjenigen viel darauf an, womit ein ſtarker Handel mit Ausländern getrieben wird.

„Faſt jedermann wird bekannt ſeyn, daß man bey den meiſten ausländiſchen Völkern eben dergleichen Vorſichtigkeit bey dem Getreidehandel braucht, weil die Waare in großer Menge erfordert wird, ihrer weſentlichen Güte nach ſehr unterſchieden iſt, und eines der nothwendigſten Dinge iſt, daß zum menſchlichen Unterhalt gehört. Daher iſt ſehr viel daran gelegen, daß ein ſolcher Handel auf das rechtmäßigſte getrieben werde. Die allweiſe Vorſehung ſcheint ſelbſt darauf gezielt zu haben, als ſie den Iſraeliten rechte Maße, rechte Wage, rechte Pfunde, rechte Scheffel und rechte Kannen, befahl; 3 Moſ. 39, 36.

„Wir müſſen zwar die Aernde, die uns der Höchſte verleihet, allemal mit Dank annehmen, und ſeine Gaben nicht meſſen; es lehrt aber doch die Erfahrung, wie viel, nebſt einem aufrichtigen Gebete an Gott, um Segen der Feldfrüchte, auch auf die Vorſichtigkeit und den Fleiß des Landmannes bey dem Ackerbaue ankömmt, und daß die Verſäumniß in letzterm mehrentheils Urſache an der verſchiedenen Güte des Getreides iſt, welches bey einerley Witterung und zu einer Zeit gewachſen iſt. Der Schöpfer hat uns ja auch in dieſer Abſicht zulängliche Vernunft und Vermögen verliehen, uns nach ſeiner Einrichtung der Natur zu richten, damit wir die Nothdurft, die für uns erfordert wird, erlangen können. Die Metalle können aus einerley Erzen und Gruben, nicht zu einerley Güte gebracht werden, wenn man mit ihnen auf verſchiedene Art verfährt. Ein träger und unwiſſender Gärtner klagt oft über

Miß-

Mißwachs von Ungewitter und Hitze, wenn ſein näch-ſter Nachbar, der eben die Art Erdreich beſitzt, durch aufmerkſamen Fleiß häufige Früchte gewonnen hat. So legt alſo die Billigkeit den Nachläſſigen auf, zu leiden, und hindert Käufer und Verkäufer an ihren Rechten nicht.

„Bey dem Getreidehandel leidet der arbeitſame Landmann, wenn er kerniges Getreide um eben den Preis geben muß, den ein nachläſſiger Ackermann für ſchlechteres bekömmt. Der Käufer kann zwar etwas gewinnen, nachdem das Glück ihm günſtig iſt, aber die ganze Sache ſteht alsdann im Gleichgewicht, wenn der Preis nach der weſentlichen Güte und dem Gehalte des Getreides eingerichtet wird. Für den fleiſſigen und geſchickten Landmann folgt darauf eine rechtmäßige Belohnung, die den Trägen zur Beſſerung aufmuntern kann, und jeder braucht ſolchergeſtalt ſein Recht gehörigermaßen.

„Aber wie billig und nöthig auch die Prüfung des Getreides alſo ſcheint, ſo hat man doch nicht eher, als in den neueſten Zeiten, in Europa beſondere Aufmerkſamkeit darauf gewandt. Wiewohl Plinius ſchon zu ſeiner Zeit erwähnt hat, daß die Römer für nöthig befunden haben, den Preis des Getreides nach dem Gewichte des Scheffels zu ſetzen. Außerdem iſt meiſtens nur die Art üblich, die Moſes vom Joſeph erzählt, daß er befohlen habe: man ſollte ſeinen Brüdern das Getreide in ihre Säcke meſſen.

„Die Holländer, welche unter allen Völkern am meiſten genöthigt ſind, ihr Getreide zu kaufen, und auſſerdem auf ihre Hauswirthſchaft große Aufmerkſamkeit wenden, ſollen auch dieſe Prüfung des Getreides zuerſt angefangen haben, die nun in dem größten Theile Europens in Gebrauch gekommen iſt, und durch das bekannte verjüngte Maß und Gewicht zugleich geſchieht; anſtatt daß Plinius berichtet, die

Römer hätten beydes im Großen gemeſſen und gewogen, welches wohl am ſicherſten war, aber zu einem allgemeinen Gebrauch zu koſtbar und zu beſchwerlich wird.

„Daß die Holländer Schaden bey dem Getreidehandel empfunden haben, das hat ſie ohne Zweifel zu dieſer Vorſichtigkeit gebracht, weil ſie wohl gefunden haben, daß die gewöhnlichſte Art, Getreide mit Säcken und Tonnen zu meſſen, nur anzeigt, wie groß der Raum iſt, den eine gewiſſe Menge einnimmt, aber von dem innern Gehalte und der übrigen Beſchaffenheit des Getreides nichts weiter lehrte. Wollte man das Getreide nur wägen, ſo wüßte man ſein Gewicht, ohne dadurch etwas von der Güte deſſelben, und ob es kernig iſt, oder nicht zu entdecken. Wenn man aber hiebey zugleich die gehörigen Umſtände in Acht nimmt, die unſere Sinne uns an die Hand geben, und die ſich mit Sicherheit entdecken laſſen, wenn man das Maß mit dem Gewichte vergleicht: ſo iſt man im Stande, nach den Geſetzen der Statik mit einiger Zuverläſſigkeit zu beurtheilen, ob das Getreide mehr oder weniger kernreich iſt, welche letztere durch eines von beyden, durch Maß oder durch Gewichte allein nicht zu erhalten iſt.

„Die Erfahrung hat gelehrt, daß eine Tonne korniger, auf der Ria getrockneter Roggen durch Feuchtigkeit oder Einweichen ſich dermaßen ausgedehnt hat, daß er, dem Maße nach, faſt 2 Tonnen ausgefüllt hat, wie auch, daß der ſchwächſte Roggen ſo große Schalen haben kann, daß er vornämlich damit die ganze Tonne ausfüllt. Auch pflegt das Getreide oft mit allerley fremden Sachen vermengt zu ſeyn, als: mit Erbſen, Treſpe u. d. gl. Braucht man nun Gewichte oder Maß, jedes allein, ſo kann man dieſes nicht entdecken. Das iſt gewiß, daß ein Kenner vieles durch das bloße Anſehen entdecken kann; aber ehe

er

er vermögend iſt, etwas feſt zu ſetzen, erfordert die Sache nothwendig gehörige Verſuche.

„Die Feuchtigkeit, und der Umſtand, daß ſchwächeres Getreide ſtärkere Schalen hat, als dasjenige, welches mehr kernig iſt, laſſen nicht zu, gewiß nach dem Augenmaße und der Empfindung zu beurtheilen, weil ſie dieſes Urtheil unſicher machen; auch kann der Ausſchlag darin ſehr fehlen, wenn man den Verſuch gleich auf die gewöhnliche Art durch die Prüfungen angeſtellt hat, wofern nicht zugleich weitere Vorſicht gebraucht wird.

„Es iſt was Beſonderes, daß doch Niemand, ſo viel mir bekannt iſt, zu Erhaltung dieſer Abſicht die Schwere des Getreides in Vergleichung mit dem Waſſer unterſucht hat, ſo wenig, als man die Schwere des Kornes und der Schale mit einander verglichen hat: und ohne Abſicht auf dieſe Umſtände, ſchätzt man gleichwohl insgemein das Getreide nach dem Gewichte der Tonne. Zeit und Zufälle haben mich gehindert, dieſe Proportion mit der gehörigen Zuverläſſigkeit zu erforſchen; aber aus gewiſſen Verſuchen iſt mir doch wahrſcheinlich geworden, daß des mittelmäßig kernigen Roggens eigenthümliche Schwere, ſich zu der Schwere des Waſſers ungefähr wie 4 zu 3 verhalten wird, und daß die eigenthümliche Schwere des Roggenkornes ſich zu der Schale verhalte, wie 2 zu 1. Iſt dieſes richtig; ſo folgt, daß eine Tonne Roggen, die durch Feuchtigkeit $\frac{1}{2}$ Pfund verloren hat, nicht nur $\frac{1}{2}$ ℔. ſchlechter, als zuvor, iſt, ſondern 2 ℔; denn ſie hat alsdann $1\frac{1}{2}$ ℔. Waſſer in ſich, welches zugleich mit wiegt, und das Maß nach eben der Proportion füllen wird.

„So viel Feuchtigkeit auf die Tonne, nimmt auch auf der Ria getrockneter Roggen, wie ich gefunden habe, in einem feuchten Zimmer in ſich. Verhält ſich das Gewicht des Kernes zu dem Gewichte der

Schale, wie 2 zu 1: ſo folgt gleichfalls daraus, daß eine Tonne auf der Ria getrocknetes taubes Getreide, welches 1 ℔ weniger wiegt, als eine Tonne gleich trocknes und kernigeres, nicht nur um 1 ℔ ſchlechter iſt, ſondern auch 1 ℔ Schalen mehr hat, als das kernigere, welches Brod giebt, das ſchlechter ſchmeckt und weniger nährt. In dieſen beyden Fällen muß es ſich wieder umgekehrt ſo verhalten, wenn eben dieſe Art Getreide durch Trocknen $\frac{1}{2}$ ℔ ſchwerer auf die Tonne geworden iſt, daß die Tonne alsdann nicht $\frac{1}{2}$, ſondern 2 ℔ mehr enthält, weil die Vermehrung des Gewichtes durch das Trocknen zeigt, daß $1\frac{1}{2}$ ℔ Waſſer verdunſtet iſt, welches eben ſo viel Raum eingenommen hat, als 2 ℔ Getreide. Wiederum, wenn eine Tonne trockner und kerniger Roggen um 1 ℔ ſchwerer iſt, als eine Tonne gleich trockner ſchwächerer, ſo giebt ſie nicht nur 1 ℔ mehr Mehl, ſondern ſondern ſie giebt auch noch 1 ℔ Mehl ſtatt des Pfundes, welches die Hülſen bey dem taubern mehr betrugen.

„Aus dem angeführten Beyſpiele erhellt auch, daß Käufer und Verkäufer, ohne ihre Schuld bey der gewöhnlichen Prüfungsart viel Schaden leiden können, ehe die erwähnte Proportion der eigenthümlichen Schwere durch Erfahrungen ausgemacht iſt. Die Erfahrung hat auch gezeigt, daß es einen Unterſchied zwiſchen dem kernigen Roggen giebt, der ſich von 15 : 10 verändert. Hieraus ſcheint zu folgen, daß der Roggen, der 15 ℔ die Tonne ausmacht, ungefähr 3mal mehr werth ſeyn, und mehr nährende Kraft beſitzen müßte, als der Roggen, der nicht mehr als 10 ℔ die Tonne beträgt.

„Alſo ſcheint es, als hätten ſich die Holländer bey ihrem Getreidehandel mit gutem Grunde in einen gewiſſen Gehalt eingeſchränkt. Denn nach ihrer Einrichtung von Maß und Gewichte, nehmen ſie keinen ſchwächern Roggen von den Ausländern, als den ſie

zu

zu 24 ℔ den Sack, rechnen; der am meiſten kernig iſt, ſoll gemeiniglich auf 30 ℔ gerechnet werden, welches nach unſerm Maße und Gewichte ungefähr 14 bis $14\frac{1}{2}$ ℔ die Tonne beträgt. Innerhalb dieſes Unterſchiedes im Gehalte können ſie auch ohne merklichen Schaden im Handel den Werth gleich trocknen Getreides nach dem Gewichte des Sackes oder der Tonne ſetzen. Aber wenn der Gehalt darunter fällt, ſo folgt aus den vorhin erwähnten Umſtänden, daß dieſe Sache viel Aufmerkſamkeit verdient.

„Alſo iſt bey Prüfung des Getreides ebenfalls nöthig, eine gewiſſe Trockne in Acht zu nehmen, welches ſich am geſchwindeſten und bequemſten durch eine gewiſſe Wärme, nach einem gewiſſen Grade des Thermometers, eine gewiſſe Zeit über bewerkſtelligen ließe, wenn man es nämlich nur im Kleinen ſucht. Kömmt alſo Getreide zu prüfen vor, welches ſeine rechte Trockne nicht hat, ſo unterſucht man es erſtlich mit der Prüfung, ſo wie es iſt, nachdem man es zuvor wohl unter einander gemenget hat. So viel nun das Probemaß enthält, trocknet man ſo ſtark, als es auf der Ria wäre getrocknet worden, ohne etwas zu verlieren, und reinigt es wohl von allen fremden Sachen, womit es etwa vermengt iſt. Wenn man nun mit eben dem Getreide die Prüfung von neuem vornimmt, ſo findet ſich, wie viel die Feuchtigkeit, und was beym Reinigen iſt weggenommen worden, den Werth der Tonne vermindern müſſen. Trocknet man hiebey beſonders ſo viel von eben der Art Getreide, als nach dem Trocknen dem Mangel an Maße nach des erſten Abgange und Zuſammentrocknung erſetzen kann, ſo kann man hernach den eigentlichen Gehalt des Getreides an Mehl oder Korn in der Tonne aus dem Ausſchlage finden, wenn man die eigenthümliche Schwere des Kornes gegen die Schale zuverläſſig unterſucht hat. Für dieſesmal gehören ſolche Umſtände weiter nicht

zu meiner Abſicht, ſondern ich habe hier nur gegenwärtige Art, das Getreide zu prüfen, zu beſchreiben.

„Hr. Baron und Oberintendant Härlemann erſuchte mich vor einigen Jahren, auf eine Prüfung des Getreides zu denken, wodurch der richtige Gehalt der Tonne bequem bey allgemeinem Gebrauch zu entdecken wäre, ohne daß man rechnen dürfte. Dieſe Probe müßte nach ſchwediſchem Maße und Gewichte eingerichtet, und eben ſo ſicher ſeyn, wie die Ausländer nach ihrer Rechnungsart haben. Ich fand bey weiterm Nachſinnen, daß die in andern Ländern angenommenen Getreideproben nur auf dem Grunde beruhen, daß ſich die Gewichte von Körpern, die gleichen Raum einnehmen, wie ihre Dichten verhalten, und daß ſich die Ganzen wie ihre ähnlichen Theile verhalten. Wie dieſe Gründe allgemein ſind, ſo iſt auch ihre Anwendung auf jedes vorgegebene Maß oder Gewicht, welches man verjüngen ſoll, leicht. Ich ſuchte alſo eine ſolche Maſchine mit der Einrichtung zu bewerkſtelligen, daß unſer gewöhnliches Lothgewicht dazu zu gebrauchen wäre, damit es keine beſondere Koſten verurſachte, uns zu dieſer Abſicht neue Gewichte machen zu laſſen, wie bey den Ausländern gebräuchlich iſt, und daß man vermittelſt dieſes Gewichtes nicht nur den Unterſchied in Lieſpfunden und Pfunden, in der Tonne finden, ſondern auch mit gleicher Sicherheit ausmachen könnte, was dieſer Unterſchied, der Proportion nach, für jedes Maß betrüge. Die erſte Probe, die ich auf dieſe Art verfertigt hatte, übergab ich erwähntem Herrn, welcher dieſelbe ſelbſt auf ſeiner letzten ſchwediſchen Reiſe gebrauchte. Weil aber dieſe Maſchine etwas zuſammen geſetzt iſt, ſo will ich erſtlich, ſtatt einer Einleitung, eine einfache angeben, wodurch nur das Gewicht in der Tonne beſtimmt wird, die zu allgemeinem Gebrauch zulänglich und am bequemſten ſeyn würde. Sie iſt Fig. 1705 abgezeichnet. Das Maß, a b, wird aus verzinn-

zinntem Blech oder Meſſing, wie ein hohler Cylinder gemacht, darin man an einem Ende einen andern kleinen Cylinder, bc, einrichtet, welcher leicht eingeſetzt und heraus gezogen werden kann. Zum Maß gehört ein Deckel, efg, mit einem ebenen Boden, ef, und einem andern erhobenen, egf, zwiſchen welche Böden ſo viel Bley gegoſſen wird, daß der Deckel gleich ſo viel wiegt, als das Maß ſelbſt leer. Die ungefähre Größe des Maßes läßt ſich aus der Zeichnung beurtheilen, wenn ſolche mit dem beygefügten Maßſtabe verglichen wird. Das Band ii dient, dem Maße Stärke zu geben, weil ſonſt das dünne Blech nachgeben, und die Geſtalt des Maßes ändern könnte.

„Den innern Raum dieſes Maßes nach einer gewiſſen Gattung Getreide einzurichten, muß man erſtlich eine ausgeleſene Tonne gutes reines und trocknes Getreide im Großen wägen. Geſetzt, ſie wiege 13 ℔, ſo wäget man von dieſem Getreide genau 13 Loth ab, und verſchiebt den Boden cb ſo lange, bis dieſe 13 Loth Getreide gleich das geſtrichene Maß füllen, ſo hat es ſeinen rechten innern Raum. Wenn dieſes ſolchergeſtalt geſchehen iſt, löthet man den beweglichen Bödencylinder, daß er ſich nicht mehr verſchieben läßt. Der Boden iſt auch mit Fleiß etwas weit in das Gefäß hinein geſetzt, damit er nicht geſtoßen werde, und Beulen bekomme, wodurch ſich der innere Raum des Gefäßes ändern würde, nachdem man ihn ſchon einmal gehörig beſtimmt hat.

„Weil nun das Maß ein Loth für jedes Pfund enthält, welches die Tonne dieſer Getreidegattung wog, ſo iſt der Inhalt des Maßes ein ſo großer Theil der Tonne, ſo ein großer Theil ein Pfund von einem Lothe iſt; und weil ähnliche Theile ſich wie ihr Ganzes verhalten, ſo iſt klar, daß, ſo viel Pfund oder Theile eines Pfundes, eine Tonne des einen Getreides mehr

oder weniger wiegt, als eine Tonne des andern, ſo viel Loth oder ähnliche Theile eines Lothes muß auch das Maß mehr oder weniger von eben dem Getreide enthalten. Daher entdeckt man allzeit die Anzahl von Lothen in dem Maße, wie viel Pfunde eine Tonne von eben dem Getreide enthalten wird. Ein halbes Loth bedeutet ½ Pfund: ¼ Loth oder Quent, giebt ¼ Pfund oder 5 Schalpfund im Großen u. ſ. w.

„Will man die Schwere einer Getreidegattung mit einem ſolchen Maße verſuchen, ſo füllet man das Maß damit an, und nimmt dabey in Acht, daß das Maß allemal gleich und zu gleicher Höhe angefüllt wird, auch daß man das Getreide nicht einmal mehr, als das andere, zuſammen drückt. Dieſes geſchieht mit der geringſten Unbequemlichkeit, wenn man ſo viel Getreide nimmt, als ungefähr im Maße Platz hat, ſolches zwiſchen beyde Hände faſſet, wie die Figur zeigt, alsdann die Hände in einer gewiſſen Höhe über das Maß hält, und das Getreide ſolchergeſtalt durch eine kleine Oeffnung, die man zwiſchen den Händen macht, niederlaufen läßt. Wenn das Maß voll iſt, ſtreicht man den Roggen behutſam mit einem rund gedreheten Stäbchen, welches ¾ Z. dick iſt, ab. Sodann ſetzt man das gefüllte Maß in eine Wageſchale auf eine gewöhnliche gute Wage; in die andere legt man den Deckel efg, nebſt 13 Lothgewicht, wenn das Maß nach 13 Pfund ſchwerem Getreide eingerichtet geweſen iſt. Findet man nun, daß beydes gegen einander im Gleichgewichte ſteht, ſo zeigt dieſes an, daß das vorgegebene Getreide eben ſo wichtig iſt, und daß die Tonne 13 Pfund hält. Wiegt aber das Maß jetzt mehr oder weniger, als 13 Loth, ſo bezeichnet jenes Loth, womit man das Gleichgewicht wieder herſtellen muß, den Unterſchied eines ganzen Pfundes, oder 2½ Mark im Groſſen. Wenn z. B. ein Maß Getreide 14 Loth 1 Quent, oder 14¼ Loth, wäre, ſo enthielte die ganze Tonne von dieſer Gattung 14¼ Pfund.

„Weil

„Weil die gewöhnlichen Einſetzgewichte nicht weiter, als bis $\frac{1}{8}$ Loth, gehen, ſo wäre dienlich, daß man ſich noch 3 geringere, nämlich $\frac{3}{20}$, $\frac{2}{30}$, $\frac{1}{20}$ Loth machen ließe, damit man alſo bis auf einzelne Marke mit der Berechnung gehen könnte; denn $\frac{1}{20}$ Loth im Maße gilt 1 Mark im großen Gewichte.

„Jeder wird leicht begreifen, daß man hiedurch allzeit auf das genaueſte, und auf 2 bis 3 Mark bey der Tonne, finden kann, wie viel das Gewicht von allerley Getreide beträgt. Auſſerdem iſt dieſes Maß ſo wenig koſtbar, daß jeder Hauswirth ſich mit einer geringen Nachricht ſolches bey jedem Klempner verfertigen laſſen kann. Wenn man ſich nun wegen einer Quantität Getreide von gewiſſem Gehalt verglichen hat, und findet, daß das Getreide mehr oder weniger ſchwer iſt, als der Vergleich erforderte, ſo können ſowohl Käufer als Verkäufer dieſes zur Richtigkeit bringen, wenn ihnen bekannt iſt, wie ſchwer das Getreide iſt, und wenn ſie zugleich vorerwähnte Vorſicht brauchen.

„Nichts deſto weniger erfordert dieſes einige Ausrechnung, und der gemeine Mann iſt nicht gewohnt, bey dem Getreide Pfund und Mark, ſondern Viertel und Kappar nennen zu hören. Deswegen habe ich eine andere Art Getreidemaß erdacht, die mir ſogleich anzeigt, wie viel Kappar die eine Gattung von Getreide in der Tonne ſchlechter oder beſſer iſt, als die andre, d. i. wie viel Kappar Ueberſchuß ein Käufer bey jeder Tonne ſchwächern Getreides haben muß, ſolches mit dem beſſern gleich zu machen, und umgekehrt.

„Dieſes Maß, mit welchem man auch die Sache genauer haben kann, als mit dem erſten, ſieht man in Fig. 2706 ſo vorgeſtellt, wie es zuſammen geſetzt iſt, wenn man es mit Getreide füllen will. Es beſteht aus zwey cylindriſchen Gefäßen, a b c d, und g h i k, die aus Meſſing gemacht ſind. Jedes Gefäß muß mit ſeinen Schnüren, Haken, und allem daran be-

befeſtigten Zubehör, genau mit dem andern gleich wichtig ſeyn. Jedes Gefäß beſteht aus 2 hohlen Cylindern; von denen der eine ohne Boden iſt, und ſich in dem andern auf und niederſchieben läßt. An dem Gefäße a b c d, werden dieſe Cylinder a e f b und e c d f, mehr heraus gezogen vorgeſtellt, als an g h i k, wo ſich bey g k nur ein ſchmaler Rand des innern zeigt. a e f b läßt ſich nicht tiefer niederſchieben, als an das Band s s. Die Geſtalt des Gefäßes g h i k, nebſt deſſen Oeffnung an dem abgeſpitzten Ende n, und dem Schieber o, der die Oeffnung verſchließen kann, läßt ſich am beſten aus der Abbildung abnehmen. Die Größe zeigt ſich aus dem Maßſtabe. q, iſt ein freyer runder hölzerner Zapfen, deſſen Enden ſo eingerichtet ſind, daß ſie in die Hülſen l und m können geſchoben werden, wenn man die Gefäße zuſammen ſetzen, und das Maß a b c d mit Getreide füllen will.

„Zu dieſem Maße iſt eine beſondere Wage mit verſchiedenen Gewichten verfertigt. Eine gewöhnliche Wage wäre ſonſt zwar gut genug; aber der Bequemlichkeit wegen, und daß man ſie mit allem andern Zubehör in das Maß ſelbſt thun kann, wenn ſie nicht gebraucht wird, habe ich dazu einen Wagebalken von Stahl, Fig. 2707, eingerichtet, deſſen Züngechen a, an der einen Seite niedergelegt, und mit dem Wagebalken c b parallel gebracht werden kann; wenn man es aber aufrichtet, läßt es ſich nicht weiter zurück führen, als bis es auf dem Wagebalken ſenkrecht ſteht. Die Gewichte ſind von Meſſing, und ſonſt eben diejenigen, die man bey den gewöhnlichen Schalpfunden und Lothgewichten braucht, nachdem ſie an der Schwere ganz genau eingerichtet werden müſſen; aber ſie ſind in kleinere Theile, bis $\frac{3}{10}$, $\frac{1}{5}$, $\frac{1}{10}$ und $\frac{1}{10}$ eines Lothes getheilt. Die Geſtalt iſt willkührlich, aber ich habe ſie wie lange Würfel (Parallelipipeda) gemacht. Bey jedem Gewichte iſt auf einer Seite erſtlich dieſe wirk=

wirkliche Schwere in Lothen und Theilen eines Lothes angezeigt; weil aber das ſchon beſchriebene kleine Maß auf die Art eingerichtet war, daß ein Loth bey dem Maße, 1 Pf. im Großen gab, ſo iſt dieſes Maß, die Sache ſchärfer zu erhalten, ſo angenommen, daß ein Pf. mit 2 Loth übereinſtimmet. Daher iſt auf eben der Seite der Gewichte, unter der wirklichen Zahl der Lothe, auch die Zahl der Pfunde mit angezeigt, die durch das Gewicht angezeiget werden, damit man das Gewicht des Getreides in der Tonne ſogleich und ohne Rechnung finden kann. So ſteht auf dem Gewichte von 16 Loth, 8 Ließpfund; unter 4 Loth ſtehen 2 Pf.; unter $\frac{1}{2}$ Loth iſt bey deſſen Gewicht $\frac{1}{4}$ Pf.; oder 5 Mark geſetzt, und ſo weiter bis $\frac{1}{20}$ Loth, welches zugleich eine halbe Mark im Großen vorſtellt.

„Will man mit dieſem Maße nur das Gewicht des Getreides in der Tonne unterſuchen, wie vorhin mit dem kleinen Blechmaße geſchahe, ſo verfährt man auf eben die Art, aber mit etwas größerer Schärfe.

„Das Maß einzurichten, wäget man erſtlich eine Tonne gutes Getreide im Großen; ſo viel Pfunde die Tonne wiegt, noch einmal ſo viel Loth wäget man von eben dem Getreide ab, und füllet ſolche in das Maß a c d b, da man durch Auf- und Niederſchieben des freyen Cylinders, a e f b, es dahin bringt, daß dieſe Quantität Getreide genau den Raum bis an ein gewiſſes Zeichen ausfüllt. Das Einfüllen geſchieht hier gleicher, wenn man zuerſt das Getreide in das andere Maß g h i k thut, und ſolches auf den Zapfen q ſetzt, daß ſeine Oeffnung n o gerade über die Oeffnung a b des untern Maßes zu ſtehen kommt. Wenn man alsdann den Schieber o behutſam wegzieht, ſo läuft das Getreide gleich herunter. Die Oeffnung n muß nicht allzu enge ſeyn, ſondern ungefähr 1 Z. im Durchmeſſer haben, damit Gerſte, Hafer und anderes leichtes Getreide ſich nicht verſetze, ſondern leicht durchlaufe.

„Wenn

„Wenn der innere Raum des Maßes ſolcher Geſtalt nach einer gewiſſen Gattung Getreide, deſſen Gewicht für eine Tonne man weiß, eingerichtet iſt, ſo zeigt der innere freye Cylinder a e f b eine Linie an, an der man ſehen kann, wie weit er aus dem äuſſern heraus gezogen iſt. Zu dieſer Abſicht iſt in dem Cylinder e c d f ein kleiner Ausſchnitt t u, an deſſen einem Rande eine Linie mit einem Zeiger s iſt, auf welcher die Linie des einen Cylinders, die deſſen Herausziehen angeben ſollen, treffen müſſen.

„Man ſetze, dieſes ſey geſchehen, und die Linie L Pf. ſey durch das Ausziehen des freyen Cylinders bemerkt worden. Wenn eben dieſe Linie auf den Zeiger d fällt, ſo füllet man das Maß, mit was für Getreide man will, und hängt es, vermittelſt des Ringes r an den Wagebalken, nachdem man den Roggen behutſam mit dem Stäbchen q abgeſtrichen hat. An das andere Ende des Wagebalkens hängt man das Gefäß c n k, darein man Gewichte zu 26 Loth legt, wenn das Maß nach einer Tonne Getreide, die 13 Pf. wog, eingerichtet war; aber 28 Loth, wenn die Tonne 14 Pf. wog. Wöge das Gefäß eben ſo viel, ſo würde das Getreide, welches man jezt vor ſich hat, eben ſo wichtig ſeyn, als dasjenige, nach dem man das Maß einrichtete. Ein Ueberſchuß, oder ein Mangel von jedem Lothe aber zeigt einen Unterſchied eines halben Pfundes an der Tonne des gegenwärtigen Getreides, gegen dasjenige, das man wirklich im Großen gewogen hatte.

„Meine vornehmſte Abſicht bey dieſem Maße war, daß man zugleich den Unterſchied unter der Güte des Getreides nach Kappar und Vierteln ſollte finden können. Zu dieſer Abſicht muß man anfangs bedenken, daß Erbſen, Weizen, Rocken, Gerſte und Hafer, an ihrer eigenthümlichen Schwere ſehr unterſchieden ſind, und daher, wenn man gleich große Gewichte von jeder

Art

Art nimmt, verſchiedenen Raum ausfüllen müſſen. Erbſen, als das ſchwerſte, nehmen den wenigſten Raum ein, und Haſer den größten. Hieraus folgt, daß das Maß a c d b verſchiedentlich heraus gezogen werden muß, wenn von jeder Gattung ein Schalpfund darin gleich Raum haben ſoll, uud daß jede Gattung ihr eigenes Merkmal am Maße bekommen muß, wie weit man nämlich ſolches für jede auszieht. Dieſe Merkmale müſſen nach Verſuchen mit einem Schalpfunde gehörig guten Getreides von jeder Gattung angeſtellet werden.

„Dabey muß man ſich erinnern, daß ein Schalpfund in 32 Loth; eben wie eine Tonne, ohne den Haufen, nach ſchwediſcher Art, in 32 Kappar getheilt wird. Ich kann alſo ein Schalpfund eine geſtrichene Tonne vorſtellen laſſen, 1 Loth giebt alsdann eine geſtrichene Kappe, und Theile des Lothes gelten ähnliche Theile der Kappar. Theilt man die Kappe in 8 gleiche Theile, ſo enthält die Tonne deren 256. Man nennt alſo das vorige Schalpfundgewicht nur eine Tonne, oder 256; das Sechzenlothgewicht heißt ein Span, oder 128; das Achtlothgewicht, ein halber Span, oder 64 u. ſ. w. bis 1 Loth, welches nun 1 Kappe oder $\frac{8}{8}$ einer Kappe bedeutet; $\frac{1}{2}$ Loth oder $\frac{4}{8}$ Kappe. Hiezu kommen zwey andere kleinere Gewichte, welche $\frac{2}{8}$ und $\frac{1}{8}$ Kappe vorſtellen. Dieſe Werthe ſind an der andern Seite eben der Gewichte beſonders angemerkt.

„Will man nun eine Getreidegattung prüfen, ſo ſtellt man zuerſt das Maß an das Merkmal für dieſe Gattung; hernach füllet man das Getreide ein, und wiegt es auf die vorhin beſchriebene Art. Wenn nun da das Tonnengewicht, oder 256, beyde Gefäße in das Gleichgewicht bringt, ſo iſt dieſes Getreide eben ſo gut, als dasjenige, nach welchem man das Maß eingerichtet hat. Wenn aber dieſes Getreide

z. B.

z. B. 270 wöge, ſo gäbe der Ueberſchuß 14 zu erkennen, daß dieſes Getreide $\frac{14}{8}$ oder $1\frac{1}{6}$ Kappe, in der Tonne beſſer iſt. Wöge es nur 230, ſo zeigte ſolches, daß es $\frac{26}{8}$ oder $3\frac{1}{4}$ Kappar ſchlechter iſt. Es iſt klar, daß dieſe Rechnung richtig ſeyn muß. Denn wie ſich das Maß zu einer ganzen Tonne verhält, ſo muß ſich auch jeder Theil des Maßes zu jedem ähnlichen Theile der Tonne verhalten. Nun theilt man das Maß durch die Gewichte in 256 gleiche Theile, eben wie eine geſtrichene Tonne in 256 Achtel vom Kappar getheilt wird; alſo muß ein 256 Theil des Maſſes ſich zu $\frac{1}{8}$ Kappe verhalten, wie das ganze Maß zu der ganzen Tonne; folglich giebt der Unterſchied jedes $\frac{1}{256}$ am Gewichte, bey dem Maße einen Unterſchied von $\frac{1}{8}$ Kappe an der Tonne im Großen.

„Wie aber die königliche Verordnung für jede Tonne einen Haufen von einem Fierding ſetzt: ſo habe ich auch an dem Maße die Linien angezeigt, wo es für gehäufte Tonnen Erbſen, Weizen, Roggen und Gerſte, ſtehen muß. Die Zeichen ſind: A. r — V. r — R. r — K. r — Wenn das Maß bey einer dieſer Linien geſtellt iſt, und man es alsdann auf die vorbeſchriebene Art gefüllt und geſtrichen hat, ſo müſſen die Gewichte, die man in die andere Schale legt, zuſammen 1 Tonne und 1 Fierding, oder 288, machen, weil eine gehäufte Tonne 36 ganze Kappar, oder 288 Achtel derſelben, enthält. So viel Theile nun das Maß mehr oder weniger wiegt, als 288, ſo viel Achtel Kappar iſt dieſes Getreide dem Gewichte nach beſſer oder ſchlechter in der gehäuften Tonne im Groſſen, als das Getreide, wonach man das Maß eingerichtet hat.

„Wer keine Gelegenheit hat, dieſes große Maß ſich zu verſchaffen, und alle dazu gehörige Gewichte zu beſitzen, und gleichwohl nicht damit zufrieden iſt, das Gewicht an der Tonne zu wiſſen, ſondern auch

den

den Unterſchied in Kappar zu wiſſen verlangt, der kann das kleine Maß, Fig. 2705, dergeſtalt einrichten, daß dadurch dieſe Abſicht ſich einigermaſſen erreichen läßt. Man paſſet alsdann einen andern dünnen blechernen Cylinder h k hinein, den man ſo einrichtet, daß er ſich ein- und ausſchieben läßt. An dieſem bezeichnet man, wie weit er heraus gezogen werden muß, damit ein halbes Pfund von verſchiedenen Gattungen Getreide, Erbſen, Weizen, Roggen und Gerſte, darin Platz hat. Hernach verfährt man mit dieſem Maße auf eben die Art, wie mit dem andern, nur mit dem Unterſchiede, daß es nur halb ſo groß iſt, und alſo $\frac{1}{2}$ Schalpfund eine Tonne, $\frac{1}{2}$ Loth eine Kappe, $\frac{1}{8}$ Loth eine Viertelkappe giebt, u. ſ. w.

„Nachdem die hochlöbl. Kammer- und Commerciencollegien mit dieſen Getreideproben Verſuche hatten anſtellen laſſen, wurde mir verſtattet, im Kronmagazin Verſuche im Großen mit vielerley Gattungen Getreide anzuſtellen. Die Anzeige, welche das Probemaß von der Wichtigkeit des Getreides in einer Tonne gab, ſtimmte allemal auf 2, höchſtens 3 Mark mit dem wirklichem Gewichte der Tonne im Großen überein. Dieſer kleine Unterſchied ſchien vornämlich von der gemeinen Art ſelbſt herzurühren, wie man das Getreide in die Tonne einſchüttet, welche, aller Behutſamkeit ungeachtet, nicht ſo gleich zugehen kann, daß nicht eine Tonne dichter wird, als die andere. Denn wenn man eben das Getreide zu wiederholtenmalen in die Tonne füllete und wog, ſo fand ſich gemeiniglich ein Unterſchied von 1, 2, 3 Mark. Wenn aber das Getreide in das Probemaß eingefüllt wird, habe ich bey einerley Getreide zu einerley Zeit nie einen größern Unterſchied, als $\frac{1}{2}$ Mark, gefunden. Das iſt wahr, daß das ſchwerere Getreide, durch die Oeffnung n, die, ſo wie die Höhe des Falles für alles Getreide einerley iſt, etwas härter fallen und dich-

dichter zuſammen gehen ſollte; aber dieſes thut nichts zur Sache, weil eben das bey dem gewöhnlichen Meſſen im Großen nothwendig geſchieht. Hier iſt es genug, daß einerley Gattung Getreide allemal auf einerley Art eingefüllet wird.“

Anmerkungen wegen der Prüfung des Getreides, und des vom Hrn. Direct. Eckſtröm erfundenen Probirmaßes; nebſt Anleitung das Verhältniß des Gewichtes des Kernes zur Schale bey dem Getreide zu finden. In einem Schreiben von Eduard Guſtav Runeberg, Aufſeher über Maß und Gewicht (*).

„Unter die nützlichſten und nöthigſten Erfindungen, die von der kön. Acad. d. Wiſſ. ſind angegeben, und durch gnädige Vorſorge der hohen Regierung zum allgemeinen Beſten angewandt worden, iſt ohne Zweifel die ſogenannte ſchwediſche Getreideprobe zu rechnen. Derſelben Nutzen iſt ſchon im 3. Quartal der Abhandl. der königl. Acad. für 1753, umſtändlich erklärt worden. Die Nothwendigkeit hat ſich am gewiſſeſten gezeigt, da man iſt veranlaſſet worden, die holländiſchen und Danziger Probemaſſe zu öffentlichem und Privatgebrauch zu verſchreiben und nachmachen zu laſſen. Von dieſen Maßen aber hat man nicht eben viel Hülfe gehabt, weil ſie nicht nach der ſchwediſchen Mehltonne eingerichtet waren; dagegen die ſchwediſche Getreideprobe dergeſtalt eingerichtet iſt, daß ſie, gehörig angefüllt, $\frac{1}{640}$ des Getreides enthält, welches in die ſchwediſche Getreidetonne gehörig gefüllt, geht; daher, wenn das Getreide in der Probe 12 Loth wiegt, muß die Tonne eben des Getreides 640.12 Loth wiegen. Aber 640 Loth betragen 1 Lieſpfund Victualiengewicht; alſo muß eine Tonne von eben dem Getreide 12 Lieſpfund wiegen, u. ſ. w. daß ein Loth in der Probe allezeit einem Lieſpfund im Großen gemäß iſt. Hieraus wird man ſogleich finden, daß die übrige Richtigkeit des Maßes ihren vollkommenen Nutzen nicht bringt, wenn die Art, wie ein ſolches Probemaß gefüllet wird, nicht ſicher und beſtimmt iſt; denn man richtet ſein Abſehen nicht ſowohl auf den Inhalt des Maßes, dem körperlichen Raume nach betrach-

(*) Im 18. B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Acad. d. Wiſſ. a. d. J. 1756, S. 266, ſqq.

trachtet, als auf die Quantität des Getreides, die es faſſet, wenn es gehörig angefüllt iſt, wofern dieſe beyde Umſtände aber nicht einerley ſind; wie auch, wenn das Probemaß ein wenig mehr, als $\frac{1}{840}$ von dem Raume der Tonne enthält, obwohl nicht mehr als $\frac{1}{840}$ des Getreides, das in der Tonne Platz hat, hinein geht.

Bey Unterſuchung der ſicherſten Art einzufüllen, habe ich befunden, daß, je enger das Loch iſt, wodurch das Getreide in einer kurzen Weite in ein gegebenes Maß rinnt, daſſelbe deſto dichter in dieſes Maß zuſammen gedrückt wird, und umgekehrt, wenn andere Umſtände gleich ſind. Kleine Ungleichheiten zwiſchen den Höhen, von denen die Körner herunter fallen, thun zur Sache nichts, das merklich wäre. Läßt man alſo das Getreide durch die zuſammen gehaltenen Hände, wie durch einen Trichter, in ein Maß laufen, bis es voll wird, und wiegt dieſes Getreide, ſo wird man bey bey vielfältiger Wiederholung dieſes Verfahrens ſchwerlich zweymal genau einerley Gewicht bekommen, ſo ſorgfältig man auch iſt, es jedesmal richtig zu machen. Hingegen wird der Unterſchied ſo groß ſeyn, daß man kaum muthmaßlich die ſpecifiſche Schwere des Getreides heraus bringen wird; die Urſache iſt nur, daß man nicht wohl einerley Oeffnung zwiſchen den Händen zu wiederholtenmalen machen kann.

Dieſes veranlaſſet mich, die erwähnte Füllungsart gänzlich zu verwerfen. Da man aber zugleich gefunden hat, daß ſich das Getreide ungefähr gleich derb zuſammen ſetzt, wenn es gleich ungehindert fällt, und nicht durch verſchiedene Oeffnungen laufen muß: ſo habe ich eine andere Art einzufüllen angenommen, die ſicherer und bequemer iſt, durchgängig gebraucht zu werden. Ich will ſolche, nebſt dem Gebrauche der Getreideprobe, in folgende vier Regeln einſchließen.

1. Man ſtelle das Probemaß feſt; denn wenn es wanket, ſo ſetzt ſich das Getreide jedesmal zuſammen, wann es hinein geſchüttet wird.
2. Man faſſe beyde Hände, wie einen Trichter, mit Getreide, welches man prüfen will, voll, und halte ſie über das Maß, 1 oder ½ Z. weit, ohne etwas hinein rinnen zu laſſen. In dieſer Stellung thue man die Hände geſchwinde von einander, ſo, daß das Getreide auf einmal in das Maß fällt, wie es kann, und

nachdem man die Hände noch einmal ſolchergeſtalt angefüllt, und es hinein hat fallen laſſen, iſt das Maß meiſtens voll. Sollte noch etwas weniges daran fehlen, ſo läßt man es auf eben die Art hinein, doch ohne viel größere Hände voll Getreide zu nehmen, als zum Füllen nöthig iſt. Man muß das Probemaß nicht anders auf einmal mit mehrern Händen voll füllen, als wie geſagt worden iſt; denn ſonſt geſchieht die Füllung durch eine Art von Rinnen, und das Getreide ſezt ſich dichter zuſammen, als es ſollte.

3. Das Maß wird mit dem Streichholze abgeſtrichen, welches $6\frac{7}{10}$ Linien im Durchmeſſer hat, dabey muß man zuſehen, daß das Maß nicht wanke. Das Abſtreichen geſchieht am beſten, wenn man das Streichholz in der Mitte hält, und es geſchwinde über das Maß führt, ohne dicht an die Ränder zu drücken.

4. Nachdem das Maß ſolchergeſtalt gefüllet und abgeſtrichen iſt, wird es in eine Schale einer Wage geſezt, und der Deckel, der mit dem leeren Maße gleiches Gewicht hat, in die andre gelegt; ſo viel Lothe und Theile des Lothes von Victualiengewichte alsdann in den Deckel geleget werden müſſen, das Gleichgewicht zu erhalten, ſo viel Ließpfund und ähnliche Theile des Ließpfundes ſind das Gewicht einer Tonne von eben dem Getreide.

Will man das Gewicht einer Gattung von Getreide ſehr genau wiſſen, ſo füllet man das Maß zu wiederholtenmalen auf dieſe Art an, und nimmt das Mittel daraus, welches alsdann die eigentliche ſpecifiſche Schwere giebt. Hiebey iſt leicht zu erachten, daß man dieſes Getreide nicht ſehr muß ſtäuben laſſen, wenn Staub darin iſt; denn ſobald der Staub fortgeht, wird die eigenthümliche Schwere des Getreides in der Büchſe vermehrt.

Wiewohl dieſe Probe eigentlich auf Roggen gerichtet iſt, ſo läßt ſie ſich doch eben ſo ſicher zu Weizen und Erbſen brauchen; wenn man aber Gerſte prüfen will, rechnet man zu demjenigen, was die Probe giebt, $3\frac{1}{2}$ bis 4 Pf. auf die Tonne. Wenn alſo die Büchſe, mit Gerſte gefüllt, 10[¾] Loth wiegt, ſo ſollte eine Tonne ſolcher Gerſte $1\frac{3}{4}$ Ließpf. oder 10 Ließ- und 15 Kramerpfund wiegen; aber ſie wiegt 10 Ließ- und 18 bis 19 [K]ramerpfund, ſo, daß man da[s]

nah[e]

wahre Gewicht der Tonne bekömmt, wenn man zu den 15 Kramerpfunden, welche die Probe angiebt, noch $3\frac{1}{2}$ oder 4 Pf. ſetzt.

Durch einige ſolcher Proben kann man ſich eine Fertigkeit in Prüfung des Getreides erwerben; und daß man dieſe Fertigkeit gehörig beſitze, kann man ſich daraus verſichern, wenn man bey verſchiedenen Proben, mit einerley Getreide, das vom Staube frey iſt, einigemal ganz gleiche Gewichte bekömmt, oder wenn bey ungleichen Gewichten der Unterſchied $\frac{1}{16}$ Loth nicht überſteigt. Beträgt aber der Unterſchied bis $\frac{1}{8}$ Loth, ſo hat man die rechten Handgriffe noch nicht, obgleich dieſer Unterſchied bey dem gemeinen Gebrauche nicht viel zu bedeuten hat, weil $\frac{1}{8}$ Loth im Großen $2\frac{1}{2}$ Kramerpfund beträgt, und das Gewicht einer Tonne, mit Roggen, Weizen oder Erbſen gefüllt, auf ſo viel Pfunde veränderlich zu ſeyn pflegt. Bey Gerſte aber kann der Unterſchied des einen und des andernmales 6 bis 7 Kramerpfund betragen.

Wie ſich alſo die Gewichte des Kernes und der Schalen in einer ſchwediſchen Tonne verhalten, läßt ſich auch vermittelſt dieſer Getreideprobe am beſten erforſchen.

Kerniges und taubes Getreide ſind, auſſer den vielen merklichen Graden, die ſich dabey finden, ſo unbeſtimmte Worte, daß, wenn man kein anderes Merkmal zwiſchen beſſerm und ſchlechterm Getreide von einerley Gattung angeben könnte, ich die Kenntniß, wie Schalen und Kern ſich verhalten, mehr für curiös, als nützlich, halten würde. In ſo fern man aber, durch Erforſchung der ſpecifiſchen Schwere des Getreides, es, in Abſicht auf ſeine Art, genauer mit der Getreideprobe unterſcheiden kann, läßt ſich auch dieſe Kenntniß zum Nutzen im gemeinen Leben anwenden.

Wie weit Nahrung vom Getreide, welches von ſeiner Schale ſehr abgeſondert iſt, dem Menſchen nützlich ſeyn kann, will ich jetzt nicht unterſuchen; denn man kann doch auch das Getreide, wie man will, zur Nahrung bereiten, wenn man die Proportion des Kernes zur Schale weiß. Ich will nur erinnern, daß, wenn Kern, der von ſeiner Schale wohl abgeſondert iſt, ungeſund iſt, ſo möchte auch viel Schale unter dem Kerne eben ſo ſchädlich ſeyn. Alſo würde man die Vermiſchung künftig nach der Getreideprobe am geſundeſten machen können, und die Aerzte

könnten aus der Erfahrung Regeln davon geben. Ich könnte Beyſpiele anführen, daß Brod, von wohl geſchrotenem Mehl, Verſtopfungen verurſacht hat, welche am leichteſten gehoben worden ſind, wenn man den Kranken Brod von zuſammen gemahlenem Rockenmehl gegeben hat, u. ſ. w.

Auſſer dieſem, und dem Vortheile, den ein Hauswirth, wenn er Getreide kaufen muß, davon haben kann, die Proportion zwiſchen Schale und Kern zu wiſſen, halte ich auch das für einen nicht der geringſten, daß ein Landmann hiedurch ſich ſelbſt überzeugen kann, daß er von einem ſauern, magern, und ſonſt verderbten Acker allemal ſchwächere Frucht bekommt, als von demjenigen, der wohl abgewartet iſt, wenn ſonſt alle Umſtände genau gleich ſind. Hiedurch werden ſich viele ökonomiſche Künſte, die verſchiedenen Gattungen von Getreide, deren Behandlung und Aufbewahrung betreffend, erklären laſſen. Man hält z. B. insgemein dafür, unſere ſo genannte Gumriksgerſte ſey zur Grütze am beſten. Iſt die Urſache davon nicht, daß ſie meiſtens kerniger und mit einer lockerern Schale bedeckt iſt, als die gemeine Gerſte? Sollte aber eine Art unſerer gemeinen Gerſte kerniger, als die genannte befunden werden, ſo möchte ſie wohl beſſer, als dieſe, ſeyn.

Weil ich alſo verſichert war, daß es nützlich wäre, die Proportion des Kernes und der Schale in einer Tonne Getreide zu wiſſen, ſo habe ich ſolche auf folgende Art, welche mir die ſicherſte zu ſeyn geſchienen hat, ausfindig zu machen geſucht.

1. Man nehme rohes Getreide, etwas mehr, als in der Getreideprobe, gehörigermaßen angefüllt, Raum hat. Man unterſuche deſſen ſpecifiſche Schwere, und zeichne ſie auf. Man trockne dieſes Getreide mit dem übrig gebliebenen bey gehöriger Wärme, verwahre es aber vor allzu ſtarker Hitze.
2. Man wäge dieſes wohl getrocknete Getreide im Probemaße, und ſchreibe das Gewicht auf. Man zähle die Körner, die ſich im Maße befinden. Alsdann nehme man eine gewiſſe Anzahl, je mehr je beſſer, davon, und wäge ſie, doch ſo, daß, wenn das Probemaß z. B. 5000 Körner enthält, und 100 davon genommen werden, das Gewicht derſelben ſo eingerich-

richtet werde, daß es ſich zu dem Gewichte der übrig gebliebenen verhält, wie die Zahl der genommenen zu der Zahl der übrig gebliebenen, ſo müſſen die übrigen 4900 Körner 49 mal ſo viel wiegen, als die weggenommenen 100. Man kann dieſes leicht dadurch bewerkſtelligen, daß man größere oder kleinere hinzu legt, ſo daß, wenn 5000 Körner im Maße enthalten ſind, die zuſammen 12 Loth wiegen, und 100 Körner weggenommen werden ſollen: ſo finde ich dieſes Gewicht, wenn ich 12 Loth in 50 gleiche Theile theile; ein ſolcher Theil iſt alsdann das wahre Gewicht der 100 Körner.

Man könnte vielleicht glauben, es ſey nicht nöthig, die Körner im Probemaße zu zählen, weil man durch das Gewicht allein genau ſo einen großen Theil von der Menge Getreide, als man will, haben kann, die Schalen davon abzuſondern; aber eben darin beſteht die vornehmſte Richtigkeit des Verſuches, denn wenn $\frac{1}{50}$ geſchälet werden ſoll, ſo kann man wohl dieſes 50tel ganz genau haben, wenn man ſo viel Getreide nimmt, als $\frac{1}{50}$ von 12 Loth beträgt, (wenn 12 Loth das Gewicht der ganzen Quantität Getreide iſt). Alſo iſt wohl gewiß, daß ſolcher Geſtalt der richtige Theil des Getreides, in Abſicht auf das Gewicht, genommen wird. Aber es iſt ungewiß, ob in dieſem Theile die Körner, in Abſicht auf ihre Größe, ſo unter einander gemengt ſeyn, wie ſie in dem übrigen unter einander gemengt ſind; und das muß doch ſeyn, wenn die Schalen des feinen Kornes ſich zu ihren Kernen verhalten ſollen, wie die Schalen des groben zu den ihrigen. Wofern ſich aber die Anzahl der Körner, die man ſchälen will, zu der Anzahl der übrigen verhält, wie jener Gewicht zu dieſer Gewichte: ſo iſt leicht zu beweiſen, daß die Vermiſchung der weggenommenen Körner der Vermiſchung der übrig gelaſſenen ähnlich iſt.

3. An dieſen abgezählten Körnern ſondert man die Schale von den Körnern mit einem ſcharfen Meſſer ab; wenn aber etwas weniges von der Schale am Kerne ſitzen bleibt, oder etwas vom Kerne mit wegge-

geſchnitten wird, ſchadet es nichts. Sehr groß Genauigkeit bey dieſem Schälen iſt unnöthig, denn es geht unter dem Mühlſteine nicht ſo genau ab.

4. Dieſe Schalen und Kerne werden jedes für ſich gewogen; die Gewichte zuſammen gerechnet, müſſen mit dem Gewichte der 2 N. abgezählten Körner überein treffen, und dieſes Abwägen dient zur Verſicherung, daß unter dem Schälen nichts weggekommen iſt.

5. Nach dieſer Anleitung berechnet man, wie viel Loth Schalen und Kern, jedes für ſich, in dem Getreide zu finden ſeyn, welches nach der 2. N. das Maß gleich ausfüllte, nachdem das Probemaß eingerichtet iſt; ſo muß alsdann eine Tonne Getreide ſo viel Lieſpfund Kern enthalten, ſo viel Loth Kern in dem Probemaße voll ähnliches Getreide befindlich ſind, und eben ſo verhält es ſich mit der Schale. Hieraus läßt ſich alſo die Proportion, auf etwas für Zahlen man will, z. B. wie viel in 100 Pf. enthalten iſt, leicht finden. Ich kann alſo von neuem prüfen, ob mein Verſuch richtig angeſtellt worden iſt; denn die Gewichte der Schalen und des Kernes im ganzen Probemaße zuſammen, müſſen ſo viel betragen, als das Gewicht des Getreides darin.

Der Vortheil, daß man den Erfolg eines Verſuches mit ſo vieler Gewißheit prüfen kann, veranlaſſet mich, zu glauben, dieſe Art, das Verhältniß der Schale und des Kernes in einer Tonne zu prüfen, würde nicht die ſchlechteſte ſeyn.

Iſt nun dieſes Getreide Roggen geweſen, wovon eine Tonne 12 Lieſpfund gewogen hat, ſo kann man wohl ſicher ſeyn, daß in einer Tonne Roggen, deren Gewicht 10 Lpf. beträgt, nicht eben die Proportion zwiſchen Schalen und Kern Statt findet; denn die Erfahrung lehrt, daß taubes Getreide allzeit häufigere und ſtärkere Schale hat, als mehr kerniges. Aber doch iſt die Frage noch übrig: ob bey allem Roggen, da die Tonne 12 Lpf. wiegt, dieſe Proportion der Schale zum Kern Statt hat, d. i. ob bey allem Roggen, deſſen ſpecifiſche Schwere einerley iſt, der Kern allzeit in eben dem Verhältniſſe zur Schale ſteht?

Dieſe

Dieſe Ungewißheit wird man vermeiden, wenn man mehrere Verſuche mit Getreide von einerley Art und einerley ſpecifiſchen Schwere auf vorbeſchriebene Art anſtellt. Vermuthlich würde der Unterſchied, den man etwa fände, nicht größer ſeyn, als daß man aus vielen Verſuchen ein Mittel nähme, und ſolches ohne merklichen Fehler, als das feſte Verhältniß zwiſchen Kern und Schale anſehen könnte, die bey allem Getreide von der Art, welches eben die ſpecifiſche Schwere hätte, Statt fände. Wenn man z. B. mit verſchiedenem Roggen, welcher insgeſammt 12 Lpf. in der Tonne wöge, Verſuche angeſtellt hätte: einer wäre in feuchter, der andere in trockner Witterung gewachſen, beyde aber auf einerley Felde; der dritte könnte wieder auf wohl bearbeitetem und trocknem Felde; der vierte auf ſauerm Acker, wenn ſolches möglich iſt, bey gleicher Witterung ꝛc. gewachſen ſeyn. So würde man alſo das ſicherſte, was ſich hoffen läßt, und zum gemeinen Leben erfordert wird, dadurch finden, daß man aus dem Unterſchiede dieſer Verſuche ein Mittel für das Gewicht des Kernes und auch eines für das Gewicht der Schale nimmt, welches als das wahre Gewicht des Kernes und der Schale in einer Tonne für allen zwölfpfündigen Roggen angeſehen werden kann.

Nachdem ſolche Verſuche angeſtellt, und die Mittel daraus für unſere gewöhnliche Getreidegattungen genommen worden ſind, ließen ſich ſolche Mittel in einer kurzen Tafel ungefähr folgendermaßen anſetzen:

9pfündiger Roggen hält in der Tonne	(- Liespf. Kern. (- Liespf. Schale.
10pfündiger dergl. hält in der Tonne	(- Liespf. Kern. (- Liespf. Schale.

u. ſ. w. gleichfalls für Weizen und Gerſte von allen Arten.

Zu einer ſehr einfachen Art von Kornwage, ertheilt Herr Kammerrath **Suckow** (*) folgende Anweiſung.

 „Die

(*) Im Vorbericht zu ſeiner Ausgabe von Hrn. v. Eckhart Experimentalökonomie, (Jena, 1778, gr. 8.) S. XXVI. f.

„Die Ausſaat nach Scheffel anzugeben, iſt faſt aller Orten gewöhnlich; aber es iſt ſehr ſchwer, die richtigen Verhältniſſe dieſer Maße zu bekommen. Und ſchon in dieſer Abſicht würde es ſicherer ſeyn, die Menge des auszuſtreuenden Samens nach dem Gewichte anzugeben. Aber es ſind noch wichtigere Gründe vorhanden, die dieſes zu thun rathen. Denn die Güte, die Vollkommenheit des Getreides, richtet ſich nicht nach der Größe, ſondern nach deſſen Schwere; und ein ſchwereres Getreide von eben der Art mit dem leichtern, hat ohne Streit mehrere Kräfte, und wird ſich folglich im Entwickeln, im Wachſen, und in der Aernde, in einerley Boden geſäet, ergiebiger erweiſen, als dieſes. Es iſt daher zu bewundern, daß, da man andere Dinge, z. B. die Münzen, niemals nach der Größe allein, ſondern nach der innern Güte und Schwere, beurtheilt, daß man nicht ein Aehnliches bey den Getreidearten beobachten, ſondern deren Werth allein nach der Größe der Ausdehnung ſchätzen will.

„Mir ſcheint dieſer Gegenſtand der Aufmerkſamkeit der obern würdig zu ſeyn. Sollte wohl ein Scheffel Korn, der nur ein Paar Pfund ſchwerer wiegt, als ein anderer, nicht einige Groſchen mehr werth ſeyn? In der That iſt der Rath, das Getreide mehr nach dem Gewichte, als nach der Größe eines Scheffels zu ſchätzen, nicht mehr neu, und in den Schwed. Abhandl. giebt ſo gar Hr. Eckſtröm eine Getreideprobe an, durch welche man ſowohl das Gewicht deſſelben, als deſſen Größe, zu beſtimmen vermag (*). Dieſes Werkzeug iſt ſehr zuſammen geſetzt. Vielleicht kommt man leichter auf folgende Art zum Zweck. Man laſſe ſich von Blech einen hohlen Cylinder mit einem Boden machen, der genau einen beſtimm-

(*) Siehe oben, S. 143, fgg.

ſtimmten Theil des an dem Orte ſeines Aufenthaltes gewöhnlichen Getreidemaßes hält. Z. B. in Jena rechnet man nach halben Vierteln, und daſſelbe hält höchſtens 24 Kannen, oder 6 Stübchen. Läſſet man nun einen Cylinder machen, der gerade eine Kanne faſſen kann, ſo weiß man, daß dieſes Gefäß 8mal 24 genommen, einen hieſigen Scheffel beträgt. Man laſſe nun einen andern etwas weitern, doch niedrigern, Cylinder machen, Fig. 2708 a) a b c d, in deſſen Mitte ein Blech m n auf die ſtählerne Feder p p ruhet. Man fülle nun den erſten Cylinder mit Getreide, z. B. mit Korn der beſten Art, wiege dieſes auf einer richtigen Wage, ſtelle es behutſam in das Gefäß Fig. 2708 a), wie Fig. 2708 b) anzeigt, und bemerke, wie tief es ſich einſenkt, indem durch deſſen Gewicht die Federn p p zuſammen gepreßt werden. Dieſes bezeichne man mit einem Feilſtriche auf eine der zur Seite ſich befindenden Flächen, die ſenkrecht mit q c, q d, bezeichnet worden. Man ſchütte dieſes Getreide aus, und ein anderes Korn von dem geringſten Werthe hinein: man wiege auch dieſes, und bemerke, wie weit ſich juſt das Maß in dem andern Gefäße einſenkt: ſo weiß man jedesmal bey einerley Art des Getreides die wahre Schwere und Güte des ganzen Scheffels. Z. B. das beſte Korn wöge, wenn der Cylinder erfüllt worden, 1 Pf. 4 Loth, ſo iſt dieſes Gewicht, weil der Cylinder in dem jenaiſchen Scheffel 8mal 24mal, d. i. 192mal befindlich iſt, ſo vielmal zu nehmen, und mithin würde der Scheffel des beſten Kornes 216 Pfund ſchwer ſeyn. Geſetzt aber die Schwere eben dieſes Cylinders vom geringſten Korne wöge 25 Loth, ſo würde die Schwere des ganzen Scheffels 146¼ Pf. betragen. Wenn man nun den Raum zwiſchen dem Merkmale des beſten und des geringſten Kornes, in kleinere Theile theilt, welches dadurch geſchehen kann, daß man auf das mit dem

ſchlechteſten Korne erfüllte Gefäß, nach und nach 1, 2, 3, 4, und mehrere Lothe legt, und die Tiefe, zu welcher das Gefäß ſinkt, jegesmal bemerkt, ſo laſſen ſich leicht ſolche Tabellen verfertigen, welche die Schwere des Getreides, indem daſſelbe den Cylinder zu einer beſtimmten Tiefe zu ſinken nöthiget, genau angeben. Man ſieht leicht, daß einerley Cylinder, zur Probewage bey dem Weizen, Korne, Gerſte, Hafer, Linſen u. ſ. f. in ſo viele verſchiedene Columnen eingetheilet werden, als man verſchiedene Arten der Samen dadurch meſſen will, und wenn man das eigenthümliche Gewicht einer jeden Art zuvor, wie oben angegeben iſt, bezeichnet hat.

Da die gewöhnlichen Kornwagen insgemein aus Holland zu uns kommen, und daher, ſo vortheilhaft ſie auch übrigens ſind, den Fehler haben, daß ſie, nach Verhältniß des verſchiedenen deutſchen Maßes und Gewichtes ſehr unrichtig verjüngt ſind, wie die Erfahrung gelehrt hat: ſo hat der geſchickte Mechanicus, und bey dem Ajuſtirungsamte zu Berlin verpflichtete Wage- und Gewichtjuſtirer, Herr Gniſer, gedachtes Verhältniß genau nach einheimiſchem Maße und Gewichte geprüft und gefunden. Die Entſtehung dieſes ſehr verbeſſerten Getreideprobeinſtrumentes hat man allein der unermüdeten Sorgfalt des kön. preußiſchen Generaldirectorii zu verdanken, wobey ſich der Kriegsrath und Oberproviantmeiſter, Herr Fleſch, vorzüglich verdient gemacht hat. Denn obgleich ſeit 100 und mehrern Jahren in Berlin Kornprobewagen, und zwar nach Art der holländiſchen, gebraucht worden ſind, ſo waren ſolche doch nicht zum Behuf der königlichen Magazine hinreichend, und man wünſchte beſtändig dergleichen Kornprobewagen zu haben, womit man nicht allein das Gewicht, ſondern auch die vorgegangenen Veränderungen des Getreides wegen der

lan-

langen Erhaltung deſſelben erforſchen könnte, auch ob bey dem Waſſertransport viel oder wenig Waſſer dazu gekommen ſey. Erwähntes Departement hatte auch ſeit vielen Jahren zu verſchiedenenmalen einige verfertigen laſſen, welche aber nie nach Wunſch ausgefallen waren. Endlich meldete ſich Hr. Gniſer im J. 1781 dazu, worauf die Verfügung getroffen wurde, daß auf dem königl. Magazine, bey Verſammlung des ganzen Proviantamtes, die Probe damit angeſtellt wurde, und ein beglaubtes Atteſtat ausgefertigt worden iſt, daß die eingereichten Gniſerſchen Kornprobewagen zu dem beſtimmten Gebrauche vollkommen richtig und gut befunden, und alle damit angeſtellte Verſuche ſehr gut ausgefallen wären. Zu Anfange des gleich darauf folgenden Jahres wurde eins von dieſen Probeinſtrumenten Sr. Majeſtät, dem hochſel. Könige eingereicht, und am 30. Jan. 1783 wurde daſſelbe Inſtrument in einer öffentlichen Verſammlung der kön. Acad. d. Wiſſenſch. vorgezeigt, und deſſen nutzbarer Gebrauch erklärt, welches den berliner Zeitungen v. 1. Febr. deſſ. J. im 14ten Stück, inſerirt worden iſt. Endlich ergieng ein Befehl, dergleichen Probewagen für alle in ſämmtlichen königl. Landen vorhandene Magazine zu verfertigen, bey welcher Gelegenheit noch eine beträchtliche Anzahl gemacht wurde, welche nach verſchiedenen königl. Provinzen, auch bis nach Holland, gekommen ſind.

Von dieſer neu inventirten und ſehr verbeſſerten Kornprobewage, wurde in No. 199 und 200 des neuen berl. Int. Bl. v. J. 1786 folgende Nachricht bekannt gemacht (*).

„Eine Kornprobewage muß, nach dem wahren Begriffe von derſelben, nicht allein die Güte der verſchie=

(*) Ein Auszug daraus ſt. in No. 38 des leipz. Int. Bl. v. J. 1786, S. 315, f.

ſchiedenenen Getreidearten, ſondern auch die vorgegangenen Veränderungen, als z. B. den Wurmfraß, wodurch viele Hülſen ausgeleeret werden, ja ſo gar diejenigen, welche trockne und feuchte Witterung in denſelben gewirkt haben, richtig beſtimmen. Man muß demnach mit derſelben ſowohl das Krimpf- als auch das Quellmaß ausmitteln können, vornämlich letzteres, weil der Verſender ganze Schiffladungen von Getreide der willkürlichen Behandlung derjenigen, welche den Transport verrichten, anvertrauen muß. Dieſe nützliche Unterſuchung gründet ſich indeſſen auf eine deutliche Beobachtung und Erkenntniß des vorhandenen Getreides, die aber durch die bisherigen Kornwagen gar nicht in derjenigen richtigen Ordnung unſern Sinnen dargeſtellet werden, weil man auf ſelbigen mit der größten Bemühung kaum vermögend iſt, das Quellmaß damit deutlich und mit Ueberzeugung aus einander zu ſetzen. Daher iſt es höchſt nöthig, ſolche Inſtrumente zu erfinden und zu gebrauchen, die geſchickt ſind, uns eine jede beſondere Eigenſchaft der verſchiedenen Getreidearten, und deren vorgegangenen Veränderungen, auf eine accurate und ganz ſichere Art darzuſtellen; und je einförmiger eine ſolche Probewage mit dem groſſen Maße und Gewichte zutrifft, deſto nützlicher wird ſolche in der Anwendung, wenn der Auswurf des Uebermaſſes durch Berechnung auf groſſe Quantitäten geſucht werden muß.

Um eine ſolche genaue Uebereinſtimmung zu erhalten, wurde, bey Ausfertigung dieſer neuen Probewage,

1. die vornehmſte Abſicht dahin gerichtet, dieſelbe in ein ganz vollkommen gerechtes Verhältniß zu berliner Maß und Gewicht zu bringen. Die meiſten bisherigen Kornwagen ſind nur in einem ungefähren Verhältniß nach dem Groſſen durch Zuſammenkünſtelung der imaginirten kleinen Gewichtchen mit dem kleinen

Mäß-

Mäßchen gebracht worden. Allein, dieſe neue Probewage hat folgender Geſtalt das gerechteſte Verhältniß erhalten. Man hat zum Probemaß eine Achtelmetze berl. Maßes angenommen, und zum Probegewicht ein geſtämpeltes accurates berl. Kramerpfund. Eine Achtelmetze iſt der 128ſte Theil vom Scheffel; alſo muß von dem ganzen Pfunde der 128ſte Theil davon, welches ein Quent iſt, das Probepfund abgeben, daß alſo das ganze Pfund 128 ſolche Probepfunde in ſich hält. Man hat auf dieſe Art die wahre Achtelmetze nicht um das geringſte verfehlen können, da man dabey zur Richtſchnur angenommen hat, daß dieſe Probewage von allen Kornhaufen nicht allein daſſelbe Gewicht, was ſolche im Großen angeben, ebenfalls ganz accurat anzeigt, ſondern auch, daß die geſammten kleinen Gewichte allemal der 128ſte Theil vom Großen ſeyn müſſen. Um aber dabey recht verſichert zu ſeyn, wurde ein kupferner Probeſcheffel dazu genommen, auch die große Wage ſowohl, als die großen Gewichte auf das accurateſte zuſammen ſtimmend befunden, und die häufig angeſtellten Proben haben überzeugt, daß dieſe Abſicht auf das genaueſte erreicht worden iſt. Wie nun auf dieſe Art unſere neue Kornwage eine große Verbeſſerung vor den bisherigen und unter dem Publico verbrauchten, erhalten hat, ſo war es auch ſehr nöthig.

2. eine beſtändig ſichere Einfüllungsart des Probemaßes zu haben. Dieſes iſt durch einen neu inventirten Trichter erhalten worden. Die Richtigkeit eines Maßes bringt nicht den vollkommenen Nutzen, wenn die Art, wie ein ſolches Probemaß gefüllet wird, nicht ſicher und beſtimmt iſt, da hauptſächlich der wahre Grund des Uebereinſtimmens mit dem Groſſen darauf beruhet, daß das Probemaß jederzeit einen gleichen verhältnißmäßigen Theil vom Getreide in ſich faſſe. Bey Unterſuchung der ſicherſten Einfül-

lung

lungsart hat man befunden, daß ſo gar kleine Verän derungen zwiſchen den Höhen, von denen die Körner herunter fallen, einen Unterſchied am Gewicht hervor bringen. Dieſes zu vermeiden, iſt ein neuer Trichter gemacht, und alſo eingerichtet worden, daß man in denſelben drey Füſſe einſchrauben kann, wodurch man jederzeit eine gleiche Erhöhung vom Probemaß, mithin auch allemal ein gleiches Gewicht vom Großen erhält. Bey der erſten angeſtellten Hauptprobe, welche d. 2. Oct. 1781 geſchahe, wurde ſowohl gefegter als auch ungefegter Roggen mit dem großen kupfernen Scheffel und der großen Wage etlichemal überſchlagen; und man befand, daß der gefegte 81 $\frac{1}{4}$ Pf., der ungefegte aber nur 81 Pf. hatte. Eben daſſelbe Gewicht zeigte dieſe neue Kornwage, nach der Einfüllung mit dem Trichter von jedem Haufen, ganz richtig an, ſo oft man auch den Verſuch damit anſtellte. Ein wahrer Beweis, daß dieſe neue Einrichtung mit dieſem Trichter kein Viertelpfund verfehlen läßt!

Es entdeckte ſich indeſſen damals ein ſehr merkwürdiger Umſtand, welcher alle Anweſende in Verwunderung ſetzte, der folglich noch unbekannt war, und, wie es ſicher ſcheint, in ganz Europa unbekannt iſt, weil in allen gedruckten Schriften, welche von den kleinen Getreidewagen handeln, niemals etwas davon gedacht worden iſt. Man hat bisher geglaubt, daß, wenn ein Probemaß auf einer Getreideart gut zutrifft, daß ſolches mit gleicher Behandlung auf alle Getreidearten zutreffen müſſe.

Dieſe neue Kornwage traf bey allen Sorten von Roggen auf das genaueſte zu; und der Erfolg war ganz anders, wenn mit ſolcher auf Weizen unterſucht wurde; ſie zeigte allemal $\frac{5}{4}$ Pf. auf Weizen mehr an, als der kupferne Probeſcheffel auf der großen Wage angab, und es blieb beſtändig dabey, ſo oft man die Verſuche wiederholte. Wurde Hirſe genommen, womit

man

man gemeiniglich die Scheffel überſchlägt, ſo war der Unterſchied $\frac{3}{4}$ Pf. Man hat nachher noch mit andern Gattungen von kleinen Kornwagen, welche von Kornhändlern gebraucht werden, dieſe Proben fortgeſetzt, und es zeigte ſich, daß auch keine einzige auf Weizen oder andere Getreidearten brauchbar iſt. Da man aber doch wünſchte, dieſe neue Probewage auf alle Arten Getreide anwenden zu können: ſo hat man ſolche durch unabläſſige mühſame Verſuche, und durch eine Invention am Trichter mit einem Schieber ſo nützlich eingerichtet, daß dieſelbe auch

3. auf Weizen und alle andere Getreidearten brauchbar iſt, das wahre Gewicht vom Großen ganz genau zu haben. Wenn man einen geſtrichenen Scheffel Roggen durch den großen hölzernen Trichter in den kupfernen Probeſcheffel laufen ließ, ſo bemerkte man, vermittelſt eines Sekundenperpendikels, daß ſolcher in 56 Secunden durchlief, dahingegen ein abgeſtrichener Scheffel Weizen nur 42 Secunden Zeit nöthig hatte. Sollte alſo ein Probemaß von beyden Arten das wahre Gewicht vom großen ganz richtig angeben, ſo muß die Einfüllungsart auf Weizen etwas geſchwinder vor ſich gehen, als auf Roggen, nämlich in dem Verhältniß, wie 56 : 42 = 3 : 4. Dieſes könnte nur durch den Trichter möglich gemacht werden, dem man eine verſchiedene Oeffnung geben kann. Eine mit einem Schieber war dazu am ſchicklichſten, weil man nur durch Verſuche ausfindig machen konnte, mit welcher Oeffnung das wahre Gewicht vom Großen zutrifft. Um aber dieſe Oeffnungen jederzeit ganz accurat zu haben, wurden bey der letzten Hauptprobe, welche d. 9. Nov. 1781 vorgenommen wurde, die Oeffnungen auf Roggen, Gerſte, Weizen und Hafer, an dem Trichter gezeichnet, daß alſo ein Jeder dieſen Schieber auf die Getreidearten gleich ſtellen kann; wobey doch anzumerken iſt, daß bey dem Gebrauch

brauch auf Rocken und Weizen der Trichter ſeine gehörige Höhe dazu hat; hingegen bey dem Gebrauch auf Gerſte und Hafer die Erhebung des Trichters über das Probemaß durch das Streichholz beſtimmt worden iſt, welches auch am Streichholze durch Gerſte und Hafer angedeutet iſt, und ſetzt man einen Fuß des Trichters in die marquirte Oeffnung.

Auſſer dieſen drey großen und wichtigen Vorzügen, welche unſere neue Probewage erhalten hat, iſt auch ſolche noch dahin verbeſſert worden, daß man

4. Das Gegenmaß zu dem Gewichte viel niedriger, als das Probemaß, eingerichtet hat, damit man die Probegewichte mit einem Blicke überſehen könne, und dieſelben ſich nicht abnutzen können, mithin ſich richtig erhalten. An den bisherigen Kornwagen hat man den Gegenmaßen die nämliche Tiefe, als dem Probemaße, gegeben, welches verurſachet, daß die Gewichte durch das beſtändige Hinein- und Herauswerfen, vermöge des Falles ſich beſtändig abnutzen; es war alſo nothwendig, dieſem vorzubeugen, um das gerechte Verhältniß zwiſchen Maß und Gewicht zu behalten. So wie man alſo auf dieſe Art für die Erhaltung der Richtigkeit des Gewichtes geſorgt hat: ſo war es auch nöthig, der beſtändigen Klage vorzubeugen, daß die Gewichte in den Kornwagen, währender Reiſe, eine Wankung verurſachten, daß oft die darin liegenden kleinen Wagebalken verletzt und unrichtig geworden ſind. Dieſem übeln Umſtande iſt auch dadurch abgeholfen worden, daß man

5. im Probemaße eine ſolche Anordnung getroffen hat, daß das Probegewicht den ganzen Apparatum darin befeſtigt, mithin die Wage vor Beſchädigung geſichert iſt. Man hat ſogar nicht einmal nöthig, ein einziges Stück darin mit Papier zu umwickeln, oder dabey zu ſtopfen, wie bisher geſchehen iſt, welches auch nicht allemal hinlänglich geweſen iſt.

Da

Da man ſich auch bisher mit ſolchen Kornwagen hat behelfen müſſen, deren Gewichte nur bis auf das halbe Pfund reichten, und es doch recht nützlich iſt, wenn ſolche auf $\frac{1}{4}$ ℔ angeben; weil man ſolches im Großen hat: ſo iſt auch

6. Der Wagebalken bey dieſer neuen Kornwage alſo eingerichtet worden, daß man auf das Viertelpfund ſicher angeben kann.

Auſſer allen dieſen angezeigten Verbeſſerungen, welche die neue Probewage erhalten hat, kann man auch von dem Probegewichte, von der Wage, von dem Futteral, von dem Trichter mit dem neu inventirten Schieber, und auch von dem Probemaße, folgende beſondere Nutzen haben, welche man von keiner einzigen andern Kornwage noch jemals hat erhalten können.

7. Mit dem Probegewichte kann man alle Gewichte zur Uebereinſtimmung bringen, und beſtändig darin unterhalten. Da nunmehr zum Probegewicht kein imaginirtes, ſondern das accurateſte berliner Kramerpfund angenommen iſt, ſo darf man nur das erſte Pfundgewicht darnach abwägen, und alle übrige dadurch vergleichen. Wäre aber das erſte Pfundſtück ſchon etwas zu leicht, ſo iſt nöthig, daß man Stückchen Bley darauf anſchmelze, welches ebenfalls an die größern geſchehen kann, wofern ſolche nicht die Gleichwage beobachten; und auf dieſe Art kann man ein ſehr gleichſtimmiges Gewicht erhalten.

8. Die neu eingerichtete Wage leiſtet auch den Nutzen, daß ein jeder Beſitzer derſelben, ſie nicht allein als bloße Kornwage, ſondern auch zum Abwägen des Goldes und Silbers, und anderer Sachen, welche nicht über 2 Mark betragen, gebrauchen kann, welches mit andern Kornwagen nicht möglich iſt. Um ſolches zu erhalten, ſind die Gewichte doppelt gezeichnet worden; was ſolche als Probepfunde vorſtellen, iſt

groß und ſchwarz gezeichnet; was ſie aber an ordinären Lothen ſind, iſt mit kleinen Ziffern beygeſchlagen worden.

9. Das Futteral, welches zum Einpacken der ganzen Geräthſchaft gebraucht wird, kann genutzet werden, berliner und fremdes Maß zu überſchlagen, ob ſolches die vorgegebene Größe hat. Bey dem Einkauf einer großen Quantität Getreides iſt es überaus nützlich, ſich zu verſichern, ob das vorgezeigte Maß die geſetzmäßige Größe habe. Man hat demnach das Futteral mit einem Cylinder eingerichtet, welcher gezogen werden kann, da dann diejenige Höhe bis an das erſte Zeichen die wahre halbe Metze iſt, und die Höhe bis an das zweyte Zeichen giebt ein Maß von 100 rheinl. Kubikzoll; beyde ſind auf das genaueſte ausgeprobet worden. Zehn ſolche geſtrichene Maße von der zweyten Höhe geben alſo 1000 Kubikzoll.

10. Mit dem Trichter kann man alle fremde Gattungen von Kornwagen ausproben, ob ſolche gerecht oder falſch ſind. Wenn ein Probemaß mit ſeinen einliegenden Gewichtchen in einem gerechten Verhältniſſe ſteht, ſo kann man durch dieſen Trichter das wahre Gewicht vom großen Maße auf alle Getreidearten heraus bringen, wobey anzumerken iſt, daß ein jedes anderes Probemaß für gerecht erkannt werden muß, wenn gleich am Trichter andere Oeffnungen, als die gezeichneten, gemacht werden müßten, wenn man nur das wahre Gewicht vom Großen erhalten kann. Gegentheils ſind alle diejenigen Probemaße offenbar unzuverläſſig, wenn man durch keine einzige willkürliche Oeffnung des Trichters das rechte Gewicht auf alle Getreidearten erhalten kann.

Da auch an einigen Orten, wo der Kornhandel ſtark getrieben wird, gebräuchlich iſt, daß ſich Kaufleute die Kornwagen fremder Länder anſchaffen, inſon-

ſonderheit von denen Orten, mit welchen ſie in Handel und Correſpondenz ſtehen: ſo hat man

11. dieſes neue Probemaß mit einem Cylinder eingerichtet, wodurch man ſich alle fremde Probemaſſe ſelbſt machen kann. Dieſer Cylinder kann eben ſo, wie derjenige, welcher im Futteral iſt, heraus gezogen werden. Weil man aber die wahre $\frac{1}{8}$ berl. Metze beſonders mit Schrauben verfertigt hat, ſo müſſen ſolche zuvor heraus geſchraubet werden. Endlich kann man

12. mit dieſer verbeſſerten und accuraten Kornwage alle vorerwähnte Veränderungen bey verſchiedenen Getreideſorten viel ſicherer ausmitteln, als mit der bisherigen. Weil das Probemaß, wenn ſolches auf die wahre Achtelmetze geſtellt iſt, vermittelſt des erfundenen Trichters, jedesmal einen gerechten verhältnißmäßigen Theil vom Scheffel ganz genau angiebt, welches man mit andern Probemaßen nicht ſo genau haben kann: ſo kann man auch alle Veränderungen, welche trockne und feuchte Witterung in den Getreidearten verurſachen, viel ſicherer ausmitteln, als es bisher hat geſchehen können.

In Anſehung des beſondern Nutzens dieſer Kornwage für diejenigen, welche den Getreidehandel treiben, iſt Folgendes zu bemerken.

1. Beym Einkauf des Getreides kann man zwar beurtheilen, ob der Rocken und Weizen dünnhülſig, imgleichen, ob die Gerſte groß oder klein und der Haſer weiß von Körnern, von Spreu gereinigt, und überhaupt alle dieſe erwähnte Sorten Getreide nicht viel Raden, Wicken, Treſp, von Würmern ſehr angegangen, und andere Unreinigkeiten haben; aber was der Scheffel wirklich im Gewicht hält, läßt ſich bloß und allein durch die Kornwage beſtimmen. Und da beſonders der Rocken eine Getreideart iſt, die dem Anſehen nach auch den Erfahrenſten betriegen kann, ſo zeigt die Kornwage gleich an, ob der ſchwarze und

weiße Wurm den Rocken ſchon vor langer Zeit inficirt hat; denn weil der ſchwarze Wurm die Körner ausleeret, und der weiße Wurm durch das Ueberſpinnen mit ſeinem Schleime die Körner taub macht, indem der Schleim das Mehl im Korn zur Fermentation und endlich zur Verweſung bringt, ſo giebt die Wage gleich an, was von dieſem Korne bey dem Vermahlen nach Abzug des Mühlenabganges und der Kleyen, wirklich an Mehl heraus kommen muß. Auch kann man ſich beym Einkauf in Anſehung des Maßes, ob ſolches richtig oder unrichtig iſt, proſpiciren. Man läßt nämlich den vom Verkäufer angewieſenen Scheffel, womit gemeſſen werden ſoll, einſchlagen, glatt abſtreichen, und auf der Wage wiegen. Iſt ſolcher mit der kleinen Probewage im Gewichte gleichſtimmend, ſo kann man überzeugt ſeyn, daß erwähnter Scheffel mit dem berliner egaliſiret; und ſollte ſich ja eine Differenz ergeben, welche dadurch entſtehen kann, wenn der Rocken von auſſerordentlicher Güte iſt, ſo dürfte ſolche nur von geringer Bedeutung ſeyn.

Zu mehrerer Accurateſſe kann auch des Verkäufers Scheffel mit der im Futteral angebrachten halben berl. Metze überſchlagen werden, welches folgendermaßen geſchieht. Es wird der Trichter, wie gewöhnlich, auf Rocken geſtellt, ſolcher damit angefüllt, und über der halben Metze nur ſo hoch gehalten, daß ein Finger in der Breite durch kann; auf dieſe Art werden die halben Metzen, wenn ſolche auch noch ſo oft abgemeſſen werden, nie gegen einander differiren. Trifft demnach des Verkäufers Scheffel mit dieſer halben Metze 32 mal zu, und das Wiegegemäß, welches $\frac{1}{8}$ berl. Metze hält, giebt das Gewicht gegen den zuvörderſt gedachten Scheffel richtig an, ſo bleibt kein Zweifel mehr übrig, daß der Scheffel, worin gemeſſen werden ſoll, dem berl. Scheffel gleich iſt. Auf dieſe Weiſe kann alſo ein unrichtiges Gemäß nach dem richtigen berl. Schef-

Scheffel accurat ajuſtiret, und der Käufer beym Empfang des Rockens ſicher geſtellet, auch von einem jeden in Ermangelung eines kupfernen berl. Probeſcheffels, die hölzernen Scheffel, welche ſich ſowohl durch die abwechſelnde Witterung, als auch durch den öftern Gebrauch, verändern, genau überſchlagen werden. Dieſelbe Bewandtniß hat es mit dem Gewichte, welches mit dem zu der kleinen Kornwage befindlichen 1 Pfundſtück Kramergewicht überſchlagen, und darnach rectificiret werden kann.

2. Bey der Verſchiffung des Getreides, iſt die Inſerirung des Gewichtes in den Frachtbriefen ſchlechterdings nothwendig; dieſes kann aber an dem Einkaufsorte, wo es an einer großen Wage und Gewicht gemeiniglich fehlt, nicht ſtets geſchehen. Durch die kleine Kornwage aber kann demjenigen, der den Transport des Getreides verrichtet, eine jede Ladung, wenn davon 20 und mehreremal gewogen wird, überführt werden, wie viel der Scheffel Getreide im Durchſchnitt beym Empfang gewogen hat, und daß er auch bey der Ausladung wieder eben ſo viel nach Scheffelmaß und Gewicht abliefern muß. Eine bekannte Sache iſt es, daß, wenn das Gewicht des Getreides mit im Frachtbriefe geſetzt wird, noch bis jetzt das einzige Mittel iſt, einer großen Veruntreuung vorzubeugen. Um indeſſen ſich ſelbſt zu überzeugen, daß, wenn beym Empfang ganz trockner Rocken eingeladen worden, ſolches aber unterweges ſehr angenetzet, und auf einer langen Fahrt und bey warmer Witterung oft umgeſtochen und rectificirt wird, bey der Ablieferung nicht nur das nöthige Maß und Gewicht haben kann, ſondern auch noch Uebermaß ſeyn muß; kann ein Jeder mit dieſer kleinen Kornwage leicht ſelbſt mit experimentiren. Und ſollte der Scheffel Rocken unterweges ſo naß geworden ſeyn, daß ſolcher bey der Ablieferung über 2 Pf. im Gewicht differirt: ſo beweiſen es die Erfahrungen, daß, wenn

dergleichen Rocken rectificirt und zum Vermahlen präparirt worden, gleichwohl durch das auf den Boden mit dem Rocken effective gekommene, und in der Folge wieder evaporirte Waſſer, nicht weniger daß die Näſſe das Mehl im Korn angegriffen hat, dem Rockenboden ein anſehnlicher Verluſt zuwächſt.

Damit man auch wiſſen kann, ob viel oder wenig Waſſer im Getreide befindlich iſt, ſo ſind, zur Verbeſſerung der Kornwage, auch noch auf dem Trichter, vor der Marque Rocken, einige kleine Striche gemacht. Werden die Schieber auf dieſe Striche, welche am engſten zuſammen ſtehen, geſtellet, ſo findet ſich, daß alles Getreide, welches unter 3 Pf. an ſeinem Gewichte Verluſt hat, durchgängig und meiſtentheils noch durchläuft, daher auch bloß das fehlende Gewicht im Uebermaß ſteckt, aber bey einem Verluſte von 3, 4, 5, und wohl noch mehrern Pfunden hat ſich auch ſchon Waſſer in das Korn begeben, welches bald mehr, bald weniger ſeyn kann, je nach dem man genöthigt iſt, die Schieber mehr oder weniger vorzurücken. Dieſe Wage iſt in ihrer Vollkommenheit die einzige, und giebt den überzeugendſten Bweis, daß alle bisher bekannt geweſene kleine Kornwagen nicht ganz zuverläſſig ſeyn können."

Preiſe der Gniſerſchen Kornwagen.

1. Für die größte Sorte, wovon das Probemaß $\frac{1}{8}$ Metze groß, und mit einem elaſtiſch geſchlagenen Cylinder verſehen iſt, den man auf gewiſſe Kubikzolle und verſchiedene fremde Probemaße ſtellen kann, auch mit dem neu erfundenen Trichter, deſſen Oeffnung mit 2 Segmentis circuli beſchraubt, an deren geradlinigen Seiten eine Scala mit nicht völlig gleichen Graden, ſondern wie ſolche durch Verſuche gefunden worden, eingeſchnitten ſind, zwiſchen welchen ſich 2 Schieber mit ſtählernen Linealen nach den beſtimmten Graden ꝛc. ſtellen laſſen, mit einem dazu gehörigen Futteral, welches ebenfalls einen Cylinder hat, den man

man ſowohl auf $\frac{1}{2}$ Metze, als auch auf 100 rheinl. Kubikzoll, ſtellen kann, in welchem der ganze Apparatus an Maß, Wage, Gewicht ꝛc. feſt verwahrt wird und auch geſichert iſt; 20 Thaler.

2. Für eine eben ſo große Sorte, nur nicht ſo ſchön gearbeitet, und alle Schrift, welche auf der vorigen ſauber geſtochen iſt, nur mit ſtählernen Buchſtaben eingeſchlagen, leiſtet aber alle die Dienſte wie die vorangezeigte; 14 Thaler.

3. Für eine mittlere Sorte, wovon das Probemaß $\frac{1}{16}$ Metze groß, und alles ſo, wie bey der vorigen, eingerichtet iſt; doch fehlen die Quellmaß Grade, und können alſo die Verſuche damit nicht angeſtellet werden, ob Verfälſchungen bey dem Waſſertransport geſchehen ſind; 10 Thaler.

Auſſer dieſen, ſind jederzeit bey Hrn. Gniſer vorräthig zu haben:

4. Mittelſorten, deren Probemaße $\frac{1}{32}$ Metze groß ſind, ohne elaſtiſche Cylinder, jedoch auf Rocken, Gerſte Weizen und Hafer brauchbar, mit Trichter und Futteral dazu; 6 Thlr. 12 Gr.

5. Dergleichen Sorten, aber nur allein auf Rocken eingerichtet, mit einem Futteral dazu; 5 Thlr. 8 Gr.

6. Kleine Sorten, ganz compendiöſe, für Bäcker und Brauer zum geſchwinden Probenehmen auf den gewöhnlichen Kornmärkten, ohne Trichter und Futteral; 3 Thaler.

Korn = Wicke, eine Art Wicken oder wilde Linſen, welche als ein Unkraut mit unter dem Getreide wächſt; Ervum hirſutum *L.*; ſiehe Wicke.

Korn-Wiebel, Wiebel, Wippel, in einigen Gegenden eine Benennung des im XLIV Th. S. 826, fgg. beſchriebenen braunen oder ſchwarzen Kornwurmes.

Korn = Wolf. 1. Siehe Korn = Jude, im XLV Th. S. 417.

2. Eine beſonders im Nieder. übliche Benennung der Erdgrille, Gryllotalpa; ſiehe Reit = Wurm.

Korn = Wucherer, ſiehe im XLV Th. S. 417.

Korn = Wurm, rother, ſiehe im XLIV Th. S. 827.
— — ſchwarzer; ſiehe eb. daſ. S. 826, fgg.
— — weißer; ſ. eb. daſ. S. 796, fgg.
Kornwurm = Oehl, ſ. eb. daſ. S. 823, fgg.
Korn = Wut, eine Benennung der kleinen Hanfneſſel, Galeopſis Laudanum *L.* ſ. unter Neſſel.
Korn = Zange, ſ. Korn = Kluft, im XXXV Th. S. 601.
Korn = Zapfen, an einigen Orten, ein Name des Mutterkornes oder Brandkornes. Siehe dieſe Wörter.
Korn = Zehent, ſ. Zehent.
Korn = Zeichen, Teſſera frumentaria; ſ. im XLV Th. S. 456.
Korn = Zoll, ſ. im XLV Th. S. 271, . und 327, fgg.
Korn = Zuſchlag, ſ. im XLV Th. S. 269.
Kornel = Baum, Kornel = Strauch, Lat. Cornus, Fr. Cornier, Cornouiller, Engl. Cornel, Ital. Corgno, Corniolo, eine Gattung Pflanzen, welche nach Linné zu den Pflanzen mit 4 Staubfäden und 1 Staubweg (Tetrandria monogynia) gehört. Die Blumen bey allen Arten ſitzen zu mehrern Stücken in Dolden beyſammen, und bey einigen hat eine jede ſolcher Dolden eine vierblätterige gefärbte Blumendecke, deren Blätter oval und abfallend ſind. Die beſondere Blumendecke einer jeden Blume iſt klein, in 4 Einſchnitte getheilt, ſitzt auf dem Knopfe, und fällt ebenfalls ab. Die Blume hat 4 glatte, längliche, zugeſpitzte Blätter, kleiner als die allgemeine Blumendecke der Dolden, und führt 4 pfriemenförmige, aufwärts ſtehende, über ihre Blätter hervor ragende Staubfäden mit rundlichen Staubbeuteln. Der rundliche Knopf iſt, bereits erwähntermaßen, unter der Blumendecke befindlich, und man findet auf demſelben einen einzelnen fadenähnlichen Griffel, welcher die Länge der Blumenblätter und ein

zugeſtumpftes Stigma hat. Die Frucht iſt eine ovale oder rundliche Beere, und in ihr eine Nuß mit zwey Fächern oder Höhlen, welche einen länglichen Kern enthält. Die Blätter ſtehen, bey allen Arten, an den Zweigen gegen einander über. Es giebt theils ſtrauchige, theils krautartige, Arten.

I. Strauchige Arten.

1. **Der rothblätterige Kornelbaum, wilder Kornelbaum, wilde Dürrlitzen, Härtern, Hartreder, Hartriegel, Hartwiede, Heckenbaum, Hundsbeerbaum, Hundsbeerſtrauch, Rothbeinholz, Rothgerten, Schießbeerholz, Teufelsmatten, Teufelsmettern**, Cornus femina (*) *C. B. & Duham.* Cornus ſylveſtris *Lonic.* Cornus femina veteribus Macedonibus, ſanguineus frutex Gallis] *Bellon.* Cornus femina, putata virga ſanguinea *J. B.* Cornus umbellis nudis *Hall.* Cornus umbellis involucro multoties longioribus *Royen*, Cornus ſanguinea arborea, cymis nudis, ramis rectis *Linn.* Fr. Cornouiller ſanguin (**); Engl. the bloody Twig. Dieſer in den ſüdlichen Gegenden von Amerika, Aſien, und Europa, auch in der Schweiz und in Schwaben, an Gehägen wild wachſende Strauch, erreicht ungefähr

(*) Er iſt aber keine weibliche Pflanze, ſo wenig als die folgende Art eine männliche iſt, ob ihnen gleich dieſe Bennamen, wie manchen andern in alten Zeiten, ohne allen Grund gegeben worden ſind.

(**) Die Benennungen: Virga ſanguinea, Cornus ſanguinea, Fr. Sanguin, hat dieſer Kornelbaum deswegen erhalten, weil die veralteten Zweige ganz roth, als wenn ſie mit Blut getränkt wären, ausſehen, oder auch weil, wie einige der Alten dafür gehalten haben, mit dieſen Ruthen die Mörder gemeiniglich, ehe ſie zum Tode geführt wurden, gezüchtigt, und ſie alſo mit deren Blute angefeuchtet und gefärbt worden ſind.

8 bis 10 Fuß Höhe, und treibt ziemlich lange Zweige, welche, wenn ſie älter ſind, nebſt den Blättern, im Herbſte ganz roth erſcheinen. Die Blätter ſind oval, jedoch länger und am Ende zugeſpitzter als an andern Arten, ſie ſind völlig ganz, an $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, und an $1\frac{1}{2}$ Z. breit. Ihre Farbe iſt hellgrün, und die untere Fläche nur ein wenig blaſſer, mit feinen weißen Haaren und erhabenen Adern, welche auf der obern Fläche Furchen verurſachen, verſehen. Die Blumen erſcheinen in May, öfters auch, bey warmen Sommern, noch einmal im Herbſte. Sie ſtehen in blätterleeren Dolden bey einander; die Blumendecke iſt weißgrünlich; die Blumenblätter und Staubfäden ſind weiß; die Staubbeutel blaßgelb; der Griffel wieder weißlich, und das Stigma grünlich. Die Beeren, welche Hundsbeeren, im gem. Leben Hundebeeren, Engl. Dogberry, genannt werden, ſind klein, rund und ſchwarz, dabey mit einem Nabel gekrönt, und werden im Herbſte reif. Sie enthalten ein grünliches, ſaftiges Weſen, welches bitter, widerlich und zuſammenziehend ſchmeckt; daher man ſie den Vögeln überläßt. Die aufgerichteten Zweige endigen ſich nackend ohne Blätter; und die äuſſere Rinde iſt grün und weißgrau unter einander vermiſcht.

Man kann dieſen Strauch aus den Wäldern und Feldhecken, in welchen er ſich durch die Beeren von ſelbſt fortpflanzt, häufig erhalten, ſonſt aber auch durch Ableger und bewurzelte Schößlinge leicht vermehren. Er kann, wegen ſeiner weit auslaufenden Wurzeln und Schößlinge, zur Verwahrung der Gehäge dienen. Er wächſt in jedem Erdreiche, wenn es nur nicht zu naß iſt. In England wird er zwar ebenfalls in den Feldhecken wildwachſend angetroffen, wird aber doch von den Pflanzenſchulengärtnern zum Verkauf gezogen, weil er ſich ſehr gut in weitläuftige Luſtgebüſche ſchickt. Denn mit ſeinen Blättern und Blumen vermehrt er nicht

nicht nur die Mannichfaltegkeit, ſondern im Winter, wenn er von Blättern entkleidet iſt, haben auch ſeine junge Schüſſe, wegen ihrer bluthrothen Farbe, ein artiges Anſehen. So gut ſich die folgende zweyte Art zu recht feinen Mittelhecken in Gärten ſchickt, ſo ſelten läßt ſich dieſer Hundsbeerſtrauch, wegen ſeiner anlaufenden Wurzeln und ſtarken Lagen Schüſſe, dazu gebrauchen; überdies fallen ſeine Beeren ſehr ſtark aus. Indeſſen verſichert Hr. Gleditſch (*), bemerkt zu haben, wenn die Hecken hoch gezogen und von lauter Saatpflanzen angeleget werden, nicht aber von Ablegern oder Wurzelſproſſen, auch in einem gewiſſen Alter dieſer Pflanze, daß ſie ſich darin verbeſſere.

Das Holz, welches im Franz. Bois punais, und im Engl. common Dog wood genannt wird, iſt weiß, wie Weißbüche, hart und zähe, wie das Apfelbaumholz, und wird daher von den Büchſenſchäftern zu Ladeſtöcken vorzüglich gewählt. Es bricht und zerſpaltet nicht, und läßt ſich gut bearbeiten. Es iſt zu allerley mittlern und kleinen Geſchirrholze dienlich; es giebt kleine Radeſpeichen, auch Kämme zu kleinern Räderwerke, wie auch gute dauerhafte Speiler für die Schlächter. Die ſehr langen und geraden Schüſſe werden zu allerley Abſichten gebraucht, wenn ſie mit einem glühenden Draht ausgebrannt, oder ſonſt ausgebohrt worden ſind, ſo wie die von dem Schwalkenbeerſtrauche (Viburnum Opulus), dem gelben Jasmin (Jasminum frutescens), dem Schlingbaume (Viburnum Matthioli), dem falſchen weißen Jasmin (Philadelphus coronarius), dem türkiſchen Flieder (Syringa Lilac), dem Wolpermey (Lonicera Xyloſteum) und andern. Es iſt etlichen Profeſſioniſten, wegen

(*) Im 2 Th. ſeiner vermiſchten Abhandlungen, (Halle 1766 gr. 8.) S. 415.

wegen Verfertigung der Tobaksröhren und anderer zum Galanteriewaarenhandel gehörige Dinge, daran gelegen, indem ſie dazu nur dergleichen, und keine andere Holzarten nehmen, und daher in den Laubhölzern und in den neuen Gehauen zuweilen, bey uns und anderwärts, 8 bis 12 Meilen weit aufſuchen laſſen. Die feinen Ruthen dienen den Winzern ſtatt der Bandweiden; die ſtärkern Zweige, zu feinen Reifſtäben.

Die Amerikaner miſchen die Rinde unter den Rauchtobak. Matthiolus und Joh. Bauhin melden, daß in dem Tridentiniſchen, im Val di Anannia, aus den Beeren, vermittelſt des Kochens in Waſſer, und Auspreſſens derſelben, ein Brennöhl für Lampen bereitet werde.

Auch der Prof. Arduino, in Padua, hat in ſeinen Memorie di oſſervazioni ſe diſperienze ſopra la cultura e gli uſi di varie piante, dieſes Oehls Erwähnung gethan. Er hat den Verſuch damit gemacht. Er hat die Beeren ſammeln, und ſie einige Zeit auf den Boden ſchütten laſſen; hernach hat er ſie geſtampft, in einen Sack gethan, ſolchen zugebunden, in ſiedendes Waſſer geſteckt, und ihn nach einer kurzen Zeit wieder heraus genommen. Er hat nur mit den Händen das Oehl heraus gepreßt. Ungefähr ein Metze voll ſolcher Beeren hat ihm 2 ℔. reines Oehl gegeben, welches von Farbe etwas grünlich iſt. Dieſes Oehl brennt ſehr gut, giebt ein ſo helles Licht als Baumöhl, und brennt noch rathſamer. Der Geſchmack ſoll dem Baumöhle ſehr nahe kommen.

Es giebt von dieſer Art eine Varietät mit ſcheckigen Blättern, Cornus ſanguinea variegata *Weſton.*

2. Der zahme Kornelbaum, Derlenbaum, Diente, Dierleinbaum, Dierlitzenbaum, Dirlingbaum, Dorlenbaum, Dorlenſtrauch, Dörlingsbaum, Dürrlitzenbaum, Fürwitzelbaum, Herlskenbaum, Horlitzenbaum, Horlskenbeerſtaude, Hornkirſchenbaum, Kaneelbeerſtrauch, Karlskirſchenbaum, Körnerbaum, Kornlebaum, Kürbeerbaum, Kurbeerbaum,

Thier-

Thierleinbaum, Tirlen, wälſcher Kirſchbaum, Zieſerleinbaum, Zieſerleinſtrauch, Cornus mas pumilio *Cluſ.* Cornus hortenſis mas *C. B. & Duham.* Cornus mas (*), Cornus ſativa, Cornus maſcula arborea, umbellis involucrum aequantibus *Linn.*; Fr. Cornouillier ordinaire; Engl. the Cornelian-Cherry-Tree. Er wächſt in Oeſtreich, in der Schweiz, auch in Thüringen, dem Vorderharze, und andern Gegenden von Deutſchland, an Zäunen und auf Hügeln wild; in Niederſachſen wird er häufig in Gärten gezogen. Die Frucht wird Kornelkirſche, Korneliuskirſche, Kornelle, Dientel, Dierlein, Dörnlein, Glaue, Hahnenhoden, Herlitze, Herlitzke, Hernske, Hörlske, Hornkirſche, Kaneelbeere, Kaneelkirſche, Karlskirſche, Karniole, Kornbeere, Kurbeere, Kürbeere, Terling, Thierlein, wälſche Kirſche (**), Zieſerlein, L. Cornum, im mittlern Lat. Cornolium; Ital. Corniola; Griech. Κρανεια, genannt.

Die Blätter ſind eyförmig zugeſpitzt, völlig ganz, oberwärts hellgrün, unterwärts weißlicher, mit erhabenen Adern verſehen, und ſtehen einander gegenüber auf kurzen Stielen. Die Blumen brechen eher, als die Blätter, und ſchon im März, hervor; und die Aeſte ſind zur Blüthzeit gleichſam mit einer gelben Decke überzogen. Er blüht unter allen einheimiſchen Bäumen am früheſten; denn er ſteht zuweilen ſchon in voller Blüthe, wenn der ganze Boden noch voll Schnee liegt

(*) Von der Unrichtigkeit dieſer Benennung, ſo wie der vorhergehenden Art; Cornus femina, ſ. oben, S. 185, Anm.

(**) Nach C. Hoffmann, L. II. Med. offic, c. 5, ſind vor deß Lucullus Zeiten alle Kirſchen in Rom Corna, und hernach Corna Ceraſa, genannt worden; woher es vielleicht rührt, daß die Kornellen in Oberdeutſchland nocht jezt wälſche Kirſchen heißen.

liegt, da er ausſieht, als wenn er mit einer gelben Decke behangen wäre. Die Blumen ſtehen gemeinſchaftlich, zu 15, 17 bis 26 Stück neben einander, und ihre ganze Dolde iſt eben ſo lang, als ihre allgemeine Blumendecke, welche aus 4 grünlichen, eyförmigen, ausgehöhlten Blättchen beſteht. Die Blumenſtiele ſind dünn, grünlich, mit Haaren beſetzt, und werden, nachdem der Staub von den Staubbeuteln verflogen iſt, noch länger als die allgemeine Blumendecke. Die Blume hat länglich zugeſpitzte und zurück gebogene gelbliche Blätter; die Staubfäden ſind blaßgelb, und die Staubbeutel von gleicher Farbe. Der gelbe Knopf iſt ſehr fleiſchich, und der Griffel grün. Die Frucht iſt länglich, roth von Farbe, glänzend, und enthält einen ebenfalls länglichen Stein, der bis auf die Mitte mit 4 Furchen gezeichnet iſt. Sie wird erſt ganz ſpät gegen den Herbſt, im September, reif, und hat einen ſauern zuſammenziehenden Geſchmack; doch fällt derſelbe ſüßlicher aus, wenn ſie völlig reif iſt.

Man erzieht dieſen Baum aus Samen, welcher gemeiniglich 2 Jahr in der Erde liegen bleibt, ehe er aufgeht. Viel geſchwinder kann die Vermehrung durch Ableger und Schößlinge geſchehen. Schwache in die Höhe getriebene Stämmchen kann man, der Länge nach, in die Erde legen, und dieſelben im zweyten oder dritten Jahre nach Belieben zertheilen, oder auch als eine Hecke aufſchießen laſſen. Man nimmt ſie gern zu niedrigen Hecken in den Gärten, weil dieſe durch ihre frühe gelbe Blumen, durch die nachher ſtark belaubten Zweige, und im Herbſte durch die ſchönen rothen Früchte, gut in das Auge fällt. Eine ſolche Hecke verträgt das Beſchneiden und wird ziemlich dicht. Man kann ſie auch pyramidenförmig aufwachſen laſſen, da ſie denn zu 18 bis 20 Fuß hoch werden können. Am ſchönſten aber nehmen ſie ſich aus, wenn ſie hochſtämmig, wie Pflaumenbäume, gezogen werden, welche

zur

zur Zeit des Blühens mit einer gelben Decke überzogen zu ſeyn ſcheinen.

An den häufigen faſerigen Wurzeln hat **Gleditſch** zuweilen viele große und harte, ſchwarze, runde Knoten, in der Größe der Haſelnüße, angetroffen.

Beyde Arten des Kornelbaumes, nämlich der wilde und zahme, halten ſich im Laube vor andern ſehr rein. Auſſer den vielfräßigen Raupenarten und andern Inſecten, welche das meiſte Laub ohne Unterſchied verzehren, hat **Gleditſch** keine beſondere darauf bemerkt, als dem Brombeervogel, Phalaena Noctua Batis *Linn.*

Von den Kornelbaum-Raupen, findet man in den Philoſoph. Tranſactions (*) Bemerkungen.

Von einer auf den Kornelkirſchen wahrgenommenen Schildlaus, ertheilt **Walch** (**) folgende Nachricht.

„Im abgewichenen Jahr fand ich auf den Früchten des Cornus maſcula *L.*, die unter den Namen der Kornelkirſchen bekannt ſind, kleine Warzen, oder vielmehr etwas erhabene braune Flecken, die die Stärke eines Hirſenkornes hatten, dabey aber oval waren. Das bewaffnete Auge zeigte ſie mir als einen Coccus, der faſt die völlige Geſtalt derjenigen Miesmuſchel hatte, die im Knorriſchen Conchylienwerk, Th. 4, Tab. XV. Fig. 5. und Th. 5, Tab. XXV. Fig. 1, vorkömmt. Durch nähere Betrachtung dieſes mir noch unbekannten Körpers wurde ich überzeugt, daß es ein Coccus, oder eine ſo genannte Schildlaus, war. Ich bemerkte, daß er unter allen Coccusarten dem Linneiſchen Cocco Cacti coccinelliferi, der Geſtalt nach, am nächſten kam, gleichwohl aber merklich von

(*) A letter from the right hon. *John Earl of Orrery*, to *Mart. Folkes*, incloſing an account of the Cornel-Caterpillar, contained in a letter from Mr. *Phil. Skelton* to His Lordship, ſt. im XLV B. der *Philoſ. Tranſact.* No. 487. for Apr. M. & June 1748. S. 281 — 296.

(**) Im 12 St. des Naturforſchers, (Halle, 1778, gr. 8.) S. 57, fgg.

von ihm abwich. Weder beym Linné, noch bey andern Schriftſtellern, habe ich dieſes auf den Früchten des Cornus maſcula befindliche Muſchelinſect gefunden. In gedachtem Jahre war es ſehr häufig auf ſolchen anzutreffen. Manche dieſer ſo genannten Kirſchen hatten deren zu 50 bis 100, oft in ganzen Klumpen, auf ſich ſitzen. Am Stamm und Blättern konnte ich damals nichts von ihm entdecken, ſo genau ich auch ſelbige durchſuchte. Auf der zarten Haut dieſer Früchte ſaßen ſie ſo feſt, daß man ſie, ohne ſolche zu zerreiſſen, faſt nicht ablöſen konnte. Unter der Schale konnte ich nichts weiter, als ein ſehr zartes, dünnes, vertrocknetes, weißes Häutchen entdecken.

Ich ſchickte Hrn. Paſt. Goeze darauf einige dieſer Muſchelinſecten. Er hielte ſie einer nähern Unterſuchung werth, und ich theile ſolche aus ſeinem Briefe v. 19 Oct. vorigen J. hier mit.

„Dieſer Coccus iſt meines Wiſſens noch von keinem „Schriftſteller beſchrieben. Linné hat ihn nicht. Die „größte Aehnlichkeit habe ich zwiſchen dieſem und dem „Coccus *Linn.* Ilicis n. 6. gefunden, welche Reaumür, „To. 4. Tab. 5. Fig. 6. 7. abgebildet, und mit Recht, wegen der Geſtalt Gallinſecte en coquille, das muſchelförmige Gallinſect (ſo nennen die Franzoſen auch die „Schildläuſe,) genannt hat. Die überſandten Exemplare ſind lauter todte Mütter, deren Rücken convex und „muſchelbraun, der Bauch aber mit der Haut überzogen „iſt, die das Inſect bey der Ablegung der Eyer, die ihm „alle unter dem Bauche hinlaufen, um dieſe ſeine Brut „herum ſchließt, und daran ſtirbt. Ich habe dieſe Haut „losgemacht, und das Vergnügen gehabt, verſchiedene „Eyer zu entdecken. Dieſe haben faſt eben die Geſtalt, „wie die Floheyer, ſind aber ſo hellweiß, wie ein Kryſtall, ſo daß ich vermittelſt des Erleuchtungsſpiegels „den Embryo ſehr deutlich darin liegen ſahe. Das roſtrum pectorale aber habe ich, aller angewandten Mühe „ohnerachtet, nicht entdecken können, weil die Inſecten „todt und trocken, oder ſolches in der Bauchhaut unſichtbar geworden war. Eben das iſt auch die Urſache, „daß ich die 6 kurzen Füßchen, die ebenfalls im Tode des „Inſectes mit der Bauchhaut bedeckt werden, nicht „wahrnehmen können.

„Bey

„Bey denen, bey welchen die Bauchhaut noch unverlezt „iſt, zeigt ſich hinten unter dem Schilde eine Spalte, aus „welcher die Jungen, wenn ſie gleichſam in dem mütterli„chen Grabe umgekommen ſind, hervor kriechen.“

Fig. 2709 liefert eine genaue Zeichnung von dieſem Coccus.

a, der Coccus in ſeiner natürlichen Größe.

b, eben derſelbe, ſtark vergrößert.

c, das Köpfchen, welches ſtark eingezogen iſt, und über welches der erſte Ring des Körpers beynahe wegtritt.

d, der zweyte Ring.

e, der dritte Ring.

f, der übrige Theil des Körpers, der wie eine Wulſt oder wie ein Sack rundlich zugeht, und mit einer zarten Wolle bedeckt iſt, und noch 4 Ringe (alſo in allem 7) hat.

g, ein Ey dieſes Coccus, vergrößert.

In der von Hrn. Geoffroy angeſtellten chemiſchen Unterſuchung, haben die noch nicht völlig reifen Früchte ſehr viel ſaures und herbes Waſſer, wie auch Erde, eine mäßige Portion dickes Oehl, etwas fixes bloß alkaliſches Salz, und faſt keinen urinöſen Liquor, gegeben. Die Frucht hat eine zuſammenziehende Säure, und färbt, wie der Alaun, die blaue Sonnenwendetinctur roth, dergeſtalt, daß zwiſchen dem weſentlichen Salze von derſelben, und des Alaunes, eine große Verwandtſchaft iſt.

Das Holz eines ſtarken Kornelbaumes, iſt das härteſte und zäheſte in Deutſchland; es iſt härter als das Holz der Kirſchbäume, recht hornfeſt (*), weiß oder weißgelb, und gleicht übrigens dem Holze des Borsdorfer Apfelbaumes ſehr. Es läßt ſich gut be-

(*) Dieſe hornähnliche Härte und Dauer des Holzes, hat wol die Benennung Cornus veranlaſſet; und nicht, wie Hr. Adelung vermuthet, die Ründe der Frucht, von Korn; ſ. Th. XLIV. S. 604.

bearbeiten. Man wendet es zu kleinen Kammzähnen in den Mühlen an, zu Arthelmen, Hammerſtielen und Stielen allerley ſchneidende Inſtrumente; auch, wie es in der Türkey noch weit üblicher iſt, zu Meſſerheften, Picken, Stangen, Spießen und Säbelgriffen. Wegen ſeiner Härte macht man auch die beſten hölzernen Nägel davon.

Der Kornelbaum iſt bereits im Alterthume ſehr berühmt geweſen. Man machte Wurfſpieße aus ſeinem Holze, deren die Helden ſich bedient haben, wovon **Virgil** Æneid. XII, 267. ſchreibt:

> — — ſonitum dat ſtridula cornus, & auras
> Certa ſecat.

und Georgic. II, 448:

> At myrtus validis haſtilibus, & bona bello
> Cornus.

Und Æneid. III, 649. beſchreibt er das Schickſal der in eine wüſte Inſel ausgeſetzten Menſchen, die ſich über ihre elende Koſt beklagen, welche ihnen die ſteinigen Früchte dieſes Baumes, und einige Wurzeln wild wachſender Kräuter darreichten:

> Victum infelicem baccas lapidoſaque corna
> Dant rami, & vulſis paſcunt radicibus herbae.

Auch **Horaz**, Sat. II, 2. 27, ſchildert einen verdorbenen Menſchen, der, aus lauter Faulheit, ſich mit dergleichen herben wilden Frucht, und mit dergleichen Oliven bekoͤſtigen laſſe:

> Quinquennes oleas eſt, & ſilveſtria corna.

Der Cornus Romuli war ein berühmter Kornelbaum in dem zehenten Quartiere der Stadt (*), welcher aus dem von Kornelholz verfertigten Schafte eines

(*) *Nardin* L. 6, c. 11.

nes Spießes entſtand, welchen Romulus auf einer Jagd auf dem aventiniſchen Berge nach einem wilden Schweine warf, und der auf den palatiniſchen Berg fuhr, wo er ſo feſt ſtecken blieb, daß ihn niemand aus der Erde ziehen konnte. Hier faßte er Wurzel, und ward ein bey den Römern für ſehr heilig geachteter Baum, den ſie mit einer Mauer umzogen. Daher auch, wenn etwann jemand meinte, es fehle ihm an Waſſer, und ſolches Andern ſagte, ſofort ein Zulauf der Leute mit Waſſer erfolgte, als ob irgendwo eine Feuersbrunſt zu löſchen wäre (*). Als der Kaiſer Caligula eine Treppe dabey anlegen laſſen wollte, wurden ſeine Wurzeln von den unvorſichtigen Arbeitsleuten dermaßen beſchädigt, daß er verdorrete, nachdem er alſo 790 Jahr geſtanden hatte.

Die geraden Schüſſe werden zu Ladeſtöcken gebraucht, weil ſie einen kleinen Kern haben.

Die Aeſte mit den Blättern, können nach Hrn. Gleditſch Vorſchlag, zum Lohgärben gebraucht werden.

Die Früchte ſind, gedachtermaßen, zwar ſchon im Auguſt reif, ſie ſind aber in dieſem Monate noch immer an den Bäumen, von welchen man ſie von ſelbſt abfallen läßt, wenn ſie eßbar ſeyn ſollen. Sie vermehren aber, auf dem Nachtiſche mit anderm Obſte aufgetragen, eigentlich nur die Reihe, ſonderlich im Auguſt, da ſie das Anſehen zwiſchen den andern Früchten, wegen ihren rothen Farbe, ſehr erheben. Uebrigens können ſie, in Anſehung des Geſchmackes, andern Früchten gar nicht gleich geſchätzet werden. Man ißt ſie doch aber auch zuweilen, weil man die Veränderung in Speiſen gern ſucht, obſchon der Wechſel oft nicht der beſte iſt. Sie ſind adſtringirend und ſtopfend, daher ſie im Durchlauf ſehr dienen, wiewohl

 ſie.

(*) *Plutarch*, in Rom. c. 15. Servius, ad Virg. Aen. L. 3, v. 46

ſie den Magen leicht beſchweren; daher ſchreibt Bapt. Fiera von ihnen:

Corna nocent ſtomacho bruma malegrata rigente:
Si tuus illa voret venter, avarus erit.

Horaz weiß die wilde und die zahme Art, welche in Gärten gezogen wird, wohl zu unterſcheiden. Er rechnet letztere unter die Früchte eines geſegneten Landgutes; Epiſt. L. 1, v. 168. ſq.

quid, ſi rubicunda benigne
Corna vepres, & pruna ferant? . . . . , .
Dicas adductum propius frondere Tarentum.

Wenn man die Kornelkirſchen zu derjenigen Zeit, da ſie noch grün oder grüngelblich, und ungefähr ſo groß, wie die italiäniſchen oder franzöſiſchen Oliven ſind, ſammelt, ſie zuvörderſt mit friſchem Waſſer, von dem ihnen anklebenden Staube und andern Unreinigkeiten ſäubert, und ſie ſodann mit Waſſer ſo lange kocht, bis ſie ihren herben Geſchmack verloren haben, ſo laſſen ſich dieſelben auf folgende Weiſe dergeſtalt zubereiten, daß ſie, in allen Stücken, die Stelle der ausländiſchen Oliven vertreten. Man läßt zuerſt die gekochten Kornellen an der Luft trocken werden, und kocht ſie hernach mit Wein- oder Biereſſig. Hierauf legt man dieſelben, zum Gebrauch, mit friſchem Eſſig, etwas Lorbeerblättern, Pfefferkraute, Saturey und anderm hiezu dienlichen Gewürze, ein, und läßt ſie eine Zeit lang wohl verwahrt ſtehen. Oder: Man läßt, wenn die Kornelkirſchen eben an den Bäumen roth zu werden anfangen, die größten und rundeſten ableſen, und erſt ein wenig im Hauſe welk werden, ehe man ſie einlegt. Das Aufbewahrungsgefäß, welches auch ein Fäßchen von Holz ſeyn kann, wird mit Salzwaſſer gefüllt, und es wird immer ſo viel Salz hinein geſchüttet, als darin ſchmelzen kann, bis man merkt, daß das

Salz

Salz nicht mehr zergehen will, ſondern zu Boden fällt. In dieſe Lake werden die Früchte eingelegt; und wenn man ſie nicht ſo hart, wie ſie vom Baume kommen, haben will, muß man ſie nur gar wenig angeſotten haben. Es iſt beſſer, daß ſie hart, als weich, ſeyn, weil ſie Oliven, die nicht weich ſind, vorſtellen ſollen. In das Salzwaſſer muß man auch Stängel von grünem Fenchel und Lorbeerblätter mit einlegen, wovon zugleich die Früchte einen angenehmen Geruch bekommen. Die ſolchergeſtalt in dem Gefäße feſt vermachten Früchte muß man wenigſtens 3 Monate ungerührt ſtehen laſſen. Sollten ſie beym Aufmachen, oder in der Folge, zu ſalzig geworden ſeyn, ſo werden ſie zuvor, ehe ſie zu Tiſche kommen, eingewäſſert. Dieſe Früchte kommen den Oliven nicht nur in Anſehung ihrer Farbe, Größe, und ihres Kernes, völlig gleich, ſondern erlangen auch, durch ſolche Zubereitung, den Geſchmack der Oliven. Und geſetzt, daß man ſich derſelben nicht in allen Fällen anſtatt der Oliven bedienen wollte, ſo werden ſie uns doch in unſern Küchen, bey der Zubereitung verſchiedener Speiſen gar gute Dienſte leiſten. Vorzüglich ſchickt ſich hiezu diejenige Art, welche, wenn ſie auch reif iſt, beynahe eine Olivenfarbe hat, als: der Cornus fructu cerae colore, deſſen weiter unten Erwähnung geſchehen wird.

Außer den, wie Oliven eingelegten, unreifen Kornelkirſchen, wendet man auch die reifen, ob ſie gleich nicht unter die wohlſchmeckendſten Früchte im eingemachten Zuſtande gehören, doch auch, um der Veränderung willen, zum Einmachen mit Zucker, und zwar auf folgende Weiſe, an. Man nimmt zu 1 Pfund Kirſchen, 1 Pfund Zucker, thut es zuſammen in einen Keſſel, gießt ein wenig Waſſer dazu, und läßt die Früchte geſchwind aufſieden. Man muß ſie umſchütteln, und ſchäumen. Wenn ſie ſodann mit einer

Schaumkelle heraus genommen und etwas verkühlt ſind, legt man ſie in das Aufbewahrungsgefäß. Der im Keſſel zurück gebliebene Syrupp muß noch etwas nachkochen, daß er dick werde. Wenn er hierauf abgenommen iſt, gießt man ihn lauwarm über die Früchte. Sollte er mit der Zeit dünn werden, muß er wieder umgeſotten werden. Dieſe mit Zucker eingemachte Kornellen, ſind, wegen ihres ſäuerlichen, und gelinde zuſammenziehenden Geſchmackes, vielen angenehm, und bey hitzigen Fiebern ein kühlendes und ſtärkendes Mittel. Allein, nicht für eines jeden Geſchmack ſind die daraus verfertigten Torten.

Aus den Kornelkirſchen bereiten inſonderheit die Türken eine Conſerve, welche ſie ſehr ſchätzen.

Nach Tragus, wird die Frucht von den Einwohnern an der Moſel und andern Orten, zum Mäſten der Schweine gebraucht.

Die Blätter, wenn ſie erſt ausſchlagen, ganz jung abgepflückt und im Schatten getrocknet, geben einen angenehmen Thee, welcher den Kaiſerthee noch übertreffen ſoll.

Man giebt vor, daß, ſo lange dieſer Baum blühet, keine Bienen ausgeſetzt werden ſollen, indem der daraus geſammelte Honig den Durchfall verurſache. Hr. Gleditſch aber behauptet, daß dieſes daher geſchehe, weil die Bienen aus dieſen Blüthen zu viel Honig einſammelten, und gleiche Krankheit von dem allzu ſtarken Honiggenuſſe einer jeden andern Pflanze erfolgen könne.

In Italien hüten ſich diejenigen, welche von einem tollen Hunde gebiſſen ſind, daß ſie ein ganzes Jahr lang gewiſſe Hölzer, vornämlich den Kornelbaum, nicht anrühren; indem dergleichen Perſonen, wie Matthiolus meldet, wenn ſie die Ruthen von dem Baume ein wenig in der Hand halten, bis ſie warm werden, ſogleich die Waſſerſcheu bekommen.

Varie-

Varietäten oder Abarten des zahmen Kornelbaumes, ſind:

a) Der Kornelbaum mit ſcheckigen Blättern, Cornus foliis eleganter variegatis, Fr. Cornouillier à feuilles panachées, dem Laube nach, welches vergoldet iſt, der ſonſt aber mit der Hauptart in Blumen, Früchten und dem Wuchſe gleich kömmt; und

b) Der Kornelbaum mit gelber Frucht, Cornus hortenſis mas, fructu cerae coloris *C. B.* & *Duham.* Fr. Cornouillier à fruit jaune, den Früchten nach, welche ſich durch ihre wachsgelbe Farbe unterſcheiden, im Geſchmack aber den rothen völlig ähnlich ſind.

3. Der nordamerikaniſche Kornelbaum, der virginiſche Kornelkirſchbaum, der blumige Kornelbaum, der Kornelbaum mit großer Blumendecke oder Blumenhülle, Cornus mas Virginiana, floribus in corymbis digeſtis, a perianthio tetrapetalo albo radiatim cinctis *Pluken.* & *Catesby.* Cornus florida arborea, involucro maximo, foliolis obcordatis *Linn.* Fr. Cornouillier de Virginie, Engl. The american Dogwood, Virginian Dogwood, great flowering Dogwood. Man trifft ihn in dem größten Theile von Nordamerika, in Virginien, Neuengland, Maryland und Carolina an, von daher der Same mit in den Samenkiſten nach Europa geſchickt wird. Die einander gegenüber geſtellten Blätter ſind einem umgekehrten Herzen ähnlich, und von ſchöner hellgrüner Farbe. Die Blumen ſind weiß; da jedoch ihre Dolden eine ſehr große einblätterige allgemeine Blumendecke haben, ſo unterſcheiden ſie ſich dadurch merklich von den andern Arten. Sie erſcheinen, nach Miller, im Frühlinge, ehe noch die Blätter hervor treiben. Die Früchte ſind zwar länglich und

roth, wie die von der vorhergehenden zweyten Art, aber kleiner, und ſitzen traubenweiſe zu 4 bis 5 Stück neben einander. Sie erhalten die Höhe unſers gemeinen Hartriegels; ja, **Kalm** meldet, daß ſie ſo hoch und dick als unſer gemeiner Vogelbeerbaum (Sorbus aucuparia *Linn.*) würden. Unter unſerm Himmelsſtriche dauern ſie in freyer Luft ohne Bedeckung. Die Vermehrung geſchieht, wie bey den vorigen; und man hat nicht nöthig, für ihn einen beſondern Boden zu wählen, da er in Amerika ſowohl auf Anhöhen, als auch in Thälern, in Moräſten und an fließenden Bächen, von **Kalm** gefunden worden iſt. Er will daher ſeinen eigenen Stand nicht beſtimmen, wohl aber ſo viel bemerkt haben, daß er auf ebenen, etwas niedrigen, doch nicht naſſen Oertern der Gehölze am friſcheſten wächſt. Das Holz iſt hart und bräunlich, im Trocknen ſehr dauerhaft, in der Näſſe hingegen leicht faulend. Da es eine ſolche beſondere Härte hat, ſo wird es in den nordamerikaniſchen Provinzen, zu Weberſpuhlen, Hobeln, Keilen, und andern Werkzeugen, verarbeitet. Dieſerwegen wäre alſo dieſer Baum ſchon ſchätzbar, wenn nicht ſeine ſchöne Blumendecken ihm ſeinen Platz in Pflanzungen vorzüglich beſtimmten.

Wenn das Vieh im Frühlinge aus Ohnmacht taumelt, binden die Penſylvanier demſelben eine Ruthe von dieſem Baume in das Genick, und erwarten davon eine gute Veränderung. Die Amerikaner ſchälen die Wurzel, und nehmen die Rinde wider das Fieber ein. Und **Kalm** berichtet, daß viele, welche die Chinarinde vergeblich gebraucht haben, durch die äußere Schale dieſer Wurzel curirt worden ſind.

Nach Hrn. v. **Wangenheim** (*), wächſt dieſer Baum in Neu-York, unter dem 41ſten Grad nördlicher Breite, häu-

(*) Im Beytrag zur deutſchen holzgerechten Forſtwiſſ. die Anpflanzung nordamerikaniſcher Holzarten, mit Anwendung auf deutſche Forſte, betreffend, (Gött. 1737, gr. f.) S. 51, f.

häufig zu einer Höhe von 10 bis 20 Fuß, und einer Stärke von 6 Zoll bis 1 Fuß im Durchmeſſer dick. Mehrentheils ſteht er auf einem trocknen, aus Sand, Leimen und Gartenerde gemiſchten Boden, auf Bergen, in Thälern und jeder andern Lage. Der Wuchs iſt langſam; die Rinde weißgrau; das Holz weißgelb; bey allen Stämmen in das Bräunliche fallend; es iſt ſehr feſt, nimmt eine vortreffliche Politur an, und iſt im Trocknen ſehr dauerhaft. Es wird ſeiner Güte wegen von den Einwohnern beſchützt, und nur zu Nutzholz von den Tiſchlern, Drechslern und Müllern verarbeitet. Die hellgrünen Blätter ſind mehr breit oval, als herzförmig. Die zwitterartige Blüthe bricht zwar gegen Ende des Aprils, ehe noch Blätter vorhanden ſind, hervor, es vergehen aber wohl 14 Tage bis 3 Wochen, ehe ſie wirklich ausgewachſen ſind; alsdann hat das Laub die Hälfte ſeiner Größe erreicht. Jede Blumendecke der Blüthen beſteht aus 4 herzförmigen Blättern, die nach Beſchaffenheit des Bodens in der Größe verſchieden ſind; ſie ſind von weißröthlicher, weißgelblicher, oder auch ganz weißer Farbe, welcher Unterſchied theils von der Lage, theils von dem Boden, worauf die Pflanzen ſtehen, herrührt, und daher nicht ſo viel eigene Arten ausmacht, als einige angeben wollen. Die Blumen ſelbſt ſind aus 4 kleinen lanzettförmigen Blättern zuſammengeſetzt; mehrere derſelben werden von der großen Blumendecke umgeben. Der Anblick während der Blüthe iſt ſehr reizend, weil ein ſolcher kleiner Baum in einiger Entfernung ſich dem Auge wie eine mit Roſen überſchüttete Pyramide zeigt. Die Blüthe dauert volle 4 Wochen. Die Frucht iſt eine lang ovale kleine rothe Kirſche; 3 bis 6 Stück derſelben ſitzen auf einem gemeinſchaftlichen Fruchtſtiele, und jede enthält einen einzigen lang ovalen Stein. Die Frucht iſt in der Mitte des Sept. reif, und wird alsdann von vielen Arten der Vögel begierig aufgeſucht und verſpeiſet.

Der Anbau des blühenden Kornelkirſchbaumes in Deutſchland kann für Privatperſonen vielleicht nutzbar werden, weil davon gepflanzte Hecken, die unter der Scheere gehalten werden, ungemein dicht wachſen, faſt auf jedem Boden anzulegen ſind, und ſowohl in der Blüthe als bey der Reife ihres Samens ſich vortrefflich ausnehmen; auch, wenn

kleine Bäume davon gezogen werden, man noch eine Art mehr ſehr gutes Putzholz erhält.

Hr. Superint. **Lueder** (*) thut einer Abart mit rothen Blumenhüllen, Cornus florida rubra *Weſt.* Erwähnung.

4. Der blaubeerige Kornelbaum, Cornus americana ſilveſtris, domeſticae ſimilis, bacca caerulei coloris elegantiſſima, Amomum novae Angliae quorundam *Pluken.* Cornus Amomum arborea, foliis ovatis petiolatis, floribus corymboſis terminalibus *Mill.* Engl. blue-berried American Dogwood, the Dogwood of New England. Er wächſt ebenfalls in den nordamerikaniſchen Provinzen, iſt von **Miller** zuerſt als eine beſondere Art angenommen und beſchrieben worden. Die geſtielten, eyförmig zugeſpitzten, völlig ganzen Blätter, ſind auf der obern Fläche hellgrün, auf der untern aber etwas blaſſer, und mit erhabenen weißgrünen Adern verſehen, welche auf der obern Fläche Vertiefungen formiren. Die Blumen ſtehen, wie bey der erſten Art (dem gemeinen Hartriegel), an den Enden der Zweige, in weiſſen nackten Dolden; ſie kommen in Anſehung der Farbe, der Blumendecke, der Blumenblätter, Staubfäden, u. ſ. w. mit ihnen völlig überein; nur befindet ſich oben auf der obern Fläche der Blumendecke, um den Grund des Griffels, ein rother Zirkel, wodurch ſie von jenen abweichen. Die Früchte ſind länglich rund, von der Größe einer ſtarken Erbſe, und erhalten im Herbſte eine ſchöne blaue, die Aeſte hingegen im Winter eine ſchöne rothe Farbe. Er wird nicht leicht über 7 bis 8 F. hoch, und breitet ſeine Zweige gern von

(*) In ſeiner botaniſchen Luſtgärtnerey, 1 B. (Lpz. 1783, gr. 4.) S. 174.

von der Wurzel aus, weit umher; doch wächſt er weit aufrechter, als der folgende Kornelbaum mit weißen Beeren. Die Vermehrung durch Ableger iſt aus dieſer Urſache ohne viele Mühe zu bewerkſtelligen; und aus Samen iſt er ebenfalls leicht zu ziehen. Er ſchickt ſich, wegen ſeines ſchönen großen, weißlichen Laubes, und ſeiner Blumen, womit er im Sommer bekleidet iſt, und wegen ſeiner zahlreichen Büſchel von ſchönen anſehnlichen blauen Beeren, mit welchen er im Herbſte geziert iſt, zur Verzierung der Luſtgärten gar vorzüglich. Er verträgt unſere Winter ohne die geringſte Beſchädigung, und erfordert keine beſondere Wartung. Von einem nutzbaren Gebrauche iſt nichts bekannt.

5. Der **weißbeerige Kornelbaum**, Cornus ſilveſtris fructu albo *Amman* & *Duham.* Cornus tatarica arborea, foliis oblongo-ovatis, nervoſis, inferne albis, floribus corymboſis terminalibus *Mill.* Cornus alba arborea, ramis recurvatis, cymis nudis *Linn.* Fr. Le Cornouillier blanc. Engl. The white-berried Cornus; The Tartarian Dogwood. Er wächſt in Sibirien und Canada wild. Die äuſſerlich ſchwärzliche, innerlich aber weiße Wurzel, riecht nach Roſen, und treibt einen Stamm ungefähr 3 Ellen hoch und einen Daumen dick, theilt ſich auch zuweilen gleich über der Erde, in Aeſte, welche ſich nach der Erde biegen, und im Sommer eine ſchöne rothe Farbe haben. Die Blätter ſind oval zugeſpitzt, gemeiniglich 3 Z. lang und an 2 Z. breit, an einigen noch größer, völlig ganz, und mit einem 1 Zoll langen Blätterſtiele verſehen; ihre obere Fläche iſt hellgrün, die untere hingegen weißlich grün, und mit erhabenen Adern verſehen, die auf der obern feine Vertiefungen formiren. Hierin weichen ſie alſo von unſerm gemeinen Hartriegel gar ſehr ab. Die Blumen brechen im Jun. an den Spitzen der Zweige in weißen nackenden Dolden hervor, und erſcheinen nochmals im Herbſte, wiewohl nicht

ſo

ſo häufig. Sie kommen in der Farbe mit denen an dem gemeinen Hartriegel überein. Die Beeren werden im Sept. reif, und ſind weiß. Die Stiele, worauf die Beeren ſitzen, ſind zuweilen violet, zuweilen auch nur röthlich. Amman verſichert, auch grünlich gelbe Zweige, ohne einige Röthe, geſehen zu haben. Die Fortpflanzung geſchieht wie bey den vorigen Arten. Hr. Düroi hat in Harbke, im Frühlinge 1769, junge Pflanzen aus den im Herbſte 1768. geſammelten und ſogleich ausgeſäeten Beeren in Menge aufgehen geſehen, die im erſten Sommer bis auf 1 Fuß Höhe erreichten. Er dient zur Abwechslung in Pflanzungen, welche er beſonders durch die Herbſtblumen noch lebhaft macht, weil zu ſolcher Zeit wenig andere Bäume blühen.

6. **Schneeweißer amerikaniſcher Kornelbaum**, ſilberfarbiges Beinholz, Cornus femina, candidiſſimis foliis, americana *Pluken.* Cornus candidiſſima arborea, foliis lanceolatis acutis glabris, umbellis involucro minoribus, baccis ovatis *Mill.* Engl. Swamp-Dogwood. Er wächſt in Virginien, Neuengland, Maryland, Carolina. Der Stamm iſt aufrecht, äſtig, 8 bis 9 Fuß hoch. Die Blätter ſind lanzettförmig, ſpitzig, glatt, viel weißer als die der andern Arten. Die Blumen ſtehen in großen Dolden, welche aber kleiner ſind, als ihre Hülle, weiß, und hinterlaſſen eyrunde rothe Beeren.

Außer den jetzt beſchriebenen Arten und Abarten, hat man in England ſchon noch einige andere aus penſylvaniſchen Samen erzeugte, noch aber nicht botaniſch beſtimmte Arten oder Abarten der Gattung Cornus, welche zum Theil früh im May, zum Theil erſt im Aug. blühen; z. B. eine mit weißer Rinde und weißgrünen Blumen; eine mit ſchmalen Blättern und dünnen Zweigen; und eine andere mit ſehr breiten

Blät-

Blättern; eine mit großen, und eine andere mit kleinen Blumenbüſcheln.

Die mehreſten der jetzt beſchriebenen Cornus-Arten thun ſtarke Schüſſe, ſind mit 2 bis 4 Zoll langen Blättern von etwas heller Farbe belaubt, und ſchicken ſich insgeſammt vortrefflich zur Verzierung großer Luſtgebüſche, der Wildniſſe, und überhaupt aller Verzierungspflanzungen. Denn ſie machen im Sommer mit ihren Blättern und zahlreichen Blumendolden, und im Herbſte mit ihren Beerenbüſcheln, und beſonders die Hartriegelarten im Winter, wenn ſie ihr Laub abgeworfen haben, mit ihren ſchönen rothen Jahresſchüſſen, eine feine Mannichfaltigkeit.

Sie kommen alle in jedem Boden und in jeder Lage gut fort, und bedürfen weiter keiner Wartung, als daß man etwa einzelne zu weit ausſchweifende Schüſſe verſtutze, ihnen ihre Wurzelausläufer nehme, und von ihren Zweigen das abgeſtorbene Holz wegſchneide. Uebrigens muß man ſie frey fortwachſen laſſen.

Sie können auf folgende Weiſe, und zwar in freyem Lande, gezogen und vermehrt werden. 1. Aus Samen, welches die beſte Erziehungsmethode iſt. Der Same der nordamerikaniſchen Arten pflegt in England und bey uns gemeiniglich erſt im Frühjahre anzukommen, und muß dann möglichſt bald und ohne Aufſchub in gemeine Gartenerde, welche aber, je fetter, deſto beſſer iſt, und fein verarbeitet, und von den Wurzeln und Unkraut gereinigt ſeyn muß, geſäet und etwa ½ Zoll tief untergebracht werden; pflegt jedoch ſelten eher als im Frühlinge des folgenden Jahres aufzugehen, wenn er nicht ſchon im Herbſte hat geſäet werden können. Aus eben dieſer Urſache müſſen auch die Samenkerne der gemeinen Kornelkirſche und des gemeinen Hartriegels, wie auch überhaupt aller der übrigen Arten, die bey uns reifen Samen geben, ſchon im October, ſobald ſie nur reif ſind, in die Erde gebracht werden, weil

weil ſie dann, wenigſtens gröſstentheils, ſchon im folgenden Frühlinge aufzugehen pflegen. Wenn aber die Samen erſt im Frühlinge in die Erde gebracht werden, und, wegen eines indeſſen erfolgenden trocknen Sommers, im Frühlinge noch nicht aufgehen, muß das Samenbeet auch noch in dem abermal folgenden Sommer ungeſtört liegen bleiben, und die Hervorkeimung der jungen Pflanzen im dritten Frühlinge erwartet werden. Die jungen Pflanzen müſſen nachher, wenn ſie in dem Samenbeete 1 oder 2 Jahr alt geworden ſind, auf 2 bis 3 Jahr in einer geringen Entfernung von einander in die Pflanzſchule verſetzt werden. 2. Durch Abſenker. Man pflanze in dieſer Abſicht einige Sträuche beſonders, und ſchneide dieſelben nahe über der Erde ab, damit ſie junge Zweige treiben. Wenn dieſe junge diesjährige Schüſſe im Herbſte abgeſenkt werden, pflegen ſie im Herbſte des folgenden Jahres ſo gut bewurzelt zu ſeyn, daß ſie von dem Mutterſtocke abgenommen, und in die Pflanzſchule gebracht werden können. Die nun kinderloſen Mutterſtöcke können im folgenden Herbſte noch einmal zu einer ähnlichen Operation genutzet werden, weil ſie, wenn ſie ſofort mit dem Meſſer ausgeputzet werden, im folgenden Sommer abermal ſtarke junge Schüſſe treiben, welche im Herbſte nachher abgeſenket werden können. 3. Durch abgeſchnittene Zweige. Man nehme dazu von ſolchen Sträuchen, die in einem geſunden Boden ſtehen, im Oct. oder auch noch wohl im Nov., recht ſtarke und lebhafte diesjährige Zweige, zerſchneide dieſelben in 10 bis 12 Z. lange Stücke, und ſtecke ſolche, zu ¾ ihrer Länge, in das freye Land, in einen etwas feuchten Boden. Dieſe pflegen im folgenden Sommer gute Schüſſe zu thun, und im Herbſte nachher zur Verpflanzung hinreichend bewurzelt zu ſeyn. Sie dürfen aber nicht erſt in die Pflanzſchule verſetzt werden, ſondern können

hier

hier bis zur förmlichen Verpflanzung ſtehen bleiben. 4. Durch Wurzelausläufer. Auch dieſe pflegen gute Pflanzen zu geben. Wenn die jungen Pflanzen in der Pflanzſchule 1, 2 bis 3 Jahre geſtanden haben, und 2, 4 bis 5 F. hoch geworden ſind, können ſie in die Luſtgebüſche verſetzt werden, wozu der Herbſt die beſte Jahrszeit iſt.

II. Krautartige Cornus-Arten.

1. **Schwediſcher Kornelbaum, niedrige kriechende Hundsbeere, Waldwinde, Zwerggeisblatt**, Cornus pumila herbacea, Chamaepericlymenum dicta *Dillen.* Cornus ſvecica herbacea, ramis binis *Linn.* Engl. dwarf Honeyſuckle; wächſt in Schweden, Norwegen, Rußland und Northumberland, wild. Die Wurzel iſt dünn, zäh, unter der Oberfläche des Bodens weit umher auslaufend, und perennirend. Die Stängel ſind krautartig, niedrig, etwa 1 F. hoch, mit zwey gegen einander über ſtehenden Zweigen, und verwelken im Herbſte. Die Blätter ſind eyrund, lanzettförmig, ſcharf geſpitzt, gerippt, an den Stängeln gegen einander über ſtehend. Die Blumen kommen auf den Enden und aus den Theilungswinkeln der Zweige im May und Jun. hervor; ſie ſind klein und weißlich. Sie hinterlaſſen Trauben von rothen Beeren, welche im Herbſte reif werden. In Schweden genießt man die Beeren.

2. **Canadiſcher Zwergkornelbaum**, Cornus canadenſis herbacea, ramis nullis *L.* Canada Pyrola *Hanb.* Das Vaterland iſt Canada. Die Wurzel iſt dünn, kriechend, zaſerig. Der Stängel, krautartig, zart, ohne Zweige. Die Blätter ſind eyrund, lanzettförmig, geſpitzt. Die Blumen zeigen ſich im Jun. und Jul. auf den Enden der Stängel, und hinterlaſſen rundliche Beeren, welche im Herbſte reif werden.

Weil

Weil dieſe beyde Pflanzen ſich vermittelſt ihrer kriechenden Wurzeln ſehr ſtark ausbreiten, ſo darf man im Herbſte nur einige Pflanzen zu bekommen ſuchen, und ſolche auf die ihnen beſtimmten Stellen verſetzen, wo ſie, wenn ihnen die Lage anſtändig iſt, ſich bald ſtark ausbreiten, ſonſt aber, wenn ſie auch gleich anſchlagen ſollten, nur eine kurze Zeit dauern. Sie lieben einen leichten, lockern, feuchten Boden, und eine ſchattige Lage, und vermehren ſich alsdann ſehr ſtark. Sie können auch aus Samen gezogen werden. Man ſäe denſelben in eine ſolche Lage, wie jetzt geſagt iſt, nachdem der Boden zuvor umgegraben, und von Baumwurzeln, Unkraute u. d. gl. gereinigt und recht fein bearbeitet iſt, bedecke ihn etwa ½ Z. hoch mit Erde, und bezeichne die Stellen, wohin man ihn geſäet hat, mit Stecken. So lange die aufgegangenen Pflanzen noch jung ſind, laſſe man das Unkraut zwiſchen ihnen mit der Hand behutſam ausziehen. Wenn ſie ſich demnächſt aber auf ihrer Stelle gut beſtaudet haben, ſo laſſe man das Unkraut zwiſchen ihnen ungehindert fortwachſen, weil ſie zwiſchen demſelben wachſen, blühen und Samen tragen, wofern der Boden leicht und die Lage bergig iſt, welche Lage ihnen die liebſte iſt.

Die Benennung wilder Kornelbaum, führt auch das Liguſtrum vulgare *Linn.*; ſiehe Rain-Weide.

Kornel-Kirſche. 1. Die Frucht des zahmen Kornelbaumes; ſ. oben, S. 189.

2. Eine Benennung derjenigen Conchylien, die der Ritter Linne mit dem Namen Voluta persicula belegt. Die Aehnlichkeit die dieſe Conchylien mit der Frucht des Kornelbaumes haben, veranlaßte Hrn. D. Martini (*), ihnen dieſen Namen zu geben. Er

(*) Conchyliencabinet, Th. 2, S. 95, fgg.

Er hat ſie mit einigen andern, die er Pflaumen und Gurken nennt, unter die Claſſe der porzellanartigen Schnecken gebracht. Sie haben auch wirklich mit den Porzellanen einige Aehnlichkeit. Es ſind nur ganz kleine, bauchige und längliche Schnecken, welche eingerollte Windungen, und nur auf der einen Seite einen Saum haben. Hingegen haben ſie eine gefaltete Spindelleſze; und das berechtigte eben den Ritter Linné, ſie unter ſeine Voluten aufzunehmen. Von auſſen wird man ihre 3 bis 4 Windungen kaum gewahr, die zuweilen etwas, zuweilen faſt gar nicht hervor treten. Martini hat ſie in folgende Untergattungen gebracht.

1) Die weiße oder bläuliche Kornelkirſche, Martini tab. 42, fig. 416; der Bobi des Adanſon, Hiſt. du Senegal, tab, 4, f. 4. Gemeiniglich findet man dieſe Conchylie von $\frac{3}{4}$ Z. Länge, und von weißer oder in das Bläuliche ſpielender Farbe Die Schale iſt dick, der Saum breit, die Oeffnung enge und faſt ſo lang als die ganze Conchylie. Die Spindelleſze hat 4 bis 5 Falten. Die Windungen treten etwas hervor. Das afrikaniſche Meer und die Inſel Gorea liefern ſie.

2) Die röthliche Kornelkirſche mit weißen Tropfen und gelb geflecktem Saum; die Neſſelblaſe; Martini t. 42, f. 417. 418. Auf einem glänzenden weißen oder gelblichen, oder mattfleiſchfarbigen Grunde hat ſie 2 gelbliche oder dunkelfleiſchfarbige Querbänder, und einen gelbgefleckten Saum. Sie iſt ſonſt der vorhergehenden ganz gleich. Der Bauch und Rücken ſind mit milchfarbigen Puncten beſtreuet. Sie wird in Jamaica gefunden.

3) Die Kornelkirſche mit rothen Querbändern, Liſter, t. 803, f. 9. Gualtieri, t. 28, fig. B. Martini, t. 42, f. 419, 420. Die Figur iſt ey=

förmig. Sie werden 1 Z. lang, und auf einem weiſſen Grunde laufen rothbraune oder orangefarbige Fäden, die zuweilen hin und wieder unterbrochen ſind, oder ſich auch in einander verlieren. In der Mündung ſieht man an der Spindellefze 6 bis 8 Falten, und die äuſſern Windungen ſind nicht hervortretend, ſondern platt.

4) Die roth punctirte Kornelkirſche, Liſter, t. 803, f. 10. Gualtieri, t. 28. fig. C, D, E. Martini, t. 42, f. 421. Dieſe hat ganz den Bau der vorhergehenden, nur daß ſie ſtatt der Fäden bloße Puncte hat, die indeſſen der Farbe, Lage und Anzahl nach, auf mancherley Art unterſchieden ſind.

5) Der Kornelkirſchkern, der kleine durchſichtige Kornelkirſchkern, das Wadaat der Araber, Adanſon, t. 5, f. 2. Martini, t. 42, f. 426, 427. Die Schale iſt ungefähr 5 Lin. lang, ſagt Adanſon, und 6 mal gewunden, obgleich die 5 letzten Windungen ſo genau an einander ſtoßen, daß man ſie kaum unterſcheiden kann. Die Spindellefze hat 4 Zähne. Die Schale iſt durchſichtig, entweder blaßweiß oder gelblich, mehrentheils einfärbig, bisweilen mit 2 gelben Bändern geſchmückt. Sie ſind höchſtens $\frac{3}{8}$ Z. lang, und ſtellen ganz das Wadaat der Araber vor, womit ſie ihren Hunden die Hälſe zu zieren pflegen. Die Indianer machen daraus Schnüre zu allerley Zierrathen, wobey ſie gemeiniglich drey und drey zuſammen zu ſchnüren pflegen.

6) Der kleinſte Kornelkirſchkern, Mart. t. 42, f. 428. Die Schale iſt etwas dickbäuchiger und kürzer als die vorhergehende, ſchneeweiß, und ungefähr $2\frac{1}{2}$ Lin. lang. Die Spindellefze hat 15 bis 18 Zähne oder Falten, die aber nur am obern Ende ſichtbar werden. Einige haben ein gelblich rothes Band auf dem Rücken der erſten Windung. Sie werden auf der Inſel Gorea gefunden.

Kor=

Kornelle, ſ. oben, S. 189.

1. Körnen, ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben, welches nur bey den Schlöſſern üblich iſt, wo es ſo viel als vorzeichnen bedeutet, wenn ſolches durch kleine Hiebe oder Einſchnitte geſchieht, welche mit dem Körner gemacht werden; Fr. amorcer. Siehe 1 Korn, im XLIV Th. S. 600, und Körner.

2. Körnen, ein Wort, welches in doppelter Geſtalt üblich iſt.

1. Als ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben.

(1) Körner bekommen, wo es beſonders in der Landwirthſchaft von dem Getreide üblich iſt, welches körnet, wenn es feſte oder derbe Körner zu bekommen anfängt, wenn die flüſſige Milch ſich in Mehl zu verwandeln anfängt.

(2) In Körner verwandelt werden. Das Salz körnet, wo doch das folgende Activum in Geſtalt eines Reciproci üblicher iſt; ſich körnen. Das Salz körnet ſich, wenn es ſich in Körner verwandelt.

2. Als ein Activum.

(1) In Körner verwandeln, im mittlern Lat. granare, Fr. grener. In der Chemie und Metallurgie, iſt das Körnen, oder Granulieren, L. granulare, Fr. granuler, grenailler, derjenige Handgriff, wodurch man die Metalle in kleine Körner zertheilt, um ſie ſowohl zum medicinischen Gebrauch als auch zu Auflöſungen geſchickter zu machen, oder mit andern Körpern zu vereinigen; daher wird das zu kleinen Körnern gemachte Metall, gekörntes Metall, oder Metallkörner, Granalien, Fr. Grenaille, genannt.

Dieſe Arbeit iſt ſehr einfach. Wenn man ein Metall körnen will, ſo ſchmelzt man daſſelbe, und gießt es nach und nach in ein Gefäß voll Waſſer, welches man während der Zeit mit einem Beſen umrührt. Man

körnet auch das Bley, das Zinn, ſo gar das Kupfer und andre Metalle, welche nach Cramer's (*) Bemerkung mürbe oder ſehr brüchig ausfallen, wenn ſie bis auf denjenigen Grad, wobey ſie faſt fließen, erhitzet worden ſind. Man gießt das geſchmolzene Metall in eine Büchſe, welche gepülverte Kreide enthält, mit der man es nach allen Seiten zu herum ſchüttelt. Was ſich bey dieſen Arbeiten zuträgt, iſt leicht zu begreifen. Man nimmt ſeine Zuflucht zu dem Körnen, weil die Geſchmeidigkeit der Metalle die Verkleinerung derſelben durch das Zerſchlagen unmöglich macht, und damit man der langweiligen und mühſamen Zertheilung derſelben durch das Feilen entgehe, wobey es auſſerdem geſchehen kann, daß ſich mit dem in Feilſtaub verwandelten Metalle Eiſentheilchen vermiſchen.

Es erhellt alſo hieraus, daß es ein trocknes und ein naſſes Körnen gebe. Das trockne Körnen wird in einer hölzernen Mulde, oder in einer hölzernen, mit einem paſſenden Deckel verſehenen Körn- oder Granulierbüchſe, Fig. 2710, verrichtet, welche recht trocken und warm gemacht, auch inwendig mit Kreide oder Röthelſtein wohl ausgeſtrichen werden, und von ſolcher Größe ſeyn müſſen, daß wenigſtens 4 mal mehr Metall, als man auf einmal körnen will, hinein gehe. Um die Körnbüchſe ſchlägt man auswendig einen Lappen, damit das etwa während des Herumſchüttelns derſelben zwiſchen dem Deckel heraus dringende Metall die Hände nicht verbrenne. Man ſchüttelt ſo lange, bis ſich die ſchwankende Bewegung des fließenden Metalles in ein klapperndes Geräuſch verwandelt. In einer Mulde ſchwenket man das Metall ſo lange herum, bis man ſieht, daß es erſtarret. Auf dieſe Art können

(*) S. Deſſen Anfangsgründe der Metallurgie, 1 Th. (Blankenb. und Quedlinb. 1774, f.) S. 58, f. und 145, f.

nen nur leichtflüſſige Metalle, die in Geſtalt eines Pulvers gebraucht werden, als: Bley und Zinn, gekörnet werden, wenn ſie bey einem gelinden Feuer zerlaſſen worden ſind. Andere Metalle, als: Wismuth, Meſſing, Kupfer und Zink, die bey ihrem Schmelzen ſo heiß werden, daß ſie hölzerne Gefäße ſogleich anbrennen, müſſen naß gekörnet werden. Gefloſſenes Bley kann auch in einem eiſernen Mörſer gekörnet werden, in welchen man ſolches ausgießt, und ſo lange mit einer eiſernen Keule rührt, bis es geſteht. In dieſem Falle erſparet man das Schlämmen des gekörnten Bleyes mit Waſſer, wodurch man es ſonſt von dem anhängenden Röthelſteine oder Kreide reinigen, und alsdann trocknen muß.

Das naſſe Körnen kann in einem kupfernen oder meſſingenen Keſſel verrichtet werden. Es wird nämlich derſelbe etwa zur Hälfte mit laulichem Waſſer angefüllet, ſolches mit einem Beſen in einem Wirbel umgerührt, und das Metall durch den Beſen, welchen man unter währendem Ausgießen ſtill halten muß, in das Waſſer gegoſſen. Hiebey iſt folgende Vorſicht nöthig. 1. Wenn des Metalles mehr, als einige Pfunde, iſt, ſo kann das Ausgießen mit einemmal nicht ohne Gefahr, ſondern muß mit einem Schöpftiegel, oder mit einer eiſernen, mit dünnem Lehm beſtrichenen Kelle geſchehen. 2. Das Ausgießen iſt behutſam in einem dünnen Strahle zu verrichten; auch iſt der Schöpftiegel oder die Kelle einige Fuß hoch über den Beſen zu halten. 3. Der Schöpftiegel oder die Kelle darf kaum halb voll genommen werden, ſonſt iſt man nicht im Stande, in einem dünnen und gleichförmigen Strahle das Metall auszugießen, und läuft auch Gefahr, daß ein Schöpftiegel am Rande, wo er mit der Zange gefaßt iſt, aus- oder daß der Stiel von der Kelle abbricht, und mit dem Metalle in den Keſſel fällt, da dann ſolches, nicht ohne Gefahr der Anwe-

ſenden, mit einem großen Knalle aus einander ſpringt, auch wohl gar den Keſſel oder das Faß, worin das Körnen geſchieht, in Stücke ſchlägt. 4. Der Beſen, wodurch das Metall gegoſſen wird, muß nicht zu dicht geflochten ſeyn, damit das Metall nicht darin hängen bleibe, und in unförmliche Klumpen ſich zuſammen ſetze. Wenn man das ganze Metall auf dieſe Art hinein geſchüttet, und das Waſſer abgegoſſen hat, findet man ſolches in ſehr kleine Theilchen zertheilt.

Sind große Partien Metall zu körnen, ſo richtet man dazu eine Maſchine vor, welche in einer, mit Beſenreis umwundenen hölzernen Walze beſteht, und die Körn- oder Granulierwalze genannt wird, Fig. 2711 a) und b). Man macht eine hölzerne Walze, 6 Z. lang, 4 Z. im Durchſchnitt, die eine Axe und einen Handgriff wie ein Schleifſtein, hat; alsdann umgiebt man die ganze Walze, der Länge nach, mit Beſenreis, breitet ſolches allenthalben gleich aus, 3 Z. dick, und bindet es an beyden Enden der Walze mit einem ſtarken Bindfaden feſt zuſammen. Dieſe alſo zugerichtete Walze legt man auf ein niedriges Gefäß, dergeſtalt, daß ihre Axe in den auf dem Rande des Gefäßes ausgeſchnittenen Pfannen zu liegen komme, damit ſie nicht, wenn ſie herum gedrehet wird, ausweiche. Hernach füllet man das Gefäß ſo hoch mit Waſſer an, daß der dritte Theil oder faſt die Hälfte der Walze im Waſſer ſtehe. Alsdann wird das Metall mit Schöpftiegeln, dünn und ohne abzuſetzen, auf die Walze gegoſſen, welche unterdeſſen vermittelſt des Handgriffes um ſeine Axe ſchnell herum gedrehet wird, nur muß ſie nicht das Waſſer über den Rand des Gefäßes hinaus, oder ſo hoch in die Höhe ſchleudern, daß die Tropfen den Schöpftiegel berühren. Es können auf dieſe Art 3 bis 4 Perſonen zugleich mit Schöpftiegeln ausgießen, und man hat von einem kleinen Fehler keine Gefahr zu befürchten; wovor

man um ſo mehr geſichert iſt, wenn ein anderes umgekehrtes Gefäß über die Walze gedeckt wird, deſſen Boden ganz durchhin einen ſchmalen Ausſchnitt hat; wodurch auch verhütet wird, daß, wenn der Rand vom Schöpftiegel ausbricht, ſolcher nicht nebſt dem darin enthaltenen Metalle, mit größter Gefahr der Anweſenden, in das Waſſer falle.

Fig. 2711 a), ſtellt die Maſchine zum Körnen der Metalle, mit den beyden auf einander liegenden Fäſſern, und der mit Beſenreis umgebenen Walze, von einander abgeſondert, vor.

aa, das untere Faß, welches ganz mit Waſſer angefüllt iſt.

bb, die Walze, welche in zwey halbrunden Ausſchnitten liegt, die im Rande des untern Faſſes gegen einander über gemacht ſind.

c, das Beſenreis.

d, die Kurbel, wobey die Walze gedrehet wird.

ee, zwey an der Walze befeſtigte Scheiben, wodurch dieſelbe in ihrem Lager gehalten wird.

ff, das obere Faß, welches hindert, daß das Metall nicht umher ſpritzen kann.

gg, ein langer und ſchmaler Ausſchnitt im Boden des obern Faſſes, wodurch das Metall auf die Walze gegoſſen wird.

Fig. 2711 b), ſtellt die über das mit Waſſer angefüllte Gefäß, mit Beſenreis umwickelte, dergeſtalt gelegte Walze vor, daß ihr unterer Theil im Waſſer eingetaucht iſt, worauf man, indem dieſelbe herum gedrehet wird, das zu körnende Metall gießt.

Auf die jetzt beſchriebene beyde Arten, kann man Gold (ſ. Th. XIX. S. 342, f,) und Silber, auch andere metalliſche Gemenge am beſten und ſicher körnen.

Von der Art, wie man in England das Kupfer zum Meſſingmachen körnet, werde ich die von Herrn Keir gegebene Beſchreibung bey dem Artikel Meſſing anführen.

Das ſo genannte Körnen des Küchen= oder gemeinen Salzes, des Schießpulvers, des Tobakes, des Wachſes ꝛc. wird bey dieſen Artikeln beſchrieben werden.

(2) In der Landwirthſchaft einiger Gegenden wird die Gerſte gekörnet, wenn man, nachdem ſie gedroſchen iſt, die Spitzen von den Körnern abſchlägt.

(3) Durch hingeſtreuete Getreide= oder Futterkörner anlocken, ſowohl bey den Jägern, als auch im gem. Leben, wo es denn auch in weiterer Bedeutung, von der Anlockung vermittelſt aller Arten der Lockſpeiſe gebraucht wird. Vögel körnen oder ankörnen. Ein Raubthier körnen oder ankörnen. So körnen die Jäger das Rothwildbret mit Krautſtauden, die Haſen mit Obſt, die Raubthiere mit Fleiſch, u. ſ. f. an. Siehe Ankörnen, im II Th. S. 192.

Daher auch die Lockſpeiſe ſelbſt, ſie beſtehe, woraus ſie wolle, bey den Jägern die Körnung, oder Ankörnung, genannt wird. Das Schlagen der Körnung für das Wild, gehört zu den Jagdregalien; ſ. im XXVIII Th. S. 70, 227, und 229, f.

Siehe Kirren, im XXXIX Th. S. 20, und Ködern, im XLII Th. S. 361, welche in eben demſelben Verſtande gebraucht werden. Im Oberdeutſchen iſt dafür auch pfneiſchen üblich.

Körner, (der) bey den Schlöſſern, ein wie ein ſpitzig gefeilter Dorn geſtaltetes, verſtählte und wohl gehärtetes Werkzeug, oder ein ſtählerner ſpitziger Durchſchlag, ſowohl damit kleine Löcher durch dünnes Eiſen zu ſchlagen, als auch damit zu körnen, d. i. auf Eiſen und Blech vorzuzeichnen; ſ. oben, S. 211.

Körner von Avignon, ſ. im III Th. S. 80, f. und Zwergkreuzdorn, im Art. Kreuzdorn.

Körner=Baum, ſ. Kornel=Baum, oben, S. 188.

Körner=Scharlach, ſ. Scharlach.

Körner=Schild, eine Art Klippkleber, die zu denjenigen gehört, welche Müller Zackenknoer genannt hat, Patella granatina *Linn.* Die braune Schale iſt mit vien dornichten Strichen beſetzt, daher ſie die Holländer gedoornd Kapie nennen; dieſe Striche aber ſtellen einige Reihen weißer erhabener Körner vor. Der Boden iſt inwendig gelb und glänzend. Man findet ſie im ſüdlichen Europa.

Kornet, Kornette; ſ. Cornet, Cornette, im VIII Th. S. 391.

Körnicht, dem Korne oder einem feſten Korne ähnlich.

Körnig, ein Korn oder Körner habend.

1. Eigentlich. Körniges Gold, welches in Körnern beſteht. Das Baumöhl, das Schmalz wird körnig, wenn es erhärtet.

So auch grobkörnig, aus groben Körnern beſtehend; feinkörnig, kleinkörnig, u. ſ. f.

2. Figürlich.

(1) Das Fleiſch iſt körnig, wenn es aus feſten, derben und dabey nahrhaften Theilen beſteht, wofür man auch kernig und kernhaft ſagt.

(2) Ein körniger Vortrag, ein kurzer und dabey lehrreicher und nachdrücklicher Vortrag. Ein körniger Styl. Ein körniger Gedanke, ein auserleſener nachdrücklicher Gedanke, welcher nicht allein den Gegenſtand vorſtellt, ſondern auch die Art und Weiſe, wie er da iſt.

Vielleicht würde es in dieſer Bedeutung richtiger kernig lauten, von kernen, auskernen, ausleſen; es müßte denn, ſo wie kernen, in dieſer Bedeutung ein Intenſivum von köhren, wählen, ausleſen, ſeyn. Im Oberd. lautet es in dieſer Bedeutung kirnicht.

Kornut, ſ. Cornut, im VIII Th. S. 392.

Koromandel, Coromandel, oder die Küſte von Coromandel, L. Coromandela, Fr. la Côte de Coromandel, eine Landſchaft und ein Theil der Halbinſel von Indien, dieſſeit des Ganges, in Aſien. Man nennt alſo die ſüdliche Küſte des Meerbuſens von Bengala, von dem Fluſſe Narſepille an, an welchen das Königreich Golconda gegen Nordweſten gränzet, bis an die Adamsbrücke, wo die Fiſcher- oder Perlenküſte angeht. Einige nennen zwar auch dasjenige Land die Küſte von Koromandel, welches zwiſchen dem Vorgebirge von Negapatnam, wo die Fiſcher- oder Perlenküſte ausgeht, und zwiſchen dem Fluſſe Nagundy und der Stadt Maſulipatan liegt; Andere aber ſagen, daß es ſich von dem Vorgebirge Comorin bis an den weſtlichen Ausfluß des Ganges erſtrecke. Ihren Namen hat ſie von der großen Menge Reiß, den ſie hervor bringt. Längſt an dieſer Küſte hin, wenn man von Norden gegen Südweſten und gegen Süden geht, findet man nach einander die Reiche Golconda, Carnate, Gingi, Tanjaor und Marava. Die Könige dieſer verſchiedenen Reiche haben die Gewohnheit, die Gouvernements in ihren Seeſtädten zu verpachten, daher denn die Gouverneurs (um dasjenige, was ſie ihnen alle Jahre zu entrichten ſchuldig ſind, zu bezahlen,) beſtändige Plackereyen ſowohl gegen die ein- als ausländiſchen Kaufleute ausüben.

Die vornehmſten Häfen der Küſte von Koromandel, ſind, eben dieſer Ordnung zu Folge: 1. *Maſulipatnam*, oder *Maſulipatan*, wo die Franzoſen, Engländer und Holländer handeln; eigentlich aber gehört ſolches den Holländern. 2. *Madras* oder *Maderaspatan*, ſonſt auch das Fort St. George genannt gehört den Engländern. 3. St. *Thomas*, oder *Meliapour*, ſteht unter der Bothmäßigkeit des großen Moguls, welcher doch daſelbſt den Portugieſen den Handel und die Religionsfreyheit verſtattet. 4. Pondi-

chery,

chery, welches den Franzoſen gehört. 5. Tranquebar, den Dänen gehörig. 6. Negapatnam, gehört den Holländern.

Was die Größe dieſer Küſte betrifft, ſo iſt ſie ungefähr 100 Meilen lang, und 40 bis 50 Meilen breit.

Mitten durch die Halbinſel diesſeits des Ganges, geht von Norden aus, das Gebirge Gate, welches ſich in Süden mit dem Vorgebirge Komorin endigt, und die Halbinſel in zwey Theile ſchneidet, von denen der weſtliche die Küſte Malabar, der öſtliche die Küſte Koromandel genannt wird. Dieſes Gebirge erzeugt eine auſſerordentliche Verſchiedenheit in der Temperatur für die daran ſtoßenden Länder, und es iſt hier allezeit Winter, wenn auf der andern Seite Sommer iſt; doch iſt der Winter auf der Küſte Koromandel etwas ſtrenger, und die Temperatur überhaupt nicht ſo heiß, als der Himmelsſtrich vermuthen läßt. Die Nordwinde fangen auf Koromandel im September zu wehen an. Der October iſt meiſt regenhaft. Im Dec. kommen die Nord-Oſtwinde, deren Heftigkeit die See aufſchwellt, und die Landung ſehr gefährlich macht. Im April zeigen ſich die Südwinde wieder; im May und Jun. endlich wehen die Landwinde, und führen unabläſſig Sand und Stürme aus dem Gebirge Gate mit ſich heran (*). Am Abend kühlt der Seewind die Atmoſphäre wieder ab. Vermöge einer beſondern Wirkung der Natur, iſt das Waſſer kalt wie Eis, ſo lan-

ge

(*) Ives berichtet noch mehr Beſchwerlichkeiten, welche dieſe Landwinde den Einwohnern verurſachen. Man erzählt als eine gewiſſe Erfahrung, daß ſie Glas, welches ihnen zu ſehr ausgeſezt iſt, zerbrechen. Ich habe, ſagt er: ſelbſt geſehen, daß die Zierrathen eines Schubkaſtens ganz abgeſtreift, und Bäume durch dieſelben geſpalten und umgeworfen worden ſind. Auch werfen ſie beſtändig Sand in die Augen, und die Luft iſt ſtets mit Sand angefüllt. Zuweilen blaſen ſie eine ungeheure Menge Sand auf das Verdeck der Schiffe, die 3 (engliſche) Meilen vom Lande vor Anker liegen. Ferner haben dieſe Landwinde die ſonderbare Wirkung, daß ſie alle-

mal

ge die Landwinde wehen, die unerträglich heiß ſind; und beynahe laulich iſt es, ſobald die kühlen Seewinde ſich ſpüren laſſen.

So ſandig auch hin und wieder der Boden iſt, ſo iſt das Land doch ſehr fruchtbar, und bringt beſonders eine Menge Reis hervor, auſſerdem aber kein anderes Korn oder Getreide. Die übrigen Producte des Gewächsreiches ſind mit denen in Hindoſtan und auf der Weſtküſte ziemlich dieſelben, an Bau- und Brennholz aber iſt großer Mangel, daher auch größtentheils gedörrter Kuhmiſt ſtatt des Holzes gebrannt wird. Unter den Producten des Thierreiches verdient eine Art kleiner Hirſche bemerkt zu werden, welche nicht viel größer als Haſen ſind, dabey aber ihr völliges Geweih haben. Von zahmem Vieh giebt es hier die Menge, doch nicht viel Pferde. Die Papageyen und Paradiesvögel haben hier gleichſam ihr Vaterland. An Mineralien hat man verſchiedene Metalle und Edelſteine, inſonderheit viele Verſteinerungen, welche beweiſen, daß dieſer Theil Indiens große Revolutionen erfahren haben muß.

Die Bewohner der Küſte Koromandel heißen eigentlich Tamuler, und reden eine eigene Sprache; die meiſten Europäer aber nennen ſie irrig Malabaren. Sie ſind ſchwarzbraun, ziemlich groß und wohl gebaut, aber weichlich, feig und weibiſch. Die Leichtigkeit, mit der die Mogolen ſie im Zaume halten, beweiſet ihren wenigen Muth. Die Laune dieſer Völker iſt zur Freude und Munterkeit geſtimmt; ſie lieben Spiele, Tänze, Komödien und Muſick. Keine Nation lebt mäßiger; Reiß in Waſſer gekocht, Kräuter, Gemüſe, Sa-

mal denen Leuten, die ſie im Schlafe anwehen, ſehr ſchädlich ſind. Die gewöhnlichſte Folge hievon iſt eine völlige Lähmung der Glieder, die nur durch Veränderung des Klima geheilt werden kann.

Salat und etwas Früchte, ſind ihre gewöhnliche Nahrung. Die Tamuler eſſen nur zweymal des Tages; denn ihr Frühſtück beſteht bloß in Reißwaſſer oder ſehr dünner Reißbrühe vom vorigen Tage aufbehalten. Indeſſen giebt es doch einige Stämme, welche Fiſche und Hammelfleiſch eſſen, aber dieſes iſt nicht ihre tägliche Speiſe; nur an feſtlichen Tagen machen ſie eine Ausnahme von ihrem allgemeinen Geſetze, nichts was Leben hat zu genießen. Die Parias allein, die man aber für unehrlich hält, eſſen Ochſen- Kuh- und Büffelfleiſch. Dies iſt in den Augen der übrigen Stämme ein Gräuel, den man als das größte Laſter anſieht; wer immer ſich deſſen ſchuldig macht, wird ſeines Stammes verluſtig.

Die Indier verabſcheuen alle ſtarke Getränke, welche berauſchen könnten; nur die verächtlichſten Stämme trinken dergleichen, und wenn etwa andre das thun, geſchieht es allemal im größten Geheim. Dieſe Völker vermeiden die Trunkenheit aus wirklichem Abſcheu gegen den ſchändlichen Zuſtand, in den ſie die Menſchen verſetzt (*). Ihre feſtliche Gaſtmahle haben ganz das Frugale, Mäßige und Einförmige der Menſchen aus dem erſten Weltalter. Zwieback in Milch mit Zucker beſtreut, und Kuchen in Butter oder Oehl gekocht, ſind ihnen die leckerhafteſten Gerichte; dazu trinken ſie meiſt bloß reines Quellwaſſer; und nur wenn ſie beſonders gut ſchmauſen wollen, kochen ſie ſich ein Getränk aus Pfeffer, Tamarinden und Zwiebeln, welches ſie dann in langen Zügen verſchlingen. Ihre Schüſſeln und Teller beſtehen aus künſtlich mit Grashälmchen zuſammen genäheten Baumblättern. Allgemei-

(*) Strabo verſichert, der Abſcheu der Indier gegen die Trunkenheit ſey von je her ſo groß geweſen, daß eine Frau, die den König betrunken fand, ihn tödten durfte; und daß derjenige, der nach ihm König ward, ſie dafür heurathen mußte.

meines Stillſchweigen herrſcht während dem Eſſen, bey dem ſie auf Matten von Palmbäumen oder auf einem Stücke Leinwand liegen, und ſorgfältig verhüten, daß ſie die Speiſen, die ſie zum Munde führen, nicht mit ihrem Speichel berühren; denn dies würde nach ihrem Sinne eine Verunreinigung erzeugen, vor der ſie einen unbeſchreiblichen Abſcheu haben. Die Einwohner ſind meiſtens Heiden; doch ſind auch viele Mohren im Lande, welche Muhamedaner ſind; imgleichen viele Thomas Chriſten.

Die Kleidung der Indier, ſowohl die männliche, als auch weibliche, findet man im XL. Th. gegenwärtigen Werkes, S. 155 — 157, beſchrieben, und in Fig. 2159 und 2160 abgebildet.

Die Weiber ſind faſt durchgehends von kleinem Wuchs, überhaupt häßlich, unreinlich und eckelhaft, die von einigen Stämmen ausgenommen, deren Geſicht etwas leidlicher iſt, und die auch etwas mehr auf Reinlichkeit halten. Sie dürfen niemals mit ihren Männern eſſen, und ſind eigentlich eine Art von beſſern Sclavinnen, denen ihre Männer noch mit ſo ziemlichem Anſtande begegnen. Zu ihrer gewohnten Zeit, müſſen ſie, als unrein, ſich 4 bis 5 Tage von der Geſellſchaft abſondern. Alles was ſie in dieſem Zuſtande berühren, wird auch als unrein betrachtet. Es iſt eine geſetzliche Verbindlichkeit für ſie, ſich durch Bäder und Getränke zu reinigen. Die allgemeine Sitte iſt, nur eine Frau zu haben, in einigen Stämmen aber hat man mehrere; und die Rajas z. B. machen ſich aus der Vielweiberey nichts.

Die Häuſer der Indier haben nichts von der gewöhnlichen orientaliſchen Pracht an ſich; ſie ſind nur ein einziges Stockwerk hoch, faſt alle aus Erde oder Ziegelſteinen gebauet, und mit Kalk gedeckt. Sie haben gar keine, oder nur ſehr kleine Fenſter. Die Thür iſt überall enge und niedrig. Vorn iſt eine klei-

ne

ne Galerie angebracht, die Varange heißt, und von dem über die Mauer hervor ragenden Dache formirt wird; man unterſtützt ſie mit vielen Säulen von dünnem Holtz, die von oben bis unten gleich dick, ohne alle Verzierung ſind, und auf einer Bank von geſtampfter und mit Kalk übertünchter Erde ſtehen. Die innere Form des Hauſes iſt meiſt allenthalben ein Viereck, in deſſen Mitte ſich ein Hof befindet, um den eine ähnliche Galerie herum läuft, wie die an der Auſſenſeite des Hauſes. Die Bramanen und die Frommen im Lande überſtreichen das Pflaſter ihres Hauſes, zuweilen auch ſelbſt die Wände, mit Kühkoth. Ob ſie gleich dieſes aus Religionseifer thun, haben ſie doch den Vortheil davon, daß ſie die Inſecten, welche in Indien eine ſo große Plage ſind, und die durch dieſes Mittel verjagt werden, von ſich abwähren. Ein neuer Beweis, daß die Religionsgebräuche bey allen Völkern die Ablehnung phyſiſcher Uebel zum Grunde hatten!

Das Hausgeräth iſt eben ſo ungekünſtelt, als die Häuſer ſelbſt; es beſteht in einer Matte, oder einem auf dem Boden ausgebreiteten Teppich, aus einem oder zwey Bildern oder Gemählden der Götter, und einigen irdenen Behältniſſen, die auf einander geſtellt ſind, und worin ſie ihr kleines nöthiges Hauswerkzeug verſchließen. Indeſſen ſind die Küſtenbewohner etwas beſſer daran. Der Handel verſchafft ihnen dort die Bequemlichkeit, größere und reinlichere Häuſer zu bauen, die auch mit einer Art von Gyps gedeckt ſind, den das Waſſer nicht durchdringen kann. Dort haben ſie auch gemächlichere Gallerien unter ihren Dächern, in denen ſie umher ſpazieren, die friſche Abendluft zu genießen. Aber nur in den europäiſchen Colonien können ſie ohne Furcht vor der tyranniſchen Regierung, dieſe Wohlthat genießen.

Eini=

Einige aus Europa nach Indien gebrachte Karoſſen abgerechnet, ſieht man daſelbſt kein anderes Fuhrwerk, als die Gari und Palankin, welche ich im Art. Sänfte beſchreiben werde.

Der Handel, welchen die Franzoſen, Engländer, Portugieſen, Dänen und Holländer auf dieſer Küſte treiben, iſt ſehr anſehnlich, und ſie haben alle daſelbſt ihre Comtoirs, gute Forts zu ihrer Vertheidigung, und andere große Etabliſſements, nach dem ſie gleichſam durch die oben erwähnten guten Häfen dieſer Küſte eingeladen worden ſind, ſich daſelbſt feſt zu ſetzen, als welche nicht allein die beſten in ganz Indien, ſondern auch eine gute Zuflucht für ihre Schiffe ſind, da ſie während der ſchlimmen Jahrszeit, oder eigentlich während der Regenzeit, die Küſte von Guzurate und Malabar, wo ſie nicht in Sicherheit bleiben könnten, verlaſſen müſſen. An erwähnten Häfen befinden ſich die vornehmſten Comtoris gedachter europäiſcher Nationen auf ſolcher Küſte; ſonſt aber haben die Franzoſen, Engländer und Holländer auch noch an einigen geringen Oertern Comtoirs, die aber nicht ſo viel zu bedeuten haben; hingegen haben die Holländer insbeſondre noch in Golconda, der Hauptſtadt des Königreiches gleiches Namens, ein gar anſehnliches; wie denn der Handel der Holländer auf der Küſte von Koromandel einer der wichtigſteu iſt, den ſie in Indien treiben, daher denn auch die Anzahl ihrer Comtoirs ſehr groß iſt. Bey dem allen aber iſt doch auch ein großes, und vielleicht wohl das größte Hinderniß, welches die Compagnie bey ihrem Handel in Koromandel findet, daß derſelbe faſt insgeſammt durch die Hände der mohriſchen Kufleute gehen muß, welche unter ſich eine Compagnie errichten, und, da ſie ſich ſehr wohl zuſammen verſtehen, den Kattunhandel, welcher daſelbſt der anſehnlichſte iſt, ſchwer und nicht ſo einträglich machen. Unterdeſſen wird doch leicht kein Jahr

ſeyn,

ſeyn, da man nicht für 2 oder 3 Millionen Waaren von da wegholt, wovon ein Theil nach Holland geſchickt, und der andere in Perſien und in des türkiſchen Kaiſers Staaten vertheilt wird. Die Waaren aber, die man, auſſer den Kattunen, aus Koromandel bekömmt, ſind allerley Sorten von ſeidenen Zeugen, Stahl, baumwollene und ſeidene Schnupftücher, und ſo gar auch Diamanten und andere Edelſteine aus den Bergwerken von Golconda, geſponnene und ungeſponnene Baumwolle, Indig, Sarſche von Maſulipatnam, und von Niſampatnam, nebſt einer beträchtlichen Menge Reiß, und andere Erfriſchungen, wovon die Schiffe der europäiſchen Nationen ſowohl zu ihrer Proviſion, als auch für ihre Comtoirs in Indien, welche Mangel daran haben, und endlich auch, um ſie an viele Oerter im Orient zu führen, wegnehmen. Was hingegen die Waaren, welche die oſtindiſche Compagnie der Holländer nach Koromandel bringt, anbelangt, ſo ſind ſolche vornämlich Specereyen, auf welchen ſie einen großen Profit machen, japaniſches Silber und Kupfer, Goldſtufen und Zinn von Malacca, Queckſilber, Bley, Zinnober, Campher, Elephantenzähne, Sandel- und ſpaniſches Sapanholz, nebſt europäiſchen Tüchern und Zeugen, welche ſie gegen Kattune und andere vorerwähnte Waaren vertauſchen.

Die Münzen, die hier rouliren, ſind: goldene Pagoden, und Fanoins oder Fanams.

Eine ſolche Pagode wiegt 713 Aß, und alſo beynahe einen Ducaten, enthält aber nur $60\frac{1}{2}$ bis $61\frac{1}{2}$ Aß an feinem Golde, und wird in Porto novo zu 12, in Godelour zu 18, in Negapatnam aber zu 24 goldenen Fanoins: und in Pondichery und Maliapour zu 24, in Madras aber zu 86 ſilbernen Fanoins, gerechnet, oder gilt gemeiniglich $3\frac{1}{2}$ Rupien.

Rupien ſind ſilberne Münzen, die gangbar ſind für 16 Annas. Unter ihren verſchiedenen Sorten iſt Ru-

pia ſicca, welche in dem Königreiche Bengala gepräget wird, die beſte; ſie wiegt 243 Aß, von 15 Loth 16 Grän fein, und enthält 241 Aß fein Silber; iſt demnach beynahe 27 ß hamb. Courantgeld werth; die ſchlechteſten Sorten, die nur 15½ Loth fein halten, differiren dagegen über 4 pro Cent.

Die Annas oder Annes, ſind ſilberne, und die Cash ſind kupferne Münzſorten, welche courſiren.

Die malabariſchen Gewichte, die man auch hier gebraucht, haben folgende Eintheilung.

1 Kandil, oder Bar, hat 20 Mons, 32½ Tolons, 65 Tarys, 130 Tukos, 162½ Bis, 800 Seyras, 6500 Paloins, oder 65000 Pagoden, und rendirt 460 Pf. 1½ Loth in Hamburg.

1 Mon hat 1⅝ Tolons, 3¼ Tarys, 6½ Tukos, 8⅛ Bis, 40 Seyras, 325 Paloins, oder 3250 Pagoden, und rendirt 23 Pf. in Hamburg.

1 Tolon hat 2 Tarys, 4 Tukos, 5 Bis, 200 Paloins, oder 2000 Pagoden, und rendirt 14 Pf. 5 Loth in Hamburg.

1 Tary hat 2 Tukos, 2½ Bis, 100 Paloins, oder 1000 Pagoden, und rendirt 7 Pf. 2½ Loth in Hamburg.

1 Tuko hat 1¼ Bis, 50 Paloins, oder 500 Pagoden, und rendirt 3 Pf. 17¼ Loth in Hamburg.

1 Bis hat 40 Paloins, oder 400 Pagoden, und rendirt 2 Pf. 26 Loth 9 Pf. in Hamburg.

1 Seyra hat 8⅛ Paloins, oder 81¼ Pagoden; hiemit wird Gold und Silber gewogen, und rendirt 5796 Aß.

1 Paloin, wonach man auf öffentlichen Märkten verkauft, hat 10 Pagoden, und rendirt 713 Aß.

1 Pagode aber wiegt 71⅓ Aß.

Demnach ſind 47 Seyras gleich 56 mk cölniſch, und 16 mk cölniſch gleich 1091 Pagoden.

Die

Die Franzoſen in Pondichery aber haben das malabariſche Gewicht verlaſſen, und ſtatt deſſen eingeführt:

1 Kandil von 20 Mons, oder 160 Bis, wiegend 480 ℔ Poids de Marc.

1 Mon von 8 Bis, wiegend 24 Pf.; und 1 Bis wiegend 3 Pf. Poids de Marc. Dieſes Gewicht iſt über $5\frac{1}{2}$ pro Cent ſchwerer, und will den Indiern nicht gefallen.

Die Engländer zu Madras brauchen gleichfalls nicht das malabariſche Gewicht, ſondern rechnen:

1 Kandil von 20 Mons, oder 150 Bis zu 500 Pf. ihres Avoir dupois Gewichtes.

1 Mon von $7\frac{1}{2}$ Bis zu 25 Pf., und 1 Bis zu $3\frac{1}{3}$ Pf. Avoir dupois. Weil aber dieſes Gewicht nur wenig, und, nach dem Kandil und Mon zu rechnen, noch nicht 2 p. C. ſchwerer iſt, als malabariſches, ſo haben ſich die Indier gern daran gewöhnt, und handeln daher lieber mit den Engländern, als mit den Franzoſen.

Der trocknen Dinge Maße, ſind: Garſſas, Mercois, und Olkes; ſie ſind aber an allen Orten, unterſchieden. In Pondichery hält die Garſſa 600 Mercois oder Mercales; und 1 Mercal ſoll an Weizen ungefähr 12 Pf. franz. wiegen.

Korpei, ſ. Karpie, im XXXV Th. S. 160.

Körper, (der) Diminut. das Körperchen, Oberd. Körperlein.

1. In der weiteſten Bedeutung, ein jedes aus Materie beſtehendes Ding, im Gegenſatze eines Geiſtes. In dieſer Bedeutung wird es beſonders in den Wiſſenſchaften gebraucht, wenn man von Dingen dieſer Art weiter nichts beſtimmen will oder kann, als daß ſie aus Materie beſtehen. Ein runder, ein viereckiger Körper. Ein feſter Körper, ein flüſſiger Körper. Harte, durchſichtige, elaſtiſche Körper. Die

Himmelskörper, die großen runden Maſſen, welche den unermeßlichen Raum des Himmels ausfüllen. In der Geometrie ſondert man auch noch den Begriff der Materie von den Körpern ab, und ſchränkt ſich bloß auf den Raum ein, den ſie einnehmen, und da iſt ein Körper eine umgränzte ſtetige Größe, welche nach allen Gegenden zu ausgedehnt iſt; eine Größe, welche eine Länge, Breite und Dicke hat. Reguläre Körper, deren Seiten, Winkel und Flächen alle einander gleich ſind; z. B. ein Viereck, Achteck, Zwölfeck, Zwanzigeck, und der Würfel. Dieſe fünf reguläre Körper werden auch platoniſche Körper genannt.

2. In engerer Bedeutung, wird der ſtärkere, dickere Theil eines Dinges in manchen Fällen der Körper genannt, zum Unterſchiede von dem ſchwächern oder dünnern Theile; in welcher Bedeutung es vermuthlich eine Ueberſetzung des Franz. Corps iſt, und nur im Singular gebraucht wird. Die Spitze des Grabſtichels der Kupferſtechen muß nicht allzu lang ſeyn, damit er Körper genug behalte, um Widerſtand thun zu können. Hier wird alſo unter Körper, die Feſtigkeit, Breite und Dicke desjenigen Theiles des Grabſtichels verſtanden, deſſen Spitze in einer ſchiefen Vierung, zwiſchen dem Rautenförmigen und Viereckigen, geſchliffen iſt. Eine Farbe hat viel Körper, wenn ſie viele färbende Theile hat. Auch von einem kräftigen Weine, welchen man auf der Zunge gleichſam fühlt, ſagt man, daß er Körper habe. Der Rumpf eines Thieres, und beſonders eines Menſchen, im Gegenſatze des Kopfes, der Arme und Beine, wird gleichfalls zuweilen der Körper genannt; wo auch der Plural üblich iſt.

3. In noch engerer Bedeutung, iſt der Körper, der Leib eines Thieres, und beſonders eines Menſchen, im Gegenſatze der Seele; die natürliche Maſchine, mit

mit welcher ein Geiſt verbunden iſt; in welchem Verſtande es beſonders im gemeinen Leben für Leib üblich iſt. Einen ſtarken, ſchwachen, geſunden, ſiechen Körper haben. Man muß ſeinem Körper die gehörige Ruhe gönnen. Ein todter, ein entſeelter Körper, der Leichnam.

In einigen oberdeutſchen Gegenden auch Körpel, im Walliſ. Corf, im Isländ. mit verſetztem r Krof, im Schwed. Kropp, und mit vorgeſetztem Ziſchlaute Skrof, im Lat. Corpus, im Franz. Corps. Der weit ausgedehnte Gebrauch dieſes Wortes ſollte glauben machen, daß es nicht wie man gemeiniglich behauptet, unmittelbar aus dem Lat. entlehnt ſey, ſondern mit demſelben von einer gemeinſchaftlichen Quelle abſtamme, zumal da das Suffixum — er, welches hier ein Ding, ein Subject bedeutet, völlig Deutſch iſt. Indeſſen iſt doch wahr, daß es in den älteſten Zeiten nicht vorkömmt; Ottfried braucht dafür in der dritten Bedeutung Lichinam. Das Schwed. und Isländ. Kropp und Krof könnten auch wohl von einem andern Stamme herkommen, und durch den vorgeſetzten Gaumenlaut von dem Niederſ. Räff, Reff, Rä, Angelſ. Hraew, bey den ältern Oberdeutſchen Hrno, Chreo, der Leib, Leichnam, imgl. der Bauch, gebildet ſeyn. Dem ſey wie ihm wolle, ſo ſcheint in der erſten Sylbe des Lat. Corpus der Begriff der Erhöhung, der Hervorragung zum Grunde zu liegen, ſo daß es zu dem Geſchlechte des Wortes Korn gehören würde.

Körper=Welt, der Inbegriff aller wirklich vorhandenen Körper, im Gegenſatze der Geiſterwelt.

Körper-Zahl, in der Rechenkunſt, eine Zahl, welche aus der Multiplication dreyer andern Zahlen entſteht; eine körperliche Zahl, Numerus ſolidus. Siehe Zahl.

Körperlich. 1. In der erſten Bedeutung des Wortes Körper.

(1) Einen Körper habend, aus Materie beſtehend; im Gegenſatze des unkörperlich und geiſtig. Ein körperliches Weſen, ein Körper. Eine körperliche Zahl, ſ. Körperzahl.

(2) In dem Weſen eines Körpers gegründet. Die körperliche Gegenwart, vermittelſt eines Körpers. Jemanden körperlich erſcheinen.

2. In der dritten Bedeutung des Hauptwortes, wo es nur in der Benennung eines körperlichen Eides üblich iſt, bedeutet es einen Eid, welcher mit gewiſſen äuſſerlichen Feyerlichkeiten abgeleget wird; z. B. mit Aufreckung der Finger, mit Legung derſelben auf die Bibel, u. ſ. f. Ein leiblicher Eid; im mittlern Lat. Juramentum corporale, welches doch urſprünglich einen Eid bedeutet zu haben ſcheint, welcher auf den Leichnamen der Heiligen, oder doch auf ihren Reliquien, abgeleget wurde. Siehe im X. Th. S. 317, fgg.

In dem erſten Falle der erſten Bedeutung, wo das Suffirum lich die Stelle des Suffiri ig vertritt, ben dem Notker lichamin, im Gegenſatze des unlichamin, oder unkörperlich.

Korrekt, Korrektor, Korrektur; ſ. Correct, Corrector, Correctur, im VIII Th. S. 393, f.

Korreſpondent, Korreſpondenz; ſ. Correſpondent, Correſpondenz, im VIII Th. S. 394, fgg.

Korridor, ſ. Corridor, im VIII Th. S. 397, f.

Korſak, Korſſak, eine beſondere Art kleiner Füchſe, in den ſüdlichen Wüſteneyen des mittlern Aſiens; der Wolfshund, Canis Corſac, cauda fulua, baſi apiceque nigra *Linn.* The Corſac Fox *Penn.* Der Graf v. Büffon (*) nennt ihn unrecht Iſatis. Die Farbe deſſelben iſt im Sommer hellfuchsgelb, im Winter ſtark mit Grau gemiſcht, mitten auf dem Rücken dunkler, am Bauche weiß, an den Füßen röther. Die Augen ſind mit einer weißlichen Einfaſſung umgeben. Von ihnen läuft ein brauner Streif nach der Naſe zu. Die Ohren haben die Farbe des Rückens, wie

(*) Supplem. quadr. To. VIII. p. 180, pl. 17.

wie auch der Schwanz, welcher jedoch am Anfange und an der Spitze ſchwärzlich iſt. Die Ohren ſind kurz. Der Schwanz iſt faſt ſo lang, als der Leib. Er bewohnt die bergigen Gegenden der Steppe, zwiſchen dem Jaik und Irtiſch, wo er ſich in Bäuen unter der Erde aufhält, ſich auf eben die Art, wie der Fuchs, nährt, und beſonders dem Federviehe großen Schaden thut. Die Kirgiſen fangen ihn, des Felles wegen, mit abgerichteten Berkuten (Goldadlern, Falco Chryſaëtos,) und Hunden, ſo häufig, daß ſie jährlich allein an die Ruſſen 40 bis 50,000 ſolcher Felle vertauſchen, wovon viele in die Türkey gehen. Die Chineſer kaufen dieſe Felle von den Ruſſen, das Stück für $1\frac{1}{2}$ bis 2 Rubel; und die Pfoten, das Paar für 5 bis 11 Kopeken. Die Kirgiſen brauchen ſie im Handel und Wandel, bey Kauf und Tauſch, faſt wie Geld, und beſtimmen den Preis ihrer Waaren nach der Anzahl der Korſakenbälge, die man dafür geben muß.

Eine ausführlichere Beſchreibung dieſes Thieres, von Hrn. Haolizl, in Aſtrachan, findet man in Hrn. Pallas neuen nordiſchen Beytr. 1 B. (St. Petersb. und L. 1781, 8.) S. 29, fgg. und in Büffons Naturgeſch. der vierfüß. Thiere, nach Hrn. Prof. Otto Ausgabe, 15 B. (Berlin, 1789, 8. S. 61, fgg.

Korſar, ſ. Corſar, im VIII Th. S. 398, f.
Korſelet, Korſet; ſ. Corſet, im VIII Th. S. 399.
Korſöer, Corſöer, Crucifora, eine kleine Stadt in Dänemark, auf der Inſel Seeland, auf einer Erdſpitze am großen Belt, der Stadt Nyeborg in Fünen gegen über, bis dahin man von hier 4 Meilen hat, und zwiſchen welchen beyden Städten die gewöhnliche Ueberfahrt über den großen Belt iſt. Ob ſie gleich 1661 die Stapelgerechtigkeit erhalten hat, einen ziemlichen Handel und Schifffahrt treibt, und ihr Hafen einer der beſten in Seeland, und für Schiffe, die nicht

über 9 Fuß tief gehen, ſehr bequem iſt, ſo beſteht ſie doch nur aus geringen Gebäuden. Am Strande, nahe bey der Stadt, liegt ein uraltes und mit einem Graben und Walle befeſtigtes königliches Schloß, welches zum Theil zu einem Kornmagazin dient, und den Hafen beſchützt.

Korſſak, ſ. Korſak.

Kort, nennt man, in Niederſachſen, die abgedroſchenen Aehren vom Getreide, welche, beym Reinmachen deſſelben, auf der Tenne mit dem Rechen und einem daran gebundenen Strohquaſte abgeſondert werden.

Kortel, Korten; ſ. im XLI Th. S. 662.

Korzec, ein polniſches Maß, hat zu Krakau 16, zu Lublin 28, zu Sendomir und Warſchau 24 Kannen.

Kos-Beere, an einigen Orten eine Benennung der im XXII Th. S. 753, fgg. beſchriebenen großen Heidelbeere, Vaccinium vliginoſum *Linn*

Koſaken, Kaſaken, Coſaken, L. Coſaci, Fr. Coſaques. Hierunter verſteht man diejenigen Völker, welche die ſüdlichſten Gegenden von Rußland, Polen, die Ukraine, d. i. das Gränzland oder die Gegenden, die an der Gränze Polen, Rußland, der kleinen Tatarey und der nördlichen Türkey liegen, bewohnen. Sie ſind ruſſiſchen Urſprunges, ihre Sprache iſt im Grunde die ruſſiſche; doch, in Kriegsſachen, mit vielen türkiſchen Wörtern, und im Kanzelleyſtiel mit vielen polniſchen Ausdrücken untermiſcht; ſie bekennen ſich auch faſt alle zur griechiſch-ruſſiſchen Kirche, haben aber eine andere, und faſt ganz kriegeriſche Einrichtung ihres gemeinen Weſens; ja, ſie können, wie das alte Rom, ihren Urſprung dem Kriege zuſchreiben. Sie ſtehen mehrentheils unter polniſchem und ruſſiſchem, theils auch unter türkiſchem Schutze.

Viele Geſchichtſchreiber, ſelbſt einige der berühmteſten Männer, ein **Pufendorf**, ein **Gundling**, ein

So-

Solignac, u. a. m. thun den Koſaken ohne Zweifel zu nahe, wenn ſie dieſelben nicht für eine eigene und beſondere Völkerſchaft wollen gelten laſſen, ſondern ſie für einen Haufen zuſammen gelaufener Bauern und Räubergeſindel aus Rußland, Polen, Ungarn, Deutſchland und andern Ländern, halten. Es iſt freylich nicht zu läugnen, daß ſich viele verlaufene Bauern und Leibeigene, auch die Strafe fliehende Miſſethäter, aus den benachbarten Ländern zu ihnen geſellet haben. Dem ungeachtet haben ſie ſchon vorlängſt eben ſo gut eine beſondere Nation ausgemacht, als andere Völker, welche ſich mit fremden vermiſcht, und die Ausländer ohne Unterſchied, gute und böſe, unter ſich aufgenommen haben. Wer will z. B. den Römern abſprechen, daß ſie ein eigenes Volk geweſen seyn, obgleich Romulus ſeine neue Stadt zu einer Freyſtätte für alle Böſewichter machte, und obgleich daſelbſt in den folgenden Zeiten unzähige Sclaven die Freyheit und das Bürgerrecht erhielten.

Dieſe Koſaken ſind, ſowohl nach der Geſchichte ihres Herkommens, als auch nach ihrer gegenwärtigen Verfaſſung, in zwey Hauptzweige einzutheilen, nämlich in die maloroſſiskiſchen (kleinruſſiſchen) und doniſchen Koſaken. Wie von den erſten die ſlobodiſchen Regimenter im charkowſchen Gouvernement abſtammen; alſo ſind die wolgiſchen, terkiſchen, grebenskiſchen, ſemeiniſchen, uralſchen, und ſibiriſchen Koſaken, Abkömmlinge der letzten.

Was den Urſprung des Namens Koſaken, und deſſen Bedeutung, betrifft, ſo iſt merkwürdig, daß die maloroßiskiſchen, oder die Koſaken von Kleinrußland, ſchon lange Jahre geweſen, ehe ſie mit dieſem Namen belegt worden ſind. Der polniſche Geſchichtſchreiber Okolski (*) meldet, bey Gelegenheit eines Feldzuges, den die Koſaken, im J. 1516, unter Anführung eines Przeslaw oder Predislaw

(*) Orb. Polon. P. 3, p. 318.

Lanskoronski, gegen die Türken zu Ak-kiermen oder Belgorod am Dnieſter, gethan haben, daß damals der Name der Koſaken zuerſt in Polen gehört worden ſey. Wollte man dieſes alſo verſtehen, daß die Koſaken durch ihre That erſt angefangen haben, bey den Polen berühmt zu werden; oder daß der Name der Koſaken auf einige polniſche Heere, die den Lanskoronski begleiteten, fortgepflanzt worden iſt, den ſie alſo nach ihrer Heimath zurück gebracht haben, ſo iſt das erſte nicht unwahrſcheinlich; und wegen des andern iſt nicht zu läugnen, daß zuweilen auch Polen, welche dem Kriege nachgegangen ſind, ſich haben Koſaken nennen laſſen. Um das J. 1579 wird der litauiſchen Koſaken gedacht, die einen Franz Suka zum Anführer hatten. Und ſo ſind auch die von ihrem Anführer, einem edeln Litauer Liſſowski, alſo genannten liſſowiſchen Koſaken bekannt, welche, nachdem ſie unter der Regierung des Zaren Waſilei Iwanowitſch Schuiskoi, viel in Rußland herum geſtreift, dem römiſchen Kaiſer Ferdinand I. zu Anfang des dreyßigjährigen Krieges in Deutſchland gedient haben. Allein, damit ſcheint doch die Sache noch nicht ausgemacht zu ſeyn. Okolski, der ſo weitläuftig in ſeiner Schreibart zu ſeyn pflegt, würde, wenn er dieſes hätte ſagen wollen, ſich ſchwerlich ſo kurz und undeutlich erklärt haben. Der natürliche Sinn ſeiner Worte iſt, daß ſelbſt bey den Koſaken dieſer Name damals erſt in Gebrauch gekommen iſt. Und eben daſſelbe kann auch von dem Namen Tſcherkaſſen, womit ſie gleichfalls beleget zu werden pflegen (*), und wonach ihre erſte Hauptſtadt Tſcherkaſſi genannt worden iſt, mit vieler Warſcheinlichkeit behauptet werden. Beyde Namen ſind entweder von den doniſchen Koſaken, die ſolche von den Tatarn angenommen haben, auf die maloroßiskiſchen Koſaken gekommen, oder die Fortpflanzung des Namens von den Tatarn auf die maloroßiskiſchen Koſaken, iſt unmittelbar geſchehen. Es iſt alſo eine vergebliche etymologiſche Bemühung, wenn verſchiedene Schriftſteller, als: Hartknoch (**), den koſakiſchen Namen von Koſa, eine Sichel, oder

(*) Die Koſaken nennen ſich Tſcherkaſſen; diejenigen von ihnen aber, welche nöthigenfalls zu Felde ziehen müſſen, werden eigentlich Koſaken genannt.

(**) Respubl. Polon. p. 834, f.

oder von dem türkiſchen Worte Kazak welches einen Räuber bedeutet, oder von dem tatariſchen Worte Kaſak, welches einen leichtbewaffneten und zu Streifereyen brauchbaren Krieger anzeigt, oder auch von Kapſchak (*), herleiten wollen.

Die Koſaken machen, wegen ihrer verbundenen kriegeriſchen und ökonomiſchen Einrichtung, einen beſondern Stand und Theil der ruſſiſchen Nation aus. Sie erhielten ihre Einrichtung nach Zerſtörung des tatariſchen Reiches, indem die Regierung dieſelben zur Bedeckung der neuen Gränzen anſetzte, und ihnen zum Unterhalt Ländereyen anwies. Jetzt ſind ſie die irreguläre und Landmiliz der Armee, und beſtehen aus verſchiedenen abgeſonderten, anſehnlichen Haufen oder Regimentern.

Die

(*) Die Koſaken ſtammen aus den groſſen Gefilden jenſeit des Wolgaſtrohmes her, und ſind folglich Ueberbleibſel von verſchiedenen Türken- und Tatarhorden, welche ſich daſelbſt zu verſchiedenen Zeiten niedergelaſſen haben. Die öſtlichen und nördlichen Gegenden hatten vor einigen Jahrhunderten den Namen Kapſchak, und unter allen Ableitungen des Namens Koſaken, hält Martiniere (Diction. geograph. im Art. Cosaques,) und Deguignes (Geſch. der Hunnen und Türken, 3 Bände dieſe für die wahrſcheinlichſte, daß er aus jenen, nach Wegwerfung des p und Verwandlung des erſten a in ein o entſtanden ſey. Kapſchak ſoll eine Horde orientaliſcher Türken geweſen ſeyn, und dieſen Namen vom Oguz Khan bekommen haben. Die Gelegenheit dazu erzählt Herbelot, in der Bibliotheque Orientale, art. Cabgiak. Oguz Khan kriegte wider Ithorak, einen andern tatariſchen Prinzen Oguz war zu ſchwach, er zog ſich zurück, und grub ſich zwiſchen zwey Flüſſen ein. Hier wurde eine Frau ſeines Heeres von ihrer Geburtsſtunde überraſcht. Sie entfernte ſich aus dem Lager, und kam in einem hohlen Baume mit einem Knaben nieder. Als der Khan dieſen Vorfall erfuhr, ließ er die Mutter zu ſich kommen, bat ſich das Kind aus, nahm es für das ſeinige an, und gab ihm den Namen Kapſchak, welches eine Baumrinde bedeutet. Er ward der Stifter einer zahlreichen Nachkommenſchaft, welche unter dem Namen der Kapſchaken und Usbeken ein groſſes Reich errichteten.

Die innere Verfaſſung der verſchiedenen Koſaken iſt, mit Vorausſetzung der ruſſiſchen Herrſchaft, deren Unterthanen ſie im engſten Verſtande ſind, bey der kriegeriſchen zugleich demokratiſch; bey den Maloroſſianern iſt die militäriſche Einrichtung mehr regulär. Die Koſaken haben keinen Adel, alſo auch keine Leibeigene; alle ſind Brüder, und können ohne Vorwurf bald befehlen, bald gehorchen. Sie wählen ihre Vorgeſetzte aus ihrem Mittel, reduciren ſie wieder zu Gemeinen, und wählen andere; nur die Oberbefehlshaber beſtätigt die Regierung, ohne deren Genehmigung ſie auch nicht abgeſetzt werden dürfen. Alle Befehlshaber ſind in beſtändigem Solde der Krone; die gemeinen Koſaken aber nur, wenn ſie dienen. Sie müſſen beſtändig auf eigene Koſten bekleidet, (die ſibiriſchen ausgenommen,) beritten und bewaffnet, alſo völlig marſchfertig ſeyn. Während dem Dienſte erhält der Gemeine den Proviant eines Soldaten, jährlich 12 Rubel und Munition. Die Beſoldung der Befehlshaber iſt verhältnißmäßig. Sie ſchreiben ihre junge Leute im 18ten Jahre zum Dienſt ein, und befreyen ſie nach dem 50ſten von demſelben.

Ihre Befehlshaber als Landleute, heißen in Dörfern Aelteſte (Starſchini); und über Flecken und Kreiſe, Attamanne (Hetmanne). Als Miliz, haben ſie Unterofficier über 10 und 50 (Deſiatniki und Prätideſetniki), Hauptleute über 100 (Sotniki), Fähnriche (Chorunſchi), Schreiber (Piſſari), Adjutanten (Jeſauli), und jedes Regiment (Polk), welches, nach der Größe des Kreiſes von 1000 bis 3000 Mann ſtark iſt, einen Kriegsoberſten (Woiskowoi Attamann); die ganze Abtheilung oder Claſſe der Koſaken aber hat einen Feldherrn (Glawnoi Attamann.) Die Officier bis zum Attamann, ſind ohne Rang, und können Unterofficieren von der Armee untergeben werden. Im vorigen Türkenkriege aber erhielten die Officier

eini-

einiger Regimenter insgeſammt, und bey andern diejenigen, die ſich durch Tapferkeit ꝛc. hervor thaten, den Rang der Officier der regulären Miliz. Sie haben ſeit dem verſchiedene Attamanne ꝛc., die Stabsofficier ſind. Die Folgſamkeit der Gemeinen gegen ihre Obern iſt, inſonderheit auf ihren Landſitzen, ſehr geringe, und bezieht ſich mehr auf das Vermögen und Vertrauen zum Befehlshaber, als auf ſein Amt. Die Obern können doch kleine Vergehen mit Geldabgaben zur Regimentscaſſe, Beſchimpfung oder Peitſche (Kantſchu) beſtrafen

Die Koſaken beſitzen ihre Ländereyen, auſſer der Kopfſteuerfreyheit, noch mit beſondern, nach den Umſtänden verſchiedenen Freyheiten; ſie haben z. B. Freyheit zu fiſchen, zu jagen, ihr Salz aus den Landſeen unentgeltlich zu holen, Branntwein zu brennen, u. ſ. f. Das erhält ihre häusliche Umſtände, wenn ſie zu Felde ſind, und bereichert in langen Frieden die Fleißigen.

Jeder dienende Koſak muß zwey Dienſtpferde haben, und ſich polniſch oder orientaliſch kleiden; doch ſind Güte und Farben ſeiner Willkür überlaſſen, daher ſie ſehr bunt aufziehen. Ihre Waffen ſind: Lanzen oder 1 Spanne lange Spieße, mit $1\frac{1}{2}$ Klafter langem Schaft, Säbel, Flinten, Kugelbüchſen oder Piſtolen, auch wohl nur Pfeil und Bogen. Alle führen Lanzen, die ſie im Reiten aufgerichtet, vermittelſt eines Riemens auf dem Fuße, am Arme oder Sattelknopfe hängend, tragen. Von den übrigen Waffen hat der eine dieſe, der andere jene. Einige ſind ohne Säbel, andere ohne Schießgewehr. Die mit Schießgewehr verſehenen, tragen eine Patrontaſche über der Achſel, ſo wie die mit Bogen, die Pfeilköcher. Die Lanze ſchmücken ſie meiſtens mit einem 1 Spanne langen Fähnchen. Man kann auch die Karbatſche (Kantſchu) 1 Elle lang, 1 Daumen dick, von Leder gefloch-

flochten, an einem kurzen Stiele, zu ihren Waffen rechnen, weil ſie, auſſer den Pferden, auch wehrloſen Feinden mit derſelben hart fallen. Gegen reguläre Feinde ſtehen ſie nicht gern; aber gegen weniger reguläre und bey Ueberfällen, Anfällen der Bagage, Magazine, beym Eintreiben der Contributionen, u. d. gl. thun ſie Wunder. Im vorigen Türkenkriege hielten ſich einige Polke ſo wohl, daß ſie, zur Belohnung, einförmig gekleidet wurden, und ihre Officier Rang und Portepees, viele auch den Militärorden und Gnadenmedaillen erhielten. Nach ihrer erſten Beſtimmung werden ſie noch jetzt vorzüglich zur Bedeckung der Linie oder Gränze, theils in Feſtungen und Stanitzen, theils des Sommers in der Steppe, wo ſie in Zelten, Strauch oder Erdhütten campiren, gebraucht.

Nach Hrn. v. Archenholz (*), machen die Koſaken, oder, wie man eigentlich ſchreiben und ausſprechen ſollte, die Kaſaken, nicht eine eigene Nation, ſondern in der ruſſiſchen, zu welcher ſie nach Sprache und Religion gehören, nur einen eigenen, beſondern Stand aus. Dieſer Stand iſt ſehr zahlreich, und für das ruſſiſche Reich ſehr nutzbar. Nach den neueſten Zählungen, die aber nie ganz genau ſeyn können, beläuft ſich die Anzahl der wirklich ſtreitbaren Männer unter den Koſaken auf mehr als 700,000. Sie wohnen an des ruſſiſchen Reiches weitläuftigen Gränzen umher, und ihr eigentlicher Beruf iſt, die Gränzen gegen die Einfälle der Tatarn und anderer wilden Völker zu decken. Sie leben folglich immer in einer Art von Krieg, ſie müſſen beſtändig Wachen ausſtellen, patrulliren, und gerathen mit den räuberiſchen, zum Theil heidniſchen Nachbarn des ruſſiſchen Reiches oft in Handgemenge. Solchergeſtalt ſind die Koſaken eine Art von Gränzmiliz, die, nach der Natur ihres Dienſtes, beritten ſeyn muß. Eine ſolche Lebensart iſt na-

(*) Hiſtoriſches Taſchenbuch für das Jahr 1789, enthaltend die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in Deutſchland, von J. W. v. Archenholz, Berl, 12.) S. 321, 193.

natürlicher Weiſe mit großen Beſchwerlichkeiten verknüpft, und der Staat muß den, der ſie übernimmt, dafür belohnen, es ſey durch Geld oder durch andere Vortheile. Die Dienſte der Koſaken mit Gelde zu bezahlen, würde aber, wegen ihrer Menge, Rußland ſehr läſtig fallen, und Geld könnte auch dieſen Leuten, die größten Theils in menſchenleeren Wüſten wohnen, nichts helfen; alſo hat ihnen, an Geldes ſtatt, die Regierung große Vortheile zugeſtanden, nämlich: 1. Kein Koſak iſt leibeigen, (welches aber alle Bauern in Rußland ſind). 2. Kein Koſak bezahlt (was doch alle Bürger in Rußland geben müſſen,) Kopfgeld, es ſey denn, daß er tiefer landeinwärts in die Nachbarſchaft von Städten zieht und dort Ackerbau treibt. 3. Kein Koſak bezahlt von ſeinem Landeigenthume Grundſteuer, ſondern ſie genießen in vielen Gegenden noch obenein freye Jagd, freye Fiſcherey, das Recht für ſich ſelbſt Salz zu machen, Brandwein zu brennen ꝛc. 4. Die Koſaken machen, da wo ſie wohnen, unter ſich einen eigenen Staat aus, und regieren ſich ſelbſt, durch die aus ihrem Mittel gewählten Vorſteher, nach ihren eigenen Rechten und Herkommen. Dies leitet mich auf ihre Verfaſſung, die durchaus kriegeriſch iſt. Die Koſaken ſind in mehrere Stämme getheilt, die gemeiniglich nach denen Gegenden, wo ſie ſich niedergelaſſen haben, benannt werden. Dort wohnen ſie mehrentheils in großen etwas befeſtigten Dörfern, die Stanitzen heißen, und treiben, wo die Gegend es erlaubt, einigen Ackerbau, beſonders aber Viehzucht; vornämlich halten ſie große Stutereyen, die ihnen ſehr einträglich ſind, indem, namentlich, den doniſchen Koſaken, als den beſten und reichſten, von preußiſchen und öſtreichiſchen Officieren jährlich viele Remontepferde abgekauft werden. Jeder einzelne Koſakenſtamm hat ſeinen Ataman, oder Hetmann (Heerführer), und iſt in Polki oder Pulki (Regimenter) eingetheilt, die bey einem Stamme aus mehr, bey andern aus weniger Sotnen (oder Compagnien) beſtehen. Die Regimenter ſind, der Zahl ihrer Mannſchaft nach, ſehr ungleich, nämlich von 500 bis 3000 Mann ſtark. Der Anführer heißt Polkownik, (ſo viel als Oberſter;) auf dieſen folgt der Jeſaul, (ungefähr Major) der zugleich Adjutantendienſte verrichtet; ſodann der Chorumſchi (oder Fähnrich) und der Piſar (oder Schreiber.) Die Befehlshaberſtellen bey den Sotnen oder Compagnien

ſind:

ſind: der Sotnik oder Hauptmann, der Pyatideſätnik, Befehlshaber über 50, und der Deſätski, über 10 Mann. Vom 18ten bis zum 50ſten Jahre iſt jeder Koſak zu Kriegsdienſten verpflichtet. Da ſie ſolchergeſtalt alle geborne Soldaten und zugleich alle freye Leute ſind, ſo laſſen ſie keinen Unterſchied des Standes, namentlich keinen erblichen Adel, unter ſich zu, ſondern ſehen ſich unter einander ſämmtlich für Brüder an, die mit gleichen Rechten geboren ſind. Nach dieſem Grundſatz ſieht man den Officier oft mit ſeinen Gemeinen an einem Tiſche und von demſelben hölzernen Geſchirre ſpeiſen; ja, wer heute Officier iſt, kann ohne Kränkung ſeiner Ehre, morgen wiederum gemeiner Koſak ſeyn. Vermöge eben dieſer Idee von Gleichheit des Ranges, nennt auch der Koſak irgend einen Officier von den ruſſiſchen regulären Truppen nie nach ſeinem Character, ſondern, ohne Unterſchied, Batka oder Vater, obgleich ihre eigene Officiere, im Allgemeinen, gar keinen Rang unter der Armee haben, dergeſtalt, daß im ſiebenjährigen Kriege ein Polkownik oder Koſakenobriſt oft unter den Befehlen eines ruſſiſchen Fähnrichs ſtand. In gleichem Betracht glauben ſie auch einem Fremden, der in ihren Gegenden reiſet, und den ſie lieb gewinnen, dadurch eine Ehre zu erweiſen, daß ſie ihn, wenn er auch noch ſo vornehmen Standes wäre, unter ihre Brüderſchaft aufnehmen. Indeß, obgleich ſie keinen erblichen Adel anerkennen, ſo pflegen ſie doch ein Geſchlecht, welches unter ihnen lange Zeit anſehnliche Aemter verwaltet hat, bey Beſetzung gewiſſer Würden nicht leicht vorbey zu gehen.

Jeder Koſak muß ſich aus eigenen Mitteln, nämlich durch die Einkünfte von ſeinen Ländereyen, Fiſcherey, u. d. gl. kleiden, die ganze Rüſtung, nebſt zwey Pferden, anſchaffen und immer marſchfertig ſeyn. Sie tragen durchgängig abgeſchnittene, doch nicht auf polniſche Art abgeſchorne, Haare und einen runden Bart; Vornehme gemeiniglich einen großen Knebelbart. Ihre Kleidung iſt durchgängig die polniſche. Der lange Rock, welcher aus ſelbſt gewebtem wollenen Tuch von beliebiger, gemeiniglich grauer, Farbe gemacht iſt, (daher ein Koſakenregiment immer bunt ausſieht) wird durch das Degengehenk um den Leib befeſtigt. Ihre lange weite Beinkleider (gemeiniglich von Leinwand) reichen bis in die Halb-Stiefeln. Auf dem

Kopfe

Kopfe tragen ſie eine mit Schaffell verbrämte Mütze. Der Officier kleidet ſich wie der Gemeine, nur etwas theurer, gemeiniglich trägt er zwey Röcke über einander; der obere iſt von feinem Tuche auch wohl mit goldenen Treſſen oder Schnüren beſetzt; der untere von ſeidenem Zeuge; ſeine Halbſtiefel pflegen im Stat von Saffian zu ſeyn.

Das hauptſächlichſte Gewehr eines dienenden Koſaken, woran man ſie gleich erkennt, iſt die Pike oder Lanze. Sie beſteht aus einem, eine Spanne langen, ſcharfen Eiſen, welches die Geſtalt eines Spießes hat, und an einem hölzernen (zu mehrerer Dauer auch wohl mit eiſernen Streifen beſchlagenen) Schafte von 1½ Klafter befeſtigt iſt; oft ſieht man an derſelben ein kleines Fähnchen. Außer der Pike führt er einen Säbel, der (wie ein Hirſchfänger) weder Bügel noch Handkorb hat; ein Feuergewehr, welches mehrentheils eine Kugelbüchſe iſt, (die er jedoch nicht ſicher gebraucht, wenn er ſie nicht auflegen kann) und eine oder zwey Piſtolen, die gemeiniglich im Gurt ſtecken. Indeſſen hat nicht jeder dieſe Waffen, ſondern nur ſolche Regimenter, die ſich durch Ordnung beſonders hervorthun wollen. Bey einigen Koſaken ſieht man, an ſtatt des Schießgewehres, noch Pfeil und Bogen. Auch kann man zu ihren Waffen die Peitſche rechnen, die 1 Elle lang, einen Daumen dick, von Leder geflochten und an einem kurzen Stiele befeſtigt iſt. Zuweilen haben ſie noch eine Schlinge, durch deren Hülfe ſie feindliche Schildwachen aufheben und mit ſich fort ſchleppen. Jeder hat zwey Pferde, bisweilen gar mehrere, theils um bey der Abwechſelung ſchneller fortzukommen, theils um ſein weniges Gepäck, nämlich etwas Proviant, ein paar Hemden und ein paar Stiefeln zum künftigen Gebrauch, auf dem einen zu führen. Der Sattel beſteht bloß aus Holz, nur wird eine Filzdecke darunter, und ein ledernes Küſſen darüber gelegt. Die Pferde ſind klein, und ſehen Elend aus, ſind aber dauerhaft, gut zugeritten, und ſo ſchnell, daß ſie bey der Bequemlichkeit, nicht in geſchloſſenem Haufen zu marſchiren, nur wenig Gepäck zu führen, und mit den Pferden wechſeln zu können, ohne ſonderliche Beſchwerde mehrere Tage nach einander 12 bis 15 Meilen zurück legen. Jedes Regiment hat zwey, auch wohl mehrere, ſeidene Fahnen, die bald zugeſpitzt, bald eckig, und mit dem Bilde eines Schutzheiligen, oder mit Waffen, geziert ſind,

aber Pauken, Feldmuſik, Bagagewägen, Artillerie, auch Zelte, haben ſie nicht. An ſtatt des Zeltes machen ſie auf ihrer Lagerſtätte, um ſich gegen Sonnenhitze und Regen zu decken, Strauchhütten, oder ſie ſchlagen 3 bis 4 kleine Stäbe, die ſie aus dem nächſten Gebüſche holen, in die Erde, und behängen dieſelben mit ihren Filzmänteln.

Einen von Hrn. Chodowiecki, bey Anweſenheit der Ruſſen in Berlin im Jahr 1760, nach der Natur gezeichneten Koſaken, ſtellt Fig. 2712 dar. Die Pferde ſind klein, mager, aber hart und dauerhaft, von ukrainiſchem Schlage; daß das hier abgebildete ſo ſtark in der Bruſt zu ſeyn ſcheint, kommt bloß von ſeiner zurück gedrängten Stellung her. Die Kleidung des Koſaken iſt ungefähr nach polniſcher Art. Da ſie im ſiebenjährigen Kriege noch nicht Uniform hatten, ſo erſchien der eine grün, der andere grau, der dritte noch anders; auch hatte ein Loch mehr oder weniger in der Kleidung nichts zu ſagen, gemeiniglich wurden ſie durch Flicken von andern Farben ausgefüllt, oft auch noch ein anderes, nicht ſelten geraubtes, Gewand ganz verſchiedener Art unter das Oberkleid angezogen. Von den Waffen der Koſaken ſind hier drey Gattungen ſichtbar, nämlich: der Kantſchu, den er in der Hand hält, und mit welchem er ſowohl ſein Pferd, als den überwundenen oder wehrloſen Feind züchtigt, ferner das halb gekrümmte Seitengewehr und die Pike; dieſe letztere hat am untern Ende einen ledernen Ring, in welchem, gleich dem Steigbügel ſeines Pferdes, der Koſak mit dem rechten Fuße ſteht. Damit aber die 10 bis 12 Fuß lange Stange der Pike in ſenkrechter Stellung nicht allzu ſehr hin und her ſchwanke, iſt ſie vermittelſt eines ledernen Bandes in der Gegend der Bruſt an einem Knopfe befeſtigt. Von dieſem wird ſie, zur Zeit des Angriffes, los gemacht, und indem der Koſak ſie mit dem Leibe ſeines Pferdes in gerader Linie vor ſich her ſtreckt, lenkt er ſie vermittelſt des ledernen Ringes, in welchem der Fuß ſteht, mit welchem letztern er zugleich beym Zuſtoßen den Nachdruck giebt.

Zu Hauſe und außer wirklichen Dienſten, bekommen die Koſaken keinen Sold, ja die kleinreuſſiſchen Koſaken bekamen, während des ſiebenjährigen Krieges, auch im Felde nichts, die mehreſten aber erhielten aus der extraordinären

dinären Kriegscaſſe von der Krone, auſſer Pulver und Bley, jährlich 12 Rubel Sold, nebſt Soldaten Proviant und Fourage für 2 Pferde, die Officiere aber Gage und Rationen, wie die Offiziere der ordentlichen Feldregimenter. Da der Koſak von Jugend auf zu Ertragung der Beſchwerden und zur Genügſamkeit bey geringer Koſt gewöhnt iſt; da er ſich von ſeinen Kleidungsſtücken und Pferdegeſchirre das mehreſte ſelbſt zubereitet, und, wo er nur etwas Gras findet, ſein Pferd weiden läſſet, um die ihm gelieferte Fourage verkaufen zu können, auch, wo er ſtarkes Getränk bezahlen muß, kein Säufer iſt, und jedes Mittel des Erwerbes benutzt: ſo iſt der vorhin gedachte geringe Sold für ihn nicht nur hinlänglich, ſondern er vermehrt durch denſelben, auch wenn er nicht plündern darf, den Nothpfennig, den er aus ſeinem Vaterlande mitgebracht hat; und dies ſetzt ihn in den Stand ſeine Kleider, Pferde und Waffen, wenn ſie zu Grunde gehen, aus eigenen Mitteln wieder anzuſchaffen.

Zu Hauſe iſt das Anſehen der Officiere und der Gehorſam der Gemeinen nicht groß, aber im Dienſt findet ſtrengere Diſciplin ſtatt. Vergehungen werden theils mit Geldſtrafen an die Regimentscaſſe, noch häufiger aber mit Peitſchenhieben, geahndet. Mit Stockprügeln läßt der Koſak, als ein freyer Menſch, ſich nicht beſtrafen.

Ihre Tactik und Art im Felde zu fechten, beſteht vorzüglich darin, daß ſie ſich in kleine getheilte Haufen aufſtellen, mit ſolchen den Feind auf allen Seiten, vornämlich auf den Flanken und von hinten, unter einem lauten, faſt dem Geheule ähnlichen Geſchrey, mit gefällten Piken in der ſtärkſten Carriere angreifen; ſo bald es gelingt durch den furieuſen Choc den Feind zu theilen, dann die Pike fallen laſſen, und vermittelſt des Riemens nachſchleppen, aber an deren ſtatt ſich der Piſtolen, ſonderlich des Säbels, bedienen, und eben dadurch Niederlagen anrichten; wo ſie hingegen Widerſtand finden und keine Hoffnung zum Eindringen haben, ſich ſogleich aus einander ſtreuen, und eiligſt bis an einen beſtimmten Sammelplatz zurück fliehen, ſich daſelbſt wieder in kleinen Haufen ſetzen, und ſo lange neue Angriffe verſuchen, bis der durch öfteres vergebliches Nachſetzen abgemattete Feind zur Flucht gebracht wird; dann ihn ſo weit als möglich verfolgen,

immer mehr zerſtreuen, und Gefangene zu machen ſuchen.

Die Anzahl von Koſaken, welche ſich im ſiebenjährigen Kriege bey der ruſſiſchen Arme befanden, belief ſich ungefähr auf 10,000. Von ihrer Heimath bis an die Gränzen von Preußen, (wo ſie erſt einen Feind zu ſehen bekamen,) hatten ſie einen Weg von mehr als 400 Meilen vor ſich, den ſie jedoch, vermöge der vorhin erklärten Leichtigkeit ihrer Märſche, in unglaublich kurzer Zeit und ohne merkliche Schwächung ihrer Pferde zurück legten. Der Graf von Tottleben, der ſie im ſiebenjährigen Kriege eine Zeitlang commandirte, fieng ſchon an, ihnen eine etwas beſſere Geſtalt zu geben, und ſie diſciplinirter zu machen. Seit dem Kriege, bis jetzt, ſind noch weit beträchtlichere Veränderungen mit ihnen vorgegangen.

Die eigentlichen doniſchen Koſaken, von welchen die grebinziſchen, wolgaiſchen, uralskiſchen und ſibiriſchen, Colonien ſind, bewohnen die ebenen, meiſt waldloſen Flächen und Steppen an beyden Seiten des Don von Woroneſch bis an das aſowiſche Meer, und an den Donflüſſen Donetz, Medwediza, Choper, Buſuluk, und kleinern. Ihr Gebieth iſt von Norden in Süden bis 500 Werſt lang, und von Weſten in Oſten 3 auch 400 Werſt breit. Die Steppen ſind hoch, mager, trocken, ſalzreich, und haben hier und da Mangel an Holz und Waſſer, daher ſie nur ſtellenweiſe zum Anbau taugen, und an der Linken des Don der kalmückiſchen Horde überlaſſen ſind. Die Flüſſe und Bäche aber haben breite, niedrige, fruchtbare, mit Holz verſehene Geſtade, und an dieſen wohnen die Koſaken.

Sie entſtanden nach den maloroſſiſchen Koſaken, von denen ich weiter unten ſprechen werde, auf gleiche Weiſe von zuſammengelaufenen, verwegenen Ruſſen nowgorodiſcher Provinzen. Ihre Abſicht war, bey der krimſchen und andern tatariſchen Horden, Türken und allen böſen Nachbarn, Beute zu machen; dadurch wur-

wurden ſie eine ſichere Bedeckung der Gränzen. Das Glück ihrer Unternehmungen und die Begünſtigungen der Regierung, verſchafften ihrer kleinen kriegeriſchen Demokratie Zulauf, und, als ſie an der Gränze ſteuerfreye Länder angewieſen erhielten, auch Stärke und Beſtand. Der Stamm war unbeweibt; nach und nach heuratheten viele geraubte tatariſche Weiber, und nachher auch ruſſiſches und maloruſſiſches Frauenzimmer, daher ſie ſich durch ſich ſelbſt fortpflanzten und vermehrten. Im J. 1570 erbaueten ſie ihre Hauptſtadt Tſcherkask am Don, 70 Werſt über dem damahls türkiſchen Aſow. Im J. 1579 machten 3000 doniſche Koſaken den erſten Feldzug mit den Ruſſen nach Liefland. Seitdem ſind ſie dem Reiche durch Tapferkeit und Treue oft ſehr nützlich geworden, doch haben ſie ſich auch verſchiedene Empörungen zu Schulden kommen laſſen. Bey ſolchen Gelegenheiten entſtanden die uralskiſchen und ſibiriſchen Koſaken. Von einzelnen verlaufenen doniſchen und grebinziſchen Koſaken entſtanden unter dem Anführer Nekraſſow die nekraſſowſchen Koſaken. Dieſe wohnen am ſüdlichen Arm der Mündung des Kubanfluſſes in drey Stanitzen, und ſind bis an 1000 Familien angewachſen. Sie ſtehen unter dem Chan der Krim, und ſtellen demſelben, ſo oft er es verlangt, 500 berittene Männer.

Die doniſchen Koſaken ſind meiſtens wohlgewachſene, ſchöne Leute. Die mehreſten haben ein völlig ruſſiſches, viele ein von ruſſiſchem und tatariſchem gemiſchtes Anſehen, vermuthlich von ihren tatariſchen Stammmüttern. Ihr ſittlicher Character iſt ganz der ruſſiſche, Erziehung und Lebensart aber macht ſie entſchloſſener, als der ruſſiſche gemeine Mann. Bey Verabſäumung aller wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, haben ſie faſt zu allen Zeiten Leute gehabt, die durch ſich ſelbſt als Helden und Eroberer, oder auch als Aufrührer oder Tyrannen berühmt waren. Die Stamm=

våter der uralskiſchen Koſaken, der eroberer Sibiriens Jermark, Stenko Raſin, Bulowin, Jemelka Pugatſchew, waren doniſche Koſaken.

Die Verfaſſung der doniſchen Koſaken, iſt die oben gedachte allgemeine kaſakiſche, ſeit dem vorigen Túrkenkriege aber haben die in demſelben gebrauchten Regimenter (Polki) eine mehr reguláre Einrichtung, gleichfórmigere Waffen und Kleider ꝛc. und ihre Officiere Rang bey der Armee bekommen. Im J. 1778 waren vier ihrer Attamanne Oberſten, mehr als 20 Majors, u. ſ. f. Nach den Regiſtern vom J. 1764 ſtellten ſie gegen 16000 Mann auf eigene Koſten beritten, bekleidet und bewaffnet; nach ihrer Menge aber kónnen ſie bis 50000 Mann ſtark zu Pferde ausrúcken. In Abſicht der Krone, ſind ſie, auſſer mancherley Privilegien ganz Abgabenfrey. Zur Beſtreitung der Ausgaben, die ihre innere Verfaſſung erfordert, belegen ſie ſich ſelbſt mit kleinen Steuern.

Bis auf Tſcherkask wohnen alle in Stanitzen oder ſchlecht befeſtigten Dórfern, deren ſie einige über hundert haben, und die daher groß ſind. Jede Stanitza macht eine ungleich ſtarke Compagnie, hat ihre Officier, den Attamann, Sotnik, Jeſaul und Schreiber, hat ein Rathhaus, ein Fåhnchen, und einige Kanonen. Manche Stanitzen haben zwey Kirchen. Wenn Verſammlungen ſeyn ſollen, ruft der Jeſaul auf der Straße aus: Ihr Attamannenſóhne, kommt zum Rath, oder Kreiſe (Krug)! Auſſer der Stonitza iſt ein eingeſchloſſener Platz (Tabun) zur Muſterung der Dienſtpferde. Tſcherkask, ihre eigene Stadt, nennen ſie ruhmredig unſere doniſche Koſakenſtadt. Sie iſt groß, volkreich, in 11 Stanitzen oder Reviere getheilt. Hier iſt die Kanzelley des ganzen Volkes, in welcher der Feldherr oder Oberattamann pråſidirt, und die Oberſten der Regimenter, oder Polke, Beyſitzer ſind. Die niedrige Lage der Stadt am rechten

Ufer

Ufer des Don ſetzt ſie, einem Theile nach, Ueberſchwemmungen aus. Weil die doniſchen mehr, als die übrigen Koſakencorps dienen, ſind ſie auch mehr Soldaten. Der Krieg iſt ihr Element, weil ſie in demſelben nach ihrer Neigung leben, und ſich durch Beute ſelbſt belohnen können.

Ihre Häuſer in den Stanitzen ſind, wie die ruſſiſchen, von Blockwerck, meiſtens mit Schorſteinen, und deswegen reinlicher. Nach dem preußiſchen Kriege iſt auch ihr Hausrath netter. Viele Stuben ſind artig tapeziert, mit guten Heiligenbildern ꝛc. geſchmückt. Tſcherkask hat einige ſteinerne Häuſer. Ihr Tiſch iſt wie der ruſſiſche, doch haben ſie bey ſich manche auſſer Landes übliche Gerichte eingeführt. Sie ſpeiſen reinlich, und ſind gaſtfrey. Von ſtarken Getränken und deren häufigem Genuß ſind ſie ſtarke Liebhaber.

Ein Jeder kleidet ſich in ſelbſtbeliebige Zeuge von allerley Farben, ſo gut er will und kann. Gemeine tragen ſchwarze Halbſtiefeln und den langen polniſchen Rock gewöhnlich von ſelbſt gewebtem grauen Tuch, Reiche und Vornehme haben oft Saffianſtiefeln, und lange, ſeidene Unter = auch Oberröcke von feinen Zeugen friſcher Farben, mit Treſſen beſetzt, einen reichen Gurt, mit Silber belegte Waffen und prächtiges Reitzeug. Sie laſſen meiſtens nur den Stutzbart, die Gemeinen aber den ganzen Bart wachſen. Ein Unſcheidungszeichen der doniſchen und maloroſſiſchen Koſaken iſt eine kleine Mütze mit einem flachen handbrei Lämmergebräme. Das Haar tragen ſie gekämmt und kurz verſchnitten.

Das Frauenzimmer trägt ſehr lange Hoſen, und darüber ein Hemd mit bunt benähetem Kragen. Bis auf den Kopfputz, iſt die übrige Kleidung die gemeine ruſſiſche. An die Schnüre um dem Hals hängen ſie ſo viele Münzen, daß die Bruſt davon faſt bedeckt

 wird.

wird. Weiber tragen Hauben mit einem ſteifen, halbmondförmig (Kitſchki), oder mit vier ecken aufſtehenden Rande (Powoinik) von allerley Zeuge mit Treſſen beſetzt. Alltäglich bedecken ſie den Kopf mit einem Tuche. Dirnen gehen mit bloßen, geflochtenen Haaren mit einer Stirnbinde (Poweska) mit Treſſen und Perlen bedeckt, und mit herab hangenden Schnüren, an welchen Korallen, Münzen und Klimperwerk hängen. Auch wohlhabendes Frauenzimmer geht im Sommer ganz barfuß. Ihre Nahrungsquellen zu Hauſe, ſind Viehzucht, Ackerbau und Fiſcherey. Die Jagd iſt in ihren offenen Steppen nicht beträchtlich. Ihre Steppen ſind ſchöne Weiden für alle gewöhnliche Hausthiere. Schafe und alles ihr Vieh iſt dem maloroſſiſchen gleich. Manche Koſaken haben Vorwerke (Chutori) und auf denſelben 50 bis 200 Pferde, ſo viel Stück Hornvieh, und noch mehr Schafe. Die Viehzucht wird durch den gelinden, kurzen Winter ſehr erleichtert. Auf den Flußgeſtaden haben ſie ſchöne Heuſchläge, fette Aecker für alle Getreidegattungen, und Waldung. Ueberhaupt treiben ſie die Hauswirthſchaftsgeſchäfte aus Hang zum Kriege und Müſſiggange, und dann auch, weil ſie bey dem Mangel der Städte den Uiberfluß nicht verſilbern können, ſehr nachläſſig und nur zur Nothdurft, daher die mehreſten arm ſind. Höchſt nachläſſig beſorgen ſie auch ihre Gärten, die ſonſt ſehr gut ſeyn könnten. Mit Künſten, Handwerken und Studieren geben ſie ſich nicht ab. Tſcherkask hat zwar die gewöhnlichen, aber fremde Handwerker. Jeder Koſak macht ſich, was er gebraucht, ſelbſt, und iſt zufrieden, wie es wird. Was ſie an Fiſchen, Caviar, Hauſenblaſe und Häuten übrig haben, vertauſchen ſie in Tſcherkask mit ruſſiſchen, tatariſchen, türkiſchen und perſiſchen Kaufleuten gegen Eiſen, Kleidungsſachen und kurze Waaren.

Das

Das Frauenzimmer wird durch die oft lange Entfernung der Männer mehr, als das ruſſiſche, an Land- und Feldarbeit, aber auch an eine den Mannsperſonen ähnlichere Lebensart in Anſehung des Trunkes, und vieles, die abweſenden Männer erſetzen zu laſſen, gewöhnt.

Lebensart, Sitten und Gebräuche der Koſaken im Umgange, bey Hochzeiten, Ergetzlichkeiten, Begräbniſſen rc. ſind von den ruſſiſchen wenig unterſchieden. Ihre Freyereyen ziehen ſich, obgleich die Bräute nichts mit bekommen, und alſo nichts zu unterhandeln iſt, ſehr in die Länge. Die Braut wird vom Bräutigam und von ſeinen Freunden zu Pferde abgeholt, und des Bräutigams Pferd wird mit vielen Schellen behängt.

Ihre kriegeriſche Uebungen beſtehen in Reiten, Lanzenbrechen und Einhauen, und ſind gleichſam feyerliche Ergetzlichkeiten. Sie erſcheinen dabey auf dem ſchönſten Pferde, in den beſten Kleidern, und zeigen ſich in ihrer ganzen Geſchicklichkeit. Wenn die Ammunition, welche die Krone jährlich ſendet, ankommt, wird ſie und das Commando bey derſelben in jeder Stanetz in Parade, bey Tſcherkask aber von dem dortigen Volk mit ſeinen Fahnen am Gebiethe der Stadt empfangen, und in Proceſſion in das Zeugshaus gebracht.

Die grebenskiſchen oder grebinziſchen Koſaken, ſind ein abgeſonderter Haufen doniſcher Koſaken, welche dem Zar Iwan Waßiljewitz bey Bezwingung der kaukaſiſchen Tatarn zur Avantgarde dienten. Sie drangen bis in das Gebirge, wo es, ſeiner Klippen wegen, mit einem Kamme (Greben) verglichen wird, wovon ſie den Namen erhielten, ob ſie gleich am Terek wohnen, und daher auch terkiſche oder terekſche Koſaken genannt werden. Sie haben in

 ihrer

ihrer Verfaſſung, Lebensart, Kleidung, Wohnungen, Sitten und Gebräuchen ꝛc. nichts, das ſich von den doniſchen Koſaken unterſcheidet. Von denſelben hingen ſie auch bis 1708 in einigen Stücken ab, jezt aber ſind ſie von ihnen unabhängig. Sie machen einen bis 1200 Mann ſtarken Polk aus, und wohnen in fünf befeſtigten Stanitzen, die ſo viele Compagnien ſtellen. Auſſer ihren eigenen Befehlshabern und dem Kriegsoberſten (Woiskowoi Attamann), ſtehen ſie unter den Commendanten in Kislar und Mosdok. Sie werden vorzüglich wieder die kaukaſiſchen, Bergtatarn gebraucht, und ſind faſt immer in den Waffen, und alſo auch im Solde. Weil ſie im Dienſt geübt, beherzt, mit dem Gebirge und der tatariſchen Art zu kriegen bekannt ſind, ſo leiſten ſie wieder dieſe unbändige, räuberiſche Nachbarn vortreffliche Dienſte, da aber ihre Anzahl unzureichend iſt, wurden im J. 1776 zwiſchen Mosdok und Aſow noch 6 Stanitzen oder befeſtigte Dörfer angelegt, und mit Koſaken von der Wolga beſetzt. Dieſe machen einen eigenen Polk oder Corps aus, welches die Benennung aſtrachaniſche koſakiſche Truppen erhielt.

Als das Heer der doniſchen Koſaken zu einiger Größe gelangte, entſtanden nach und nach die Wolgaiſchen, die anfänglich nur des Sommers an der Wolga, des Winters aber in ihren Stanitzen am Don waren, und endlich beſtändig an der Wolga blieben, wodurch von Samaaran, alle Wolgaſtädte, Saratow, Dmitrewsk, Zarizyn und Tſchernoigar Einwohner erhielten, die in der Folge meiſtens von der koſakiſchen zur bürgerlichen Verfaſſung gelangt ſind, und jezt als Kaufleute, Bürger oder Bauern, unter den gewöhnlichen Stadtobrigkeiten ſtehen. Ein beträchtlicher Haufen aber blieb doch bey der koſakiſchen Verfaſſung, und ward vom doniſchen Heere unabhängig.

Die jezigen wolgaiſchen Koſaken beſtehen aus zwey Polken, dem dubowkiſchen und aſtrachanſchen, von welchen der erſte älter als der leztere iſt, und ſchlechthin die wolgaiſche Miliz (wolskoe Woisko) genannt wird.

Der dubowkiſche Koſakenpolk hat ſeinen Hauptſiz und Kanzelley in dem wenig befeſtigſten Städtchen Dubowka, am rechten Ufer der Wolga, an der Mündung des Dubowka Baches, 53 Werſt über Zarizyn; ein Theil deſſelben aber wohnt in großen Dörfern am Wolgaufer über und unter Dobowka. Er hat ſeinen Kriegsoberſten und übrigen Befehlshaber, Artillerie Waffen, Munition, eigene Pferde, eigene willkürliche Kleidung ꝛc. wie ein doniſcher Polk, und iſt etwas über 1000 Mann zum Dienſt angeſchrieben, obgleich bis 3000 aufſitzen können. Dieſes Corps iſt von dem Commendanten in Zarizyn abhängig, und, weil es einem großen Theile nach beſtändig dient, ganz und zu aller Zeit im Solde. Ihre Ländereyen ſind zum Ackerbau wenig tauglich, da ſie am Geſtade der Wolga aus naſſen, der Ueberſchwemmung unterworfenen Wieſen, und abwärts vom Fluſſe aus trockner hügeliger Steppe beſtehen. Zur Viehzucht ſind ſie bequem, der ſie auch, ſo viel der Dienſt es verſtattet, und ihre Weiber beſtreiten können, obliegen. Viele haben Meierhöfe mit anſehnlichen Viehſtänden, die mehreſten aber ſind unvermögend. Se leben und kleiden ſich völlig noch wie doniſche Koſaken. Im J. 1776 mußten ſie einen ſtarken Ausſchuß machen, der zwiſchen Mosdok und Aſow in ſechs Stanitzen verpflanzt würde, und ein eigener Polk ward.

Die aſtrachaniſchen Koſaken wohnen theils in Aſtrachan, theils in Dörfern zwiſchen Aſtrachan und Zarizyn, auf dem rechten Ufer der Wolga. Bis 1750 beſtanden ſie nur aus 300 Mann im Dienſt; jezt gleichen

chen ſie an Stärke den dubowkiſchen, ſie haben aber weit weniger Reverſeleute, und faſt alle Mannsperſonen dienen. Ihre ganze Einrichtung iſt wie der dubowkiſchen, folglich wie eines doniſchen Volks. Auch ſind ſie in beſtändigem Solde, aber auch faſt beſtändig im Dienſt, und von dem Commendanten in Aſtrachan abhängig. Ein递 Haupttheil ihres Dienſtes iſt, daß ſie den Vorſpann der Stationen, und die nöthigen Bedeckungen der Reiſenden und Sachen, erſteres nach dem Poſtreglement für Zahlung, letzteres als Dienſte auf der Heerſtraße von Aſtrachan nach Zarizyn, und theils auch nach Kislar, geben müſſen, wobey ſie bald gewinnen, bald verlieren.

Ihre Dörfer (Stanitzen) ſind neuerlich erbaut, ſehr regelmäßig. Wegen Mangel an Holz, ſind die Häuſer von ſchwachem, weitläuftigen Fachwerk mit großen Lehmwänden, inwendig mit Back- und Kacheloefen auch Schorſteinen. Die Dörfer ſind, wegen der Kalmüken, Kubanen und Kirgiſen, mit Erdwällen, die wegen des loſen Erdreiches zwiſchen Zäunen aufgeführt ſind, und nicht tiefen Gräben, auch einigen Kanonen verſehen. Die Koſaken, welche auf Stationen zwiſchen entfernten Stanitzen ſtehen und abgewechſelt werden, wohnen in nicht tiefen Erdgruben, die mit Strauchhütten und Flechtwerke überbauet ſind.

Weil die Kalmüken in der Steppe bis an die Wolga und um die Stanitzen mit ihren Heerden ziehen, und die Steppe ſelbſt weit ſalziger, als der Wolga iſt, haben dieſe Leute, wenn es auch die Zeit erlaubte, noch weniger Gelegenheit zu Ackerbau, und auch die Viehzucht hat größere Hinderniſſe, daher ſie nur Pferde zum Dienſt, und einige Kühe und Schafe zur Erleichterung der Haushaltung haben. Mehr Nutzen ziehen ſie von der Fiſcherey, die ſie zu eigenem Gebrauch frey haben. Uibrigens leben ſie wie Kriegs- und

und Fuhrleute, die ſich in Kleidung und Sitten von den doniſchen Koſaken, ihrem Stammvolke, nicht unterſcheiden.

Die orenburgiſchen Koſaken trennten ſich ſpäter, als die wolgaiſchen, von den doniſchen. Anfänglich wohnten alle am Samara, als Beſatzung der ſamariſchen Linie, bey Errichtung der zwiſchen 1730 und 40 angelegten orenburgiſchen Linie aber wurden die mehreſten an dieſelbe verpflanzt, und, da ſie dazu nicht hinreichten, mehrere vom doniſchen Heere und auch freye Leute ihnen zugeſellet. Jezt haben ſie ihre Wohnſitze längſt dem Samara-Ui- und Uralfluß, von Wercho-Uralsk bis Jlezkaja Krepoſt, auch in den kleinen Feſtungen in der Baſchkirey, um daſelbſt die Baſchkiren, ſo wie an den Linien die Kirgiſen, in Ordnung zu halten. In allen dieſen Feſtungen, Orenburg ausgenommen, machen ſie den größten Theil der Einwohner aus. Sie können leicht 20000 Mann aufſitzen laſſen, es ſind aber nur 8 bis 10000 Mann zum Kriegsdienſt angeſchrieben. Ihre militäriſche Einrichtung unterſcheidet ſich von der bey den doniſchen Koſaken eingeführten bloß darin, daß ſie ſo viele Truppe ausmachen, als ſie Feſtungen beſitzen, und nicht polkweiſe zuſammen gehören, ſondern alle unter dem Kriegsattamann in Orenburg ſtehen. Ihre Beſchäftigungen in Beſetzung der Feſtungen, Formirung kleiner Läger zwiſchen entlegenen Feſtungen, Patrouilliren an der Grenze, Beſorgung der Convoyen oder Bedeckungen und des Vorſpannes, Züge in der kirgiſiſchen Steppe, wenn Räuberey oder Unfug der Horden Entſchädigungen verlangen ꝛc. (bey welchem allen ihnen die Baſchkiren behülflich ſind,) verſtatten ihre Entfernung nach entfernten Kriegsſchauplätzen nicht, daher ſie auch der Eintheilung in Polke oder Regimenter nicht bedürfen. Die übrige militäriſche Einrichtung des oren-

orenburgiſchen Koſakenheeres, in Anſehung ihrer Befehlshaber, Waffen, Beſoldung ꝛc. iſt völlig wie des wolgaiſchen und doniſchen. Eben ſo ſind auch ihre Wohnungen und Kleidung. Das weibliche Geſchlecht kleidet ſich wie das Landvolk in den Provinzen, in welchen ſie ſind. Die Erwerbung ihres Unterhaltes auſſer der Beſoldung iſt in verſchiedenen Gegenden verſchieden. Die an der orenburgiſchen Linie, treiben bey dem Mangel guter Aecker, meiſt Viehzucht und Viele Handel. In der Baſchkirey, der ufiſchen und iſettiſchen Provinz treiben ſie den Ackerbau mit Fleiß und Nutzen, weil ſie ihren Ueberfluß an der Linie gut verſilbern können. Bey denen in der eigentlichen Baſchkirey, iſt Gelegenheit zur Jagd, die ſie auch nutzen. Wegen der guten Gegenden, der Gelegenheit etwas zu erwerben, und weil der Dienſt nicht viele, und dieſe nicht weit und nicht lange von ihren Wohnungen entfernt, ſind ſie überhaupt wohlhabender und leben beſſer, als die doniſchen Koſaken.

Die uraliſchen oder uralskiſchen Koſaken, welche bis 1774 unter dem Namen der jaikſchen berühmt waren, bewohnen die Ufer des Uralfluſſes (dem ehemaligen Jaik und Rhymnus der Alten), von der Mündung des Ilek an, bis an die kaspiſche See, alſo den ſüdlichen Theil der orenburgiſchen Linie, auch iſt ſeit 1720 eine Colonie derſelben im Städtchen Sakmara, 30 Werſt über dem Einfall des Sakmarafluſſes in den Ural; und eben ſo weit von Orenburg. Ihre Wohnſitze ſind die von Ilezkaja Krepoſt an 20 bis 30 Werſt von einander entfernten Feſtungen und Schanzen der Linie, deren Beſatzung und Einwohner ſie ausmachen, und ihr Hauptort iſt Uralskoi Gorodok. Ihr Gebieth iſt das breite, fruchtbare, theils waldige Geſtade des Uralfluſſes ihres Theiles der Linie, und von der Steppe am rechten Flußufer ſo viel als man vom

Flußufer mit bloßen Augen abſehen kann. Dieſe Steppe gehört nach Aſtrachan, und iſt der kalmükiſchen Horde angewieſen; weil dieſe ſich aber dem Uralfluſſe nicht leicht ſehr nähert, ſo nutzen die Koſaken auch die Geſtade des Tſagan, der bey Uralskoi in den Ural fällt, des Derkul, eines Steppenfluſſes des Tſagan, der untern Steppenbäche der Rechten des Ural, und ſelbſt des Kamyſchſamarſees, der die beyden Uſenflüßchen aufnimmt, und den Salzſee zwiſchen den Mündungen dieſer Uſenflüßchen. An der kirgiſiſchen oder linken Seite des Uralfluſſes haben ſie bloß die Feſtung Jlezkaja an der Mündung des Jlek, welche von einer völlig abgeſonderten und vom Hauptcorps unabhängigen Colonie der uraliſchen Koſaken bewohnt wird. Den berühmten inderskiſchen und andere reiche Salzſeen der kirgiſiſchen Steppe aber nutzet das Hauptcorps als ſein Eigenthum.

Nach ihren Traditionen giengen zu Ende des 14ten oder Anfange des 15ten Jahrh. etwan 30 doniſche Koſaken auf der kaspiſchen See auf Freybeuterey, und ſetzten ſich, mit Vertreibung der Tatarn, am untern Uralfluß. Dieſer Trupp verſtärkte ſich durch verlaufene Tatarn, lebte mit geraubten Weibern, und ſetzte Räubereyen auf dem Lande und Freybeuterey zur See fort. Anfänglich, und bis ſie ſich ſtärker fühlten, tödteten ſie ihre Kinder, um nicht durch dieſelben verrathen oder gehindert zu werden. Als ſie ſich dem Zar Michael Fedorowitſch freywillig unterwarfen, waren ſie ſchon ein anſehnlicher Haufen. Jm J. 1584 vereinigten ſie ſich mit dem doniſchen, etliche hundert Mann ſtarken Trupp Freybeuter, die Netſchei anführte, und hatten nachher mit den Tatarn und Kalmüken manche gefährliche Händel. Als ſie im Anfange des vorigen Jahrh. vom ruſſiſchen Hofe Vergebung und Schutz erhielten, fiengen ſie an, ſich in ihren jetzigen Beſitzen anzubauen. Die ruſſiſche Krone ſetzte ſie auf den Fuß

der

der doniſchen Koſaken, und bewilligte ihnen, gegen ei-ne geringe jährliche Abgabe, die freye, ſehr ergiebige Fiſcherey auf dem Uralfluſſe von der Mündung bis Uralskoi hinauf, die Freyheit aus nahen Salzſeen ihr Salz für die Fiſcherey ꝛc. unentgeldlich zu holen, ſelbſt Branntwein zu brennen, und mehrere kleine Vortheile. Der Hauptort ſchloß nach und nach die Nebenorte von der Fiſcherey immer mehr aus. Durch Reichthum ſtolz, wiederſetzten ſie ſich, im J. 1772, einer von der Krone verordneten Reforme aller irregulären Truppen thätlich. Sie wurden zum Gehorſam gebracht, und erhielten Vergebung. Dennoch ſchlug ſich der gröſte Theil derſelben, im J. 1773, zu der rebelliſchen Rotte des doniſchen Koſaken **Jemelka Pugatſchew**, und blieb bey derſelben bis zur Vertilgung dieſer Brut. Die Regierung ließ ihnen, bey hergeſtellter Ruhe, ihre Beſitze und Vortheile der Fiſcherey, des Salzweſens und Branntweinbrennens. Aber der Jaik, die Koſaken und ihre Hauptſtadt, verloren, zur Vertilgung des Andenkens dieſer ſchwarzen Handlung, ihre bisherige Benennungen, und mußten, von dem an, Uralfluß, die Koſaken uraliſche Koſaken, und ihre Stadt Uralskoi Gorodok genannt werden, auch erhielt ihre politiſche Verfaſſung durch eine Garniſon und Commendantenkanzelley, Aufhebung der öffentlichen Berathſchlagungen auf dem Markte, Wegnahme ihrer zahlreichen Feldartillerie ꝛc. eine Einrichtung, bey der ſie keine ähnliche Schwärmereyen ausführen können.

Die uraliſchen Koſaken ſind friſche, muntere, ſtarke Leute. Die mehreſten Geſichter zeigen eine Vermiſchung von ruſſiſchem, katariſchem und kalmukiſchem Geblüt. Weil ſie faſt ohne Unterricht, in Müßiggang und Ueberfluß aufwachſen, ſo ſind ſie von Sitten roh, ſtolz, unbändig, und als Roskolniken etwas menſchenfeindlich; aber entſchloſſen und tapfer. Die in den

Nebenſtädten ſind nicht weniger roh, aber, weil ſie ärmer ſind, auch geſchmeidiger. In ihrer Hauptſtadt haben ſie bis 1000 Tatarn und Kalmüken zu Koſaken aufgenommen, welche in einer Vorſtadt wohnen, und bis auf die Befehlshaberſtellen, von welchen ſie ausgeſchloſſen ſind, alle ihre Vorrechte genießen. Ihre Verfaſſung überhaupt, iſt die oben beſchriebene allgemeine koſakiſche. Sie machen, dem orenburgiſchen Heere gleich, ein uneingetheiltes Corps aus, welches ſeine Hauptleute (Sotniki), Aelteſten (Starſchini) und alle Befehlshaber ſelbſt wählt, ihnen wenig gehorcht, und ſie, den Kriegsoberſten (Woiskowi Attamann) ausgenommen, den die orenburgiſche Gouvernementskanzelley beſtätigt, und der vom Volke nicht abgeſetzt werden kann, nach Willkür abdankt. Ihre Befehlshaber dienen auch ohne andere Beſoldung, als die alle von der Krone erhalten, und die jährlich für das ganze Heer bis 5000 Rubel beträgt, haben aber bey der Fiſcherey Vortheile. Sie wählen vorzüglich wohlhabende, oft aber auch ganz gemeine Koſaken, die bey den übrigen im Vertrauen ſtehen. Die Gemeinen bekommen, wenn ſie zu Hauſe bleiben, von der Krone jährlich Ammunition, und, wenn ſie marſchiren, die oben, S. 236, erwähnte Koſakenbeſoldung. Sie führen die gewöhnlichen Koſakenwaffen mit vieler Ungleichheit, aber ihre Waffen, Pferde und Reitzeug ſind vorzüglich gut.

Wenn vor der Meuterey im J. 1774, etwas bekannt zu machen oder abzumachen war, ſo verſammelte ſich das Volk um das Rathhaus, aus welchem die Befehlshaber mit ihren Inſignien hervor traten, und wenn der Jeßaul dem Volke Stille gebothen hatte, die Anträge machten. Das Volk antwortete dann ſehr lärmend: *Wir ſind es zufrieden!* oder, *Wir ſind damit unzufrieden!* oder beydes zugleich. Jetzt darf ohne Genehmigung des Commendanten nichts beſchloſ-

ſen, und noch weniger öffentliche Berathſchlagung (Krug) gehalten werden.

Die Hauptſtadt Uralsk ſteht auf dem hohen rechten Ufer des Uralfluſſes, unter 51 Gr. 10 Min. nördlicher Breite, und begreift im Bezirk eines geringen Erdwalles, auſſer einer Vorſtadt, bis 3000 von Aeſpen= und anderm Holze erbauete Häuſer. Im J. 1771. waren 4000 Koſaken zum Dienſt angeſchrieben; alle Einwohner aber betrugen gegen 15000, und ſo viel mochten die in den Nebenſtädten zuſammen genommen wohl auch ausmachen. Die Dienenden ſind in Compagnien zu hundert eingetheilt.

Ihrem Nahrungsgewerbe nach, ſind ſie ein Fiſchervolk, und gewiß eines der reichſten und kriegeriſchſten des Erdbodens. Die Viehzucht hat in ihrem milden Klima und in den trocknen Steppen alle Vortheile. Sie halten auch viel Vieh, und mancher gemeine Koſak hat auf ſeiner Meierey (Chutori,) die an Bächen und Flüſſen bis auf 100 Werſt von Uralsk zerſtreut liegen, einen Viehſtand von 2 bis 300 Pferden, nicht wenigern Hornvieh und mehr Schafen. Pferde und Hornvieh ſind ruſſiſcher Art, die Schafheerden aber meiſtens ein Gemiſch von breitſchwänzigen kirgiſiſchen, kurzſchwänzigen ruſſiſchen und gemeinen europäiſchen, die ſich durch einander belaufen, und dadurch zur gemeinen europäiſchen Art herab arten. Eine Beſchwerlichkeit der Viehzucht iſt hier, daß das Vieh, wegen der Räubereyen der Kirgiſen, und wegen der Diebereyen der Kalmüken, durch berittene und bewaffnete Hirten beſchützt werden muß. Zum Ackerbau haben ſie wenig Gelegenheit; weil hier aber Obſt-gut fortkömmt, ſo ſieht man am Flußgeſtade Obſtgärten, die kleinen Wäldern gleichen. Waſſermelonen, oder Arbuſen, kommen, wenn ſie zu rechter Zeit gewäſſert werden, in der trocknen Steppe fort; und gerathen inſonderheit unter der Cultur der

Kiſil=

Kiſelbaſchen gut. Sie holen ihr Getreide auf Steppenwägen, 5 bis 800 Werſt von Samara, Syſran ꝛc. an der Wolga, und eſſen alſo theuer Brod. Vom Handel, Profeſſionen, und allen Stadtgewerben, ſind ſie ſo wenig Liebhaber, daß ab- und zureiſende Kauf- und Handwerksleute, ſelbſt Schuſter und Schneider, bey ihnen immer guten Markt halten. Einige Koſaken haben in den Geſtadewäldern Bienenſtände, und manche bis 50 Stöcke. Die Jagd gibt Antilopen (Saiga) häufig; Wölfe, Füchſe und Schweine aber ſparſam. Sie iſt den Koſaken mehr Zeitvertreib, als Gewerbe.

Der Uralfluß iſt von den in ihn ſteigenden Fiſchen aus der kaſpiſchen See überaus fiſchreich, vornämlich an Störarten. Die Koſaken fiſchen jährlich drey Mal. Im Januar, mit Haken (Bagri). Dieſe Fiſcherey gibt vorzüglich Hauſen (Belluga), die an einigen Flußſtellen wie aufgeſtappelt liegen, und ohne Umſtände mit Haken auf das Eis gezogen werden; und nebſt Hauſen gemeine Störe. Im Frühlinge fiſchen ſie mit Netzen, wodurch vornämlich Seewrugen, (eine kleine Störart,) und im Herbſte auch mit Netzen, da allerley Fiſche gefangen werden. Jede Fiſcherey wird durch einen Kanonenſchuß eröffnet, auf den die Koſaken ſich verſammeln, die Fiſcherordnung verleſen hören, und dann nach denen Stellen,, wo ſie fiſchen wollen, eilen. Nur wirklich dienende Koſaken dürfen fiſchen, auch darf von dieſen keiner Helfer annehmen. Die Befehlshaber können 2, 3 bis 4 Mann ſchicken. Wegen Ueberfälle der Kirgiſen, ſind die Koſaken bey dem Fiſchen mit Gewehr verſehen. Zur Winter- und Herbſtfiſcherey finden ſich Kaufleute faſt aus ganz Rußland ein, und erkaufen Fiſche, Caviar, oder Störrogen, und Hauſenblaſe für baares Geld. Des Winters verfahren ſie die Fiſche hart gefroren, im Herbſte und Frühlinge wer-

den ſie eingeſalzen und dabey in Land Seeſalz (Buſun) gleichſam begraben. Der Caviar wird gleich nach dem Fange, an den Ufern, durch Abſonderung des Hautwerkes und durch Einſalzen zubereitet. Je weniger Salz, je beſſerer Caviar, aber auch deſto verderblicher; und umgekehrt. Der Fiſchverkauf iſt ſo beträchtlich, daß das ganze Heer nicht nur in einer entlegenen, unfruchtbaren Gegend meiſtens für baares Geld leben kann, ſondern ſich auch bereichert. Auſſer dieſen Fiſchereyen wird im Oktober und December für den kaiſerlichen Hof beſonders gefiſcht. Dieſe Fiſche werden durch Deputirte, die aus angeſehenen Männern beſtehen, nach St. Petersburg oder Moskau geſendet. Die erſte Deputation bringt 60 bis 100, die zweyte über dritthalb hundert Störe; dafür erhält die erſte Deputation vom Hofe ein Geſchenk von 800, und die letzte von 1000 Rubel. Die Koſakenkanzelley erſetzt ſich davon die Fuhr- und Reiſekoſten, und ſchenkt den Deputirten mit Silber beſchlagene Säbel, von welchen die beſten für die Anführer 36 bis 46, für die Starſchinen 15 bis 20 und für die Gemeinen 9 Rubel koſten. Alle Säbel erhalten Inſchriften.

Die Koſakenweiber leben, da ſie ſich in gekaufte Zeuge kleiden, und weder ſpinnen noch weben, müßig und gut, halten aber ihr Hausweſen ordentlich und reinlich, und ſorgen für einen guten Tiſch, Bier, Meth und Branntwein.

In der Kleidung unterſcheiden ſich die uraliſchen Koſaken von den doniſchen, auſſer der mehrern Güte und einem größern Aufwande, bloß durch die Mütze Die uraliſchen Mützen ſind von feinem Tuche, und machen einen 1 Spanne tiefen Beutel; auch haben ſie eine rund ausgeſtopfte Bräme. Die Näthe der Mütze ſowohl, als auch der Kleider, ſind bisweilen mit goldenen Schnüren beſetzt. Das Frauenzimmer trägt die in Rußland gewöhnlichen Rand- oder Schirmmü-

zen,

zen, und unterſcheidet ſich in einem Stücke von der Landes Mode.

Das Volk lebt beſtändig in ſchwärmender, müſſiger Fröhlichkeit, und wird dadurch ausgelaſſen. Von früh bis in die Nacht wird herum geſchlendert, geplaudert, geſungen und getrunken. Zur Hochzeit ſchenken ſich die die Verlobten einander die Brautkleider. Vor der Braut wird eine Fahne nach der Kirche getragen, der ſie verſchleyert folgt. Die Hochzeitluſtbarkeiten beſtehen in Tanzen, Singen und Trinken, und gehen auf der Straße vor, weil die Häuſer nur eine kleine zur Mahlzeit gebetene Anzahl Gäſte faſſen können. Die Männer begegnen den Weibern glimpflicher, als in Rußland üblich iſt, daher ſie auch frey, munter, klug und ſchön ſind.

Ihre unordentliche Lebensart macht ein hohes Alter ſelten, aber ſie ſind bis an den Tod geſund, wie ſie denn nach dem Etat keinen Arzt haben; doch kommen bisweilen einige Wundärzte, welche die an der Venusſeuche Kranken curiren.

Bis auf die Koſaken in Ilezkaja, die ein ganz abgeſondertes Corps ausmachen, ſind die in den Nebenſtädten in einigen Stücken von der Hauptkanzelley abhängig, auch werdeu ſie aus der Hauptſtadt völlig erhalten. Dazu werden ärmere und ſchlechtere Leute genommen; und da ſie in Anſehung der Vortheile der Fiſcherey von dem Haupt Corps ſehr eingeſchränket werden, ſind ſie ärmer und muthloſer, ſonſt aber in Kleidung und Sitten völlig in Geſchmack ächter Uraler. Jeder Ort hat ſeinen Attamann, übrige Befehlshaber und Kanzelley.

Die ſibiriſchen Koſaken, ſind die Eroberer und erſten ruſſiſchen Anbauer der Städte, Feſtungen und Dörfer des ungeheuern Sibiriens, und auch noch ſeine vorzüglichſte Bewohner. Sie ſtammen von den doni-

ſchen Koſaken her, von welchen im J. 1577, unter der Regierung des Zaren Iwan Waßiljewitz, ein 6 bis 7000 Mann ſtarker Haufen, weil er wegen Freybeuterey auf der kaspiſchen See zur Strafe gezogen werden ſollte, unter ſeinem Attamann Jermak oder Jermolai Timofejew, nach der Kama und nach Permien entflohe. Von Permien drang er den Tſchuſſowajafluß hinauf, hindurch das Uralgebirge in Sibirien bis andern Tobol, Irtiſch, und ſelbſt bis zum Ob. Auf dieſem Zuge unterjochte Jermak die Wogulen, viele Oſtiaken, und beſonders Tatarn, für eigene Rechnung. Als er ſahe, daß er mit ſeinem eingeſchmolzenen Haufen ſeine weitläuftige Eroberungen nicht behaupten konnte, übergab er ſie 1581 der ruſſiſchen Krone, die ihm verzieh und ihn erhob. Nach Jermak's 1584 erfolgten Tode, wurde die Eroberung durch nachgeſchickte Commando's doniſcher Koſaken von der hohen Krone bis an den öſtlichen Ocean und in Daurien fortgeſetzt, und gegen die Mitte des vorigen Jahrhundertes vollendet. Alle dieſe erſte und nachgekommene Koſaken blieben auf immer in Sibirien, wo ſie ſich meiſt aus den Töchtern des Landes mancherley Urſprunges beweibten; viele der zuletzt gekommenen aber brachten, da mit den Eroberungen der Anbau verknüpft war, ihre Familien mit. Der Ruf der Fruchtbarkeit Sibiriens, und der Gelegenheit zu gewinnen, zog ſo viele freywillige ruſſiſche Kaufleute, Landwirthe und Profeſſioniſten dahin, daß das Ziehen von der Regierung unterſagt wurde. Geringe Verbrecher und untaugliche Recruten aus Rußland, wurden in den mildern Gegenden Sibiriens als Coloniſten angeſetzt, ſo wie die groben Verbrecher nach rauhen Gegenden dieſes Reiches als büßende Gefangene wandern mußten. Dadurch erhielt Sibirien ſeine ſchon beträchtliche ruſſiſche Bevölkerung, und die durch dieſes ganze Reich zerſtreuten Koſaken ſo großen Zuwachs, daß ihrer

jetzt

jetzt über 100,000 ſind. Bey der jetzigen Verfaſſung der Nationalen, ihrer Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande und ihrer Treue gegen die Regierung, auch bey den zur Vertheidigung der Gränzen oder Linien genommenen Mäßregeln durch Feſtungen und reguläre Truppen ꝛc. konnten die mehreſten Koſaken des Kriegsdienſtes überhoben, und dem Ackerbaue und den Gewerben, bey welchen es ſo ſehr an fleißigen Händen fehlte, gelaſſen werden. Es ſind in neuern Zeiten ganze Koſakenſloboden in Ackerſloboden verwandelt, und die Koſaken, ſtatt Kriegsdienſte, auf Kopfſteuer geſetzt worden. Von den gebliebenen dient nur eine geringe Anzahl, in dem tobolskiſchen Gouvernement wenig über 7000, und ungefähr ſo viel im irkuzkiſchen, von welchen faſt die Hälfte auf Kamtſchatka iſt. Alle übrige treiben ganz ungeſtört Stadt- und Landgewerbe, handeln, jagen, u. ſ. w. Jene, die mit größtem Recht dienen, de Schluſchiwie genannt werden, machen kein verbundenes Heer unter allgemeinen Befehlshabern aus, ſondern ſind in jeder Stadt und deren Gebiethe vor ſich. Man hat tobolskiſche, tomskiſche, irkuzkiſche u. a. Koſaken. Jeder Trupp hat ſeine eigene Befehlshaber nach Koſakenweiſe, auſſerdem aber ein Oberhaupt (kaſatſchie Golowa), welches nicht immer ein Koſak iſt. Sie leiſten gar ausnehmende Dienſte. Auf den Gränzen ſtehen ſie neben und in den Feſtungen in kleinen Lägern, bedecken ſie, und geben auch, wenn an denſelben gereiſet werden kann, Vorſpann und Convoy, recognoſciren, fangen Streifpartheyen der Kirgiſen und Mongolen, u. d. gl. Die tiefer im Lande befindlichen haben weniger militäriſche Beſchäftigungen; ſie dienen wie es erforderlich iſt, zu Lande, zu Pferde und zu Fuß, und zu Waſſer als Soldaten oder Seevolk, Schiffbauer, Zimmerleute, bey allerley und theils gefährlichen Verſchickuugen, bey Seeexpeditionen, ſind Aufſeher über die Natio-

nalen und deren Geißel, ſammeln bey denſelben den Tribut, transportiren Sachen und Verbrecher; und kein Geſchäft verrichten ſie ſchlecht. Dieſelben Koſaken, welche die Tſchukitſchen bekriegen, ſind nachher Schiffbauer, nnd machen darauf Seeexpeditionen mit, u. ſ. f. Bey dieſen Leuten ſucht man nicht leicht einen Dolmetſcher für irgend ein ſibiriſches Volk, einen Wegweiſer für die unbekannteſten Gegenden und mancherley Nachrichten, die durch bloße Aufmerkſamkeit erhalten werden konnten, vergebens. Bey ihren mannigfaltigen Dienſten ſind wenig Umſtände nöthig. Sie ſind an die Gefahren und größten Beſchwerlichkeiten gewöhnt, hangen nicht ſehr an den ihrigen, leben und behelfen ſich in allen Umſtänden ſo gut man kann, ſind ſtets gutes Muthes und nie raſtlos; ohne auf Belohnungen zu ſehen, wiſſen ſie ſelbſt von den mehreſten Umſtänden Vortheil und Gewinn zu ziehen.

Der Urſprung vieler von vermiſchtem Geblüt, die große Verſchiedenheit des Klima, in welchem ſie geboren werden und leben, und die davon abhängende veränderte Lebensart, haben in dem Anſehen und Character der ſibiriſchen Koſaken bey weitem nicht ſo große Veränderungen hervor gebracht, als man wohl vermuthen ſollte. Sie ſind überhaupt harte, fröhliche, gaſtfreye und gewinnſüchtige, geſchäftige und ſorgloſe Ruſſen, die ſich ſehr in die Zeit zu ſchicken, und ohne Schule und Unterricht in allerley Verhältniſſen zu helfen wiſſen.

Klima, Gegenden und Umſtände, machen ihre häusliche Verfaſſung und ihr Nahrungsgewerbe ſehr verſchieden. Die in den ſüdlichen Gegenden, die Dienenden ausgenommen, ſind gute Ackerleute; die an den Heerſtraßen, erwerben das mehreſte mit Frachten für Kaufmannswaren; die in den ſüdlichern Steppen, ſind theils reiche Viehwirthe; die in rau-

hern Gegenden, mühſame, geſchickte und wohlhabende Jäger; die in den öſtlichen Gegenden, helfen und bereichern ſich als Seeleute auf dem kamtſchakiſchen Meeren. Uiberall treiben ſie unter den Nationalen und mit fremden Kaufleuten einen einträglichen Handel. Nirgends trift man ganz Arme, wohl aber faſt überall Bemittelte und beträchtlich Reiche unter ihnen an.

In den ſüdlichen Gegenden Sibiriens wohnen, kleiden, ſpeiſen und leben ſie theils als ländliche Ruſſen theils als doniſche Koſaken. In den rauhen nord-nordöſtlichen Gegenden behelfen ſie ſich faſt ſo ſchlecht als die Nationalen, wohnen in finſtern räucherigen Erdhütten, ohne Hausrath, kleiden ſich in Thierhäute, leben von Wild, Fiſchen, Wurzeln und Früchten, ganz oder meiſtens ohne Brod, und gewöhnen ſich auch, wo Holz oder Gefäße rar ſind, vieles roh, oder doch nicht gar gekocht, zu genießen. Die kamtſchatkiſchen Koſacken haben weder zum Ackerbau, noch zur Viehzucht, Gelegenheit, ſondern ſind alle im Dienſte und in beſtändigem Solde, daher ſie bloß von dem ſehr theuern Kornproviante leben. Sie ſind aber faſt alle Reich; und kleiden ihre Weiber und Töchter, die anfangs in Pelzhemden (Parki) von Hundshäuten (ſ. Th. XXXIV, S. 101) giengen, jetzt in ruſſiſche Weibertracht von Tuch, ſeidenen und andern Zeugen, mit Treſſen oder feinen Pelzwerke bebrämt. Die Gelegenheiten dem Bachus und der Venus (mit den Töchtern des Landes) ohne Koſten und Hinderniß zu dienen, zu wuchern, und ſich zu bereichern, feſſelt ſie, mit beſſern Ergötzlichkeiten unbekannt, ſo feſt an ihre rauhe Felſen, daß ſie, nach ihrer Uiberzeugung glücklich, mit keiner andern Verfaſſung zu tauſchen wünſchen.

Von den maloroſſiſchen oder maloroſſiskiſchen Koſaken oder den Koſaken von Klein = Rußland ſiehe im Art. Maloruſſen.

Die ſaporoger Koſaken, welche unter dieſem Namen berühmt waren, und in Polen unter der Benennung von Haidamaken gefürchtet wurden, ſind, wegen ihres ſchlechten, wiederſetzlichen Verhaltens, durch einen Befehl von **Katharinen** der Großen, im J. 1775, der Verfaſſung und dem Namen nach, gänzlich aufgehoben und vernichtet worden.

Dieſer jetzt erloſchene Volkshaufen war in ſeiner Verfaſſung ganz ſpartaniſch. Sie entſtanden im Anfange des 16ten Jahrh. von Maloruſſen, die zur Bedeckung der Gränze commandirt waren. Um nicht im Dienſte gehindert zu werden, und ihre Familien keiner harten tatariſchen Gefangenſchaft auszuſetzen, mußten Weiber und Kinder in ihren Wohnungen bleiben. Nach und nach gewöhnte ſich dieſes Commando dermaßen an eine eheloſe, ungebundene, rohe kriegeriſche, müßige Lebensart, daß es keine Ablöſung verlangte, ſondern in ſeinem feſten Lager (Setſch) ſtets blieb, ſich auf immer von ſeinem Volke den Maloroſſianern trennte, und einen eigenen kleinen Staat errichtete. Sie erwählten aus ihrem Mittel, auſſer ihren gewöhnlichen Befehlshabern und Anführern, einen Heerführer (Koſchowoi Attamann). Durch ihre Ausſchweifungen über den Gränzen verurſachten ſie der ruſſiſchen Krone manche Unruhe, und handelten in manchen Kriegen ſelbſt wieder Rußland feindſelig. Aus verſchiedenen Veranlaſſungen mußten ſie ihren Wohnſitz (Setſch) verſchiedentlich verlegen, blieben aber immer am Dnjepr; und weil ſie ſich am meiſten um die Waſſerfälle (Porogi) dieſes Fluſſes hielten, bekamen ſie den Namen der Kaſaken jenſeit der Waſſerfälle (Saporoger); von den Polen aber wurden ſie Haidamaken genannt. Als ſie

ſie an den Empörungen des Hettmanns **Mazeppa** Antheil nahmen, zerſtörte **Peter** der Große ihren Setſch. Sie ſammelten ſich aber unter dem Schutze des krimſchen Chans, und wurden nach 1735 wieder zu rusſiſchen Unterthanen aufgenommen. Im vorletzten Türkenkriege hielten ſie ſich gut. Für den preußiſchen Kriege hielt man ſie zu unbändig. Im letzten Türkenkriege zeigten ſie ſich treulos, und wollten ſich unabhängig machen. Als die Gegenden des Dnjeprs, die ehedem Rußland gehörten, jetzt wieder erobert und mit Coloniſten beſetzt wurden, erklärten ſie dieſen Theil des neurußiſchen Gouvernements für ihr Land, beleidigten die Coloniſten, und brachten gegen 50000 Maloroſſianer theils mit Liſt, theils mit Gewalt, unter ſich. Als ſie keinen Vorſtellungen Gehör gaben, entwaffnete ſie ein Corps rußiſcher Truppen unverſehens, und vorgedachte Akte vernichtete ſie. Nach dieſer Acte wurde ihr Land Coloniſten übergeben, die Verdienteſten erhielten Belohnungen, die Ruhigen konnten Coloniſten werden, und wer ſeine Heimath vorzog, durfte ſich nach derſelben, ſie ſey in oder auſſer Landes, begeben.

Die Verfaſſung ihrer kleinen Demokratie war zwar völlig koſakiſch, aber weit ſtrenger und härter. Mit den Koſaken hatten ſie eine gleiche Eintheilung in Compagnien, und auch ſolche Officierſtellen. Das Soldatenleben und die Eheloſigkeit waren ihre erſten Geſetze. Weil ſie dabey bald hätten ausſterben müſſen, ſo nahmen ſie die Verlaufenen aller Nationen auf, ohne auf Sprache, Religion, Sitten, vorige Verbrechen ꝛc. im geringſten zu ſehen. Dadurch wurden ſie ein böſer, roher, gemiſchter Haufen von Maloroſſen, Polen, Tataren und allerley andern Ausländern, der nicht nur nicht abnahm, ſondern eher zunahm. Alle Befehlshaber ſtanden im Solde der Krone. Die Nahrungsquelle der Gemeinen hätte, nach der Weiſe der

Ko-

Koſaken, die Landwirthſchaft ſeyn ſollen, ſie machten aber nicht nur in Krieges- ſondern auch in Friedens-zeiten Räubereyen auf tatariſchen, türkiſchen und polniſchem Gebieth zur Hauptſache.

Ihre Setſcha hatte eine hölzerne Befeſtigung, und eine beſondere Fortereſſe mit der Artillerie, Waffen, Munition ꝛc. Die Setſcha glich einem Koſakenregimente (Polk), und hatte 38 Quartiere (Kuren), welche Compagnien glichen. Sie hatte nur wenige hölzerne Hauſer, denn die, meiſten Koſaken wohnten in Erdhütten mit Dächern. Jeder Kuren hatte ſeine Officier und einen Attamann (Kurenoi Attamann), aber alle ſtanden unter dem Kaſchewoi Attamann, der während ſeiner Amtsführung große Folgſamkeit, auch einige Einkünfte von Fährgeldern, Zoll der Kaufleute, Branntwein ꝛc. genoß, auſſerdem aber den übrigen gleich geachtet wurde; denn alle hielten ſich auſſer dem Dienſte für Brüder. Er wurde jährlich von neuem erwählt, und konnte bis dahin ein gemeiner Koſak, wo er ſich nur durch Muth und Klugheit unterſchieden hatte, geweſen ſeyn; und was er war, ward er nach der Abdankung wieder. Ein Koſak zu ſeyn, war nach ihren Begriffen eine große Ehre, daher ſie durchreiſende Fremde, auch vom höchſten Range, zu Koſaken aufzunehmen und ihnen ein Diplom darüber zu ertheilen pflegten. Weil bey ihnen alle gleiche Rechte und Freyheiten genießen, gieng ein jeder Unzufriedener, ohne Verabſchiedung, wohin er wollte. Die mehreſten Koſaken wohnten zwar in der Setſcha, viele aber auch in einer Vorſtadt neben derſelben, und nicht wenigere auf ihren kleinen Viehhöfen (Chutori) und Dörfchen in ihrem Gebiethe.

In der Setſcha war ein Marktplatz, auf welchem beſtändig ein paar Pauken ſtanden, die der Heerpauker (Dobyſch) rührte, wenn das Volk zum Rath kommen ſollte. Auf dem Markte waren auch Lebens-

mit-

mittel, Kleidungsſtücke und allerley Bedürfniſſe feil, welche fremde Kaufleute, die ſich in der Vorſtadt aufhielten, brachten. De Kanzelley wurde ſo nachläſſig beſorget, daß ſie ſelten die wahre Zahl der Koſaken wußte; dieſe war ſehr ungleich, und wohl eher an 40 und mehrere tauſend Mann angewachſen. Im J. 1764 hatten ſie 27117 dienſtthuende Männer.

Oeffentliche Verſammlungen (Rada) wurden auf dem Markte gehalten. Der Koſchewoi Attamann erſchien mit ſeinen Inſignien, dem Commandoſtabe (Poliza) und der Fahne; und der Staatsſecretär mit einem Tintenfaſſe. Um die Obern ſtand das Volk. Der Koſchewoi nannte das Volk ſeine jugendliche, muntre Brüder, und das Volk nannte die Befehlshaber Herren (Pani). Oft kam es zum Handgemenge; denn viele, beſonders die etwas durchtreiben oder hintern wollten, erſchienen betrunken. Derjenige, von welchem geredet wurde, mußte ſich entfernen, weil er erſchlagen zu werden befürchten mußte. Ueber Streifzüge und Räubereyen nahmen ſie im Rada, in Anſehung des Vorwandes und der Ausführung, Abrede. So wie den Rittern die Stöße allein bleiben, behielten ſie auch die Beute. Bey Erwählung des Koſchewoi und der Starſchinen pflegte faſt der ganze Rada betrunken zu ſeyn. Der Koſchewoi mußte auch während ſeines Amtes ſtets mit Branntwein freygebig ſeyn; weil dieſer folgſam machte. Die Maloroſſianer rechten nach polniſchen Geſetzen. Die Saporoger hatten nichts ſchriftliches, ſondern urtheilten nach Gewohnheit und nach der Mehrheit der Stimmen. Wenn ein Koſak einen andern erſchlug, wurde er mit dem Erſchlagenen lebendig begraben ꝛc.

Jeder Koſak verſchaffte ſich Pferd, Waffen, Kleidung, Munition und Proviant auf Streifzügen ſelbſt. Im Dienſte der Krone wurden ſie wie andere Koſaken verpfleget. Sie übten vorzüglich Ueberfälle, bey welchen

chen wenig zu wagen und viel zu gewinnen war, aus.

Auſſerdem daß die Koſaken der Setſch recht eigentlich nach der älteſten Bedeutung des Wortes, als verlaufene Leute von Beute ꝛc. lebten, trieben viele auſſer der Setſcha auf den kleinen Dörfern etwas Ackerbau und Viehzucht nach maloroſſiſcher Weiſe. Alle erhielten von ihren Uiberfahrtgeldern und Zöllen eine kleine Beſoldung zu Friedenszeiten. Die Fiſcherey im Dnjepr kam ihnen auch zu Statten; sie war nach den Kuren in 38 Reviere vertheilt. Manche in der Vorſtadt legten ſich immer mehr und mehr auf Handel und Handwerke, in dem Maße als ihre Streifereyen mehr eingeſchränkt wurden.

Sie kleideten ſich ganz polniſch, oder vielmehr den polniſchen Ulanen gleich, mit weiten Hoſen, engen Bruſttüchern, nicht ſehr langen Röcken; ein jeder in ſolche Zeuge und Farben, als ihn gelüſtete. Ihr Aufzug war anſehnlich und kriegeriſch. Im Setſch beſonders lebten ſie nach unſerm Geſchmacke recht ſchlecht und roh. Jeder Kuren war eine Tiſchgeſellſchaft, und ein paar Koſaken waren Köche. Ihre tägliche Speiſen beſtanden in Mehl- oder Grützbrod, und Quas- oder Fiſchſuppe mit Mehl, die ſie aus langen Trögen mit Löffeln aßen. Selten bekamen ſie Fleiſch, und noch ſeltener Brod. Branntwein ſoffen ſie, ſo lange Geld da war; das fehlte aber manchen mehrere Wochen. Eine ordentliche Liebe war ganz von ihrer Verfaſſung ausgeſchloſſen; es durfte auch keine Frauensperſon in die Setſcha kommen. Man beſchuldigte ſie eines lüderlichen Umganges unter einander. Diejenigen, denen es glückte, von Polen und Tatarn Weiber zu rauben, oder lüderliche Weibsperſonen aus Kleinrußland zu bekommen, lebten mit ihnen als Eheleute, oder auch ohne getrauet zu ſeyn, auf den Viehhöfen. Die Söhne wurden

rohe Koſaken, den Vätern gleich. Weder Heurath noch Haushaltung, durfte ſie abhalten, die Beſchlüſſe der Setſcha auszuführen.

Wer Koſak ward, mußte ſich zur griechiſchen Kirche bekennen. Wenn ſie gute Beute machten, bedachten ſie die Kirche und deren Diener reichlich, verſchafften ſich ſchöne Waffen und Kleider, und bewirtheten in den Trinkhäuſern einen jeden wer kam, daher ſie bald wieder nacket wurden. Bey ihrer ſorgenfreyen Armuth und räuberiſchen Lebensart, hielten ſie das Stehlen für ſehr ſchimpflich. Ein Dieb mußte 3 Tage am Pranger ſtehen, und wurde mit ſo vielen Schlägen beſtraft, daß mancher den Geiſt darüber aufgab ꝛc. Dieſen Koſaken ſind nunmehr ihre Wohnungen an den Ufern des ſchwarzen Meeres angewieſen, und durch dieſe Veränderung ſind ſie zu nützlichen Bürgern des Staates umgeſchaffen worden. Die mehreſten derſelben ſind ruhige und fleißige Ackerleute geworden.

Seiſens, hiſtoriſche Nachricht von der Nation der Koſaken, ſt. im 47 und 48 St. des hannov. Magaz. v. K. 1769.
J. G. Georgi Rußland, (Leipz. 1783, 4) S. 501, fgg.
J. E. Fabri geograph. Leſebuch, 2 B. (Halle, 1783, 8.) S. 33, fgg. und 3 B. S. 28. fgg.
A. F. Büſchings Erdbeſchreibung, 1 Th. (8te Aufl. Hamb. 1787. 8.) S. 1139, fgg.
Annales de la petite Ruſſie; ou l'Hiſtoire des Coſaques-Saporogues & des Coſaques de l'Ukraine, ou de la petite Ruſſie, depuis leur origine jusqu'á nos jours; ſuivie d'un Abregê de l'hiſtoire des Hettmans des Coſaques, & des pièces juſtificatives: traduite d'après les Manuſcrits conſervés á Kiow, enrichie de notes, par *Jean Benoit Scherer*. To. I. & II. á Par. 1788. 8. 2 A. 2 B.

Koſaken, ihre allgemeine Verfaſſung; ſ. oben, S. 232, fgg.
— — (aſtrachanſche) ſ. oben, S. 251, fgg.
— — (doniſche) ſ. oben, S. 244. fgg.
— — (dubowkiſche) ſ. oben, S. 251.
— — (grebenskiſche oder grebinziſche) ſ. oben, S. 249, fgg.
— — (jaikſche) ſ. oben, S. 254.

Koſaken, (kamtſchatkiſche) ſ. oben, S. 265.
— — (maloroſſiskiſche oder maloroſſiſche) ſ. oben, S. 266.
— — (nekraſſowſche) ſ. oben, S. 245.
— — (orenburgiſche) ſ. oben, S. 253, f.
— — (ſaporoger) ſ. oben, S. 266.
— — (ſibiriſche) ſ. oben, S. 261, fgg.
— — (terekſche oder terkiſche) ſ. oben, S 249.
— — (uraliſche oder uralskiſche) ſ. oben, S. 254; fgg.
— — (wolgaiſche) ſ. oben S. 250.

Koſate, (die) nach dem Friſch, eine Art ſchwarzer und großer eßbarer Schwämme, welche gern unter den Birken wachſen. Das Wort iſt ohne Zweifel Slavoniſch.

Koebeere, vaccinium uliginoſum *Linn.*; ſ. Heidel-Beere No, 2, im XXII Th. S. 753. fgg.

Koſchchen, in Preußen ein verkleinerter weiblicher Name für Concórdia.

Kochenille, ſiehe Cochenille, im VIII Th. S. 199, fgg.

Koſcher oder Coſcher, heißt, bey den Juden dasjenige, was ihnen vermöge ihrer Geſetze zu brauchen erlaubt iſt.

Koſcheres Fleiſch, iſt nicht nur dasjenige von reinen Thieren, ſondern auch, was im Schlachten ſo ausgefallen iſt, daß es keinen von denjenigen Fehlern an ſich hat, welche den Juden daſſelbe ungenießbar machen. Das Gegentheil von Koſcher wird überhaupt Poſul, und in Abſicht auf die Speiſen Trepha genannt. Koſchern heißt alſo eine Sache ſo machen, daß der Jude dieſelbe genießen kann. Es kann z. B. Fleiſch von reinem Vieh im Schlachten vollkommen koſcher ausgefallen ſeyn, und der Jude muß dennoch erſt einige Verrichtungen damit vornehmen, bis er es ſeinen Geſetzen gemäß genießen darf; er muß es z. B. einſalzen und

und einwäſſern, damit alles Blut heraus gezogen werde, und dieſes darf er nicht eher thun, als bis alles dasjenige Fett, welches den Juden zu eſſen verboten iſt, davon genommen iſt; er muß hierauf das geſalzene und gewäſſerte Fleiſch auf ein Geſchirr hohl aufiegen, damit alles Blut ablaufen kann. Alles dieſes zuſammen heißt das Fleiſch koſchern. Wie ſie mit dem Weine umgehen, werde ich hernach beſchreiben. Sie treiben dieſes ſogar bis auf den Tobak. Da ſie ſich zur Oſterzeit von allem, was geſäuert iſt, enthalten müſſen, ſo brauchen ſie auch alsdann ſolchen Tobak, der ohne Fermentation zubereitet iſt, und ſie müſſen darüber ein rabbiniſch-gültiges Certificat haben.

Koſcherwein, heißt derjenige Wein, den ein Jude nach ſeinen Geſetzen trinken darf. Es iſt den Juden überhaupt verboten, Wein zu trinken, den ein Chriſt angerührt hat, weil ſie in den Gedanken ſtehen, der Chriſt möchte auch nur den Gedanken gehabt haben, denſelben zu ſeinem Gottesdienſt zu gebrauchen. Da ſie nun den Gottesdienſt der Chriſten für Abgötterey halten, ſo haben ihnen ihre Rabbinen allen Wein verboten, an welchem ein Chriſt Hand gelegt hat, aus Sorge, es möchte ſolcher Wein, der zur Abgötterey gebraucht worden wäre, ſeyn. Sie nennen ſolchen Wein der Chriſten נסך י׳ Jajin Neſach, Opferwein. Sie beobachten dieſes Gebot ſo ſtrenge, daß, wenn ein Chriſt nur von ungefähr an eine Flaſche mit Wein ſtieße, die einem Juden gehörte, ſo iſt ſie durch dieſe Berührung entweihet und untüchrig, von ihm getrunken zu werden. Aus dieſer Urſache muß derjenige Wein, den ein Jude trinken darf, von einem Juden ſelbſt gekeltert ſeyn. Sie beweiſen dieſes aus Ezech. 34, 19. wo es heißt: *Was ihr mit euren Füßen zertreten werdet, ſollt ihr trinken.* Den Wein ſelbſt koſchern ſie folgendermaßen. Erſtlich muß der Jude das Gefäß, in welches die Trauben von den Weinſtö-

cken abgeleſen und darin geſtampfet werden ſollen, wohl ausſpühlen; die Trauben darf er zwar von einem Chri= ſten ſtampfen laſſen, aber hernach darf dieſer keine Hand mehr daran legen, und deswegen muß der Jude von Anfange bis zu Ende dabey bleiben. Hierauf muß er die Kelter koſchern, welches dadurch geſchieht, daß er ſie ganz und mit Waſſer reinigt; ſiehe Reinigung der Juden. Wenn der Wein von der Kelter abläuft, muß ihn der Jude ſelbſt in die Fäſſer füllen, dabey aber darf er ſchlechterdings keinen Chriſten brauchen, noch viel weniger den Wein durch Chriſten nach Hau= ſe tragen laſſen, wenn gleich der Jude nebenher geht, es ſey denn, daß die Fäſſer verſiegelt ſind. Alle Ge= fäße und Geräthſchaften, die man zum Einfüllen des Weines gebraucht, müſſen entweder von einem Juden ſeyn, oder von ihm, wie alle andere Gefäße, gerei= nigt oder gekoſchert ſeyn. Alles dieſes muß er ſelbſt verrichten, und darf es einem Chriſten nicht anvertrauen. Wenn nun alles, was zum Wein gehört, verfertigt, und der Moſt von dem Juden mit eigener Hand zu Stande gebracht worden iſt, müſſen ſie ferner darauf ſehen, daß der koſchere Wein auch koſcher erhalten werde. Sie glauben nämlich, es könne ein Wein von einem Chriſten entweihet werden, wenn er ſolchen mit der Hand anrühre, oder ſeinen Mund an das Ge= fäß mit Wein halte, als wenn er davon trinken wolle, oder wenn er das Gefäß mit Wein in die Höhe hebe. Wenn alſo ein Loch in einem Weinfaſſe iſt, und ein Chriſt greift mit ſeinen Fingern an daſſelbe Loch, und berührt zugleich den Wein, ſo behaupten ſie, daß da= durch aller Wein in dem ganzen Faſſe unr in würde. Wenn alſo ein Faß rinnt, ſo muß es der Jude vorher wohl verſtopfen, ehe er einem Chriſten ſolches zurecht machen läßt. Wenn ein Chriſt ein Faß Wein von ei= nem Juden in die Höhe hebt, oder trägt, wenn auch gleich ein ſolches Faß oben petſchirt iſt, ſo iſt aller da=

rin befindliche Wein unrein, wenn ihn auch gleich der Chriſt nicht angerührt hat. Wenn das einem Juden zugehörige Faß Wein auf einem Wagen liegt, und man wollte aus dieſem Faſſe etwas in ein anderes gießen, der Wein wollte aber nicht laufen, und der Chriſt höbe, aus dieſer Urſache, daß es beſſer laufen ſollte, das Faß allein, ohne Beyhülfe des Juden, in die Höhe; ſo halten ſie allen darin befindlichen Wein für Neſech, oder unrein. Ferner lehren ſie, wenn ein Jude und ein Chriſt in einem Keller Wein beyſammen hätten, der Chriſt ſey in den Keller gegangen, und habe die Thür hinter ſich zugeſchloſſen, daß der Jude nach ihm nicht hinein kommen könne, ſo ſey aller Wein im Keller unrein, wenn gleich der Jude nicht geſehen hätte, ob der Chriſt etwas an dem Weine gemacht habe, oder nicht; wenn aber in der Kellerthüre Löcher wären, wo der Jude durchſehen könne, ſo wären die Fäſſer, welche der Jude habe ſehen können, koſcher, die andern aber nicht. Es darf auch kein Jude einem Chriſten ein Weinfaß anvertrauen, wo es nicht oben auf dem Spunde zweymal von ihm verpetſchirt iſt, und er muß hiezu ein ſolches Petſchaft nehmen, von welchem er verſichert iſt, das es der Chriſt nicht nachmachen kann. Wenn Diebe in einen Judenkeller einbrechen, wo Wein liegt, und von den Dieben wäre der größte Theil Juden, ſo bleibt der in den Fäſſern befindliche Wein koſcher; iſt aber der größte Theil Chriſten, ſo wird der Wein unrein. Wenn ein Chriſt in eines Juden Keller angetroffen wird, ſo verhält es ſich damit alſo: Iſt die Thür zum Keller nicht verſchloſſen, ſo bleibt der Wein koſcher; iſt aber die Thür verſchloſſen, ſo wird der Wein in den angebrochenen Fäſſern unrein. Wenn ein Jude zu einer Chriſtin ſagt, ſie ſoll den Tiſch decken, und ſie deckt ihn, ſetzt aber auch zugleich den Wein mit auf den Tiſch, ſo iſt ſolcher Wein Neſech; hat ſie aber gar den Wein aus dem Keller ge-

holt, ſo iſt aller darin befindliche Wein unrein. Sollte aber hernach dem Juden gar zu großer Schade geſchehen, ſo muß er ſeinen Wein durch den Rabbinen wieder koſcher machen laſſen. Wenn ein Chriſt aus Scherz eines Juden Wein anrührt, ſo kann ihn der Rabbine gleichfalls wieder koſchern. Wenn ein Jude koſchern Wein in ein anderes Geſchirr, welches trepheh iſt, gießt, d. i. in ein ſolches Geſchirr, worin vorher unreiner Wein geweſen iſt, und ſolches noch naß iſt, oder gar von dem vorigen Weine etwas darin iſt, und zwar ſo, daß der Wein von dem obern Geſchirre in das unten ſtehende alſo läuft, daß es im Herunterlaufen gleichſam eine Linie formirt, ſo iſt der koſchere Wein in dem obern Geſchirre ebenfalls trepheh geworden; iſt aber der koſchere Wein, in welchen Trepheh- oder Neſechwein gefallen iſt, 60mal mehr als des andern, ſo darf man ihn genießen. Dieſes ſind die vornehmſten Satzungen der Juden vom Wein. Eben ſo verhält es ſich mit dem Weineſſige, den Weinhefen, und dem Weinhefenbranntweine. Wenn nun ein Jude ungefähr unreinen Wein getrunken hat, ſo muß er für jedesmal, ſo oft er davon getrunken hat, 5 Tage faſten; kann er nicht faſten, ſo muß er ſo viel Geld in die Almoſencaſſe werfen, als das Eſſen jedesmal betragen hätte. Doch ſind nicht alle Juden ſo gewiſſenhaft hierin.

Was die Urſache des jetzt beſchriebenen Verbotes, ungekoſcherten Wein zu trinken, betrifft, ſo hat man verſchiedene Gründe davon angegeben. Gerſon ſagt, weil ſowohl an der Moſel, als auch in andern katholiſchen Ländern ein chriſtlicher Prieſter jährlich auf einen gewiſſen Tag einen Segen über einen Trunk neuen Wein zu ſprechen pflege, welcher hernach in andere Fäſſer gegoſſen werde, ſo dürften deswegen die Juden keinen Wein von Chriſten trinken. Ob dieſer Gebrauch wirklich ſey, davon hat man niemals etwas gehört; aber daß das Verbot, wovon hier die Rede iſt, von dieſem Gebrauche, wenn es

auch

auch damit ſeine Richtigkeit hätte, nicht herkommen könne, iſt daraus ſchon offenbar, weil wir es bey den älteſten Rabbinen antreffen, und überhaupt dahin geht, keinen Wein zu trinken, den ein נכרי d. i. einer von anderer Nation angerührt hat. Wenn man die Juden darüber befragt, ſo geben ſie zwar zu, daß, da ehemals die Heiden Wein zu ihrem Götzendienſt gebraucht hätten, den Juden deswegen verboten worden wäre, keinen Wein von ihnen zu nehmen; heut zu Tage aber geſchähe es bloß, um den Juden alle Gelegenheit zur Trunkenheit abzuſchneiden, grade als wenn ſie ſich in Koſcherwein nicht eben ſo gut betrinken könnten, und wirklich betrünken. Höchſt wahrſcheinlich aber iſt es, daß, weil die Chriſten bey dem heil. Abendmahl Wein brauchen, ſie den Wein der Chriſten überhaupt deswegen für abgöttiſchen Wein, und für ſich für unrein halten. Um aber doch ihrem Vorgeben einige Farbe anzuſtreichen, erzählen ſie folgende Geſchichte. Ein gewiſſer gottloſer König, mit Namen **Pirgadicus** (*), hatte einſt eilf weiſe und gelehrte Rabbinen zu Gaſte gebeten. Ehe ſie in das Zimmer traten, verſicherte ſie der König ſeiner Gnade, und bat ſie, aus drey Dingen, die er ihnen vorlegen würde, ihm zur Liebe eines zu wählen: entweder mit ihm Schweinfleiſch zu eſſen, oder in ſeiner Gegenwart ſich mit heidniſchen Weibern zu vermiſchen, oder mit ihm von ſeinem Weine zu trinken. Die Rabbinen waren darüber betreten, und baten ſich 3 Tage Bedenkzeit aus. Nach genauer Ueberlegung entſchloſſen ſie ſich zum Weintrinken, weil es nur eine Verordnung der Rabbinen wäre, und das Volk, unter welchem ſie damals lebten, keine eigentliche Abgötter zu nennen wären. Der König war darüber ſo erfreut, daß er ihnen erlaubte, die Speiſen nach ihrer Art einrichten zu laſſen. Sie richteten alſo ein köſtliches Mahl nach ihren Sitten ein, und der König ſaß an der andern Seite des Tiſches mit den Seinigen, und aß von ſeinen Speiſen. Der Tiſch war ſo gemacht, daß man ihn unvermerkt umdrehen konnte. Da nun die Rabbinen brav getrunken hatten, und ihrer Sinne nicht mehr mächtig waren, ließ der König den Tiſch umdrehen, daß das Schweinfleiſch vor die Rabbinen zu ſtehen kam:

(*) Wo regierte er? wer war er? wann lebte er?

dieſe aßen herzhaft davon, ohne es zu ſchmecken. Als ſie ganz bezecht waren, legte man ſie in das Bett, und gab jeden eine heidniſche Hure zu, welche ihre Rolle gut ſpielten. Als ſie des Morgens aufſtanden, entdeckte ihnen der König alle ihre Verbrechen. Aus Reue darüber ſtarben alle eilf in einem Jahre. Aus dieſer Geſchichte leiten ſie die Folge her, wie gefährlich es ſey, mit einem Unjuden Wein zu trinken, der nicht koſcher ſey.

Koſen. Dieſes Wort wird an vielen Orten, doch nur im gemeinen Umgange gebraucht, für freundſchaftlich mit einander reden, ſchwatzen, und es iſt auch in Preuſſen bekannt. Man leitet es gemeiniglich von dem alten alemanniſchen Worte choſan her, und Hr. Adelung bemerkt, daß es noch jetzt in Oberſchwaben choſen ausgeſprochen werde. Man findet auch in einer altfränkiſchen Beichtformul: ſcantlichemo gichoſi, ſchändlichem Geſchwätze, und beym Notker, Pſ. 11, 3. Loter choſant ſie alle ze ein andern. In der Zuſammenſetzung haben wir noch das Wort, liebkoſen, welches auch im Hochdeutſchen und in der edlern Sprachart üblich iſt.

Das alemanniſche Wort choſan, ſcheint ſeinen Urſprung wieder von dem Worte Goſche zu haben, welches ebenfalls noch jetzt in den gemeinen Sprecharten, ſowohl Ober- als Niederdeutſchlandes, für Maul gehört wird; daher man auch in einigen Mundarten, ein Goſchel oder Guſchel ſagt, für ein Kuß, wofür an vielen Orten auch Mäulchen geſagt wird.

Von dieſem Worte ſcheint auch das franzöſiſche Goſier entſtanden zu ſeyn, wie Leibnitz, in ſeinen Collectan. etymolog, S. 85, bemerkt, da er ſagt: *Goſchen*, Vet. Teuton os apud Lazium, unde forte *coſen*, pro loqui, quaſi *goſen*. & Gall. *goſier* Es bedeutet zwar im Franzöſ. nicht eigentlich das Maul, ſondern die Gurgel, oder die Kehle. Allein, auch im Deutſchen, wird in einigen niedrigen Redensarten zuweilen auch das eine für das andere geſetzt. So ſagt man z. B. Jemand alles ins Maul ſtecken müſſen, und auch, jemand alles in den Rachen ſtecken müſſen. Alles durchs Maul jagen, und auch alles durch die Kehle, oder durch die Gurgel jagen. Und von dem

Zeitworte koſen, ſtammen auch in der franzöſ. Sprache die Wörter: cauſer, cauſeur, cauſeuſe, cauſerie, her.

Köſen, ein neu angelegter Flecken in Thüringen, unweit der Saale, im Schulamt Pforte, in einer ſchönen Aue von Bergen umgeben. Hier iſt das im J. 1732 zu Stande gebrachte und wohl eingerichtete churſächſiſche Salzwerk, welches ſchönes Salz liefert, das im Lande verführt wird. In der Nachbarſchaft, nämlich zu Wickerſtädt und Querſtädt, gräbt man Steinkohlen. Man findet auch da herum viele ſchöne Eiſenſteine. Im J. 1725, wurde ein Geſundbrunnen daſelbſt entdeckt. Die erſte Quelle, die dicht an der Saale über dem Mühlengerinne hervor brach, kam aus einem grauen und lockern Erdreiche. Da ſie aber wegen ihrer übeln Lage nicht eingefaßt werden konnte, ließ man weiter nachgraben, und fand fünf Quellen. Diejenige, welche man eingefaßt hat, iſt die ſtärkſte, und am meiſten mineraliſch. Das Waſſer riecht ſehr ſchwefelicht, iſt ſtark ſpirituös, und wird von Galläpfeln ſchwärzlich gefärbt. Mit Säuren brauſet es etwas, und daher iſt es wahrſcheinlich; daß daſſelbe, auſſer dem martialiſchen Beſtandtheile, auch ein wenig alkaliſches Salz enthalte. $58\frac{1}{2}$ bürgerl. Pfund Waſſer gab, nach dem Abrauchen, $\frac{1}{4}$ Loth Ocher.

Eine hiſtoriſche Nachricht von dieſem Geſundbrunnen, von D. Jo. Greg. Gerhard, Phyſicus bey der Pforte zu Naumburg, welcher ihn den Käſſener Brunnen nennt, findet man im 4ten Supplem. der bresl. Samml. (Budiß. 1729, 4.) S. 92 — 97.

Kosmogonie, von Κόσμος, die Welt hieß bey den Alten die philoſophiſche Theorie von der Entſtehung des Weltgebäudes aus der erſten rohen Materie. Bey ihnen war ſie ein weſentliches Stück der Naturlehre oder Phyſiologie, weil ſie es für möglich hielten, durch unſere Kenntniß der Natur hierüber etwas befriedigen=

des ſagen zu können. Seit Deskartes hat man hierin keinen erheblichen Verſuch gemacht, weil man eingeſehen hat, daß unſere Kenntniß von den Eigenſchaften und Kräften der Materie zu einer ſolchen Theorie nicht hinreicht, und weil man ſich mit bloßen Hypotheſen nicht mehr begnügen will.

Kosmographie, Weltbeſchreibung, iſt derjenige Theil der Naturgeſchichte, der den großen Weltkörper und das daraus entſpringende Ganze, welches den Namen der Welt führt, zum Gegenſtande hat, die Wiſſenſchaft, welche den Bau, die Geſtalt, die Anordnung und das Verhältniß aller Theile, woraus das Weltgebäude beſteht, lehrt. Wie ſich alſo überhaupt Naturgeſchichte zur Naturlehre verhält, ſo verhält ſich auch die Kosmographie zu der Kosmologie (Cosmologia ſpecialis).

Dieſen Begriff etwas deutlicher zu machen, will ich einige hieher gehörige Artikel anzeigen. Die Sonne iſt eine in der Mitte unſeres Syſtemes befindliche, leuchtende und alles erwärmende Kugel, welche 111mal ſo dick iſt, als unſere Erde, in 25 Tagen ſich um ihre Axe dreht, und zu den meiſten Zeiten Flecken auf ſich hat, die entſtehen und vergehen, während ihres Daſeyns aber insgeſammt ſich nach einerley Richtung bewegen. Um die Sonne bewegen ſich ſieben Hauptplaneten: Mercur, Venus, die Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus, der eine in dieſer, der andere in jener Entfernung; der eine in dieſer, der andere in jener Zeit. Die Erde hat einen Nebenplaneten, den Mond, Jupiter hat deren 4, Saturn 5, und noch überdies einen beſondern Ring, u. ſ. w. Die auf die Erfahrung beruhende hiſtoriſche Ausführung dieſer und noch mehrerer Artikel ſtellt die **Kosmographie** dar, gleichwie die aus Gründen durch Schlüſſe hergeleitete weitere Einſicht in dieſelbe von der **Kosmologie** gewährt wird.

Kosmologie, die philoſophiſche Wiſſenſchaft, welche von der Welt handelt; die Wiſſenſchaft, welche die allgemeinen Geſetze lehrt, wonach die Körperwelt regiert

regiert wird. Vornämlich wird darunter die allgemeine Kosmologie, Cosmologia tranſcendentis, ſ. generalis, verſtanden, welche ſich mit der Welt überhaupt beſchäftigt. Unter Welt nämlich verſteht man hier das ganze allergrößte Syſtem aller Geſchöpfe, von welcher Art und Beſchaffenheit ſie immer ſeyn, und wo ſie ſich nur immer aufhalten, desgleichen in welche frühe oder ſpäte Periode ſie irgend gehören mögen; kurz; das große, durch alle Räume und Zeiten ausgebreitete All, wovon nichts, als der Schöpfer deſſelben, ausgenommen iſt. Von der Welt aber überhaupt handeln, heißt nicht: in das ſich einlaſſen, was dieſe oder jene beſonders an ſich hat, ſondern bey dem ſtehen bleiben, was gemeinſchaftlich an allen zu finden iſt, und was alſo an dem Gegenſtande unſerer Gedanken Statt haben muß, wenn der Name: Welt, darauf paſſen ſoll. Die vornehmſten Capitel dieſer Wiſſenſchaft handeln von der Verknüpfung alles mit allem, wodurch die Welt zu einem Ganzen und zu einem Syſtem wird, ſammt dem, was daraus weiter folgt; von dem erſten Grundſtoffe aller körperlichen Dinge, und den daraus fließenden allgemeinen Eigenſchaften der Körper; von den Geſetzen, wonach die Veränderungen ſich ereignen, inſonderheit denen, wonach die Körper in ihrer Bewegung ſich richten; von dem Unterſchiede natürlicher und übernatürlicher Begebenheiten, u. ſ. w. Man ſieht aus dieſer Beſchreibung, daß die Naturlehre ihre allgemeine Gründe aus dieſer Wiſſenſchaft herholt; daß die Erkenntniß der menſchlichen Seele, als welche auch ein Glied der großen Kette iſt, welches in die übrigen, und in welches die übrigen ſtarken Einfluß haben, ſehr von ihr abhängt, und endlich, daß ſie dient, ſich einen reinen und richtigen Begriff von Gott, ihrem unendlich mächtigen, weiſen und gütigen Urheber zu machen. Dieſes Nutzens wegen, hat der Hr. Frhr. v. Wolf

dasjenige, was er hieher gehöriges hin und wieder zerſtreuet gefunden hat, geſammelt, mit ſeinen eigenen Erfindungen vermehrt, und in eine neue Wiſſenſchaft zuſammen gebracht, der er ſowohl den Namen der Kosmologie gegeben, als auch eine Stelle unter den Theilen der Metaphyſik angewieſen hat.

Derjenige Theil der Naturlehre, welche von den großen Weltkörpern handelt, und lehrt, wie die ganze Welt aus ihnen zuſammen geſetzt iſt, wird Cosmologia ſpecialis genannt.

Kosmopolit, Fr. Coſmopolite, ein Weltbürger; ein Mann, dem nicht bloß das beſte eines Landes, einer Partey oder Geſellſchaft, ſondern des ganzen menſchlichen Geſchlechtes angelegen iſt; der ſich nicht an ein beſonderes Vaterland bindet, ſondern die ganze Welt als ſein Vaterland betrachtet; einer, der ungefähr eben ſo denkt, wie jener alte Philoſoph, welcher ſagte: „ich liebe meine Familie mehr als mich, „mein Vaterland mehr als meine Familie, und das „menſchliche Geſchlecht mehr als mein Vaterland".

Im Scherz ſagt man zuweilen von einem Menſchen, deſſen Herkunft man nicht weiß; oder der aus gewiſſen Urſachen ſeine Herkunft und ſein Vaterland ſorgfältig verſchweigt: er iſt ein Kosmopolit, d. h. er hat die ganze Welt zum Vaterland; er iſt überall zu Hauſe.

Das Geheimniß des Kosmopolitenordens, ſ. im deutſchen Merkur, Aug. 1788, S. 97 — 115, und Nov. S. 121 — 143.

Koſſat, (der) (den Ton auf der letzten Sylbe) Koſſāt, in der Mark Brandenburg Kotze, im mittlern Lat. Coſſatus: Cotſetus, Caſatus, Coſoez, eine geringere Claſſe von Zinsbauern, welche nicht das zu einem eigentlichen Bauer gehörige Bauern- oder Feldgut, ſondern nur ein ſchlechtes Haus mit einem Gärtchen oder andern kleinen Feldgute beſitzen. Dieſes Häuschen hieß in alten Zeiten Caſa, und davon haben

ben ſie auch den Namen. In den alten Zeiten waren es lauter leibeigene Bauern, welche die Dienſte im Hauſe ihres Herren verſehen mußten, und für die Wohnung, und was davon abhieng, zu Handienſten (daher ſie auch Handfröhner heißen,) verpflichtet waren. Die Dienſte waren ungemeſſen, und hatten vornämlich den Ackerbau zum Gegenſtande, deswegen ſie auch ein Häuschen und etwas Acker bekamen, die aber nicht ihnen, ſondern dem Herrn eigenthümlich verblieben. Sie wurden daher Caſati, wovon noch der heut zu Tage gewöhnliche Name Koſſat herkommt, genannt. Weil aber die Herren nicht alle Leibeigene zum Ackerbau nöthig hatten, ſo nahmen ſie diejenigen, welche kein Haus und Acker bekommen hatten, die noncaſatos, oder die Kinder der Caſatorum, zu den häuslichen Verrichtungen zu ſich, und dieſe wurden Gaſindi genannt, wovon unſer Wort Geſinde entſtanden iſt; ſ. Th. IX, S. 312, und Th. XVII, S. 565.

Weil ein geringes ſchlechtes Haus im Niederſächſiſchen, und in einigen oberſächſiſchen Gegenden, ein Koth (Kath) oder eine Kothe (Kathe) genannt wird (ſiehe das Koth), ſo heißen die Beſitzer eines Hauſes auf dem Lande ohne einen beträchtlichen Acker, oder die Beſitzer des Hauſes ohne Hofſtätte, mit wenigem Acker auch Köthener, Köther (*), Käther, Kather, Käthener, in mittlern Lat. Cotharius, im Engl. Cottager oder Cottarel, im Franz. Menant, auch Kothſaßen, aus welchem letztern, nach Friſch und Adelung, das Wort Koſſat entſtanden iſt. Sonſt werden ſie auch Brinkſaßen, Brinkſitzer, und Brinkritter (**), Einläuflinge, Einlieger, Handfröner, Haus-

(*) In einigen niederſächſiſchen Gegenden giebt es ſowohl Großköther, als Kleinköther.

(**) Von Brink, einem niederſächſiſchen Worte, welches ſowohl einen grünen, mit Gras bewachſenen Hügel, als auch den grü-

Häusler, Häuslinge (*), Hinterſaßen, Hinterſäßer, Hinterſättler, Hinterſiedler, (ſ. im XXIII. Th. S. 576) oder Kleinbauern, genannt. In Baiern wird ein Koſſat ein Köbler, in Oeſtreich ein Viertellöhner, Söldener, Hofſtätter, genannt. Im Braunſchweigiſchen iſt auch der Name Baudeling, Bodeling, üblich, von Baud, Bot, ein kleinen Haus, womit das Schwed. Bodſaete, und mittlere Lat. Bordelarius, von Bordellus, ein geringes Haus, überein kömmt.

Da die Koſſaten, gedachtermaßen, nur eine geringere Claſſe von Zinsbauern ſind, ſo ſind auch ihr Zins, ihre Frohndienſte, und andere Schuldigkeiten, geringer, als der andern. Eine eigentliche, allgemein paſſende Beſchreibung aber kann von ihnen nicht gegeben werden, weil jede deutſche Provinz, ja beynahe jedes Dorf, darin von dem andern verſchieden iſt, und alſo auf die Gewohnheiten, welche meiſtens hierüber in den Lagerbüchern beſtimmt ſind, Rückſicht genommen werden muß.

Die in der Mark Brandenburg und andern preußiſchen Landen ſogenannten Koſſaten, heißen in Schleſien Dreſchgärtner, oder (Hof- (Hofe-) Gärtner, und ſind eigentlich ein Mittelding zwiſchen unſern Koſſaten, und den im XX. Th. S. 820, fgg. beſchriebenen Häuslern. Ich habe im IX. Th. S. 573, von denſelben in dieſem Artikel zu handeln verſprochen; und ich liefre hier eine Nachricht von ihnen, nach der im 8ten St. der ſchleſ. ökon. Sammlungen (Bresl. 1755, 8.) S. 610, fgg. befindlichen Beſchreibung.

An

grünen ſchmalen Rand zwiſchen den Aeckern, im Oberd ein Rain, ja endlich auch einen jeden grünen Platz, im Oberdeutſchen ein Anger, bedeutet. Im Schwed. und Dän. lautet dieſes Wort gleichfalls Brink, im Isländ. aber Breckur.

(*) Von einer andern Bedeutung des Wortes Häusler, oder Häuslinge, ſ. im XX. Th. S. 820, fgg.

An gedachtem Orte wird der Unterſchied des Lohnes des Dienſtgeſindes, der Taglöhner, und der ausgeſetzten Dreſchgärtner, wie auch der Angerhäusler und Hausleute, gezeigt, und ich laſſe, des Zuſammenhanges wegen, dieſe Materie ungetrennt.

„Die landwirthſchaftlichen Beſchäftigungen ſind ſowohl im Ganzen, als in allen ihren Theilen, ſo mannigfaltig und beſchwerlich, daß wir ſolche weder allein, noch mit unſerer Familie und Hausgenoſſen zu überſehen und zu bearbeiten vermögend ſind, ſondern dazu noch fremde Perſonen männ- und weiblichen Geſchlechts, Erwachſene und junge Leute, brauchen müſſen, um alles gehörig und zur geſetzten Zeit zu beſtellen.

„Wir haben dazu gemeiniglich dreyerley Arten Arbeiter in Schleſien. 1. Ordentliche und auf ein Jahr gemiethete Geſinde und Dienſtbothen, welche für gewiſſes Lohn und Koſt uns das ganze Jahr zu Dienſte ſeyn müſſen. 2. Gewiſſe Taglöhner und Arbeiter, welche man nach dem Tage für ein ordentliches Tagelohn miethet, und täglich oder wöchentlich bezahlt. 3. Auf gewiſſe Nahrungen ausgeſetzte Wirthe, welche Dreſch- oder Hofgärtner (in der Mark aber Koſſaten) heißen, und nebſt dem Genuſſe ihrer Häuſer, Gärten und Aecker, auch den 8ten, 10 oder 11ten Theil von dem eingeärndeten Getreide, und den 20ſten Scheffel vom Ausdruſch haben, anbey gewiſſe Arbeit gratis, andere aber für mäßiges Lohn thun müſſen.

„In weitläuftigen Wirthſchaften pflegt man zwar gemeiniglich alle drey, oder doch die erſte und dritte Art der Arbeiter zugleich anzutreffen, und man hat auch noch beſondere Häusler, Kutſner oder Hausleute, welche bey ihren eigenen oder gemietheten Nahrungen, ſo oft es nöthig iſt, für gewiſſes niedriges Lohn oder Koſt, oder auch gewiſſe ausgeſetzte Tage ganz umſonſt, in die Arbeit kommen müſſen. Viele kleine Wirth-

Wirthſchaften werden aber auch entweder bloß mit ordentlichem Dienſtgeſinde, oder mit lauter Tagarbeitern beſtritten, wenn nämlich der Wirth ſelbſt, und mit ſeinem Weibe und Kindern, das Vieh füttern, und die häusliche Arbeit verrichten helfen kann; andere aber glauben auch beſſer zu fahren, daß ſie weniger Hof- und Dienſtgeſinde halten, und die Arbeit durch tägliche Lohnarbeiter, ſo oft und ſo lange ſie deren benöthigt ſind, oder auch durch ausgeſetzte Gärtner und Koſſaten, gegen Ueberlaſſung eines gewiſſen Antheiles der Getreideärndte und anderer Nutzungen, überlaſſen. Es wird daher wohl der Mühe werth ſeyn, etwas näher und zuverläſſig zu unterſuchen: welcherley Art Arbeiter einem Landwirthe zum theuerſten zu ſtehen komme; und ob man ſolchemnach die eine Art vor der andern mehr oder weniger vermehren oder einſchränken müſſe; auch, ob die Sache, worauf wir das Geſinde miethen, oder Arbeiter halten, ſo viel bringen könne, als uns dieſe zu unterhalten koſten.

„I. Bey dem Geſinde und dem Dienſtbothen haben wir zweyerley zu unterſcheiden: 1. unſere unterthänige Knechte, Mägde und Jungen, welche für niedrigere Koſt und Lohn zu dienen ſchuldig ſind; 2. fremde, nicht unterthänige Leute, welche mehr Lohn und auch beſſere Koſt verlangen.

„Ich weiß zwar, daß in den ſchleſiſchen Geſindeordnnngen deshalb kein Unterſchied geſetzt iſt; da aber leider! kein Geſetz weniger, als dieſe ſo heilſame und zur Conſervation der großen und kleinen Landwirthe höchſt löbliche Geſindeordnungen befolget werden, und vielmehr das Geſinde ihren Herrſchaften und Wirthen, Lohn und Koſt, auch wohl noch die Arbeit, die ſie thun wollen, vorzuſchreiben pflegt, ſo können wir dieſe Sache nicht nehmen, wie ſie ſeyn ſollte, ſondern wie ſolche wirklich iſt. Und da Lohn und Koſt nicht nur in jeder Gegend, ſondern faſt in jedem Orte variirt

riirt, ſteigt oder fällt, ſo kann dieſe Ausrechung nicht anders, als ungefähr, genommen werden, und jeder hat die Freyheit, nach den Umſtänden ſeines Ortes, davon abzunehmen oder zu zuſchreiben, um ein richtigeres Facit vor ſich heraus zu bringen. Wie ich denn auch, wegen des von Zeit zu Zeit ſteigenden und fallenden Getreidepreiſes, eine mittlere Taxe habe annehmen müſſen.

„Auf herrſchaftlichen Gütern und Vorwerken, wo man gemeiniglich eigene Unterthanen zum Dienſtgeſinde hat, wird auf jede Perſon, jung oder alt, männ- oder weiblichen Geſchlechts, entweder wöchentlich gebacken, oder wöchentlich und monatlich auf jede Perſon vom Schüttboden zugemeſſen 2 Metzen Korn oder Brodgetreide, welches durch 52 Wochen - - - - - - - - - 6 Scheff. 2 Viert. beträgt

Zu Suppen und Klößeln wird auf jede Perſon durch 1 Jahr gegeben - 1 2

Summa 8 Scheffel Korn.

	Sch.	Viert.	Mz.	Rtl.	Sgr.	Pf.
Dieſes à 1 Rthlr. angeſchlagen, beträgt -				8	—	—
Gerſte wird zu Graupe und Gries auf jede Perſon wöchentlich ½ Metze, oder monatl. ½ Viertel, zuſammen alſo durchs Jahr gerechnet, welche, à 24 Sgr. der Sch. angeſchlagen werden, thut	1	2	—	1	6	—
Erbſen, werden jährlich auf 1 Perſon - - und an Gelde à 1 Rthlr. gerechnet - - -	—	1	2	—	11	5
Hirſe desgleichen, eben ſo viel - - - - - - -	—	1	2	—	11	3
Latus				9	28	6

	Sch.	Viert.	Mtz.	Rtl	Sgr.	Pf.
Transport				9	28	6
Zu den Weihnacht-Faſtnacht-Oſtern-und Kirchmeßkuchen, jeder Perſon jedesmal 1 Metze Weizen, und 1 Metze Korn; thut durch 4mal des Jahres						
Weizen, à 2 Fl. -	—	1	—	—	10	—
Korn, à 1 Rthlr.	—	1	—	—	7	6
Salz zum Kochen, auf jede Perſon jährlich ½ Viertel	—	—	2	—	11	—
Kraut und Rüben, auf jede Perſon - - - -				—	20	—
Butter, Käſe und Milch, rechne ich auf jede Perſon deshalb nur - - weil man gemeiniglich auf 5 Perſonen 1 Kuh rechnet, und dieſe etwa auf 6 Rtl., ohne das Kalb, genutzt werden kann.				1	6	—
Fleiſch, wird jeder Perſon alle Sonntage für 6 Pf. gegeben; weil nun in den drey hohen Feſten und an der Kirchweihe ꝛc. dem Geſinde noch beſonders 3 bis 4mal Fleiſch gegeben wird, ſo würde ſolches an Gelde ungefähr betragen - - - -				1	3	—
Bier, an den hohen Feſtagen ꝛc. zuſammen -				—	5	—
An Holz, Licht, Töpfen, Schüſſeln ꝛc. auf jede Perſon - - - -				1	—	—
				Summa 15 Rthlr.		

In

In der breßlauiſchen Gegend hat gemeiniglich zu Lohn:

ein Großknecht - - - - - -	12 Rthlr.	— Sgr.
ein Mittelknecht - - - - - -	10 ⸗	— ⸗
ein Kleinknecht - - - - - -	8 ⸗	20 ⸗
	30 Rthlr.	20 Sgr.
Es wird alſo hievon ein Drittel des Knechtes Lohn ſeyn mit - - - -	10 Rthlr.	7 Sgr.
Hiezu ſeine Koſt gerechnet	15 ⸗	— ⸗
Würde alſo ein Knecht das Jahr durch koſten - - - - - - - - - -	25 Rthlr.	7 Sgr.

Ein Junge zu den Pferden oder Ochſen, hat gemeiniglich Lohn:

ein Großjunge - - - - - - - -	6 Rthlr.	20 Sgr.
ein Mitteljunge - - - - - -	5 ⸗	20 ⸗
ein Kleinjunge - - - - - - -	5 ⸗	2 ⸗
	17 Rthlr.	12 Sgr.
Davon das Drittel auf jede Perſon	5 Rthlr.	25 Sgr.
Hiezu obige Koſt gerechnet	15 ⸗	— ⸗
ſo koſtet ein Junge zu unterhalten	20 Rthlr.	24 Sgr.

Die Mägde haben gemeiniglich gleiches Lohn mit den Jungen, und wo ſie deſſen weniger haben, wird ihnen dafür einiger Lein geſäet, oder Leinwand gegeben, welches ſo viel und oft mehr, als dieſer Geldausſatz beträgt.

Ich glaube alſo der Sache weder zu viel, noch zu wenig zu thun, wenn ich die Koſten und Lohn auf eine Magd gleichfalls rechne - - - - - - - - 20 Rthlr. 24 Sgr.
Für eine Schleuſſerin aber 22 bis - 24 ⸗ — ⸗

Wie denn auch ein Vogt oder Schaffer, welcher die Schirrarbeit verſteht, unter 16 bis 18 Rthlr. nicht dienen kann; dabey auch einen Zuſatz an Butter ꝛc. Salz, Flachs und Deputat, verlangen wird, folglich unter 36 Rthlr. nicht ausgehalten werden kann.

Alles Vorſtehende aber iſt nur von dem unterthänigen Geſinde zu verſtehen, welche für das von Alters her gebräuchlich geweſene Lohn und Koſt zu dienen ſchuldig ſind, und mit ſchlechten Betten oder Lagerſtatt zufrieden ſeyn müſſen. Wer aber bey ſtädtiſchen Vorwerken und andern

Landgütern nicht eigene Unterthanen hat, ſondern fremdes Geſinde miethen muß, der wird nicht nur mehr Lohn und beſſere Koſt, ſondern auch dabey Leinſaat, wöchentlich Bier, Butter, und, beſonders die Aerndezeit durch, täglich Fleiſch geben müſſen, ſo, daß man ſich einen Knecht gar füglich auf - - - - - - - - - - - - - - 36 Rthlr.
einen Jungen auf - 28 ,
und eine Magd auf - 30 ,
rechnen mag.

Welches ſpecifice nachzuweiſen überflüßig iſt, weil es hiebey auf einen Thaler mehr oder weniger nicht ankömmt, und die Sache ſelbſt von eines jeden Wirthes eigenen Einrichtung abhängt, wie denn auch an denen Orten, wo die Knechte und Jungen ſehr auf der Straße gebraucht werden und über Land fahren müſſen, das Koſtgeld ein Ergiebiges betragen kann.

II. „Die zweite Art unſerer Arbeiter, iſt diejenige, welche wir um gewiſſes Tagelohn in unſere Arbeit nehmen, und welche, außer dieſem Tagelohne, keine andere Koſt noch Grundſtücke und Wohnungen von uns zu genießen haben. Das Lohn ſolcher Tagelöhner und Handarbeiter iſt, nach den Zeiten, Umſtänden und Gegenden, höher oder niedriger, auch ſteigend und fallend. Daher man bey dergleichen Ausrechnung der jährlichen Koſten billig darauf reflectiren, dennoch aber auch gewiſſe und gewöhnliche Sätze annehmen muß. Es iſt gemeiniglich nicht die wohlfeile Zeit, oder der niedrige Preis des Getreides, und anderer zum Unterhalt des menſchlichen Lebens unentbehrlicher Victualien, welche das Lohn ſolcher Tagearbeiter vergeringert. Man kann öfters bey theurer Zeit wohlfeilere Dienſtboten und Tagelöhner, als bey wohlfeiler Zeit, haben, weil dieſe viele Müſſiggänger macht, jene aber die Leute zur Arbeit gleichſam nöthigt, um für ſich und die Ihrigen das nothdürftige Brod zu erwerben. Hingegen haben bey wohlfeiler Zeit die Landwirthe auch weniger Geldein-

nahme, und müſſen daher viele, ſonſt nöthige, oder doch nicht unnützliche Arbeiten, wegen Geldmangel, einſtellen, wodurch die Freyleute und Tagelöhner vergeblich Arbeit ſuchen, und daher nichts anders, als für ſehr niedriges Lohn, gedungen und in Arbeit genommen werden. Die Nähe, oder weitere Entlegenheit, volkreicher Städte, kann auch ein vieles zu der Koſtbarkeit und Wohlfeile dergleichen Taglöhner beytragen; zumal wenn Wein- und Hopfengärten, auch andere Küchen und Ziergärten, dabey in Menge zu finden ſind. So kann auch die Einziehung der beurlaubten Soldaten, ein vorſeyender Marſch derſelben, nicht weniger die etwas zeitiger eintretende Getreideärnde, oder die zu ſolcher Zeit einfallende naſſe Witterung, und andere dergleichen Umſtände, einen merklichen Unterſchied in dem Lohne dieſer Taglöhner verurſachen; wobey ich nicht weitläuftiger ſeyn, ſondern eine Zeit oder Jahr ins andere gerechnet, gewiſſe mittlere Sätze annehmen, und darauf meine Ausrechnung gründen will.

„In der Getreideärnde, wobey die Arbeiter am ſchwerſten zu haben ſind, will ich

einer Mannsperſon - - - - - - -	8 Sgr.
einer Weibsperſon - - - - - - - -	5 „
In der Heu- und Grummetärnde, einer Mannsperſon - - - - - - - - - - -	6 „
einer Weibsperſon - - - - - - - - - - -	4 „
In den langen Sommertagen, von Georgitag oder Oſtern bis Michaelis	
einem Manne oder ſtarken Knechte -	5 „
einem Weibe oder einer Magd - - -	3 „
und in den kurzen Wintertagen	
einem Manne - - - - - - - - -	4 „
einem Weibe oder einer Magd - - -	2 „

anſetzen, und damit hoffe ich, der Sache nicht zu viel und nicht zu wenig zu thun.

Anfänglich rechne ich von dem ganzen Jahre oder 365 Tagen 52 Sonntage, und noch 20 bis 21 Feyertage ab, an welchen man dergleichen Tagelöhner nicht braucht, oder dieſelben nicht gern arbeiten wollen; thut - - - - - - - - - - - - - - - - 73 Tage

Dann rechne ich 6 volle Wochen zur Getreideärnde, nämlich in jeder Woche 6 Arbeitstage, in welcher Zeit an denen Orten, wo das Getreide gehauen und nicht mit der Sichel geſchnitten wird, alles eingeärndtet ſeyn kann. Dieſe Aernde erfordert alſo - - - 36 =

Zur Heuarbeit will ich, nach den Umſtänden jeden Orts, etwa zum Heumachen 4 Wochen, und zum Grummet 3 Wochen rechnen, thut durch 7 Wochen - - - - - - - - - 42 =

Wenn ich nun die langen Tage von Georgi, bis Michaelis, folglich 23 Wochen rechne, und davon nebſt den Sonn- und Feyertagen, welche des Sommers mehr, als im Winter, einfallen, die Aernde- und Heutage mit reſp. 34, 36 und 42 Tagen abziehe, ſo werden noch lange oder Sommerlohntage verbleiben - - - - - - - - - - - - - - - - 59 =

und durch 29 Wochen kurze Tage - 165 =

Summa 363 Tage.

Solchemnach würde das Tagelohn für eine Mannsperſon koſten:

durch 36 Aerndetage, à 8 Sgr.	9 Rthlr.	18 Sgr.
durch 42 Gras- oder Heutage, à 6 Sgr. - - - - - - -	8 =	12 =
Durch 49 Sommertage, à 5 Sgr.	8 =	5 =
Durch 165 kurze Tage, à 4 Sgr.	22 =	— =
Summa	48 Rthlr.	5 Sgr.

Des=

Desgleichen würde eine Weibsperſon oder Magd zu empfangen haben:

Durch 36 Aerndetage, á 5 Sgr.	6 Rthlr.	— Sgr.
durch 42 Grastage, à 4 Sgr.	5 „	18 „
durch 49 lange Sommertage, à 3 Sgr.	4 „	24 „
durch 165 Wintertage, à 2 Sgr.	11 „	— „
Summa	27 Rthlr.	12 Sgr.

Folglich bekommt ein Tagelöhner durch das ganze Jahr	48 Rthlr.	5 Sgr.
und ein Weib oder eine Magd	27 „	12 „
Summa	75 Rthlr.	17 Sgr.

„III. Die dritte Art der Tag- oder Handarbeiter iſt diejenige, welche wir in Schleſien Dreſch- oder Hofgärtner nennen, in der Mark und andern preuſſiſchen Landen aber Koſſaten heißen, und welchen deshalb gewiſſe Häuſer und Grundſtücke entweder mieth- oder kaufweiſe übergeben worden ſind, um für deren Nutzung, und wegen des Antheiles, den ſie an dem zugewachſenen Getreide bekommen, gewiſſe Arbeiten bey den herrſchaftlichen Vorwerken theils gratis, theils gegen mäßiges Geldlohn oder Koſt, mit ihren Weibern oder Mägden zu verrichten. Sie heißen Gärtner, von dem eingezäunten Stücke Feldes oder Garten, den ſie gemeiniglich bey ihren Häuſern und Wohnungen haben, und werden dadurch von den ſo genannten Häuslern, welche keinen oder ſo wenig Ackerbau oder Grasgarten bey ihren Häuſern zu haben pflegen, unterſchieden. Sie heißen Dreſchgärtner, weil ſie das für gewiſſen Antheil eingeärndete Getreide, den Winter hindurch ausdreſchen müſſen, und ſind dadurch von den ſo genannten Freygärtnern, welche nur gewiſſe Tage, für ausgeſetztes Lohn, oder ohne Lohn, zu Hofe dienen (robothen) und arbeiten müſſen, unterſchieden. Sie heißen auch Roboth- oder robothſa-

me Gärtner, weil ſie, wegen des großen Antheiles, den ſie an dem eingeärndeten Getreide haben, das ganze Jahr, theils einfach, theils doppelt, nämlich der Mann nebſt ſeinem Weibe oder Magd, robothen, und wenn ſie ſelbſt nicht arbeiten wollen oder können, auf ihre Koſten einen andern Mann oder Magd tagtäglich in die Arbeit ſtellen müſſen.

„Dieſe Dreſch- oder Hofgärtner, ſo ſehr ſie von andern unterthänigen Wirthen in den Dörfern unterſchieden ſind, ſo ſehr differiren ſie wieder unter ſich ſelbſt, und es werden in ſeinem ganzen Fürſtenthume und Kreiſe kaum zwey Oerter ſeyn, wo ſolche Dreſchgärtner einerley Nutzungen und Genuß, oder auch einerley Arbeit und andere Schuldigkeiten zu leiſten haben.

Einige Dreſch- und Robothgärtner haben viel, andere weniger, und die dritten, außer ihren Gärten, gar keinen Ackerbau im freyen Felde. An einigen Orten wird ihnen nur der von ihrem Vieh geſammelte Dünger auf herrſchaftliche Felder geführt, und die erſte Frucht davon gelaſſen. In einer Gegend haben ſie den 8ten, ſonſt den 10ten, 11 oder zwölften Theil des eingeärndeten Getreides zu ihrem Lohn, und genießen daneben noch den 20, 18 auch 16ten Scheffel des ausgedroſchenen Getreides. Nach den Umſtänden des Ortes können ſie 1, 2, auch 3 und mehr Stücke Vieh halten, müſſen aber an einigen Orten etwas für die Gräſerey zahlen, an andern aber ſolche über Gränze kaufen. Dahingegen gehen ſie an einigen Orten doppelt, und in der Getreideärnde wohl dreyfach, an andern aber nur einfach, auf die herrſchaftliche Arbeit. Sie bekommen entweder gewiſſes Taglohn, oder ordentliche Koſt, oder auch Koſt und Lohn zuſammen, müſſen aber zuweilen gewiſſe Tage, oder gewiſſe Arbeiten, gratis und ohne Lohn verrichten. Sie geben nicht nur Geldzinſen von ihren Gründen, ſondern

müſſen

müſſen auch die Ackerarbeit und die Beſtellung ihrer Aecker noch beſonders der Herrſchaft bezahlen, dabey auch für geringes Lohn, oder gar umſonſt, gewiſſe Stücke Flachs oder Werk ſpinnen. An einigen Orten halten ſie freyes Holz, oder doch die Freyheit, ſolches in den herrſchaftlichen Wäldern zu leſen und zu ſammeln; anderwärts hingegen müſſen ſie ſolches kaufen, und auch die herrſchaftlichen Fuhren, die ihnen ſolches anführen, bezahlen.

„Bey ſo gar verſchiedener Einrichtung mit den Dreſchgärtnern, iſt es alſo ſehr ſchwer, ja faſt unmöglich, eine zuverläſſige Ausrechnung und einen Anſchlag ihrer Percipiendorum und Praeſtandorum zu machen, welche jeder auf ſeinem eigenen Gute ſich mit mehrerer Gewißheit ſelbſt aufſetzen kann. Ich will alſo, zu einiger Handleitung, hier mir einen ungefähren Entwurf machen, und den mittlern Stand der Dreſchgärtner zum Grunde nehmen, wie ſolche in der breslauiſchen Gegend an einigen Orten ausgeſetzt und conditionirt ſind; welcher Auffatz dann, mutatis mutandis, auf andere Orte gar füglich applicitet oder geändert werden kann.

„Zu einem Vorwerk von 30 Malter, oder 360 Scheff. Ausſaat in jedem Felde, ſind 9 Dreſchgärtner hinlänglich, wenn ſolches nicht allzu weit entlegene Felder, oder ſchechten unfruchtbaren Boden und dabey reichlich Wieſewachs hat. Es ſind alſo auf 20 Malter, 6 Dreſchgärtner zu rechnen, und auf 40 Sch. Ausſaat, über Winter, und ſo viel über Sommer, würde ein Mann mit der Magd hinlänglich ſeyn, wenn ſolche das ganze Jahr hindurch, doppelt, in die Arbeit gehen, wobey in der nothwendigſten Aernde, auch nebſt dem Manne und der Magd, das Weib, oder eine dritte Perſon noch zu Hülfe kommen muß. Ich weiß zwar, daß man öfters auf 20 Malter Ausſaat 8 und 9 Dreſchgärtner angeſetzt hat; allein dieſen

ſenfalls müſſen dieſe Gärtner entweder mehr Ausſaat im Felde, oder beſſere Viehzucht, oder freyes Holz, oder größern Antheil aus der Aernde und vom Dreſchen haben, ſonſt werden ſie ſchlecht dabey beſtehen, und alljährlich Brodmangel haben. Es ſind mir auch Gegenden bekannt, wo auf 120 Scheff. Ausſaat welches nach meinem Anſchlage 3 Gärtner beſorgen und bearbeiten können, deren 8 und 6 angeſetzt ſind. Allein, dieſe gehen, auſſer der Aernde, nur einfach zu Hofe, und brauchen alſo zum herrſchaftlichen Dienſt keine Magd zu halten; zudem haben ſie ihren meiſten Genuß und Unterhalt von ihrem eigenen Ackerbau und Viehzucht, weil ſie ſonſt bey dem wenigen Garbenſchnitte und Dreſcherlohne nicht beſtehen könnten. Ich hoffe alſo, nicht ohne Grund, bey meinem angenommenen Satze bleiben zu können: daß zu 40 Scheffel Ausſaat, wenn das Getreide gehauen wird, 1 Dreſchgärtner nebſt der Magd hinlänglich ſeyn kann. Von 40 Sch. Ausſaat werden, ein Jahr ins andere gerechnet, bis 100 Schock Winter Getreide und etwa 60 Schock Sommergetreide eingeärndet. Ich will aber zuvorderſt nach dermaligem Landesgebrauch, die Körner in Anſchlag bringen; und da ich meine eigene Rechnungen von 6 Jahren nachgeſehen, ſo habe ich gefunden, daß, nach richtigen Durchſchnitt, Weizen und Winterkorn etwas über 5 Korn, die Gerſte gleichfalls 5 Korn, hingegen bey bisherigen trocknen Jahren, der Hafer nicht 4 Korn getragen haben. Da nun die Gärtner von ihrem Lohngetreide ſich nichts ſtehlen laſſen, und daraus gemeiniglich mehr, als im Vorwerk, ausdreſchen: ſo kann ich gar füglich die Winterung auf 5, und die Sommerung auf 4 Korn anſchlagen, wobey ich in der Winterung $\frac{1}{3}$ auf Weizen, und in der Sommerung $\frac{1}{3}$ auf Gerſte, die übrigen $\frac{2}{3}$ aber reſpective auf Korn und Hafer rechnen will.

„Sol-

„Solchemnach ſind von 40 Sch. Ausſaat Winterung ausgedroſchen 200 Sch,. und hat der Gärtner an der 10ten Mandel empfangen 20 Scheffel; nämlich: an Weizen, 6 Scheffel 1 Viertel; und an Korn, 12 Scheffel 3 Viertel.

	Rthlr.	Sgr.	Pf.
Wenn der Weizen à 2 Gulden, das Korn aber à Rthlr. gerechnet wird, ſo hat er			
an Gelde vom Weizen - -	8	10	—
vom Korn - - -	12	22	6
Gerſte und Hafer iſt eingeärndet 160 Scheff.; davon hat der Gärtner zu Lohne aus der Mandel, 16 Scheffel			
nämlich $5\frac{1}{4}$ Sch. Gerſte, 24 Sgr. - - - - - - - -	4	6	—
$10\frac{3}{4}$ Sch. Hafer à 15 Sgr.	5	11	3
Wenn nun, nach Abzug dieſes von der Aerndte erhaltenen 10ten Theiles, den Dreſchgärtnern noch der 20ſte Scheffel für Ausdreſchung des Getreides gerechnet werden muß, ſo erhalten ſie wieder von 180 Sch. Winterung 9 Scheffel Dreſcherlohn, nämlich			
3 Sch. Weizen, à 2 Fl. - -	4	—	—
6 Sch. Korn, à 1 Rthlr. - -	6	—	—
Desgleichen von 144 Sch. Sommergetreide, etwa 7 Sch. 1 Viertel, wovon ich rechne			
$2\frac{1}{2}$ Sch. Gerſte, à 24 Sgr.	2	—	—
$4\frac{3}{4}$ Sch. Hafer à 15 Sgr. -	2	11	3
Von den in das Brachfeld geſäeten Erbſen und Hirſe, will ich nur etwas weniges in Anſchlag bringen, und jeden Gärtner aus der Aernde und vom Dreſchen nur zuſammen			
Latus	45	1	—

	Rthlr.	Sgr.	Pf.
Transport	45	1	—
1 Sch. Erbſen, a 1 Rthlr. -	1	—	—
und ½ Sch. Hirſe, für gleichen Preis, mit - - - - - - -	—	15	—
anſchlagen, ungeachtet ſie hievon, ein Jahr ins andere, wohl doppelt ſo viel erhalten.			
Hienächſt kömmt das Stroh in Betrachtung, welches ſie aus der Aernde zum 10ten Theil empfangen. Da nun oben angezeigtermaßen von 40 Sch. Ausſaat gar füglich 100 Schock Wintergetreide eingeärndet werden, ſo will ich davon nur 70 Schock Stroh, incl. des Krumm- oder Wurmſtrohes anſchlagen, wovon der Gärtner 7 Schock empfängt, und welche, weil die Gebünde nicht zu ſtark gemacht ſind, nur a 2 Fl., das Sommerſtroh aber, incl. des Erbs- und Hirſeſtrohes, nur auf 50 Schock gerechnet, a 1 Rthlr. veranſchlaget, und alſo dem Gärtner zum Aerndelohn 5 Schock zugerechnet werden.			
Solchemnach bekömmt der Gärtner an Weizen- und Roggenſtroh von 7 Schock - - - - - - - - -	9	10	—
von Gerſte- Hafer- Erbs- und Hirſeſtroh, aber von 5 Schock - - - -	5	—	—
Auf ſeine Feldmark, oder hier ſogenannten Gärtnermorgen, ſäet ein Dreſchgärtner 2 Scheffel über Winter, und eben ſo viel über Sommer; dieſe Ausſaat kann ich füglich a 5 und 4 Korn rechnen, weil ſie ſolche Aecker alle 3 Jahr be-			
Latus	60	26	—

	Rthlr.	Sgr.	Pf.
Transport	60	26	—
bemiſten oder düngen. Er ärndet alſo 10 Sch. Korn, und 8 Sch. Hafer und Gerſte ein, wovon ihm, nach Abzug des Samens, verbleibt 8 Sch. Korn, a 1 Rthlr. - - -	8	—	—
und 6 Scheff. Hafer und Gerſte, a 15 Sgr. - - - - - - - - - -	3	—	—
wozu ich 3 Schock Roggenſtroh, a 2 Fl. - - - - - - - - - - -	4	—	—
und 2 Schock Hafer- und Gerſtenſtroh, a 1 Rthlr. - - - - - -	2	—	—
rechnen kann.			
Sein Garten beym Hauſe iſt vielleicht von 1 Sch. Ausſaat, weniger oder mehr: und da ſolcher die Hälfte zur Gräſerey und Baumwerk genutzet, die andere Hälfte aber zu Gerſte, Erbſen, Hirſe, Kraut, Rüben oder Lein bebauet wird, ſo will ich die Hälfte des Gartens nur auf	2	—	—
ſetzen, weil die Gräſerey zur Viehnutzung gehört, und nachſtehend beſonders veranſchlaget, die Obſtnutzung aber ſteigend und fallend iſt. Ein ſolcher Dreſchgärtner hat gemeiniglich die Erlaubniß, 2 Kühe zu halten, und ſich auch 1 Kalb zu zuziehen, dieſe nutzet er gewiß noch einmal ſo hoch, als die herrſchaftlichen Vorwerkskühe angeſchlagen werden können, weil wenige Stücke beſſer wahrgenommen werden, und er von ſeiner Bröderey und Hausweſen mehr Kleyen, Aftergetreide, Geſpühlicht und andere nahrhafte Sachen auf ſein weniges			
Latus	79	26	—

	Rthlr.	Sgr.	Pf.
Transport	79	26	—
ges Vieh anwenden kann, als auf die große Anzahl des Vorwerksviehes, welches leztere überdies noch ſchlechtere Wartung hat. Da indeſſen dem Gärtner aller Zuwachs von Getreide ꝛc. bereits veranſchlaget iſt, ſo kann ich hier nichts als die Gräſerey in ſeinem Garten, und was er auf den herrſchaftlichen Feldern zu ſammeln die Erlaubniß hat, nebſt der Hutweide in Anſchlag bringen. Da er nun hiedurch auch alle 2 oder 3 Jahr ein Stück Rindvieh verkaufen kann, und einiges Federvieh alljährlich anzieht, ſo will ich dieſes zuſammen jährlich nur auf anſetzen.	6	—	—

Solchemnach hat ein Dreſchgärtner aus ſeiner Nahrung und von den herrſchaftlichen Feldern jährlich zu genießen - - - - - - - - - - 85 Rthlr. 26 Sgr.

Hiezu muß nun noch gerechnet werden, was er überdies für ſich und ſein Weib oder Magd zu Lohn empfängt; und daher muß ich nachforſchen, wie viel Lohntage er das Jahr hindurch ungefähr haben kann.

Auf die Sonn- und Feyertage, imgleichen Kirchmeß und Faſtnacht, gehen ab - - - - - - -	73 Tage.
Zu der Getreideärnde werden 6 Wochen erfordert, beträgt - - - - - - - - - -	36 „
Von 100 Schock Wintergetreide hat der Gärtner 16 Schock ſelbſt zu Lohn empfangen. Da er nun mit der Magd täglich 1 Schock Getreide dreſchen kann und muß, ſo erfordern 90 Schock Wintergetreide - - - - - - - - - - - -	90 „
Latus	199 Tage.

Des-

	Transport	199 Tage.
Desgleichen 54 Schock Sommergetreide, und etwa 6 Schock Erbſen und Hirſe - - -	60	=
Auf die Gemeindienſte, imgl. ſolche Arbeit, welche er gratis zu verrichten hat, als: Miſt breiten, Waſſerfurchen machen, Wege beſſern, Flachs gäten ꝛc. rechne ich 10 Manns- und 10 Weibertage auf jeden Wirth, alſo - - - - - - - - - - - - - - - -	10	=
Folglich bleiben noch Lohntage - - - - - -	76	=
		368 Tage.

	Rthlr.	Sgr.
Von dieſen 96 Lohntagen, dürften 8 Tage zum Grashauen im Sommer, und 4 Tage im Herbſte erforderlich ſeyn, welche ihm à 3 Sgr. bezahlet werden, mit - - - - -	—	27
die übrigen 87 Tage, à 2 Sgr. mit - - -	5	24
Sein Weib oder Magd bekommt für 96 Weibertage, à 1 Sgr. - - - - - - - - -	3	6
Summa	6	97
Hiezu obige - - -	85	26
gerechnet: ſo beträgt des Dreſchgärtners Einnahme - - - - - - - - - - - - - -	95	23

Davon müſſen aber folgende Ausgaben abgezogen werden.

	Rthlr.	Sgr.
Der Dreſchgärtner giebt jährlich an Grundzins, Ackerlohn, Grasgeld, Hühnern, Eyern ꝛc. ungefähr - - - - - - - - - - - - - -	2	10
Wenn er nicht 10 Stück Garn ſpinnen darf, ſo giebt er dagegen Spinnlohn - - - - -	—	20
An Steuern hat er jährlich zu entrichten -	3	—
Die Magd erfordert an Lohn und Koſt - -	20	24
Salz rechne ich für ihn, ſein Weib und Kinder ꝛc. $\frac{1}{2}$ Scheffel - - - - - - - - -	1	14
Holz wird er jährlich brauchen - - - - - -	3	—
Gemeindekoſten, Hirtenlohn - - - - - -	—	15
Summa der Ausgabe	31	23

Wenn

	Rthlr.	Sgr.
Wenn nun von obiger Einnahme oder Anſchlag der - - - - - - - - - - - -	95	23
dieſe Ausgabe mit -	31	23
abgezogen werden, ſo bleiben zu des Dienſtgärtners Unterhalt - - - - - - -	64	—
Aus Vorſtehendem erhellet alſo zur Genüge, daß man an dem aufs Jahr gemietheten Geſinde und Dienſtboten die wohlfeilſten Arbeiter habe, indem ein gemietheter Knecht und Magd, wenn ſolche unterthänig ſind, auf - - - - - - - - - - - - - - - -	46	—
ein fremder Taglöhner nebſt Magd - - -	75	17
und ein ſeßhafter Dreſchgärtner und Magd zu ſtehen kommen.	64	—
Ob ich nun zwar oben angenommen habe, daß fremde Dienſtboten mehr Lohn und beſſere Koſt erfordern, folglich dergleichen fremde Geſinde zuſammen, bis - -	66	—

koſten, ſo wird doch auch dieſes noch niedriger, als der Dreſchgärtnerlohn, zu rechnen ſeyn, da man das Geſinde auch in Sonn- und Feyertagen zur Fütterung des Viehes, und im Hausweſen, brauchen kann, ſolches auch vor und nach Untergang der Sonne gewiſſe Arbeiten beym Viehfüttern, Spinnen ꝛc. verrichten müſſen, welches bey den Lohn- und Tagarbeitern wegfällt, als welche wir auch für das ordinäre Lohn, nicht über Nacht und auf der Straße, bey uns behalten können.

„Es iſt ſelbſt zwiſchen den fremden Taglöhnern und den ausgeſetzten Dreſchgärtnern ein nicht ſo gar beträchtlicher Unterſchied, wenn wir zumal die koſtbare Erbauung der Gärtnerhäuſer, die wir ihnen nachher entweder gratis, oder für ein geringes Kaufgeld, überlaſſen, in Erwegung ziehen, und, wenn wir bey theurer Zeit das Getreide, welches ſie durch die 10te Man-

del und durch den zwanzigſten Scheffel in natura empfangen, in richtigen Anſchlag bringen ſollten.

„Da wir aber dergleichen Taglöhner nicht aller Orten und zu allen Zeiten haben können, dieſelben auch bald höhern Lohn fodern würden, ſobald ſie erkennen ſollten, daß ihre Arbeit uns unentbehrlich iſt; überdem bey den ausgeſetzten Dreſchgärtnern und Unterthanen dieſer Vortheil obwaltet, daß ſie uns ihre Kinder zu unſern Dienſten auferziehen, und uns ſolche für billiges Lohn und mäßige Koſt, vor andern zulaſſen müſſen: ſo iſt es allemal nützlich und vortheilhaft, eigene Dreſchgärtner und eigene Unterthanen zu haben, die zu allen Zeiten robothen, und allerley Arbeiten verrichten müſſen, ohne nöthig zu haben, mit ihnen jedesmal über dieſe und jene Arbeit beſondere Abkommen zu treffen. Indeſſen wird aus Obigem zur Genüge abzunehmen ſeyn, daß auch diejenigen nicht unrecht noch widerſinnig wirthſchaften, welche, anſtatt ſolcher Dreſchgärtner, welche einen ſo anſehnlichen Theil von Getreide in der Aernde und beym Dreſchen zu Lohn haben, lieber von ihren Unterthanen oder andern benachbarten Freyleuten, ſo viel Leute um billiges Tagelohn miethen, und alles Getreide und Stroh unabgekürzt in die herrſchaftlichen Scheuern und Schüttböden einſammeln laſſen, wodurch ſie nicht mehr Koſten haben, und ſo vieles Stroh, welches die Getreidegärtner in natura wegnehmen, zu beſſerer Fütterung ihres Viehes und mehrern Dünger, ſelbſt nutzen können, dagegen die Getreide- Lohn- und Dreſchgärtner von dem häufigen Stroh ſo viel Dünger ſammeln, daß ſie nicht nur ihre Gärten und Felder düngen, ſondern auch noch alljährlich ein beträchtliches in die herrſchaftlichen Felder führen laſſen, und davon die erſte Frucht genießen können; welches an manchen Orten, wo gute Viehzucht iſt, ein Anſehnliches beträgt,

und ebenmäßig den herrſchaftlichen Scheuern entzogen wird.

„Auſſer dieſen vorbeſchriebenen drey Arten der Handarbeiter, hat man noch ſo genannte Freygärtner, Freyhäusler, Angerhäusler, oder Kutſchner, welche theils das Jahr hindurch nur gewiſſe einzelne Tage und zur geſezten Zeit in die Arbeit gehen dürfen, theils aber, ſo oft man ſie gebraucht, und zu allen Zeiten, mit der Hand für gewiſſes niedriges Lohn robothen müſſen, weil ſie, nach den Umſtänden jeden Ortes, bey ihren Häuſern einige Aecker oder Gärten nutzen, und dabey ein oder mehrere Stück Vieh halten, dazu ſie die herrſchaftliche oder der Gemeinde Hütung und Gräſereyen genießen, zuweilen auch einiges Leſe- oder Forſtholz holen dürfen.

„Die erſte Art dieſer Häusler, welche nur gewiſſe einzelne Tage robothen, ſind in weitläuftigen Wirthſchaften von ſchlechtem Nutzen, wenn ſie nicht ihre Dienſte in der Heu- und Getreideaernde leiſten müſſen, weil zu dieſer Zeit die Arbeiter am ſchwerſten und koſtbarſten aufzutreiben ſind. Andere aber, welche man ſo oft, als es nöthig iſt, für gewiſſes Lohn haben und beliebig nehmen kann, ſind deſto nützlicher, beſonders bey auſſerordentlichen Vorfallenheiten, Unglücksfällen und unvermutheten Bauern, welchen man gemeiniglich in langen oder Sommertagen 10 Kreuzer, in kurzen oder Wintertagen aber 10 Gröſchel oder 2 Sgr auszuſetzen pflegt; wobey ſie auch alle Gemeindearbeit, gleich andern Dorfeinwohnern, gratis verrichten müſſen. Sollten ſich nun auch Fälle eräugnen, daß man dergleichen Freygärtner und Häusler, das ganze Jahr in die Wirthſchaft brauchen müßte; ſo würde eine ſolche Perſon, nach Abrechnung 73 Sonn- und Feyertage, und etwa 6 bis 7 Gemeintage, (weil dieſe wie den Dreſchgärtnern nur eigene Gemeindearbeit, als: Miſtbreiten, Waſſerfurchen machen nicht mit ver-

machen ꝛc. nicht mit verrichten dürfen,) noch 265 Tage, halb à 10 Kreuzer, und halb à 2 Sgr., robothen können, welches durch 1 Jahr, im Sommer 29 Rtl. 13 Sgr. 3 Pf., im Winter aber 22 Rthlr. 2 Sgr. 6 Pf., überhaupt alſo 51 Rthlr. 15 Sgr. 10 Pf. betragen würde, wofür man fremde Arbeiter nicht ſchaffen kann.

„Zwar müßte man dasjenige, was dieſe Leute an Aeckern, Vieh und Wohnungen genießen, und was ſie dagegen an Gelde, Zinſen, auch Steuern bezahlen, auch in billigen Gegenanſchlag bringen. Da aber durch dergleichen ausgeſetzte Wirthe die Zahl der Unterthanen vermehrt wird, welche koſtbarer als Geld ſind, und durch welche nicht nur der Brau- und Branntweinurbar ſtärker befördert, ſondern auch die gewöhnlichen Laudemia, Schutzgelder und Loslaſſungsgelder vermehrt werden, welche als herrſchaftliche Regalia, von der Steueranlage befreyet ſind, ſo wird niemand unrecht wirthſchaften, der Gelegenheit hat, dergleichen Wirthe ohne großen Abbruch ſeiner Vorwerksgründe auszuſetzen, indem bekannt genug iſt, daß unſere ſchleſiſche Wirthſchaften, an nichts mehr, als an Menſchen und Arbeitern, Mangel leiden, daher auch nichts gemeinnütziger für Obrigkeiten und Unterthanen, als die Abſchaffung oder Einſchränkung der vielen Feſt- und Feyertage, ſeyn können, wodurch, weil vorhin faſt alle Wochen ein Feyertag eingefallen iſt, die Zahl der arbeitenden Perſonen um ein Sechstel vermehrt worden iſt.

„Endlich muß ich noch hinzu fügen, daß die Anzahl der Wirthe auch die Zahl der Hausleute und Ausgedingeperſonen vermehrt, welche, nach verkauften, oder an die Ihrigen überlaſſenen Nahrungen, ſich reſpective, mit Vorbehalt einigen Getreides, die Wohnung auf Lebenslang ausgezogen, oder eine Stube oder Kammer gemiethet haben. Dergleichen Leute

müſſen gemeiniglich für ſehr geringes Lohn, täglich à 1 Sgr., oder à 4 Kreuzer, allerley, obgleich ihrem Alter und Kräften gemäße, Arbeit verrichten, und alſo wöchentlich für 6 bis 8 Sgr. Dienſte thun, welches ein wahres Bagatell ausmacht, und in der Heu- und Getreideärndte öfters von größtem Nutzen und Nothwendigkeit iſt, wo man allerley Leuten, nach ihren Umſtänden, Arbeit und Gelegenheit ihr Brod zu verdienen, geben kann".

Im 13ten St. der ſchleſ. öcon. Sammlungen, S. 447, fgg. macht ein Ungenannter zu vorſtehender Abhandlung folgende Anmerkungen, worüber der erſte Verf. wieder Gegenanmerkungen gemacht hat.

„Daß fremde Tagelöhner am koſtbarſten ſind, iſt, deucht mir, unſtreitig. Und die beurlaubten Soldaten wollen dem Landmanne nicht ſo vortheilhaft ſeyn, als man ſich einbildet, weil ſie hohes Lohn fordern, und doch in der nothwendigſten Zeit abweſend ſind. Was aber die Balance zwiſchen dem Dienſtgeſinde und den Dreſchgärtnern anbelangt, ſo dürfte der Unterſchied ſo groß nicht ſeyn, als ihn der Hr. Verf. angiebt (a).

Erſtlich iſt es andem, daß dies in den alten Geſindeordnungen aufgeführte Lohn niemals mehr Statt finden kann, nachdem der Werth der Sachen weit höher geſtiegen iſt. Ich erinnere mich, in einer alten Geſindeordnung gelesen zu haben, daß auf ein Paar Stiefeln 1 Thlr. ſchleſ. und etliche Groſchen gerechnet wird (b). Zu jetzigen Zeiten muß ein Knecht 3 Thlr. ſchleſ. dafür bezahlen. Man kann ſagen, daß Pelze und Stiefeln ſeit 50 oder 60 Jahren, noch ſo hoch am Werth geſtiegen ſind. Wenn nun an vielen Orten die Unterthanen nicht zulangen, oder auch dieſe nicht viel weniger Lohn, als die Fremden, bekommen: ſo würde die Differenz zwiſchen 66 und 46 Rthlr. dem Anſchlage des Hrn. Verf. zu addiren (c), folglich auf einen Knecht und Jungen, wenigſtens 56 Rthlr. zu rechnen ſeyn.

Ich komme nunmehr zu demjenigen, was ein Dreſchgärtner koſten ſoll. Und da werde ich nur das anrechnen, was die Herrſchaft eigentlich angeht, nicht aber, wie der Hr.

Hr. Verf. gethan hat, ſeine häusliche Wirthſchaft in Betrachtung ziehen.

	Rthlr.	Sgr.	Pf.
Ich will für bekannt annehmen, daß, nach des Hrn. Verf. Anſchlag,			
die Mandel - - - - - - -	30	19	9
der Hebeſcheffel - - - - -	15	26	3
das Stroh - - - - - - -	14	10	—
das Mißkorn oder der Morgen betrage. Dieſes alles iſt in Rechnung zu bringen, weil es von der Herrſchaft genutzet werden könnte.	17	—	—
Aber wegen des Gartens und Viehſtandes wird nur anzuſetzen ſeyn, was ein Freymann gegen einen Dreſchgärtner Zinſe giebt. Denn wenn der letztere nicht wäre, ſo würde dieſe Stelle von einem Freymanne beſeſſen werden (d). Und dieſe Differenz kann, mit Inbegriff des Geſpinnſtes, nicht über - - - - betragen.	3	—	—
Die Nutzung iſt deswegen in herrſchaftlichen Anſchlag gar nicht zu bringen, weil oben ſchon Stroh und Getreide ins Geld geſchlagen worden, und dieſer Umſtand die Herrſchaft nichts angeht (e).			
Wollte man etwa ſagen, daß, wenn die Herrſchaft die Gärtnermorgen und Gräſereyen ſelbſt nutzte, ſie auch mehr Vieh halten könnte: ſo iſt zu merken, daß die Ausſaat, (welche jedoch, wie geſagt, oben ſchon gerechnet worden, und hier unmöglich noch einmal in Abrechnung kommen kann,) gegen die herrſchaftliche Wirthſchaft ſehr wenig betrage, die Gräſerey aber meiſtens von den Dreſchgärtnern beſonders bezahlt			
Latus	80	26	—

	Rthlr.	Sgr.	Pf.
Transport	80	26	—
wird; mithin, wenn die Herrſchaft dieſe Gräſereyen ſelbſt einziehen wolle, die Miethzinſe dafür wieder in Gegenrechnung kommen müßte.			
Die Arbeitstage werden auch nicht für voll gerechnet werden können, weil doch nicht alle Tage durchs Jahr, Hofarbeit iſt (f). Ich rechne auf jede Perſon 80 Tage - - - - -	8	—	—

Alles dieſes betrüge 88 Rtl. 26 Sgr.

Denn der Abzug an Steuern, Mägdelohn, Salz, Holz, ꝛc. koſtet der Herrſchaft beſonders nichts (g), hievon aber iſt die Rede. Vielmehr wird ſich unten zeigen, daß, da der Dreſchgärtner die herrſchaftlichen Realitäten nutzt, und ſich anrechnen laſſen ſoll, ihm auch die darauf haftenden Laſten zu gute gerechnet werden müſſen.

Wenn wir das Lohn auf einen Knecht und eine Magd mit des Gärtners Koſten vergleichen wollen, ſo müſſen wir nicht vergeſſen, daß auch des Gärtners Weib, wenigſtens 4 Wochen die Aernde durch, in Arbeit ſteht (h). Wollte man ein Dienſtgeſinde durch dieſe Zeit halten (i), ſo würde es unfehlbar koſten - - - - - - - - - - - - - - - -	4 Thlr.
Weiter, wenn die Gärtner umſonſt Miſt breiten, Waſſerfurchen ꝛc. machen, und der Hr. Verf. rechnet 20 Tage darauf (k), ſo iſt dieſes ein Vortheil, welcher beträgt - - - -	5 ⸗
Es iſt auch zu erwegen, daß der Dreſchgärtner die zu allerley Arbeit nöthigen Werkzeuge, an Getreide und Grasſenſen, Grabeeiſen, Rodehacken, Aexten, Schaufeln, Rechen, Brechen ꝛc. ſich ſelbſt anſchaffen und unterhalten muß, welche bey eigenem Geſinde von der Herrſchaft angeſchafft und unterhalten werden müßten; welcher Aufwand um ſo	
Latus	9 Thlr.

Transport 9 Thlr.

ſo viel koſtbarer kommen würde, als es leider zu geſchehen pflegt, daß Leute mit Sachen, die nicht ihre eigene ſind, ſehr unvorſichtig umgehen. Ich rechne hierauf jährlich - - - - - - - - - - - - - - - - 3 ‹

Wenn dann nun, ſo fern die ganze Wirthſchaft durch Dienſtgeſinde beſtritten werden ſollte, die Unterthanen bey weitem nicht zureichen würden, folglich fremdes Geſinde mehr Lohn und beſſere Koſt erfordern würde, ſo kann nunmehr ganz ſicher das Lohn, was ich oben nach einem Durchſchnitte angeſetzt habe, auf einen Knecht und eine Magd gerechnet werden, zuſammen mit - - - - - - - - - - 56 ‹ welcher Aufwand ſich nach der Anzahl der fremden Dienſtbothen noch erhöhen würde.

Endlich iſt zu berechnen, was an Koſtgeld, Geſindebetten, Holz zum Kochen, Heizen, Backen und Waſchen, erforderlich ſeyn möchte. Mir deucht, daß der Hr. Verf. zu niedrig gerechnet um - - - - - - - - - - - - - 3 ‹

Da, wo die Dreſchgärtner Morgenäcker beſitzen, (wie denn dieſe oben gerechnet worden, müſſen auch die Steuern, welche die Gärtner geben, auf Rechnung des Geſindes gehen, weil im Gegentheil, wenn die Herrſchaft ihre Aecker beſäße, ſie die Steuern ſelbſt geben müßte. Ich rechne ungefähr hierauf - - 1 ‹

Summa 72 Thlr.

Man ſieht alſo, daß der Unterſchied der Koſten zwiſchen dem Dienſtgeſinde und den Dreſchgärtnern ſo groß nicht iſt, als der Hr. Verf. angegeben hat. Erweget man noch die Ungemächlichkeit einer ſo großen Menge des Hofgeſindes, nebſt ihren Weibern und Kindern; bedenkt man, daß man auf die Dienſte der Dreſchgärtner rechnen kann, da hingegen Dienſtbothen, beſonders wenn ſie fremd ſind, leicht austreten können: ſo dürfte auch der übrige Vortheil mäßig ſeyn.

Was den Vorzug anbelangt, welcher den Dreſchgärtnern darum zugeſchrieben wird, daß ſie den Zuwachs der Unterthanen und die Einkünfte der Gerichtsbarkeit vermehren: ſo ſcheint mir derſelbe eben nicht beſonders zu ſeyn, weil die Gärtnerſtellen durch Freyleute beſetzt, und in dieſem Stücke eben ſo gut genutzet werden könnten.

Bey dem allen, da gleichwohl ein Unterſchied zwiſchen dem Dienſtgeſinde und den Dreſchgärtnern ſich erweiſet, ſo fragt ſichs, ob man deshalb bey Einrichtung der Wirthſchaft, die Anzahl der Geſinde vermehren, und dagegen weniger Gärtner halten ſolle?

Dem erſten Anſehen nach, dürfte man dieſe Frage mit Ja beantworten; denn wer wird wohl zweifeln, daß das Plus dem Minus vorzuziehen ſey. Allein, ich ſage nein. Denn da die mehreſten Koſten auf die Mandel, den Hebeſcheffel, das Stroh und die Tagarbeit im Großen gerechnet worden, ſolchergeſtalt es dann einerley iſt, ob viele oder wenige daran Theil nehmen, hingegen die Vermehrung auch nur eines einzigen Geſindes, namhafte Unkoſten erfordert: ſo iſt es wirthſchaftlich, ſo wenig Geſinde als möglich, und ſo viel Gärtner, als ihrer nur beſtehen können, zu halten. Durch dieſes letztere würde der Unterſchied zwiſchen den Unkoſten eines Dreſchgärtners und eines Dienſtgeſindes noch viel kleiner werden, weil bey den erſtern der Diviſor größer und das facit kleiner würde. Es iſt mir ein Ort im breslauiſchen Kreiſe bekannt, und vielleicht ſind ihrer noch mehr im Lande, wo die Dreſchgärtner ihre Morgen, Häuſer, Gärten, und etwas Wieſewachs umſonſt beſitzen und nutzen, hingegen auſſer der Mandel und dem Hebeſcheffel, das ganze Jahr hindurch, ohne Entgeld zu Hofe gehen müſſen. Dieſe Einrichtung iſt, meines Erachtens, ſehr vortheilhaft. Wiederum weiß ich Orte, wo eine Art Leute ſind, die man Groſchegärtner nennt, welche um eben das Lohn, was die Dreſchgärtner bekommen, ſelbander robothen müſſen, und doch nichts mehr, als ihre Gärten und Morgen, haben. Dergleichen Hofdienſte ſind den Geſindedienſten gewiß vorzuziehen.

Gleichwie aber die Regel: **Leben und leben laſſen**, im Großen und Kleinen Platz greifen ſoll, wofern man nicht etwa die Moralität dem Mammon aufopfern will: ſo

ſo glaube ich, daß man nicht allein philoſophiſch denkt, ſondern auch philoſophiſch wirthſchaftet, wenn man dem Schweiß und der Mühe aller derer, die uns arbeiten, ſo viel gönnet, daß ſie dafür wenigſtens Nahrung und Kleider haben; und, wenn man ſelbſt reicher zu werden ſucht, andern, die uns dazu behülflich ſind, auch ihr Theil zukommen läßt. Möchten doch alle, welche für ſich oder für andere wirthſchaften, ihr ſo reizendes Plus nicht auf das klägliche Minus anderer gründen (l)!"

Des Hrn. Verf. der erſten Abhandlung Gegenanmerkungen, ſind folgende.

(a) Daß der Unterſchied ſo groß nicht ſey, als ſolchen der Hr. Verfaſſer angegeben hat. Der Verf. der erſten Ausrechnung des Unterſchiedes zwiſchen dem Dienſtgeſinde und den Dreſchgärtnern, hat die Koſt und Lohn eines Knechtes und einer Magd auf - - - - - - - - - - - - 46 Rthlr.
eines Dreſchgärtners und Magd aber auf 64 -

angegeben; es iſt alſo der Unterſchied - 18 Rthlr.

Der Hr. Anonymus rechnet die Koſten eines Dreſchgärtners und Magd - 88 Rthlr. 26 Sgr.
und eines dienenden Knechtes
und Magd - - - - - - 72 - — -

folglich bliebe der Unterſchied nur 16 Rthlr. 26 Sgr. welches alſo faſt auf eines hinaus läuft.

Indeſſen hat der Verf. der erſtern Ausrechnung niemals die Meinung geheget, das Dienſtgeſinde vorzüglich vor den herrſchaftlichen Dreſchgärtnern anzupreiſen, oder auf der Letztern Abſchaffung und der erſten Vermehrung anzutragen.

Ein ſeßhafter verheuratheter Wirth iſt mit ſeiner Familie allemal ſicherer, und zu allerley Arbeit brauchbarer, als ein flüchtiger Knecht und Magd, den jede eingebildete Verbeſſerung und der mindeſte empfundene Unwille zum Austreten verleiten. Es ſind aber nicht alle Gegenden und alle Landwirthſchaften ſo glücklich, genugſame Wirthe bey ihren

Gütern zu haben, oder ſolche bald zu erlangen, wenn ſie nämlich durch neue Rodungen, durch Einziehung wüſter und ruinirter Bauergüter, durch Beurbarung alter Teiche, u. d. gl. ihre Ausſaat und Arbeiten erweitern, folglich ſich in der Geſchwindigkeit durch mehreres Dienſtgeſinde oder fremde Tagelöhner Rath zu ſchaffen gezwungen ſind, bis ſie zu Erbauung mehrerer Dreſchgärtner gelangen können. Es werden aber auch die eingekauften Dreſchgärtner nicht allemal mit Gleichgültigkeit anſehen, und zufrieden ſeyn, wenn ohne namhafte Erweiterung der Felder und Fluren, die bisherige gleichſam geſchloſſene Zahl der Dreſchgärtner vergrößert, und ihnen mehrere Wirthe beygeſetzt werden, welche ſich in die, bisher unter wenigere Perſonen vertheilt geweſene 10te Mandel mit theilen ſollen; welchenfalls doch die Noth zu erfordern ſcheint, ſich durch Tagelöhner oder Dienſtgeſinde im Nothfall ſelbſt zu rathen, wenn man nicht das Getreide größtentheils im Felde ausfallen, oder die Winterſaat allzu ſpät beſtellen laſſen will.

Die Einrichtung iſt nicht zu tadeln, wo man (wie im bresl. Fürſtenthum ſehr gewöhnlich iſt,) die ganze Sömmerung an Gerſte und Hafer, durch fremde gemiethete Getreidemähder, die aus der Grafſchaft Glatz und dortigen Gegenden herunter kommen, für gewiſſes Geld abhauen läßt, welche gemiethete Mähder nicht die Grundherrſchaft, ſondern die dort anſäſſigen Dreſchgärtner bezahlen, weil ſie dagegen den 10ten Pfenn. oder 11ten Theil der Aernde zu ihrem Lohne, in natura zu empfangen haben.

Aus beyden Ausrechnungen iſt wenigſtens ſo viel klar, daß man ſich die Arbeit und das Lohn der Dreſchgärtner nicht ſo gar niedrig rechnen darf, anbey aber auch über die allzu große Koſtbarkeit des Dienſtgeſindes nicht zu klagen Urſache hat.

Wo man bereits Dienſtgeſinde halten muß, da wird die Unbequemlichkeit und Laſt nicht ſo ſehr vergrößert, wenn man z. B. bey bisherigen 12 Geſinde, eine oder etliche Perſonen mehr in Dienſt zu nehmen, für nöthig und nützlich befindet. Die Perſon,

ſon, die für 10 oder 12 Geſinde kocht, kann ſolches auch für 15 und 18 verrichten, und wird dabey nicht viel Holz, Licht, u. d. gl. m. erfordert werden. Und wofern dem Austreten des Geſindes nicht beſſer Einhalt geſchehen ſollte, ſo dürfte es künftig faſt zur Nothwendigkeit werden, ein oder etliche Geſinde in Vorrath zu halten, um von Zeit zu Zeit die Stelle der Austretenden dadurch zu erſetzen. Aber auch ohne dieſe Abſicht, iſt an vielen bekannten Orten hieſiger und anderer Gegend, von 20 und 30 Jahren her, die Einrichtung mit gutem Nutzen beybehalten worden, daß man einen großen Theil des Feldes, und z. B. die zu dem Dominio gezogenen wüſten Hufen nicht mit ausgeſetzten Dreſchgärtnern, ſondern theils durch Tagelöhner, theils durch beſondere dazu auf das ganze Jahr gemiethete Knechte und Mägde bearbeiten, und ſowohl die ganze Heu- und Getreideärnde, als auch das Dreſchen, Säen, Furchen- und Grabenmachen, und überhaupt allerley, ſonſt den Dreſchgärtnern eigne Arbeit, mit Nutzen und wirklicher Menage verrichten läßt, welches nicht die mindeſte Ungerechtigkeit noch Unbilligkeit bey ſich führt, ſo, daß den zu den Vorwerksäckern beſtellten Dreſchgärtnern nichts benommen oder entzogen wird, und es doch allemal eine vernünftige und erlaubte Wirthſchaft bleibt, daß man unnöthige und überflüſſige Ausgaben, ſo viel als möglich zu erſparen ſucht.

(b) **Daß auf ein Paar Stiefeln ein Thaler ſchleſ. ꝛc.** Es iſt die vermehrte Polizeyordnung v. J. 1578. Schleſ. Sanctiones pragm. T. I. p. 103, worin einem Großknechte 6 Thlr. ſchleſ. 12 Sgr., oder 5 Rthlr. 6 Sgr., Lohn, und für ein Paar Stiefeln, oder für 2 Paar Schuhe, 1 Thlr. ſchleſ. oder 24 Sgr. ausgeworfen ſind. Dagegen ſetzt die Geſindeordnung v. J. 1676, einem Großknechte ſchon 10 bis 12 Thlr. ſchleſ. zu Lohn aus. Schleſ. Sanct, T. I. p. 188. Und dermalen wird ſolchen Knechten ſchon 15 bis 16 Thlr. ſchleſ., oder 12 Rthlr. 24 Sgr., gereichet.

(c) **Dem Anſchlage des Hrn. Verf. zu addiren ꝛc.** Es iſt das Geſindelohn und deren Koſt faſt an je-

dem Orte und Kreiſe ſehr unterſchieden. Der Verf. hat ſolches nach ſeinen dermaligen Gütern angenommen, und nach dem Durchſchnitt, von des Groß- Mittel- und Kleinknechtes ꝛc. Lohne feſtgeſetzt, und auch nur den mittlern Getreidepreis beybehalten, da ſonſt der Anſchlag eines Dreſchgärtners Gehalt, gegen das Dienſtgeſinde, noch weit höher geſtiegen wäre.

Im Glogauiſchen, Wohlauiſchen, Saganiſchen, wie auch in den Fürſtenthümern Schweidnitz und Jauer, iſt das gewöhnliche Lohn und Koſt des Geſindes weit niedriger, und der alten Geſindeordnung gemäßer eingeführt, wo das Geſinde auch nur alle Vierteljahre, und nicht wöchentlich, Fleiſch bekommt.

Da nun der Anſchlag nach dem höchſten Ausſatz im Fürſtenthum Breslau genommen worden, ſo dürfte wohl ein höherer Zuſchlag zu addiren überflüſſig ſcheinen, oder bey den Dreſchgärtnern gleichmäßig Platz finden, welche an verſchiedenen Orten noch mehr Ackerbau haben, oder überflüſſigen Wieſewachs und Hütungen, auch hinlängliches Holz, beſitzen.

(d) **Von einem Freymanne beſeſſen werden.** Dieſes wird in ſo weit einen merklichen Unterſchied machen, daß ein Dreſchgärtner niedrig kauft, oder den Garten gar umſonſt bekommt, ein Freymann aber, wegen der Freyheit von Dienſten, für dergleichen Garten, nach den Umſtänden der Gegend, bis 100 Thlr. und drüber, Kaufgeld zahlt, von welchem Capitale die Zinſen in Anſchlag zu bringen wären. Bey einem ſowohl als bey dem andern, ſollte alſo doch der wahre Ertrag des Gartens ſo veranſchlaget werden, wie ſolchen die Grundherrſchaft ſelbſt genutzet haben würde, wenn weder ein Dreſchgärtner, noch ein dienſtfreyer Mann, darauf ausgeſetzt worden wäre.

(e) **Weil dieſer Umſtand die Herrſchaft nichts angeht ꝛc.** Da bey dergleichen Anſchlägen und Ausrechnungen der Koſten, welche die Dreſchgärtner gegen das Dienſtgeſinde erfordern, alles in Betrachtung kommen muß, was dem herrſchaftlichen Er-

Ertrag auf einige Weiſe entgeht, ohne daß man dadurch ihn im mindeſten Gelegenheit machen wollte, einer oder der andern Art von Arbeitern etwas von ihrem Lohn und Gehalt zu entziehen, ſo ſollte ich doch vermuthen, daß die Viehnahrung der Dreſchgärtner nicht gänzlich aus dem Anſchlage zu laſſen wäre, weil doch alles das auf herrſchaftlichem Grund und Boden gewachſen iſt, was den Dreſchgärtnern zum Unterhalt ihres Viehes gelaſſen wird, und daß folglich die Herrſchaft ihren Grund, um ſo viel weniger nutzet, da die Dreſchgärtner ſolchen zum Unterhalt ihres Viehes wegnehmen, maßen auch das geringſte Federvieh und Tauben dieſer Leute ſich von demjenigen ernährt, was ſonſt der Herrſchaft und ihrem Viehe geblieben wäre.

Bleibt gleich das Stroh und Getreide bey dieſer Viehnutzung der Unterthanen auſſer anderweitigem Anſchlage, ſo wäre doch in Anſehung des Getreides noch anzumerken: 1. daß dem Geſinde zur Bröderey ꝛc. nur das ſchlechteſte Getreide, den Gärtnern aber beſſeres, und ſo wie es gleich durchgewachſen iſt, gegeben wird, daher dieſe billig höher, als jenes, am Preiſe zu veranſchlagen geweſen wäre. 2. Aber auch von dem Geſindegetreide und Koſt, das herrſchaftliche Vieh die Kleyen und das Spühlicht genießen kann, welches von dem Getreide, welches die Dreſchgärtner in der Aernde und beym Dreſchen wegnehmen, derſelben eigenem Viehe verbleibt, welches alſo von jedem Scheffel Getreide wenigſtens auf ein Paar Groſchen zu rechnen wäre, als ſo viel ein Viertel Kleyen von jedem Scheffel Korn auſſer Lande zu gelten pflegt.

Wenn man nun überdieß erweget, daß der Graszins und das Hütungsgeld, welches die Gärtner, mehr in recognitionem dominii, jährlich erlegen, als daß ſie dadurch einen wirklichen Genuß des Graſes condigne bezahlen ſollten, maßen ſie an vielen Orten etwa 6 Sgr., oder höchſtens 24 Silbergroſchen Graszins entrichten, und doch dabey im Sommer 2 bis 3 Stück Vieh aushalten, auch ſich wohl noch einiges Heufutter auf den Winter davon einſammeln, nächſtdem aber die wenigen Groſchen, die

ſie für jede Kuh an Hütungsgelde oder Hirtenlohne zahlen, gar nicht ſonderlich in Vergleichung kommen können, was das Vieh dieſer Dreſchgärtner wirklich auf den Feld- und Raſenhütungen, vom erſten Frühjahr bis in den ſpäteſten Herbſt, genießt: ſo wird, meiner geringen Einſicht nach, ganz begreiſtlich ſeyn, daß dem herrſchaftlichen Schaf- und Rindviehe dasjenige wirklich entgeht, was z. B. von 8 Dreſchgärtnern, 16 bis 24 Stück Kühe und Kälber genießen. Wenn man auch dabey auſſer Acht laſſen will, daß die Unterthanen eher weiter um ſich greifen, als von den ihnen angewieſenen Gräſereyen ſich etwas nehmen laſſen. Wogegen aber die Graszinſen und Hütungsgelder jeden Dreſchgärtners kaum auf den halben Genuß eines einzigen Stück Viehes zu rechnen ſeyn durften.

Man wird bey den Dreſchgärtnern, welche ordentlich wirthſchaften, und bereits in guten Umſtänden ſtehen, befinden, daß dieſe meiſtens alle Jahr eine Kuh verkaufen, und dagegen ein Kalb anbinden oder abſetzen, und daß auch ihre Kälber eher den Ochſen begehren, und zum Nutzen gelangen, als das herrſchaftliche Vieh, welches alſo, mit Einrechnung des Federviehes, eher zu niedrig, als zu hoch, auf 6 Rthlr. in Anſchlag gebracht iſt, und wirklich weit höher von den Unterthanen genutzet wird, und alſo doch in der That der herrſchaftlichen Nutzung entgeht.

(f) Weil doch nicht alle Tage durchs Jahr Hofarbeit iſt. Ich vermuthe, daß die Grundobrigkeit ſich ſelbſt Schaden thut, wenn ſie mehr Dreſchgärtner ausſetzt, als ſie zur Wirthſchaft benöthigt iſt, und als ſie ihnen durchs ganze Jahr Arbeit geben kann. Da die Dreſch- und robothſamen Gärtner, in der Abſicht der reichlichen Aerndeantheil empfangen, und ihre Grundſtücke nebſt der Viehnutzung zu genießen haben, womit ſie dagegen für ſo geringes Lohn mit ihren Weibern oder Mägden durchs ganze Jahr arbeiten ſollen: ſo dürfte es ſchwerlich ohne Schaden ſeyn, wenn man ihnen beſtändige Arbeit zu verſchaffen im Stande iſt, weil doch

doch wohl ein Mann für 1½ bis 2 Sgr., und die Magd für 1 oder 1½ Sgr. durch eines ganzen Tages Arbeit einigen Nutzen ſchaffen könnte.

So wenig es aber den Unterthanen zu mißgönnen, oder ihnen nachtheilig iſt, wenn die Grundherrſchaft denſelben einige Tage oder Wochen erlaubt, zu Hauſe zu bleiben, oder ſich auf auswärtigen Arbeiten mehr Lohn zu erwerben, ſo wenig wird es unrecht ſeyn, diejenigen Tage ſämmtlich in Anſchlag zu bringen, an welchen die Dreſchgärtner den Grundobrigkeiten zu robothen ſchuldig ſind, weil ſie auf Erfordern ſolches thun müſſen, und es für eine herrſchaftliche Gewogenheit zu erkennen haben, wenn ihnen mehr Lohn, und größern Verdienſt zu erwerben zugelaſſen wird.

(g) **Denn der Abzug an Steuern ꝛc. koſtet der Herrſchaft nichts.** Da nun bey Veranſchlagung alles deſſen, was ein Dreſchgärtner auf dem herrſchaftlichen Grund wirklich genießt, und auf eine oder die andere Weiſe zu empfangen hat, in Einnahme kommen müſſen, ſo hat nicht weniger auch deſſen Ausgabe an Steuern, Mägdelohn, Salz, Holz ꝛc. in Abzug gebracht werden, weil ſonſt und in Ermangelung des Dreſchgärtners, die Grundherrſchaft ſolche Grundſtücke und Realitäten verſteuern, die Magd ſelbſt belohnen, auch Salz und Holz ꝛc. für ſo viele Geſinde mehr anſchaffen müſſen.

(h) **Daß des Gärtners Weib 4 Wochen die Aernde durch in der Arbeit ſteht.** Die Weiber der Gärtner müſſen, oder ſollten zwar, die Aernde durch, nebſt dem Manne und der Magd arbeiten; da ſie aber zu Hauſe das Vieh und das Eſſen beſorgen müſſen, ſo kann auf deren Arbeit nicht viel, und kaum täglich auf den halben Tag, gerechnet worden; und wenn man in Erwegung zieht, daß der Dreſchgärtner auch ſein eigenes Getreide auf dem Felde und in Gärten herein ſchaffen muß, welches das Weib ohne ſeine und der Magd Beyhülfe nicht beſtreitet, ſo wird der Mann und die Magd ſo viel vom herrſchaftlichen Dienſte in der Aernde verſäumen, als das Weib denſelben beym Aufbinden des herrſchaftlichen Getreides und in anderer Arbeit forthilft,

hilft. Wollte man aber auch die Hülfe der Weiber täglich zu $\frac{1}{2}$ Tag, 4 Wochen durch, als richtig annehmen, ſo werden doch nur 12 oder 14 Tage in Anſchlag zu bringen ſeyn. Da nun das Weib nicht mehr arbeitet, als eine tüchtige Magd, eine Magd aber an Koſt und Lohn nur 20 Rthlr. 24 Sgr. koſtet: ſo würde auf des Weibes 14tägige Arbeit mehr nicht, als 24 Sgr., zu rechnen ſeyn, zumal auch eines Dreſchgärtners Weib oder Magd, in und auſſer der Aernde, für 1 Sgr., oder höchſtens 4 Kreuzer, in hieſiger Gegend den ganzen Tag arbeiten muß. Da nun das Dienſtgeſinde auch an Sonn- und Feyertagen ihre Dienſte und Schuldigkeiten durch das ganze Jahr bey Verſorgung des Viehes zu beobachten haben, überdies aber auch noch des Abends mit Spinnen und anderer Arbeit beſchäftiget werden, ſo wird dieſe Sonntags- und Abendarbeit gar reichlich, gegen die Hülfe der Gärtnerweiber in der Aernde, compenſiret.

(i) So würde es unfehlbar koſten 4 Rthlr. Dieſe für die Weiberarbeit, die Aerndezeit hindurch, gerechnete 4 Rthl. haben wohl deshalb nicht im Anſchlage ausgeworfen werden können, weil das Weib ſolche nicht baar empfängt, ſondern ihr Lohn bereits unter den für die Gärtnermandel veranſchlagten 30 Rthlr. 14 Sgr. 9 Pf. befindlich iſt. Sollen aber ſolche Weiberdienſte nur gegen das Dienſtgeſinde in Rechnung kommen, ſo würde die Arbeit, welche die Dienſtknechte und Mägde an Sonn- und Feyertagen bey Fütterung des Viehes ꝛc. verrichten, nicht weniger dagegen aufgeführet werden müſſen. Solchergeſtalt hat auch kein Lohn für die 20 Tage Gemeindedienſte, Miſt breiten, Waſſerfurchen machen ꝛc. ausgeworfen werden können, weil es ebenfalls unter obigem Aerndelohn mit ſteckt; es würden aber dieſe Gemeindedienſte nicht 5 Rthlr. ſondern 10 Mannstage für 2 Sgr., alſo 20 Sgr., und 10 Weibertage für 1 Sgr., alſo 10 Sgr., in Summa 1 Rthlr., betragen.

(k) Der Hr. Verf. rechnet 20 Tage darauf ꝛc. Die zur Gemeindearbeit, und zu den gratis zu verrichtenden Dienſten gerechnete 20 Tage können, in Anſehung

ſehung des Geſindes, nicht beſonders zu Gelde geſchlagen werden, weil dem Dienſtgeſinde, nach Abrechnung der Sonn- und Feyertage per 73 Tage, zuſammen nur noch 292 Tage, incluſ. dieſer 10 Gemeindetage, zugerechnet ſind, als ſo viel Werkeltage jedes Geſinde gleichfalls zur Arbeit behält. Würde nun auch dieſe Gemeindearbeit bezahlt, ſo könnte doch der Mann nicht mehr, als 2 Sgr., und die Magd 1 Sgr., Lohn fordern, welches nicht 5, ſondern nur 1 Rthlr. ausmachen würde; welche Bezahlung und Anſchlag aber, wie obgemeldet, gänzlich wegfällt.

(l) **Ein reizendes *Plus* nicht auf das klägliche *Minus* anderer gründen.** Die Richtigkeit dieſes Satzes verdiente um ſo mehr eine eigene gründliche Abhandlung und Ausführung, als dawider ſehr viele, beſonders junge Landwirthe handeln, welche ſich bey Kleinigkeiten, die ihnen vor die Augen kommen, aufhalten, und dagegen die wichtigſten Nutzungen unrecht oder gar nicht nutzen, ſondern gleichſam ſchlafen laſſen. Es iſt gewiß vorlängſt und aller Orten die Einrichtung mit möglichſter Vorſichtigkeit ſo gemacht worden, daß den armen Unterthanen der nothdürftige Unterhalt auf's genaueſte zugemeſſen, und vielleicht durch vorige Grundobrigkeiten und Verwalter noch mehr beſchnitten und eingeſchränkt worden iſt, daß ſie kaum bey glücklichen und reichlichen Jahren, ihre Bedürfniß erhalten können, bey Mißwachsjahren aber Hunger und Kummer leiden, auch ſich, gleich den beſtraften Miſſethätern, lange Zeit mit Brod und Waſſer behelfen müſſen. Wie denn auch nicht weniger dem Dienſtgeſinde die Koſt nach Möglichkeit geſchmählert, ſchlecht zugerichtet, und für deren Lagerſtatt nicht geſorget wird, daß wirklich öfters das Vieh beſſere Ausrichtung bekömmt, und reinlicher, als das Dienſtgeſinde, gehalten wird; wogegen doch ihre Dienſte nach möglichſter Schärfe gefordert werden, und ihnen öfters Tag und Nacht keine Ruhe gelaſſen wird. Wenn man auch alle Moralität in dieſem Stücke, und ſowohl das Chriſtenthum als die Menſchlichkeit unberührt läßt, ſo fällt doch leicht in die Augen, daß einige erſparte

Metzen

Metzen Getreide von der Geſindekoſt, die geſchmählerte Milch, Koſt und Butter, die ſchlechte und unſaubere Zurichtung der Speiſen, die wenigen Koſten zu Ausbeſſerung der Betten und Lagerſtätte bey dem Dienſtgeſinde, ſo wie bey den Dreſchgärtnern und andern Unterthanen, die geſchmählerte Gräſerey und Hütung, der zur unrechten Zeit ihnen beſtellte Acker, der verweigerte Vorſchuß und Anlehn des benöthigten Brodes und anderer Bedürfniſſe, die allzu harte Beſtrafung kleiner Vergehungen, und andere oft tyranniſche Zunöthigungen, entweder gar keinen oder doch ſehr geringen Vortheil bringen, und dagegen alle Liebe und redliche Geſinnungen der ſonſt treuen und gehorſamen Unterthanen abwendig machen, und ihnen alle Luſt zur Arbeit, und alle Zuneigung zur guten Erhaltung des herrſchaftlichen Viehes und aller Wirthſchaftsfeilſchaften dermaßen benehmen und niederſchlagen, daß hiedurch die Grundobrigkeiten dasjenige auf der andern Seite 10 und wohl 100 mal verlieren, was ſie auf der einen Seite zu gewinnen und zu erſparen geglaubt haben.“

Den von der patriotiſch-ökonomiſchen Geſellſchaft in Breslau ſchon öfters geäuſſerten Wunſch, über die eigentliche Beſchaffenheit eines Dreſch- oder Hofgärtners näher unterrichtet zu ſeyn, erfüllte Hr. Loewe, in folgendem Aufſatz über den Zuſtand eines Roboth- oder Hofegärtners auf dem Gute A, der Herrſchaft B, in Oberſchleſien (*).

„Der Zuſtand der Hofe-Gärtner in Schleſien, ihrer Pflichten und Genüße, iſt ſo ſehr verſchieden, daß es wohl der Mühe werth wäre, aus jedem Fürſtenthume, aus jedem Kreiſe, ja, ich möchte wünſchen von jedem Dominio, ein Beyſpiel aufzuſtellen, indem derſelbe zu allen Zeiten größtentheils vom Willkür der Gutsbeſitzer abhing, die mit ihren Unterthanen und Dienſt-Leuten ein damals be-

(*) Im 4 St. der ſchleſ. Provinzialblätter, v. J. 1788, S. 313, fgg. und im I Th. Deſſen ökonomiſch-kameraliſtiſcher Schriften. (Bresl. 1788, gr. 8) S. 65, fgg.

füglich ſchickt. Schon Rabner braucht es in dieſem Verſtande. Ein koſtbares Frauenzimmer.

Koſtbarkeit. 1. Die Eigenſchaften eines Dinges, da es koſtbar iſt, in den beyden erſten Bedeutungen, und ohne Plural; Lat. Praeſtantia, Pretioſitas, Pretium; Fr. Prix, Somptuoſité.

2. Koſtbare Dinge in der zweyten Bedeutung des Beywortes. Alle ſeine Koſtbarkeiten bey Seite ſchaffen.

1. Köſte (die), im Bergbaue, eine Krücke; ſiehe Küſte.

2. Köſte (die), Plur. nur noch in den gemeinen Mundarten, beſonders Niederſachſens.

1. Unterhalt, Nahrung, Koſt. Chriſtus will die Köſte ſeyn. in Luthers Liede; Chriſt lag in Todesbanden.

2. Ein Schmaus, beſonders ein hochzeitlicher Schmaus, im Niederſächſiſchen, wo es auch zuweilen Köſtung lautet

Koſte-Kraut, Hieracium murorum *Linne.*; ſ. Habichtskraut, Nro. 6, im XX Th. S. 568.

Koſten (die) ein Plural, wovon der Singular im Hochdeutſchen ungebräuchlich iſt.

1. Der Aufwand, welchen man zur Erreichung einer Abſicht macht, beſonders in ſo fern derſelbe in baarem Gelde beſteht; L. Impenſa, Pecunia inſumpta, Sumtus; Fr. Cout, Dépenſe, Frais. Der Prozeß macht mir viele Koſten. Die Koſten tragen, ſie über ſich nehmen, das nöthige Geld aus ſeinem Vermögen geben; L. Sumtum ſuſtinere, tolerare. Viele Koſten aufwenden. Für die Koſten ſtehen, in einigen Gegenden auch nur, die Koſten ſtehen. Wovon ſoll ich die Koſten beſtreiten? Er hat die Koſten nicht dazu. Auf meine, auf ſeine Koſten. Große ſchwere Koſten. Jemand viele Koſten verurſachen. Die Koſten vorſchießen, auslegen. Lat. ſumptus erogare,

gare, ſuggerere, ſuppeditare. Die Koſten berechnen, überſchlagen, Lat. ſupputare rationem ſumtuum. Die Koſten ſcheuen. Ich komme dabei nicht auf meine Koſten. Wovon will er die Koſten beſtreiten? Einem die Koſten erleichtern, Lat. ſumtus levare. So auch die Baukoſten, Gerichtskoſten, Zehrungskoſten, u. ſ. f.

Daher Koſtenfrey, Lat. immunis, liber a ſumtibus, Fr. défraié, frey von Koſten, oder dem Aufwande. Ich bin noch nicht koſtenfrey, habe meine aufgewendeten Koſten noch nicht wieder. Es muß mit Koſtfrey (ſ. oben, S. 334.) nicht verwechſelt werden.

2. Figürlich: Nachtheil, Abbruch, Schaden. Man muß nicht einen Freund auf Koſten des andern loben.

Siehe auch Unkoſten.

Im Oberd. auch die Köſten, im Niederſ. die Koſt, im Schwed. und Dän. Koſt, im Engl. Coſt, im Poln. Koſzt, im mittlern Lat. Coſta, Coſtus, Coſtagium, Cuſtangia, im Ital. Coſto, im Fr. Couſt, Coût, im Span. Coſta. In den gemeinen Mundarten Deutſchlandes iſt es gleichfalls im Singular üblich, im Oberd. die Koſt, und der Koſten, im Niederſ. die Koſt. Welches auch Luther in der deutſchen Bibel nachgeahmt hat. Die Koſt ſoll vom Hauſe des Königes gegeben werden, Eſr. 6. 4. Wer iſt unter euch, der einen Thurm bauen will. und ſitzet nicht zuvor, und überſchlägt die Koſt, ob ers habe auszuführen? Luk. 14, 28. Wage die Koſt an ſie, daß ſie ihr Haupt beſcheren. Apoſtelg. 21, 24. Und an andern Orten hat er der Koſten. Er vermochte den großen Koſten nicht länger zu tragen, 1. Macc, 3, 30. Der König will den Koſten auch legen von ſeinem Eigenthum, 1. Macc. 10, 45, So auch B. 2. Kap. 3, V. 3. Im Hochdeutſchen hat man den Singular die Koſt veralten laſſen, vermuthlich, um die Verwechſelung mit Koſt, Unterhalt, zu vermeiden. Aus der Uebereinſtimmung aller mit dem Deutſchen verwandten Sprachen, wo Koſt ſowohl Unterhalt, als auch den Aufwand

bedeutet, wird es ſehr wahrſcheinlich, daß es, in der letzten Bedeutung, eine Figur der erſten iſt. In den alten Zeiten der Einfalt und Genügſamkeit beſtand der Aufwand bey einem jeden Geſchäfte hauptſächlich, wo nicht allein in der Reichung der Nahrungsmittel an diejenigen, welche als Mittelsperſonen gebraucht wurden. Siehe das Folgende.

1. **Koſten**, ein Neutrum, welches das Hilfswort haben erfordert, Koſten verurſachen,, erfordern; Lat. conſtare, Fr. couter, revenir.

1. Eigentlich Aufwand an baarem Gelde erfordern, von der Summe, welche man für eine Sache bezahlt, oder zur Erreichung einer Abſicht aufwendet oder aufwenden muß; mit der vierten Endung des Preiſes. *Was, oder wie viel koſtet das Haus?* Welches iſt der Preis deſſelben, wie viel iſt dafür bezahlt worden, oder wie viel ſoll dafür bezahlt werden? *Das Gut koſtet zehn tauſend Thaler. Es koſtet nicht viel. Ich will es haben, es koſte was es wolle,* ſumtuum rationem non habeo, ad pretium quamvis magnum non reſpicio; Fr. quoi qu'il coute, quoi qu'il m'en coute ribon ribaine. *Dieſes koſtet nicht halb ſo viel, als jenes.*.

Das Wort koſten gehört in dieſem Verſtande, da es ſo viel heißt, als eine Ausgabe erfordern, ſo wie mehrere, unter diejenigen Zeitwörter, welche von einigen Schriftſtellern, mit dem Dativ, von andern hingegen mit dem Accuſativ der Perſon gebraucht werden. In der halliſchen Bibel ſteht es es allezeit mit dem Dativ, 1. B, Joſ. 6. 26. *Wenn er ihren Grund leget, das koſte ihm ſeinen jüngſten Sohn*; imgl. 1. Kön. 16, 34. *Es koſtet ihm ſeinen erſten Sohn, da er den Grund legte.* In der züricher Bibel aber findet man an beyden Orten den Accuſativ gebraucht: *Es koſte ihn*; und eben ſo ſteht es in einer wittenbergiſchen Bibel, von 1701.

Herr **Adelung** ſcheint ſich für das erſte zu erklären, indem er ſagt: „Im gem. Leben iſt die dritte Endung faſt „durchgängig üblich, und ſie ſcheint der Natur der Sache „und die Analogie ſo vieler andern Zeitwörter für ſich

„zu haben.“ Er bemerkt, „daß die Sprachlehre des vo„rigen Jahrhunderts, welche in der lateiniſchen Sprache, „Zeitwörter mit doppelten Accuſativis fanden, welche doch „im Deutſchen ſo ſelten ſind, und ſich vielleicht durch die „niederſächſiſche Mundart irre machen lieſſen, wo die dritte und vierte Endung in vielen Fällen gleichlautend ſind, „die vierte Endung erfordert haben, die auch ſeit dem von „vielen guten Schriftſtellern gebraucht wird;“ und ich glaube, er hat darin vollkommen Recht. Die vierte Endung hat ſich aus dem Lateiniſchen eingeſchlichen, weil die ehemaligen Gelehrten, welche die deutſche Sprache wenig achteten, und ſich nicht die Mühe gaben, ihren Regeln nachzuforſchen, dieſelbe immer nach dem Muſter der lateiniſchen einrichten wollten, und daher auch bey verſchiedenen Zeitwörtern den doppelten Accuſativ einführten, der doch wirklich der Natur unſerer Sprache zuwider iſt.

Ob nun gleich viele gute Schriftſteller dieſes beybehalten, und auch bey dem Worte koſten, beyde Accuſative der Perſon und der Sache gebraucht haben, wovon Herr Adelung Beyſpiele anführt: ſo wird man doch, wenn man nicht nach dem Gebrauche und dem Anſehen der Schriftſteller, ſondern nach Gründen urtheilen will, die aus der Natur unſerer Sprache ſelbſt hergenommen ſind. die dritte Endung der Perſon für analogiſch richtiger, ja für allein richtig, erklären müſſen. Denn es iſt der Natur unſerer Sprache gemäß, die dritte Endung der Perſon zu ſetzen, wenn eine Sache ausdrücklich dabey genannt, oder etwas von der Perſon geſagt wird, was ihr zum Nutzen, oder Schaden gereicht, z. B. Ich kaufe dir ein Buch. Hier wird nebſt der Perſon ausdrücklich eine Sache genannt, es wird etwas von ihr geſagt, daß ich nämlich ihr ein Buch zu ihrem Nutzen kaufe, darum ſteht die Perſon im Dativ, dir. Wird hingegen die Perſon, in der vierten Endung geſetzt, ſo drückt ſie die Sache ſelbſt aus, worauf ſich das Zeitwort bezieht; z. B. Ich habe dich von dem Sklavenhändler los gekauft. Hier iſt die Perſon, die Sache ſelbſt, worauf ſich das Zeitwort kaufen bezieht, darum ſteht ſie im Accuſativ, dich.

Weil nun bey dem Zeitworte koſten, die Perſon nicht die Sache ſelbſt iſt, ſondern von ihr eine Sache geſagt, oder ihr etwas zugeſchrieben wird, welches ſie gethan hat, ſo kann auch die Perſon nicht in der vierten Endung ſtehen

hen, ſondern muß analogiſch in der dritten geſetzt werden: Es koſtet mir hundert Thaler, nicht mich.

S. J. E. Stoſch Beyträge zur nähern Kenntniß der deutſchen Sprache, 2. St. (Berlin. 1780, gr. 8) S. 176, fgg.

2. In weiterer und figürlicher Bedeutung.

(1) Zu etwas erfordert werden. Dieſe Kleidertracht koſtet viel Zeug. Eine Mode, welche mehr Band, als Spitzen koſtet. Der Bau hat mir vieles Holz gekoſtet. Das Nachdenken koſtet Kräfte. Das koſtet Mühe. Der Sieg hat viel Blut gekoſtet. Dieß hat mir die meiſte Zeit gekoſtet Wo die Hauptwörter Mühe, Uiberwindung ꝛc. zuweilen ausgelaſſen werden. Was koſtet es nicht (für Mühe,) ehe man es ſo weit bringt! Nie hat mir ein Entſchluß ſo viel (ſo viele Ueberwindung) gekoſtet. Es mag ihrem Herzen viel koſten, dieß zu verſchweigen.

(2) Den Verluſt einer Sache nach ſich ziehen. Es wird den Kopf nicht koſten. Das hat ihm ſeine Geſundheit, ſeine Ehre, ſein Leben gekoſtet. Wenn es meinen Hals, mein Vermögen, koſten ſollte.

Im Niederſ. gleichfalls koſten, im Dän. koſte, im Schwed. koſta, im Engl. coſt, im Ital. coſtare, im Fr. couſter, coûter, im mittlern Lat. coſtare, cuſtare, im Böhm. koſſtowati, im Poln. koſztuje. So ſehr auch einige auf die Abſtammung von dem Lat. conſtare dringen, ſo ſcheint es doch von dem vorigen Worte, ſo fern es im Singular Koſt lautet, herzu kommen, ſo wie von Geld, ehedem Gelt, gelten, gebildet worden iſt.

2. **Koſten**, vermittelſt des Geſchmackes unterſuchen, Lat. guſtare, deguſtare, explorare guſto ſuo; Fr. goûter, tâter.

1. Eigentlich. Den Wein koſten, L. pitiſſare vinum. Die Speiſen koſten. Koſte es, ob es mürbe genug iſt. Einem etwas zu koſten geben; es

ihn koſten laſſen. Laß mich koſten das rothe Gericht. 1. Moſ. 25, 30.

2. In weiterer Bedeutung, ein wenig von einer Speiſe oder von einem Getränke zu ſich nehmen. Sie eſſen nicht, ſie koſten nur. Daß ich ein wenig dieſes Honigs gekoſtet habe, 1. Saam. 14, 29. Wo ich Brod, oder etwas koſte, ehe die Sonne untergehet, 2 Sam. 3, 35. Es ſoll weder Menſchen noch Thier etwas koſten. Jon. 3, 7.

3. Figürlich, dem Anfang nach empfinden. Das Kind (nicht dem Kinde) die Ruthe koſten laſſen. Das Pferd die Sporn koſten laſſen. Ich habe es gekoſtet, wie es thut.

Statt des Hauptwortes die Koſtung, iſt der Infinitiv das Koſten üblich.

Im Niederſ. koſten, im Böhm. koſſtowati, wo auch koſt der Geſchmack iſt, im Lat. guſtare. Es iſt das Intenſivum oder Iterativum von kieſen, Imperf. ich kos; welches ehedem auch, ſo wie das kauſjan des Ulphilas, für koſten gebraucht wurde. Im Tatian bedeutet coſten, verſuchen, im theologiſchen Verſtande; Coſtari iſt daſelbſt der Verſucher, und Coſtunga, die Verſuchung. Siehe Köhren, im XLIII Th. S. 269, und Kieſen, im XXXVII Th. S. 516, f.

Köſten, die Koſt, d. i. den Unterhalt reichen, welches aber nur noch in den Zuſammenſetzungen beköſten und verköſten, noch mehr aber in den Intenſivis beköſtigen. verköſtigen, üblich iſt.

Koſtenfrey, ſ. oben, S. 338.

Köſtlich, Ein Wort, welches im Hochdeutſchen größtentheils veraltet iſt, ehedem aber ſehr häufig für koſtbar in der zweyten Bedeutung gebraucht, wurde, in welcher es in der deutſchen Bibel noch ſehr häufig vorkommt. Köſtliche Kleider. Eine köſtliche Mahlzeit Es iſt heute köſtliches Wetter. Köſtlich leben, ſich köſtlich kleiden.

Das Hauptwort die Köſtlichkeit, für Koſtbarkeit, kommt noch ſeltener vor.

Bey dem Notker keislich, von kieſen, wählen, daher es unmittelbar von dieſem Zeitworte abzuſtammen, und eigentlich auserleſen zu bedeuten ſcheint. Im Engl. costly, im Dän. koſtelig, im Schwed. koſtelig.

Köſtriz, ein großes und ſchönes Pfarrdorf an der Elſter, ½ Meile von Gera, welches einer Nebenlinie des gräfl. reuſſiſchſchleiziſchen Hauſes gehört, die hier ein Reſidenzſchloß hat. Die meiſte Nahrung des Ortes beſteht im Brauweſen.

Koſtroma. Die Koſtromiſche Staathalterſchaft, iſt die 12te der Staathalterſchaften oder Gouvernements, in welche der nördliche Landſtrich des ruſſiſchen Reiches ſeit 1775 abgetheilt iſt. Sie iſt am Ende des J. 1778 eingerichtet, und in 2 Gebiete, in das koſtromiſche und unshiſche Gebiete, abgetheilt worden. Das koſtromiſche Gebieth hat 11 Kreiſe, die von den Städten Koſtroma, Nerecht, Pleſa, Luch, Kieneſchma, Bui, Soligaletzk, Surjewetz, Powolskoi, Galitſch, Kadui, und Tſuchloma, ihre Namen haben.

Die Hauptſtadt der Statthalterſchaft, Koſtroma, liegt von der Mündung des Koſtroma Fluſſes an, und auf dem linken hohen Wolga Ufer auf 3 Werſt hinab, und iſt im J. 1416 erbauet. Sie erfuhr im J. 1773 eine ſehr ſchädliche Feuersbrunſt. Die Feſtung iſt mitten in der Stadt, und ſchließt mit einem hohen Erdwalle einen viereckigen Platz von etwa 250 Klafter im Durchmeſſer, an der Wolga ein. Die Stadt hat 26 ſteinerne und 7 hölzerne Kirchen, 2 ſteinerne Klöſter und 1047 Privathäuſer, unter welchen 7 ſteinerne ſind. In der Hauptkirche wird ein Bild unter dem Namen Fedorowskaja Bogorodiza, verehrt. Die Kaiſerinn Eliſabeth hat hier eine Eparchie geſtiftet, die von der dritten Klaſſe iſt, und zu welcher 11 Klöſter und 764 Kirchen gehören. Gegen ihr

über auf der rechten Seite, liegt die Slobodae Goroditſchſche, und zunächſt oberhalb der Stadt, das prächtige Ipatskoi Troitzkoi Monaſtir, welches mit ſteinernen Ringmauern und Schießthürmen befeſtigt iſt, und worin der Biſchof wohnt, zu deſſen Eparchie, von der dritten Klaſſe, 11 Klöſter, und 764 Kirchen gehören.

Unter den Einwohnern ſind 2269 Kaufleute, und unter dieſen 18 Manufakturiers; dieſen Namen führen aber alle, die ihre Handthierung ins Große treiben; z. B. Gärber. In fünf Leinwandmanufakturen werden doch jährlich bis 10000 Pud Garn in Zeltleinwand, Drillich, und breite Hausleinwand verwebt, und über St. Peterburg nach England verſchifft. Zwey Kaufleute verfertigen, nach der Methode des gorodeziſchen Bauers, Berliner •, oder wie man hier ſagt, Lazurblau ins Große; ein jeder nämlich jährlich über 100 Pud, welches ſie auf der Makariewſchen Meſſe, das Pud zu 40 Rubel abſetzen. Auſſer 16 Juchtengärbern ſind hier zehn Goldſchmiede, 2 Kupferſchmiede, 13 Schneider, und in ſo ſeltſamen Verhältniß mehr Handwerker. Dieſe lebhafte Handelsſtadt verkehrt das meiſte mit Getreide, und dann mit ihren Fabrikenprodukten Juchten und Leinwand.

Koſt • ſpielig, ſiehe oben, S. 336.

Koszodrewina frutex Bruckm. der Krummholzbaum; ſ. Kiefer, Nro. 8, im XXXVII. Th, S. 409, fgg.

Kotbus, Cotbus, Cotwitz, Kotwitz, Lat. Cotbuſium. Der kotbuſiſche Kreis, oder das Weichbild Kotbus und Peiz, iſt ein Theil der Niederlauſitz, welchen Kurfürſt Friderich II, als er 1462 die übrige Lauſitz an die Krone Böheim wieder abtrat, behalten, und von dem böhmiſchen Könige Georg zu Lehn empfangen hat. Dieſe böheimiſche Lehnsherrlichkeit

iſt

iſt durch den berliner Frieden von 1742, ganz aufgehoben worden.

Die Herrſchaft Kotbus gränzt gegen Mitternacht an die Herrſchaft Peiz, und das übrige derſelben iſt mit der Niederlauſitz churf. ſächſiſcher Hoheit umgeben. Die Länge derſelben von dem Dorfe Striesow bis nach Jeſſen gerechnet, wird etwas über 3 Meilen, und die Breite von Gosda bis gegen Jlmersdorf, eben ſo viel betragen. Man hat von beiden Herrſchaften Kotbus und Peiz eine von dem Jngenieur **Fabricius** gezeichnete, und von L. **Zuchi** in Kupfer geſtochene Specialkarte (*), welche aber ſehr ſelten angetroffen wird. Eine neue durch den Juſtizbeamten in Kotbus, Hrn. **Richter**, verbeſſerte Karte, hat Hr. **Bernoulli** zu Berlin im Jahr 1784 veranſtaltet, und ſolche dem 13ten Bande ſeiner kurzen Reiſebeſchreibungen angehängt. Der vielen vermiſchten königl. preuſiſchen und churpfürſtl. ſächſiſchen Landeshoheiten wegen, läſſet ſich dieſe Karte ſchwer, ja faſt gar nicht, durch Farben auszeichnen, weil in manchen kön. preußiſchen Dorfe oft einige Bauernhöfe ſächſiſch, und ſo umgekehrt, befindlich ſind.

Jn den mittlern Zeiten, da die Länder in Gaue eingetheilt wurden, gehörte dieſe Herrſchaft zu dem Gau Selpoli (**), welches auf Deutſch ein Eiſenfeld heißt, dergleichen in dieſer Herrſchaft häufig genug angetroffen wird. Die mehreſten Geſchichtſchreiber ſetzen dagegen, nach dem Chronico Cottvicenſi des Weihbiſchofes zu Bamberg, **Franz Joſeph von Hahn**, dieſe Herrſchaft in den Gau Koſtabaude oder Coſte-

 baude,

(*) Hrn. O. C. R. Büſchings wöchentliche Nachrichten, 21 St. vom Jahr 1784.

(**) M. Fr. Matha in Lubena olim magna, Lüppen und Lpzig, 1727, 4. und in Deſtinatis liter. & Fragmentis Luſaticis, 1738, 8. S. 23.

baude, welcher den Namen von der Stadt Kotbus erhalten haben ſoll.

Der Spreeſtrohm fließt dicht bey der Stadt Kotbus vorbey, und durchſchlängelt die ganze Herrſchaft. Unter der Stadt iſt ein Wehr, welches das Waſſer dieſes Fluſſes durch einen Graben nach Peiz zu den Karpfenteichen, und zum Eiſenhüttenwerk daſelbſt zwingt; daher auch einige geglaubt haben, daß der Spreeſtrom bey der Stadt Peiz vorbey fließe. Von dieſem Wehr und Freyarche, durch welche in einer Secunde 10,000 Kubikfuß Waſſer abfließen können, hat Hr. O. C. Silberſchlag (*) eine Nachricht ertheilt, auch vier Fluthen deſſelben in einer Zeichnung dargeſtellt. Dieſes Spreewehr iſt im Jahr 1766, da das alte baufällig wurde, von dem Hrn. Oberbaurathe von Haerlem angelegt worden.

Auſſer der Spree, iſt in der Herrſchaft Kotbus noch der ſo genannte Priorfließ zu bemerken, welcher unterhalb dem rathhäußlichen Dorfe Madlow aus der Spree durch die ſo genannte Prior, zur Speiſung vieler Karpfenteiche geleitet wird. Sein Lauf erſtreckt ſich auf einige Meilen, ehe er ſich wieder mit der Spree im Spreewalde vereinigt. Der Malxefluß (**) gehört zu der Herrſchaft Peiz, und berührt dieſe Herrſchaft nicht.

Das Weichbild haftet auf dem Schloſſe, der Stadt und dem ganzen Lande Kotbus. Dieſe Herrſchaft hat 89 Dörfer (***) unter ſich, als: Allmoſen, Auras, Babow, Bahnsdorf, Biſchdorf, Bramow, Bra-

(*) Im 2ten Th. ſeiner Hydrotechnik (Lpz. 1773. gr. 8.) S. 184. §. 609, und in der dazu gehörigen Tab. XXIV.

(**) Er wird in Hrn. Büſchings Erdbeſchreibung, wohl durch einen Druckfehler, Mala genannt

(***) Hr. Büſching zählt nur 85 Dörfer und Vorwerke.

Kranitz, Großbreſen, Breſinchen, Brieſen Brunſchwig, Buchholz, Diſſenchen, Großdöbern, Kleindöbern, Döbrig, Domsdorf, Drieſchnitz, Eichnow, Frauendorf, Gablenz, Großgaglow zum Theil, Gahlen, Gahri, Gallinchen, Geiſendorf, Germersdorf, Göhrich, Gosda, Grötſch, Guhrow, Haaſow, Hänchen, Jeſſen, Ilmersdorf, Kahren, Kahſel, Kaltwitz, Kattlow, Kerkwitz, Klinge, Kockrow, Kolkwitz, Komptendorf, Koppatz, Krieſchow, Kückebuſch, Kunersdorf, Laaſow, Laubsdorf, Leuthen, Lieskow, Kleinlieskow, Lindchen, Lübichow, Madlow, Mattendorf, Milkersdorf, Miſchen, Neuhauſen, Großosnig, Kleinosnik, Papitz, Petershaben, Raakow, Radensdorf, Ranzow, Reinpuſch, Reſſen, Roggoſna, Ruben, Soadow, Schlapperndorf, Schliſchau, Schmelwitz, Schorbus, Sergen, Steinitz, Stradow, Strausdorf, Ströbitz, Süwiſch, Tranitz, Trebendorf, Tornow, Werben, Wieſendorf, Wintdorf, und Wolkenberg. Die Volksmenge in dieſen Dörfern bbelief ſich im Jahr 1783. auf 14,134; und man zählte damals 3,532 Feuerſtädten. In eben dieſem Jahre hat man in der ſo genannten Prior noch ein neues Dorf auf 62 Büdnerfamilien angelegt, welches den Namen Sachſendorf erhielt. Ein zweytes Dorf nahe der Stadtheide auf 36 Büdner wurde im Jahr 1786 erbauet. Zum Aufbauen dieſer Dörfer, und zwölf Häuſer bey der Stadt für 24 Büdner, ſchenkte König **Friedrich** II gegen 13,000 Rthlr.

Dieſe Herrſchaft iſt, nebſt der Herrſchaft Peiz, ſchon ſeit 1494 zu der Landvogtey Neumark geſchlagen worden; daher hat ſie ſich auch im J. 1513 wegen der Bierzieſe und 1527 wegen der Hufenſteuer zu dieſer Provinz gehalten; und Markgraf Johann V bekam mit der Neumark auch dieſe Herrſchaft zu ſeinem Antheil. So lange dieſelbe die Herrn von Kotbus beſa=

beſaßen, konnten von den Vaſallen keine Abgaben, nach der Verſicherung des Manlius (*), gefordert werden, wenn ſie ſolche nicht zuvor bewilligt hatten. Es war ſchon damals ein hoher und anſehnlicher Adel in dieſer Herrſchaft, ſo, wie ſolches auch von jezigen Zeiten geſagt werden muß. (**)

Zu dieſer Herrſchaft gehören die beyden königl. Aemter, Kotbus und Sielow. Erſteres iſt nach Luthers Reformation durch Markgraf Johann V. aus einem Theile der Kirchen und Kloſtergüter, wozu in der Folge noch einige andere ritterſchaftliche Dörfer gekauft worden ſind, errichtet worden. Zu dem königl. Amte Kotbus gehören die Dörfer Brunſchwieg, Sandow, Oſtrow und Burgk (***), mit den um das J. 1725 daſelbſt angelegten Kaupen, und 100 Koloniſtenwohnungen, ein Theil des Dorfes Döbrig, ein Theil von Seadow, ein Theil von Saspow; die Dörfer Schmelwitz, Lacoma, Mauſt, Dalitz, Zaſow, Glinzig, und vier Unterthanen in dem rathhäuslichen Dorfe Ströbitz. Auſſer dieſen Dörfern gehören noch zum Amte die bey der Stadt in zehn Mahlgängen beſtehende

(*) In rerum Luſat. Libris VII.

(**) Ein Verzeichniß der Vaſallen dieſer Herrſchaft, findet man im 2ten St. des hiſtor. Portefeuille, a. d. J. 1786, S. 187. fgg. In Fabri geograph. Magaz. 12tes Heft, 3. Band, S. 383, fgg. iſt auch ein Verzeichniß der Vaſallen, welches aber, ob es ſchon auch vom Jahr 1784, wie das im hiſtor. Portef. iſt, doch viele Unrichtigkeit enthält.

(***) Dieſe vier Dörfer, nebſt dem Dorfe Schmelwitz und Döbrig, haben ehemals dem kotbuſer Minoritenkloſter gehört. In der Mitte des Dorfes Burgk findet ſich ein hoher Berg, welcher der Schloßberg genannt wird. Man würde ihn, dem Anſcheine nach, für ein Ueberbleibſel einer alten Feſtung halten. Der mündlichen Tradition zu Folge, ſoll auf dieſem Berge Markgraf Gero ein Luſt- und Jagdſchloß gehabt haben, in welchem er 30 vornehme wendiſche Herren habe umbringen laſſen. Man hat daſelbſt häufig Urnen gefunden. Vielleicht iſt daſelbſt ein Begräbnißort der alten Heiden geweſen.

hende Mühle nebſt einer Schneidemühle, welche Markgraf **Johann** V. um das Jahr 1556 anſehnlich repariren und auf benannte Anzahl Mahlgänge anlegen ließ. Dieſe Mahlmühle hat nebſt der Stadt Kotbus viele Zwangdörfer, wie die Mühlenordnungen vom Jahr 1555 und 1665 nachweiſen. Das Pachtanſchlagquantum derſelben betrug im Jahr 1774, nach Abzug aller Ausgaben 3,085 Rthlr. Die Markgrafmühle, welche ½ Meile von der Stadt Kotbus liegt, hat Markgraf **Johann** V. von dem ſie auch den Namen führt, um das Jahr 1556 erbauen laſſen. Die ſo genannte kutzeburger Mühle gehört gleichfalls zu dieſem Amte. Die Papiermühle wurde 1557 von **Benediktus Marſtaller** auf eigene Koſten angelegt, und hernach zum königlichen Amte geſchlagen. Die auf dem Amtsgebiete befindliche Tuchmacher- und Weißgärber-Walk- auch Lohmühle, ſind den Gewerken in Erbpacht übergeben worden. Endlich gehören noch zu dieſem Amte die königlichen Teiche bey Peiz, Bärenbrück, Lacoma und Glinzig. Die Teiche bey Lacoma ſind erſt vor einigen Jahren angeleget worden; die übrigen hat Markgraf **Johann** V. um das Jahr 1550 mehrentheils graben laſſen. Dieſe enthalten 4,844 Morgen, 145 Quadratruthen nach ihrem Flächeninhalte. Der Pachter hat das Vorrecht, daß die berliner Fiſcher in dortiger Gegend von andern Teichbeſitzern nicht eher Karpfen kaufen dürfen, als bis ſie ihm vorher die Amtskarpfen abgenommen haben. Im Jahr 1754, wurde von dieſen Teichen 4000 Rthlr., hernach 5,952 Rthlr. 10 Gr. Pacht gegeben; und jezt iſt die Karpfenfiſcherey jährlich zu 8000 Rthlr. veranſchlaget; ſ. im **XXXV** Th. S. 62, f.

Das Amt Sielow, beſteht aus den Dörfern Sielow, Diſſen und Strieſow, nebſt den Vorwerken Diſſen und Strieſow. Dieſe Dörfer beſaßen ehemals

Privatperſonen, bis ſolche vom Churfürſten erkauft, und zu einem Amte angeleget wurden, von deſſen Einkünften die Feſtung Peiz unterhalten werden ſollte. So beſaß noch im J. 1581 der Erb- und Gerichtsherr von Liſt, das Dorf Sielow; um 1591 hatte Chriſtoph v. Kotwitz zu Wilmersdorf das Dorf Strieſow; und 1607 war ein von Muſchwitz Erb- und Lehnjunker zu Diſſen. Anfangs wurde dieſes Amt beſonders verpachtet. Vom J. 1614 bis 1620 hatte es der Landeshauptmann Wichmann von Winterfeld für einen jährlichen Pacht von 1400 Rthlr. Im J. 1621 gab er 2000, und von 1622 an 2300 Rthlr. In den Jahren 1624 bis 1627, bezahlte dafür der churf. brandenburgiſche Hofmuſikus Martin Krüger ſchon 2666 Rthlr. 16 Gr. jährlich. Gleichwohl mußte dieſer Pacht noch nicht ſo hoch ſeyn, weil ſich der Krüger dabey ſo viel erwarb, daß er nachher das Dorf Frauendorf kaufen konnte. In der Folge beſaß der Graf von Schwarzenburg dieſes Amt bis 1643 jure hypothecae, wiewohl der Pacht mit dem Krüger in dieſer Zeit nicht aufgehoben war. Vom J. 1643 bis 1651, hatte dieſes Amt der Generallieut. Hanz Caſpar von Klitzing wegen einer vorgeſchoſſenen Geldſumme an ſich genommen; und als nachher der Oberjägermeiſter Joſt Gerhard von Hartfeld 26000 Rthlr. darauf bezahlte, erhielt er dieſes Amt zur Hypothek, bis 1668 Churfürſt Friedrich Wilhelm zu Brandenburg hatte endlich ſeiner Gemahlin die Einkünfte dieſes Amtes angewieſen, die ſolches ſeit 1669, um 2200 bis 2576 Rthlr. verpachtete. In dieſer Zeit hat das Brauurbar der Stadt Kotbus, nach einem gemachten Reieß mit der Churfürſtinn, dem Amte Sielow die Bierbrauerey nachgelaſſen; nach ihrem Ableben aber hat dieſe Gerechtigkeit auch wieder eingeſtellet werden müſſen. Dieſes Amt hat bald nach Sonnenburg, bald nach Küſtrin, gehört, bis es zuletzt an

die

die königliche Kammer zu Berlin gekommen, und dem Amte Kotbus inkorporirt worden iſt.

In beyden Aemtern war im J. 1783, die Volksmenge 5987, und man zählte 1224 Feuerſtellen. Obſchon die ganze Herrſchaft der Neumark inkorporirt iſt, ſo hat es doch mit den Intraden dieſer Aemter eine andere Beſchaffenheit, als welche im Jahr 1658 der churmärkiſchen Kammer in Berlin zugeſchlagen worden ſind. Seit 1770 iſt, nach der neuern Einrichtung, ein Juſtizbeamter, dem ein Aktuarius zugeordnet iſt, angeſtellt worden, welche bey beyden Aemtern die Rechtspflege über ſich haben.

Der zu der Herrſchaft Kotbus gehörige Spreewald iſt zwar königlich; doch haben einige Dörfer dieſer Herrſchaft, nach dem Landtagesreceß v. 12 Jun. 1611, darin die Holzungsgerechtigkeit im Winter auf 14 Tage. Ehemals war dieſer Spreewald weit gröſſer, als jetzt, weil durch Anlegung der Kaupen oder ſo genannten Koln (a ſorabico, Kolne, palus) vieles Holz hat ausgeradet werden müſſen. Die daſelbſt anlegten Wieſen enthalten auch einen Flächeninhalt von 9480 Morgen 101 Quadratruthen; daher wird der ganze Spreewald, ſo weit er zu dieſer Herrſchaft gehört, nur noch 1851 Morgen 172 Quadratruthen Landes enthalten. Die Unterthanen in dem Dorfe Burgk, und in dem Koln, haben auch das Graſungsrecht in demſelben.

Der Erdboden in der Herrſchaft Kotbus iſt, in Abſicht ſeiner Güte und Fruchtbarkeit, verſchieden, am fruchtbarſten nach der Gegend des Spreewaldes zu; daher wird Weizen, Rocken, Gerſte, Hafer, Buchweizen, Linzen, Erbſen, und beſonders Hirſe, in ziemlicher Menge gebauet. Im Jahr 1784 wurde überſchlagen und angenommen, daß bey einer guten Aernde in dieſer Herrſchaft, die Stadtfelder mit eingeſchloſſen, gewonnen würden; 799 Wiſpel, 12 Scheff.

Wei

Weizen 5424 Wiſp. 16 Scheff. Rocken; 1280 Wiſp. $12\frac{1}{2}$ Scheff. Gerſte; 1459 Wiſp. Hafer; 551 Wiſp. $15\frac{1}{2}$ Scheff. Erbſen; 1121 Wiſp. $5\frac{1}{4}$ Sch. Buchweizen. Dagegen beträgt die jährliche Konſumtion zum Backen, Bierbrauen, Stärkemachen, und zur Viehzucht, in der Stadt Kotbus allein beynahe 1600 Wiſpel von allen Sorten Getreides. Kartoffeln werden bey der Stadt Kotbus allein beinahe 50 Wiſp in einem guten Jahre erzeuget. Kraut, Rüben, Kohlrüben und Kohl von allen Arten, werden, nebſt andern Gewächſen, in Gärten und auf den Feldern häufig gepflanzt. Ganze Gegenden bey der Stadt werden mit ſo genannten kotbuſer Rettigen zur Herbſtzeit beſäet, und gegen den Winter eingeärndet. Wegen ihres angenehmen Geſchmackes werden viele Fuder nach andern Gegenden verfahren. Alles Gartengewächſt wird beſonders von den in den Vorſtädten befindlichen Einwohnern in ſolcher Menge erzeugt, daß der jährliche Ueberfluß nach andern Städten verführt werden kann. Der Hopfenbau iſt unbedeutend, obgleich zur Brauerey jährlich ungefähr 60 Wiſpel Hopfen erforderlich ſind. Der von den franzöſiſchen Refugiés ſeit 100 Jahren angefangene Tobaksbau hat vor einigen Jahren gänzlich eingeſtellet werden müſſen, weil das königliche Tobaksblättermagazin zu Berlin die Güte des hier erzeugten Tobakes verwarf. Der Röthebau iſt von dem Magiſtrate in Kotbus zum Nutzen der Färbereyen im J. 1723 angeleget worden. Der Winter vom J. 1740, und die Dürre im J. 1742 verurſachten, daß die Röthekeime völlig eingiengen, und der weitere Anbau aufgegeben wurde. Die Kämmerey hat beym Röthebau einen Verluſt von 754 Rthlr. 12 Gr. nach und nach erlitten. Seit ungefähr 12 Jahren haben ſich einige Einwohner mit dem Waidbau abgegeben, und jährlich einige Zentner erzeugt. Zu gleicher Zeit hat man die Tuchmacherkarden bey der

Stadt

Stadt zu bauen angefangen. Im J. 1784 wurden 102000 brauchbare Karden, den halliſchen an Güte gleich, gewonnen. Die Cichorienwurzel wird bey der Stadt, und im Kreiſe, ſeit ungefähr 12 Jahren, häufig in Gärten gezeigt, und der Ueberſchuß, zu dem bekannten Gebrauch unter Kaffe, oft nach andern Orten zu Centnern geſchickt. Ob es gleich nicht an Wieſen mangelt, ſo wird doch nur wenig Schwaden (Manna polonica) geſchlagen. Der Weinbau iſt in jezigen Zeiten völlig unbedeutend, dagegen der Flachsbau von jeher ſehr ſtark getrieben worden iſt.

Mit Obſt iſt dieſe Herrſchaft nicht hinlänglich verſorgt: es iſt daſſelbe auch nicht wohlſchmeckend, wie in den bergigen Gegenden von Frankfurth an der Oder und Guben.

An Nutz- Bau- und Brennholz iſt eher ein Mangel, als Ueberfluß, nachdem in dem Spreewalde durch Anlegung der Kaupen und Wieſen ſehr viel Holz hat ausgeradet werden müſſen.

Man wollte vor einigen Jahren die Konſumtion des Brennholzes in der Stadt alſo berechnen:

874 Stuben, die geheitzet werden müſſen, und die Feuerung auf 133 Küchen für größere Haushaltungen, im Durchſchnitt à 6 Klafter	6044	Klafter.
In den Vorſtädten 220 Feuerſtellen à 6 Kl.	1320	″ ″
Den Bäckern zum Scharrbacken, auf den Wiſpel Mehl 1 Kl., macht von 441 ½ Wiſpel	441½	″ ″
Zum Hausbacken, von 277 Wiſp. Mehl	277	″ ″
Zum Kuchenbacken in den drey Feſttagen, auf jeden Bäcker 2 Kl.	90	″ ″
Auf 362 Gebräude Bier, à 2 Kl.	724	″ ″

Zum

Latus 8876½ Klafter.

Transport	8876½	Klafter.
Zum Malzdarren und Reinigung der Gefäße, auf jedes Gebräude Bier 1 Kl.	862	⸗
Zum Branntweinbrennen, von 120 Wiſp. Getreide, à 6 Kl.	728	⸗
Den geſamten Schwarz⸗ und Schönfärbern zu ihrer Profeſſion auf Feuerung und Eichenholz zum Färben nach ihrer Angabe	580	⸗
Die Waid⸗ und Schönfärberey	60	⸗
Das Tuchmachergewerk, 4000 Stück Tücher zu färben	333	⸗
Die Hutmacher zu ihrer Profeſſion	40	⸗
Die Seifenſieder desgleichen	35	⸗
Die Töpfer, auf jährlich 90 Bränden, à 1 ½ Kl.	135	⸗
Die Fleiſchhauer, zum Viehſchlachten	89	⸗
Den Seidencultivateurs, zur Abhaſpelung der Seide im Durchſchnitt	10	⸗
	11255½	Klafter.
Nimmt man in der Herrſchaft Kotbus auf dem flachen Lande 3532 Feuerſtellen dazu, und rechnet auf jede, wegen der Viehfütterung, und weil mit dem Holze eben nicht ſparſam umgegangen wird, auch nur 8 Kl., ſo iſt die Konſumtion	29000	⸗
Bleibt alſo die Summe des jährlichen Holzbedarfes	40255½	Klafter

Die gewöhnlichen Holzarten in dieſer Herrſchaft ſind: Fichten und Elſen; ſeltener ſind: Eichen, Ahorn, Aeſchen und Rüſtern.

Wildbret, als Rehe, Hirſche, Schweine, iſt in genugſamer Menge vorhanden, und wegen des vorzüglichen Wohlgeſchmackes auch auswärtig berühmt. Mit wilden Vögeln, als: Aenten, Gänſen, Trappen,

pen, Schnepfen, Krammetsvögeln, Ortolanen, Lerchen, Wachteln, u. ſ. w. iſt dieſe Herrſchaft nothdürftig verſehen. Schwäne werden auf den Karpfenteichen gehäget. Die Nachtigall, welche in der Mark Brandenburg nur ſelten angetroffen wird, läſſet ſich bey der Stadt, dem Dorfe Eichow, und andern Gegenden, häufig antreffen. Die Viehzucht, beſonders in der Gegend des Spreewaldes, iſt nicht unerheblich. Man zählte in der Herrſchaft, mit Ausſchließung der Stadt Kotbus, im Jahr 1783, überhaupt 3819 Pferde, 567 Füllen, 5238 Ochſen, 7868 Kühe, und 6327 Schweine. In gedachtem Jahre wurde nach auswärtigen Gegenden von hier gezogenem Vieh verkauft, und zwar: an Ochſen, um 969 Rthlr., an Pferden um 2733 Rthlr., an Kühen um 4785 Rthlr., und an Schweinen um 154 Rthlr. dagegen auch wieder manches Stück Vieh von auswärtigen Orten eingebracht wird. Da die beſten Wieſen oft den Ueberſchwemmungen der Spree ausgeſetzt ſind, und dadurch verſandet werden, ſo hindert dieſes die Vermehrung des Viehſtandes.

In gedächtem Jahre waren in der Herrſchaft 32549 Schafe, wovon an 500 Centner Wolle gewonnen wurden. Die mehreſten Triften geben eine gute und feine Landwolle, wovon jetzt der ſchwere Stein mit 7 bis 7 ½ Rthlr. bezahlt wird. Im J. 1712 galt der Stein Wolle gewöhnlich nur vier Rthlr.

Auſſer dem Eiſenſtein, der in der Herrſchaft bey den Dörfern Burgk, Werben und Lacoma, gegraben wird, findet man ſonſt keine Metalle. Vielerley Steine und Erdarten zeugt dieſe Herrſchaft gleichfalls, und von letztern vornämlich Thon, Märgel und Walkererde. Ganze Gegenden enthalten Torf, nicht von der geringſten Sorte, wodurch die Einwohner dem einbrechenden Holzmangel einſt begegnen kön-

können. (*) Ehemals, und noch um das J. 1608, war auch eine Salpeterſiederey bey der Stadt, die nachher völlig eingegangen iſt. Zuweilen findet ſich auch Bernſtein in dem Spreeſtrohme, und in den Aeckern. Fabelhaft iſt die Nachricht des Wolfgang Juſtus (**), wenn er meldet, daß in dem Spreeſtrohme Perlen gefunden würden.

Todtenköpfe ſind ſeit undenklichen Jahren in der Herrſchaft ausgegraben worden. So gedenkt Manlius einer Urne, die bey dem Dorfe Kahren, ½ Meile von der Stadt Kotbus, gefunden worden iſt. Im J. 1736 wurde bey dem Dorfe Bramow eine fünffache Urne gefunden, welche man für Thränentöpfchen erklärt, und wovon man auch eine Zeichnung verfertigt hat (***). Eine von ſchwarzen Thon unten zugeſpitzte Urne, oder vielmehr ein Opfergefäß, aus dem Spreewalde, findet man in Beckmann's Beſchreibung der Kur- und Mark Brandenburg abgebildet. Sehr viele Einwohner beſitzen dergleichen Gefäße eigenthümlich, welche in allen Gegenden der Herrſchaft gefunden worden ſind. Streithämmer, Spinn- oder Spindelſteine ſind oft in dem Spreewalde ausgegraben worden, wovon einige Stücke, nebſt vorerwähntem Opfergefäße in das Antiquitätenkabinet des Hofr. Elteſter in Berlin (****) gekommen ſind, welches Kabinet jetzt die ehrwürdige Freymaurerloge in Berlin beſitzt.

Zu-

(*) Von dem in der Herrſchaft Kotbus gefundenen Torf, ſ. Hrn. Prof. Hauſen Staatsmaterialien, 2 B. 5 und 6tes Stück, Deſſau, 1785, gr. 8. S. 688—691.

(**) In dem kurzen Auszug und Beſchreibung der Mark Brandenburg, Frf. 1572, 4. im 17ten Kap.

(***) Deſtinata liter. et frag. Luſatica, S. 445.

(****) Oelrichs Marchia Brandenburgica gentilis. 1783. 8.

Zuweilen hat man hier auch alte römiſche Münzen gefunden. Manlius hatte einen ſilbernen Nummus von dem Kaiſer Trajan, und einen andern vom Kaiſer Adrian aus dieſer Gegend, und denkt noch einer größern Münze vom Kaiſer Gordian, die zu Frauendorf gefunden worden iſt. Nachher hat man mehrere römiſche Münzen und Bracteaten an verſchiedenen Orten ausgegraben. Ob dieſe Nummi von den Semnonen, wie Kunſchke (*) will, oder auf eine andere Art in hieſige Herrſchaft gekommen ſeyn, iſt hier zu unterſuchen nicht der Ort.

Das Brunnenwaſſer in der Stadt Kotbus iſt hell, weich und geſund. Nach den damit gemachten Verſuchen, führt es ſehr wenig erdige Theile bey ſich. In der Herrſchaft giebt es auch Quellen, die das Brunnenwaſſer in der Stadt an vorerwähnten Eigenſchaften noch übertreffen, als: in der Stadtheide, in dem Dorfe Krieſchow ꝛc. Noch andere Quellen ſind mit Eiſentheilchen vermiſcht, und könnten dem Friedrichsbrunnen bey Berlin leicht gleich geſchätzet werden. Das Waſſer der Spree, mithin auch des daraus entſpringenden Priorfluſſes iſt weich, und daher zur Tuchwalke, zur Färberey, und zu den Lederarbeiten wohl zu gebrauchen.

Der Spreeſtrohm führt eine Menge Fiſche, als: Karpfen, Gäſen, Hechte, Quappen, Karauſchen, Giebeln, Gründlinge, Uckeley, Rothaugen, u. a. m. mit ſich, von welchen bereits Willich (**) angemerkt hat, daß ſie wegen des Spreewaldes ein dichteres, und wohlſchmeckenderes Fleich haben, weil dem Waſſer von der beygemiſchten Elſenrinde eine zuſammenziehende Kraft mitgetheilt wird, welche den Fiſchen

(*) In diſſ. de Luſat. Sect. 3. §. 11.

(**) *Jod. Willichii* comment. ad Tacitum de moribus Germ. cap. 20 und *Manlius* a. ang. O.

Fiſchen dieſe verbeſſerte Eigenſchaft gibt. Der Schmerlen gedenkt ſchon Manlius zu ſeiner Zeit als einer beſondern Delicateſſe. Sie werden aber jezt ſparſam gefangen. Aale gibt es in hieſigen Wäſſern gar nicht, dagegen ſind ehemals viele Krebſe geweſen.

Des Stadtbieres wird weiter unten Erwähnung geſchehen.

In der Herrſchaft finden ſich keine Sümpfe und Moräſte, welche die Luft mit verderblichen Dünſten erfüllen könnten; und da auch die Winde alle Gegenden frey durchſtreichen können, ſo genießen die Einwohner eine geſunde, reine Luft; und ſind von einheimiſchen Krankheiten (morbi endemii) ſo ziemlich befreyet. Diejenigen, welche ſich ſonſt einer ordentlichen Lebensart befleißigen, gelangen mehrentheils zu einem hohen Alter. Die Bewohner des platten Landes ſind Wenden, die noch ſehr auf ihre Mutterſprache halten, übrigens ſehr fleißig ſind.

Da die Herrſchaft Peiz zur kotbuſer Inſpektion gehört, ſo kann nicht füglich von der Herrſchaft Kotbus allein, ein beſonderes Verzeichniß der Getrauten, Gebornen und Geſtorbenen geliefert werden. Im J. 1785, waren in beyden Herrſchaften 189 Paar getrauet worden. Geboren waren 899, als: 483 Kinder männliches, und 416 weibliches Geſchlechtes. Die Anzahl der Geſtorbenen belief ſich auf 610, nämlich 316 männlichen, und 294 weiblichen Geſchlechtes.

Die Kreisangelegenheiten beyder Herrſchaften ſtehen unter Aufſicht eines Landrathes. In ältern Zeiten waren in den beyden Herrſchaften Kotbus und Peiz vier Landes Aelteſten. Von J. 1649 an, verwalteten die Kreisangelegenheiten, nur zwey Landesälteſte, bis um das J. 1670 nur ein einziger Landrath angenommen wurde, welcher ſeit 1775 zugleich neumärkiſcher Landes Feuer = Societätsdirektor iſt. Beyde Herrſchaften ſind, mit Ausſchließung der Städte

Kotbus

Kotbus und Peiz, über 500,000 Rthlr. bey dieſer Societät aſſecuriret.

In Anſehung der Kirchenverfaſſung des Kreiſes oder Weichbildes Kotbus und Peiz, iſt zu merken, daß 4 ſächſiſche Filiale und überhaupt 36 ſächſiſche Dörfer brandenburgiſche Prediger haben; hingegen werden drey brandenburgiſche Filiale, und 20 brandenburgiſche Dörfer von ſächſiſchen Predigern beſorget.

Die immediate Kreisſtadt Kotbus, welche von Berlin 14, von Breslau 39, von Cleve 87, von Halberſtadt 36, von Halle 26, von Hamburg 47, von Königsberg in Preußen 86, von Magdeburg 32, von Minden 55, und von Stettin 25 Meilen entfernt liegt, gehört mit Recht unter die Handelsſtädte; ſie hat eine anſehnliche Kaufmannſchaft, welche zugleich der herumliegenden Gegend des platten Landes einen ſehr beträchtlichen Abſatz ihrer ſämmtlichen Produkte verſchafft. Die Stadt ſelbſt hat 458 wohl gebauete Häuſer, ein ſchönes Rathhaus; auch die Neuſtadt ſteht unter Direction des Magiſtrates, nebſt einem anſehnlichen Theile der 3 Vorſtädte und fünf Dörfer. Die Volksmenge in der Stadt Kotbus unter der Gerichtbarkeit des Magiſtrates, betrug im Jahr 1783, 4396 Seelen. Das königl. Amt, unter welchem die Vorſtädte mehrentheils ſtehen, zählt daſelbſt beynahe 1400 Seelen. Kotbus, mit den Vorſtädten würden alſo eine Volksmenge von 5796 Einwohnern haben.

Das vornehmſte Gewerbe beſteht in Materialhandel, Tuch- und andern Manufakturen, und in der Brauerey. Mit dem Materialhandel beſchäftigen ſich zwölf Häuſer, die alles über Stettin ziehen, und einen Theil von Böheim, der Lauſitz und Meißen verlegen.

Die Tuchweberey iſt ein altes Gewerbe, womit jetzt ein großer Theil der Einwohner ſich beſchäftigt.

Wahrſcheinlich haben die niederländiſchen Koloniſten, welche Albert der Bär im 12ten Jahrh. auch hier, wie in vielen andern Städten, anſetzte, die Tuchweberey verbeſſert und erweitert. Ein altes Privilegium, welches ein Johann von Kotbus den Tuchmachern 1419 ertheilte, ſetzt die Schau der Tücher mit feſt. Es verordnet, „daß ein jeder fünf Pfund (*) „Herbſt- oder Kammwolle zu einem Tuche nehmen „ſoll. Auch ſoll ein jeder 40 Gänge aufs allerſchmählſte ſcheeren (**). Keiner ſoll Wolle und Leinen zu„ſammen mengen, und Tuch daraus machen. Wo man „ſolches findet, ſoll man es verbrennen. Da auch je„mand Waid anhero brächte, und denſelben verkaufen „wollte, ſo ſoll man dazunehmen vier unverdächtige „Perſonen, die ſich darauf verſtehen, die ſollen den „Waid ſchätzen, daß jedermann gleich und recht ge„ſchehe bey ihren Treuen", u. ſ. w. Die Kriegsunruhen, und noch mehr, die allgemeinen Brände, welche Kotbus erlitten hat, haben das Wachsthum der Tuchweberey im vorigen Jahrh. gehindert. Bey dem Anfange des jetzigen Jahrh. wurden die kotbuſer Tücher noch nicht auf Meſſen geſchickt, ſondern nur in Kotbus ausgeſchnitten. Bey Gelegenheit des Einfalles der ſchwediſchen Truppen in Sachſen, 1706, begaben ſich viele Tuchmacher aus der Oberlauſitz nach Kotbus, welche beſonders die Farbentücher, wovon man damals hier nicht viel Kenntniß hatte, zu fabriciren anfingen. In eben dieſem J. wurde von dem Magiſtrate befohlen,

(*) Wahrſcheinlich ſind darunter Meiſterpfunde, wovon eines derſelben 2 ½ ℔ Kramergewicht gerechnet wird, zu verſtehen. Jetzt werden zu einem Tuche 30 bis 31 ℔ Wolle Kramergewicht genommen.

(**) Die Tücher ſtehen in jetzigen Zeiten zu 1728, 1920, 2200, 2400 bis 2800 Faden im Werke. Die Kette oder Werfte muß 34, und bey feinerm Garne 35 Ellen lang ſeyn, und nicht leicht unter fünf Meiſterpfund am Gewicht haben.

fohlen, daß die rohen Tücher gewogen werden ſollten. Damals koſtete dem Tuchmacher ein gnfärbtes zweyſiegler Tuch an Wolle, Farbe und Arbeitslohn, zehn Rthlr. 22 Gr. 8 Pf., und man verkauft es zu 12 bis 13 Rthlr. Jetzt koſtet dergleichen Tuch 20 Rthlr., weil feinere Wolle verarbeitet wird, und das Arbeitslohn geſtiegen iſt. Im Jahr 1713 wurden die ſchaumäßigen Tücher, auf ergangene höhere Befehle, mit einem Handwerksbley verſehen, worauf der Name der Stadt befindlich iſt. Nach und nach verbeſſerte und vergrößerte ſich die Tuchweberey. Man bereiſete zuerſt die Meſſen in Frankfurth an der Oder, den Dominik in Danzig, und bald darauf die Meſſen in Leipzig. In folgenden Zeiten, da die Tücher feiner ausfielen, fanden ſie in Danzig nicht mehr Liebhaber; dagegen bezog man die Meſſen in Magdeburg und Braunſchweig, und vor einigen Jahren auch die Meſſen in Frankfurth am Mayn. Um die Spinnerey zu vermehren und zu verbeſſern, wurden im Jahr 1752, ſechs Wollſpinnerhäuſer auf der Neuſtadt erbauet, wozu König **Friedrich** II. 1384 Rthlr. ſchenkte. Mit Holz, Steinen und Hofdienſten unterſtützte der Magiſtrat den Bau. Dieſe Häuſer wurden an Tuchmachermeiſter gegeben, welche, ausländiſche Spinner darin anzunehmen, verbunden ſind. Um aber dieſe Leute bey ihrem geringen Lohne zu unterſtützen, wird überhaupt allen Wollſpinnern, wenn ſie ausländer ſind, ſie mögen in dieſen Häuſern, oder auſſerhalb denſelben wohnen, jährlich ihre Acciſſekonſumtion aus den königl. Kaſſen vergütet. In den 4 Jahren von 1779 bis 1782 hat dieſe Vergütung 799 Rthlr., 1 Gr. 6 Pf. betragen. Im J. 1753 wurden, auſſer den bisherigen vier Schauern, noch zwey angeſetzt, damit die Tuchſchau richtiger, und mit größerer Aufmerkſamkeit geſchehen möchte. Ehemals gab man den Tuchhändlern für jedes Tuch, welches ſie nach aus-

auswärtigen Meſſen führten und abſetzten, eine Prämie. In der Folge hielt man es nicht weiter für nöthig, dieſe Prämien zu geben, ſondern beſtimmte ſie zu einem Fond, aus welchen in den Manufakturſtädten Wollmagazine angeleget wurden. Zu dieſem Etabliſſement wurden 1756 zuerſt 400 Rthlr., und 1757 noch 100 Rthlr gegeben. Nach der Zeit iſt dieſer Fond anſehnlich verſtärkt worden. Von dieſer Zeit an, ſind den bedürftigen, doch fleißigen Tuchmachern daraus Vorſchüſſe an Wolle gereichet worden.

Kennern iſt bekannt, daß die aus Knieſtreichergarn gewebten Tücher dichter und feiner ausfallen, auch daß der Tuchbereiter denſelben eine weit beſſere Appretur gegen könne, als bey denen Tüchern, welche von Geſpinnſte auf kleinen Rädern fabricirt werden, möglich iſt. Die Landeskollegien empfahlen daher bereits im Jahr 1769 dieſes Geſpinnſt zur Verfertigung der Tücher. Zu eben der Zeit wurden den Tuchmachern, welche aus Knieſtreichergarn Tücher machen wollten, die Spinnutenſilien nicht allein zum Geſchenk angeboten, ſondern auch jedes aus ſolchem Garne gemachtes Tuch mit einer Prämie beehret. Da es aber hier an Leuten mangelte, welche von dieſer Spinnerey hinreichende Kenntniß hatten, ſo konnte man ſich dieſer wohlthätigen Einrichtung nicht ſofort bedienen. Nur erſt im J. 1771 wurden die erſten Spinnutenſilien, und in den folgenden bis und mit dem J. 1782, überhaupt 105 Räder, und eben ſo viel Paar Knieſtreichen, wovon der Ertrag 168 Rthlr. 20 Gr. war, nach und nach zum Geſchenk ausgetheilt. Die Prämien für die aus dieſem Geſpinnſte fabrizirten Tücher, betrugen in gleicher Zeit 552 Rthlr. Es hat alſo die Einführung des Knieſtreichergarnes, nur bey hieſiger Tuchweberey, den königlichen Kaſſen einen Aufwand von 720 Rthlr 20 Gr. in benannten Jahren verurſachet. Obſchon der Aufwand bey dieſer

ſer Spinnerey anſehnlich genug iſt, ſo fehlt es doch an genugſamen Spinnern, weil die meiſten noch nicht zu der Knieſtreicherarbeit gewöhnt ſind; daher iſt dieſes Garn, gegen das Geſpinnſt auf kleinen Rädern, noch ſehr theuer. Das Spinnerlohn zu einem Stücke Tuch, bey welchem das Garn auf kleinen Rädern geſponnen wird, bezahlt der Tuchmacher mit drey Rthlr., dahingegen das Knieſtreichergarn zu einem gleichen Stücke Tuch acht Rthlr. hoch zu ſtehen kommt. Die Wohlfeile des letztern Garnes kann nur durch mehr anzulernende Spinner erhalten werden, wozu die Fortdauer der bisherigen wohlthätigen Unterſtützung die gewiſſeſte Ausſicht ertheilt. Jene Behauptung, daß durch dieſe Verbeſſerung des wollenen Garnes der Abſatz der Tücher in der Neumark ſich ſehr ausgebreitet habe, iſt mehr als zu gegründet. Denn von der Einführung dieſer Spinnerey, und alſo vom Jahr 1772, hat ſich die Anzahl der Tücher auch an hieſigem Orte auſſerordentlich vermehrt. So ſtieg im Jahr 1782 die Anzahl derſelben bis auf 5256 Stück, wovon der Werth 98365 Rthlr. betrug. Vom Jahr 1740 bis 1772, ſind ſelten bis an die 3000 Stück hier verfertigt worden.

Im J. 1781 hat das Gewerk der Tuchmacher bey dem rathhäuslichen Dorfe Madlow eine neue Walke erbauet, welche demſelben 1500 Rthlr. gekoſtet hat, weil die alte Walke bey der Stadt Kotbus die Menge jährlich fabricirter Tücher nicht hinlänglich fördern konnte

Im Jahr 1783 beſtand das Gewerk der Tuchmacher, aus 175 Meiſtern, 149 Geſellen, 35 Lehrlingen, und 1071 Spinnern, und es wurden 7884 ſchwere Steine (a 22 Pf.) Wolle verarbeitet.

Haufens Staatsmaterialien, 4tes St. Deſſau, 1783, gr. 8., S. 456, f. u. 6. St. 1784. S. 685, fgg.
Goth. Handlungszeitung, 42 St. v. J. 1786, S. 336.

Die Brauerey bringt der Stadt durch den ſehr ſtarken Abſatz ihres ſchönes Bieres große Vortheile.

Die=

Dieſes kotbuſer und kotwitzer Bier hat vorlängſt, wegen ſeines angenehmen weinſäuerlichen Geſchmackes, und geſunden Eigenſchaften, einen allgemeinen Ruhm erhalten. Aus 1 berliner Maß oder Quart kotbuſer Bier, erhielt Neumann (*) 1 Loth 2 Quent Weingeiſt, und 2 Loth, 3 Quent Extrakt. Zur Sättigung der Säure deſſelben brauchte er 3 $\frac{5}{6}$ Quent 4 Gran Laugenſalz. Das Weizenbier wird am gewöhnlichſten gebrauet, auch allein nach auswärtigen Orten verführt. Es geht inſonderheit in Menge nach Berlin.

In ältern Zeiten wurde in Kotbus nur Gerſtenbier gebrauet, und erſt ſeit 1650 hat man Bier aus Weizen zu brauen angefangen. Solches geſchahe mit vielen Widerſprüchen von Seiten des Magiſtrates, bis endlich durch eine Verordnung der neumärkiſchen Regierung, vom 28 April 1662, den Braueigenen das Weizenbier zu brauen völlig nachgelaſſen wurde. In jetzigen Zeiten werden nur noch in den Wintermonaten, und zwar blos für die Einwohner der Stadt und Herrſchaft Kotbus, 12 halbe Gebräude Gerſtenbier gewöhnlich abgebrauet. Das königliche Amt, ob es gleich nur durch eine Mauer von der Stadt Kotbus getrennt iſt, kann doch kein kotbuſer Bier liefern, wenn auch alle gewöhnliche Handgriffe und Zuthaten aus der Stadt dazu angebracht worden ſind. Daß die Luft, welche auf die Gährung einen großen Einfluß hat, die Urſache davon ſey, iſt höchſt wahrſcheinlich (**).

Nach ſichern Nachrichten iſt in ſpätern Zeiten die Brauerey wohl immer der ſtärkſte Nahrungszweig der Stadt Kotbus geweſen. Im Jahr 1551, waren 130 Brauhöfe, von welchen 2850 Gebräude Bier, als ſo viel darauf hafteten, in einem Jahre abgebrauet wurden. Um den ehmaligen

(*) S. deſſen lectiones publicae vom Thee, Kaffee, Bier und Wein, Lpz. 1735, 4. S. 298, fgg. und Praelect. chem. Berlin 1740, 4.

(**) Gleiche Bewandniß hat es mit dem Karthausbier, in Frankfurth an der Oder; mit dem kroſſener Biere, dem zerbſter Biere, dem breslauer Scheps, welche nachzumachen, alle Verſuche verunglückt ſind. Ich habe im 5ten Th. S. 3, fgg. die Urſachen des mannigfaltigen Unterſchiedes der Biere angezeigt.

ligen groſsen Verkehr dieſes Gewerbes deutlich zu machen, wird bemerkt, daß ein jedes Gebräude Bier damals aus 16 Vierteln kotbuſ. Maßes, beſtand. Das Viertel Bier enthielt 256 Nößel; mithin kann ein Gebräude Bier auf 20 Tonnen, à 100 Quart, gerechnet werden. Es wurden alſo damals 57000 Tonnen Bier jährlich gebrauet. Es iſt einleuchtend, daß der Abſatz des Bieres nach andern Städten überaus groß geweſen ſeyn müſſe, da die Volksmenge der Herrſchaft Kotbus mit der jetzigen in keine Vergleichung geſetzt werden kann.

Markgraf Johann V. von Brandenburg machte mit dem Magiſtrate in Kotbus, an ſtatt des dritten Pfenniges Bierzinſe, einen Vergleich, und bewilligte demſelben dafür, 1551, ein jährliches Averſionalquantum von 350 Gulden. So anſehnlich dieſe Summe auch ſcheinen mag, ſo beweiſet doch obige Berechnung hinreichend, daß der Magiſtrat dabey nichts gewonnen hat. Damals betrug die Zieſe von 16 Viertel Bier 48 märkiſche Groſchen, welche der Braueigener, ehe er zum Brauen gelaſſen wurde, zuvor berichtigen mußte. In folgenden Zeiten zeigte ſich von Jahr zu Jahr einiger Abfall in dieſer Nahrung. Markgraf Johann ſahe ſich daher genöthigt, nach der jährlichen Konſumtion des Bieres die Anzahl der Gebräude auf jedem Hauſe aufs neue durchzugehen und feſtzuſetzen. Solches geſchahe im J. 1569. Die geſammte Anzahl der Brauberechtigten, wurde nunmehr auf 1156 Gebräude jährlich feſtgeſetzt. Einige Jahre zuvor, nämlich 1555, hatte er auch den Antheil der Bierzieſe, welchen der Magiſtrat mit 350 Gulden bezahlt erhalten ſollte, auf 300 Gulden, oder 210 Rthlr. jährlich, zu ewigen Zeiten behandelt, und darüber ein Privilegium d. d. Kotbus, ertheilt. Es mußten alſo im Jahr 1569, noch 23120 Tonnen Bier gebrauet, und auch conſumiret werden, weil nach der Conſumtion dieſe Anzahl der Gebräude damals feſtgeſetzt wurde. Im Jahr 1600 und 1671, brannte die Stadt ab, und das Rathhaus verlor faſt alle ſeine Nachrichten. Es iſt alſo von dieſer Zeit nicht anzugeben, wie dieſer Nahrungszweig beſchaffen geweſen iſt. Wahrſcheinlich fiel er. Im J. 1680, wurde nur 580 Mal oder 11600 Tonnen Bier gebrauet. Weil nun auf den Bierhöfen 1156 ganze Gebräude Bier jährlich hafteten, ſo konnten viele Braueigene ihre Gerechtigkeit nicht ausüben. Der reichere Bürger zog die Nahrung

an ſich, und der ärmere hatte, wie immer, das Nachſehen. Der Magiſtrat ſuchte daher eine neue Reduktion dieſer Gerechtigkeit vorzunehmen, und nur durch langwierigen Streit und Geldverſplitterung konnte es erſt im Jahr 1692 dahin kommen, daß eines jeden Braueigenen Gerechtigkeit daſelbſt in halbe Brauen verwandelt wurde. Es wurden alſo 16 Viertel, oder ein Gebräude Bier, jedes Mal von 2 Braueigenen gebrauet, und unter ſie vertheilt. Damals waren 121 Brauhöfe, welche nun insgeſammt gleichen Antheil an dieſer Nahrung erhielten. Die Unruhen und Streitigkeiten hatten indeſſen noch immer kein Ende, ſondern dauerten bis 1712 fort, da eine neue Brauordnung entworfen, und höchſten Ortes beſtätigt wurde. Die Reduktion der Biere verblieb, und ein ganzes Gebräude beſtand noch in 16 Viertel Bier. Im Jahr 1730 wurde mit dem Guſſe eine Abänderung vorgenommen, und ein Gebräude Bier auf 32 Tonnen feſtgeſetzt. Im Jahr 1740, wurden 759 Wiſpel 8 Scheffel Weizenmalz bey der Brauerey conſumirt, und 11026 Tonnen Bier nach den Schenkkrügen, deren man beynahe 80 zählt, und nach andern Städten, verladen. Seit 1770 hat ſich der Guß aufs neue abgeändert. Ein ganzes Gebräude Bier beſteht aus 40 Tonnen von hundert Quart. In der Stadt ſind jetzt 129 Bierhöfe, worauf 1217 halbe Brauen jährlich verrichtet werden können. Im J. 1773 ſind nur 638 halbe Gebräude Bier geweſen, wovon 12760 Tonnen Bier gezogen worden ſind. Dieſes iſt die geringſte Anzahl in dem jetzigen Jahrhunderte geweſen. Im Jahr 1783, ſind 16120 Tonnen gebrauet worden. Da das kotbuſer Bier in Sachſen, wegen der hohen Auflagen in dieſem Lande nicht eingeführt wird, der Landmann in der Herrſchaft Kotbus ſolches auch, wegen des hohen Preiſes, nicht ſonderlich trinken kann: ſo iſt wohl keine Ausſicht vorhanden, daß dieſer Nahrungszweig der Stadt Kotbus je zu der Größe, wie zu den Zeiten des Markgrafen Johann V. ſteigen werde, obgleich die Volksmenge in der Herrſchaft Kotbus jetzt ſchon weit größer, als in den damaligen Zeiten und das Bier ſelbſt als eines der geſundeſten und wohlſchmeckendſten Getränke dieſer Art in Deutſchland im Ruf iſt.

Im Jahr 1538 hatte das Nößel Bier ſechs kothbuſer Häller gegolten, welches etwas über einen Pfennig beträgt. Hauſens Staatsmaterialien, 6tes St. S. 707, fgg.

Das Gewerk der Garnweber, beſteht aus 80zig Meiſtern, und liefert eine Menge Leinwand; die Färbereyen bereiten viele davon, ſo wie vom platten Lande, zu gefärbter und Steifleinwand.

Die Gärbereyen ſind anſehnlich, und liefern viel bauzener, ſämiſches Leder, und eine Art von Juchten. Die Stadt hat auch eine Seifenſiederey, eine Wachsbleiche, nebſt vielen Handwerkern.

Die Jahrmärkte, ſo wie auch die wöchentlichen Holz-Getreide- und Viehmärkte, werden ſtark beſucht.

Die drey großen Märkte ſind: 1. Montag nach Quaſimodog. Kram- und Viehmarkt; 2. Mittwoch nach Pfingſten, Wollmarkt; 3. Montag nach Aegidi, Kram- und Viehmarkt. Auſſerdem ſind die Viehmärkte, oder ſo genannten guten Donnerstage, welche ſich am 11ten May anfangen, und alle Donnerstage bis zur Aernde dauern; dann wieder vom Donnerstage vor Michaeli, bis an das Ende des Oktobers fortgehen.

Von den in der Stadt ehemals gemünzten ſchwarzen und weißen Hällern, ſ. im XX Th. S. 645.

Kotel-Hof ſ. Fleiſch-bank.

Koth, (das) oder die Kothe, überhaupt ein geringes ſchlechtes Haus, am häufigſten in Niederſachſen, wo dieſes Wort Kath und Kathe lautet. Eine elende Kothe, ein ſchlechtes Häuschen.

Beſonders: 1. eine Köhlerhütte; ſ. im XLIII Th. S. 32.

2. Die kleinen Häuſer oder vielmehr Hütten in den Salzwerken, in welchen Salz geſotten wird, in welchen ſich eine Salzpfanne befindet, werden an den meiſten Orten Kothe oder Kothen, zu Frankenhauſen aber auch Solden oder Sölden genannt. Siehe auch Kothmeiſter.

3. In Niederſachſen auf dem Lande, iſt das Koth ein Bauerhaus ohne Hofſtädte, zu welchem folglich auch kein beträchtlicher Acker gehört, ob es gleich Gärten und Koppeln haben kann, deſſen Beſitzer daher auch nur zu Hand- oder Fußdienſten verbunden iſt. Daher Köthener, und Kothſaß; ſ. oben, S. 283. Siehe auch Kothhof.

Daher das Marktkoth, eine im Osnabrückiſchen übliche Art der Kothe, deren Beſitzer Marktköther genannt, und den Erbköthern entgegen geſetzt werden. Ein Erbköther gibt zu den gemeinen Abgaben den vierten Theil von dem, was ein volles Erbe gibt, ein Marktköther aber nur den achten. Es bezeichnet einen Köther, der die Markgerechtſamen auf ſeinem Hauſe hergebracht, oder ehedem Theil an einer Holzmark gehabt hat. Ein ſolches Koth wird daſelbſt auch Winn genannt.

Im Niederſ. Kathe, in einigen Gegenden Kotze, im Engl. Coat, im Angelſ. Cote, Cyte, im Schwed. Käte, im Isländ. Kot, im Walliſ. Cwt, im Finnländ. Cota, im Lappl. Kaate, Kuatte, im Lettiſch. Guta, im Eſthn. Kodda. Dieſes alte faſt in allen Sprachen befindliche Wort iſt mit Hütte, Gaden, Haus, dem Lat. Caſa, und andern, genau verwandt, und drückt zunächſt den Begriff eines eingeſchloſſenen oder bedeckten Raumes aus. Siehe Kaue und Kotze. In Hamburg iſt Taubenkoth, ein Taubenhaus, im Poln. Chata, ein Schilderhäuschen, im Wendiſchen Kotſcha, Kaiſcha und Hiſcha, eine Hütte, und ſo gar im Perſ. Cotth, die Feſtung, und im Malabariſ. Kodtei, eine Feſtung, und Kudi, die Wohnung.

Koth, (der) eine jede flüſſige oder flüſſig geweſene Unreinigkeit, welche in der niedrigen Sprechart Dreck genannt wird; Lat. Coenum, Lutum; Franz. Boue Crote, Crotte, Fange. Sich mit Koth beſudeln Den Koth abwaſchen.

Beſonders: 1. mit Waſſer befeuchtete oder flüſſig gemachte Erde, beſonders ſo fern ſie ſich auf den Stra-

ßen

ßen oder Wegen befindet; im Niederſ. Modder, im Liefl. Mott, im Dithmarſ. Kley. Der Koth hängt ſich an die Räder. Man kann vor Koth auf der Straße nicht fort. Die Sonne ſchmelzt das Wachs und trocknet den Koth. Es liegt überall tiefer Koth. Jemand aus dem Kothe ziehen, figürlich, ihn aus dem niedrigſten Stande erheben. Das Glück zieht aus dem Kothe, welchen es will.

Von dem Gebrauche des Gaſſen- oder Straßenkothes zum Düngen, werde ich hernach ſprechen.

2. Die natürlichen Excrementen der Menſchen und Thiere; bey den Jägern die Loſung, die Löſung, das Gelos, Gebahn, in gem. Leben Dreck. Menſchenkoth, (von deſſen Gebrauche zum Düngen, ſ. weiter unten,) Pferdekoth, Rindviehkoth, Schweinskoth, Taubenkoth, u. ſ. f. Harter zuſammen gedrungener Koth mancher Thiere, z. B. der Mäuſe und Schafe, wird in Niederſachſen Köthel, Köttel, genannt, welches aber zu einem andern Stamme zu gehören ſcheint, von kat, kot, rund, erhaben, und el, ein Ding; ſ. Katze 7, im XXXVI Th. S. 192, oder von kat, kot, hart, ſ. eb. daſ. S. 191.

Im Oberdeutſchen das Koth, oder Kott, wo auch Koder, Schleim, flüſſige Unreinigkeit iſt, im Niederſ. Kath und Gaut, im mittlern Lat. Goetus, im Griech. bey dem Heſychius γοιτυς Weil dieſes Wort im Holländiſchen und Oſtfrieſiſchen Quad, Quot, lautet, ſo leitet man es gemeiniglich von quad, böſe, her; wo nicht vielmehr dieſes von jenem abſtammet; ſ. daſſelbe. Der Begriff der dicken Flüſſigkeit, des Schlammes, ſcheint in dieſem Worte der herrſchende zu ſeyn. Eine Wunde heißt im g. L. unterköthig, wenn ſie im Innern Eiter ſetzt. Siehe Kothig. Sonſt bedeutet auch Hor und Gor den Koth; ſiehe Garſtig, im XVI Th. S. 146, und Hornung, im XII. Th. S. 332.

Sprichw. Je mehr man den Koth rüttelt, je mehr ſtinkt er, oder: Wenn man den Koth wühlet, dann ſtinkt er. Ueber eine ärgerliche Geſchichte muß man kein

zu helles Licht verbreiten wollen. Es dürfte oft gut ſeyn, ſo manche Dinge lieber nicht gewußt zu haben. Die menſchenfreundliche Nachſicht, die wir den Fehlern und Vergehungen unſerer Brüder ſchuldig ſind, widerräth oft die zu deutliche Aufklärung ärgerlicher Thatſachen. War es nicht genug, daß die That ſelbſt ſchon verlautete? Warum will man die Nebenumſtände nicht lieber im Schatten halten, deren Aufhellung zu nichts dienen kann, als die That ſelbſt verhaßter, ſchwärzer, und den, der ſie begieng, nur noch elender zu machen.

Auch bey Zwiſtigkeiten und Zänkereyen dürfte es weislich gehandelt ſeyn den Koth nicht zu rütteln, eine zu genaue Auseinanderſetzung des ſtreitigen Falles nicht zu ſuchen. Es kommen da oft Dinge zum Vorſchein, welche die Verſöhnung nur noch erſchweren, wo nicht gar und ganz unmöglich machen. Da veranlaſſet ein ſtreitiger Punct den andern, und die Verwirrung nimmt in dem Maße zu, daß eine friedliche Auskunft nicht weiter Statt finden kann.

Das giebt ein anderes Sprichwort: **Je mehr man den Koth tritt, je weiter fließt er.**

Daher **kothig**, mit Koth beſchmutzt, Koth enthaltend. **Sich kothig machen. Es iſt drauſſen ſehr kothig. Ein kothiger Weg.** Imgleichen Koth verurſachend. **Kothiges Wetter**, Regenwetter, naſſes Wetter. Im Oberd. **kottig.** In den gemeinen Mundarten hat man noch das **kötig**, welches im Dithmarſ. ſchlammig, im Hochdeutſchen aber in dem zuſammen geſetzten **unterköthig**, eiterig bedeutet.

Der Gaſſenkoth, Straßenkoth, Gaſſenſchlamm, Straßendreck, Moder, der Unrath, der ſich vom Staub und Regen auf den Gaſſen, Straßen und Wegen ſammelt, und die Erde, welche auf den Wegen und Straßen, auf den Fuhrwegen, ſonderlich auf den Landſtraßen, wo der Rindviehtrieb oder ſonſt gemeine Viehtriften ſind, und der Koth von dem Viehmiſte fett wird, die Gaſſenerde, Straßenerde, (Schorerde, Schurerde,) iſt ein vortrefflicher Dünger für

Gärten, Weinberge, Aecker und Wieſen. Keine Erde wird öfter gerührt, durchgearbeitet, und ihre verſchiedene Theile immer, in neuen Lagen, Lagen der Witterung und ihrem Einfluſſe bloß geſtellt, als die Gaſſen- und Straßenerde; hiezu kömmt noch, daß ſie häufig von Miſte, von Stroh, von Excrementen der Thiere, von dem Abfall der Gewächſe aus der Küche, u. ſ. w. bereichert wird. In neu angelegten Gärten z. B. deren Oberfläche aus Sande beſteht, muß dieſer, weil er keinen bequemen Stand für Pflanzen abgiebt, um dazu dienlich zu ſeyn, mehr gebunden und feſter gemacht werden. Dieſes geſchieht auf die kürzeſte, wohlfeilſte und dauerhafteſte Weiſe, durch jede andere Erdart, die feſter ſich zuſammen bindet, als der Sand, worunter nebſt dem Thone, Lehme, Teich- und Grabenſchlamme, auch der Straſkoth gehört. Ein Fuder von einer jeden dieſer Erdarten, thut in Anſehung der Bindung und Befeſtigung des leichten Sandes mehr Dienſte, als 4 Fuder Miſt. Der Nutzen in Anſehung der Nahrung, welche die Gewächſe davon haben, iſt noch weit größer; und auch hierin kommt ein Fuder Miſt einem Fuder Straßenkoth bey weitem nicht gleich, weil ein Fuder von dieſem letzten weit mehr gute Erde enthält, als ein Fuder von jenem, wenn er in Moder verfallen iſt. Daher kommt es, daß Straßenkoth mehrere Jahre Gewächſe nähren kann, als Miſt. Den Garten- und Feldbeſitzern iſt es daher ſehr zu verdenken, daß ſie ihren Hausunrath, und was ſie vor ihren Häuſern zuſammen kehren, wofern ſie Hofraum haben, ihn zu ſammeln, auf gemeine Unkoſten aus der Stadt bringen laſſen. Sie ſollten ihn höher, als Miſt, ſchätzen, in ihrem Hofe ſammeln, und zu gehöriger Zeit zum Dünger anwenden. Wie viele hundert Fuder Miſt würden zu unſern Gärten des Jahrs weniger nöthig ſeyn, wenn

der Gaſſenkoth und die gute Erde der Wege zwiſchen den Gärten, ſo weit es ohne Schaden der Wege geſchehen kann, zur Düngung derſelben angewendet würde! Was für Würkung der in den Städten geſammelte Gaſſenkoth in Gärten und auf den Aeckern thue, iſt einem Jeden, der bey großen und volkreichen Städten wohnt, und deſſen allenfalls gegen Bezahlung habhaft werden kann, zur Genüge bekannt, und man darf deshalb nur die berliner Ackerleute befragen. Allein, auch auf den Dörfern giebt es ſolchen Gaſſenkoth, welcher den Gärten und Aeckern ſehr gute Dienſte thut, indem das Vieh, bey ſeinem Aus- und Eintreiben allenthalben von ſeinem Unrathe fallen läßt, und daher dem in den Wegen und Straßen befindlichen Erdreiche düngende Nahrungsſäfte mittheilt. Die meiſten Dörfer ſind mit einer ſolchen Menge Unrath auf ihren Straßen beſchwert, daß in den Wintermonaten, ja auch zuweilen bey anhaltendem Regen in den Sommerzeiten, zu Fuße niemand, ohne das beſchwerliche Ueberſteigen und Zertreten der Zäune in den Höfen, auch das Schafvieh ſelten ohne ihren größten Schaden durch den flüſſigen Koth und Schlamm kommen kann. Es könnte neuen Gartenplätzen kein beſſerer Dünger verſchaffet, mithin der erwähnten Unbequemlichkeit nicht füglicher abgeholfen werden, als wenn einem jeden Einwohner auferlegt würde, eine gewiſſe Anzahl Fuder des gedachten Unrathes, von der Nähe ſeines Hofes, oder von der gemeinen Straße, auf den ihm angewieſenen Platz zu fahren, und ſolches jährlich zu wiederholen. Hiedurch würden, auſſer der nöthigen Wegebeſſerung, die neuen Gartenplätze gar bald in den beſten Stand gerathen, und dieſe geringe Bemühung, die überdies zu ſolcher Zeit geſchehen könnte, wenn die andern häuslichen Verrichtungen es am füglichſten zulieſſen, hinlänglich belohnet werden.

Hr.

Hr. Präſ. v. Benekendorf ſchreibt, im 1 B. der berl. Beyträge zur Landwirthſchaftswiſſ. (Berl. 1774, 8.) S. 549, f: „Ich laſſe in meinem Dorfe alle Herbſte „und Frühjahr, wenn es geregnet hat, den Koth oder die „Moder, ſowohl in den Gaſſen, als auf den Höfen, zu„ſammen ſcharren, und ſelbigen nachher nach Bequemlich„keit wegfahren. Nach meiner Wirthſchaftsverfaſſung giebt „dieſe Schurrerde den Dung für die von mir zur Zeugung „allerhand Gartenfrüchte angelegte Koppeln. In ſelbigen „pflanze ich das erſte Jahr Ober- und Unterkohlrüben, „rothe Rüben, u. d. gl. eine gewiſſe Fettigkeit erforderndes „Wurzelgewächs, mehr; in dem zweyten Jahre aber Kartof„feln. Beydes wird hauptſächlich zur Viehfütterung ſo„wohl zu Sommer- als Winterszeiten angewandt.“

Die Gaſſenerde und der Straßenkoth muß zum Behuf der Gartendüngung, bey feuchtem Wetter zuſammen geſchaufelt, Kurzſtroh eingeſtreuet, und hernach eine Zeitlang in Haufen ruhen, auch zuweilen mit dem Spaten umgeſtochen werden. Auf dem Saatfelde giebt der Gaſſenkoth, wenn er nicht ſehr dick geſtreuet wird, nicht viel über 1 oder 2 Jahre Kraft. Man führt ihn auf Haufen, ſtreuet ihn, nachdem zur Saat gepflüget worden iſt, über das Feld umher, und die Ege vermiſcht ihn hernach mit dem Boden.

Wie können in großen Städten die Straßen am beſten reinlich gehalten werden, und zwar ſo, daß dieſe Reinigung dem Staate auch einträglich wird? iſt die 21ſte Aufgabe, in J. A. F. Block's 25 für den Staat intereſſanten Aufgaben, (Berl. 1776. 8.) S. 214—232.

Unter Darm-Koth, verſteht man diejenigen unedeln Ueberbleibſel der abgeſonderten und ausgezogenen Nahrungsmaſſe, welche ſich überhaupt in dem weitläuftigen langen Raume der ſämmtlichen dicken Gedärme ſammeln. Es ſind dieſes alſo nicht nur gleichſam die von der Nahrungsmaſſe abgegangene grobe Spreu, Kleyen und Hülſen, oder die groben, erdigen und flüchtig ſalzigen Theile, welche nach dem Geſchäfte der Milchbereitung als untauglich, abgeſchieden worden

 ſind,

ſind, ſondern auch ebenfalls dergleichen unnütze, ehemals im Blute ſelbſt befindliche, oder auch dergleichen von den erſten Theilen abgenutzte und zur Ausleerung dahin abgeſetzte Theile. Der erſte und allgemeine Sammelplatz des Darmkothes iſt in dem Blinddarme, wo auch, da derſelbe etwas tief liegt, und die von dem Krummdarme dahin abgeſetzten Unreinigkeiten ſich in dieſem feuchten und warmen Orte deswegen einige Zeit aufhalten, dieſelben, wegen einer daher entſtehenden Fäulniß den ihnen eigenen Geſtank annehmen, obgleich auch nicht zu läugnen iſt, daß die beygemiſchte Galle wohl auch etwas hiezu nicht beytrage. Dieſe Feuchtigkeit und ihr Einfluß ſcheint auch an der äuſſerlichen natürlichen Farbe des Kothes keinen geringen Antheil zu haben, ob ſelbige übrigens ſchon vorzüglich von der Art der genoſſenen und verdaueten Dinge ſelbſt abhängen mag. Wenigſtens findet ſich in dem Auswurfe der Kleidermotten die Farbe der abgenagten Wolle, und in dem weißen Hundskothe findet man ſo gar oft noch Reſte von zerriebenen und zermalmten Knochen. Indem nun alſo dieſe unnütze und untaugliche Ueberreſte erſt in dem Blinddarme geſammelt und eine Zeitlang daſelbſt aufbewahret werden, von da in den Grimmdarm übergehen, und durch dieſen langen Schlauch und deſſen verſchiedentlich gebrochene Wendungen einen ziemlich langen Weg zurück zu legen haben, ehe ſie zu dem Maſtdarme gelangen, und von dieſem ausgeworfen werden können, ſo geſchieht es, daß die in demſelben etwa noch befindlichen flüſſigen Theile mehr und mehr ausgeſogen werden, wodurch ſie denn eigentlich die ihnen eigenthümliche Steifigkeit und Conſiſtenz erhalten. Doch iſt auch hierin einiger Unterſchied, welcher von der Gattung der Speiſen ſelbſt abhängt, daß nämlich der Darmkoth, welcher von vorher genoſſenen Fleiſchſpeiſen abgeſondert wird, allemal dichter ausfällt,

als

als derjenige, welcher von Vegetabilien, von Krautfutter oder Körnern, entſteht; ſo wie der Koth eigentlicher grasfreſſender Thiere allemal wenig zuſammenhaltend iſt, und in Geſtalt eines dünnen Breyes abgeht. Am merkwürdigſten iſt der Unterſchied, welcher in dem Darmkothe, in Anſehung ſeiner äuſſerlichen Bildung und Form, bei verſchiedenen Thieren ſich verſchieden antreffen läßt. Es geht derſelbe nämlich ordentlicher Weiſe und im natürlichen Zuſtande bey den Menſchen in Form eines dicken Cylinders, bey der Pferdegattung in beſonders abgetheilte Kugeln oder Aepfel gebildet, bey der Schaf- und Bockgattung ebenfalls in Geſtalt noch kleinerer Kugeln, bey den Mäuſen wie kleine Schrotkörner gebildet, bey der Rindviehgattung hingegen in Form eines runden Fladens, oder bey dem Hirſche unter dem Namen Loſung, u. ſ. w. ab. Ungeachtet es nun hiebey allemal eigentlich auf die Art der Speiſen und des Futters ankömmt, welche von dergleichen Thieren vorher genoſſen worden ſind, und die geringſte in dem eigentlich gewöhnlichen Futter gemachte Veränderung auch die eigentliche Conſiſtenz des Darmkothes zu verändern vermag, ſo iſt doch dieſer Umſtand der beſondern innerlichen Structur des Blind- und Grimmdarmes, und deſſen inwendigen halbmondförmigen, dreyfachen und einander gegenüber ſtehenden Fächern, welche nämlich bey dergleichen Thieren bald groß, bald klein, bald ſehr dicht an einander, bald weit von einander abſtehend, bald noch anders und verſchiedentlich ausfallen, vorzüglich, nicht weniger auch dem Schließmuskel, welcher die äuſſerſte Mündung des Maſtdarmes mehr oder weniger zuſchnürt, und durch deſſen zurückgelaſſenen zirkelrunde Oeffnung derſelbe bey der letzten Ausleerung durchgepreſſet werden muß, zu zuſchreiben. Man findet auch, wie ich bereits im XXXVII Th. S. 553, erwähnt habe, bey neugebornen

Kindern einen abgehenden, ſchwarzen, breyartigen, zähen Unrath, welcher unter den Namen des Erbkothes oder Kinderpeches bekannt iſt, und welcher ſich wahrſcheinlicherweiſe blos aus der Blutmaſſe, während der Zeit, als ſie ſich im Mutterleibe befunden haben, in die dicken Gedärme abgeſchieden und angeſammelt haben mag.

So ein unedler und ſchlechter Theil des thieriſchen Körpers indeſſen der Stuhlgang oder der Darmkoth den erſten Anſehen nach zu ſeyn ſcheint, ſo leiſtet er doch auf verſchiedene Art, inſonderheit in der Oekonomie, dem Feld und Gartenbaue, als Miſt, zum Düngen einen ſehr beträchtlichen Nutzen.

Der Menſchenkoth, oder Unflath, Stuhlgang, Lat. Excrementa hominis, Faeces alui ſ. aluinae, Copros, Homerda, Merda, Stercus humanum, Fr. Bran, Gatouë, Matiere fecale, iſt, bekanntermaſſen, alles dasjenige, was bey einem Menſchen, nach vollbrachter Verdauung, durch den Stuhlgang natürlicher Weiſe wieder weggeht. Dieſe Excremente, welche von **Paracelſus** der occidentaliſche Schwefel genannt werden, enthalten wirklich Schwefel und ein ſchmerzſtillendes Oehl, wodurch ſie eine erweichende, lindernde und zeitigende Kraft erhalten. Man bedient ſich derſelben, die Peſtbeulen zur Reife zu bringen. **Ettmüller** bezeugt, daß zu einer Peſtzeit der Umſchlag (das Cataplasma) aus Menſchenkoth die beſten Dienſte gethan habe, die bösartigen Beulen und Geſchwulſten zu einer glücklichen Eiterung zu bringen. Man macht auch den getrockneten Koth zu Pulver, vermiſcht ſolches mit Honig, und legt es auf den Hals wider die Bräune. Es hat Aerzte gegeben, welche in dieſer Krankheit den innerlichen Gebrauch dieſes Pulvers, von ½ bis 1 Quent, angeprieſen haben. Wer den mediciniſchen Gebrauch des Menſchenkothes liebt, und mehr davon zu wiſſen wünſcht, kann ſich

bey

bey Paullini, in ſeiner heilſamen Dreckapothecke, Raths und Troſtes erholen.

Man zieht, vermittelſt der Deſtillation, aus dem Menſchenkothe ein Waſſer und ein Oehl, welche vielerley Eigenſchaften haben. Man läßt eine beliebige Quantität dieſes Kothes an der Luft liegen, bis er faſt zu Pulver geworden iſt, hernach deſtilliert man ihn aus der Retorte bey einem anfangs gelinden Feuer, welches nach und nach verſtärkt wird, bis das Waſſer und Oehl in die Vorlage übergehen. Man ſcheidet das Waſſer vom Oehl durch das Filtrum, und rectificirt beyde im Waſſerbade, um ihnen durch wiederholte Cohobation und Rectification den Geſtank zu benehmen. Das Waſſer wird für ein augenſtärkendes und für ein vortreffliches Schönheitsmittel gehalten; es ſtärkt das Geſicht, vertreibt die Flecken der Hornhaut, wenn man zuweilen etliche Tropfen in das Auge tröpfelt; es macht die Haare wachſen, verſchönert die Haut, und vertreibt die Narben und Rauhigkeit der Hände. Man findet hierüber in den Schriften der röm. kaiſerl. Acad. der Naturforſcher (*) eine Obſervation, daß eine vornehme Dame ſich, durch den Gebrauch dieſes Waſſers, die ſchönſte Haut bis in ein hohes Alter erhalten habe, und zwar auf folgende Weiſe. Sie ließ die Excremen eines geſunden jungen Menſchen in einem verzinnten kupfernen Becken, welches mit einem Deckel bedeckt war, ſammeln; nachdem alles kalt geworden war, wurde das Waſſer, welches ſich an dem Deckel geſammelt hatte, ſorgfältig in eine Flaſche geſammelt, und zum Gebrauch aufgehoben. Die Dame pflegte ſich alle Tage das Geſicht und die Hände damit zu waſchen, und erhielt durch dieſes Mittel ihre Schönheit, ihre ganze Lebenszeit hindurch. Es iſt nicht zu läug-

(*) *Salentin. Ern. Eugen. Cohauſen* obſ. de Coſmetico ſtercoratio, ſt. in *Act. phyſ. med. Acad. N. C.* Vol. IX. obſ. 12.

nen, daß dieſe Feuchtigkeit, wegen ihres fettigen Weſens, die Haut glatt und ſchön machen kann; es iſt aber ausſchweifend, und faſt raſend, ein ſolcher Sclave ſeiner Schönheit zu ſeyn, und dieſelbe durch ein ſo ſchmutziges und eckelhaftes Mittel erhalten zu wollen.

Was das Oehl betrifft, welches man, vermittelſt der Deſtillation, aus dem Menſchenkothe erhält, ſo wird daſſelbe als eine Salbe wider den böſen Kopf, die Flechten und Schwinden der Haut, wider den Krebs, und vornämlich den an den Brüſten, gerühmt. **Paracelſus** behauptet, man könne, vermittelſt einer gelinden und langen Digeſtion, dem Menſchenkothe den Geruch des Biſams und Zibeths zuwege bringen, und dieſes iſt es, was er den occidentaliſcher Zibeth nennt. Daß der Menſchenkoth allerdings durch langſame und oft wiederholte Digeſtionen ſich ſo verändern könne, daß er ſeinen ſchlimmen Geruch verliert, und einen angenehmen bekommt, beweiſen die animaliſchen und empyrevmatiſchen Oehle, welche anfangs ſehr ſtinkend ſind, und durch öftere Rectificationen wohlriechend werden.

Die Alchemiſten, welche die Materie zum Goldmachen überall aufſuchen, haben insbeſondere die Excremente des Menſchen und der Thiere ſehr bearbeitet. Allein die phyſiſche Chemie kann faſt aus allen dieſen alchemiſtiſchen Arbeiten, wegen der Dunkelheit, mit der diejenigen, welche ſie unternahmen, davon Rechenſchaft gegeben haben, keine Erläuterung erhalten. Was aber die phyſiſchen Chemiſten anbetrifft, ſo haben ſie die thieriſchen Excremente ſehr wenig unterſucht. Auſſer **Homberg** (*), hat faſt niemand eine beſondere chemi-

(*) Obſervations ſur la matiere fecale, par Mr. *Homberg*, ſt. in den *Memoir. de l'Acad. R. de Paris*, v. J. 1711. S. 39—47. und deutſch, u. d. T. Beobachtungen vom Menſchenkoth, von Hrn. Homberg, im 3 Th. der von Hrn. v. Steinwehr, überſ.

chemiſche Zerlegung des menſchlichen Unrathes angeſtellt; und auch dieſer that es nur, um die alchemiſchen Abſichten eines ſeiner Freunde zu befriedigen, welcher behauptete, daß man aus dieſen Materien ein weißes Oehl, welches keinen übeln Geruch habe, erhalten müſſe, womit man das Queckſilber zu feinem Silber figiren könne. Das Oehl wurde in der That durch **Homberg** gefunden, aber das Queckſilber nicht figirt. Doch ward die Arbeit dieſes Chemiſten nicht ſo unnütz, wie die Arbeiten der Alchemiſten, indem dieſer geſchickte Mann von ſeinen über dieſe Materie angeſtellten Verſuchen der Academie der Wiſſenſch. auf eine ſehr deutliche Art Rechenſchaft gegeben hat. Dieſe Erfahrungen ſind merkwürdig, und lehren uns in Anſehung der Natur der Excremente verſchiedenes Nützliches. Die von ihm abgefaßte Beſchreibung ſelbſt iſt folgende.

„Es ſind wohl 30 Jahre, als mich eine angeſehene Perſon inſtändig erſuchte, eine Probe zu machen, ob ich aus dem dicken Menſchenkothe nicht ein deſtillirtes Oehl ohne häßlichen Geruch, welches klar und ohne Farbe wie Brunnenwaſſer wäre, heraus bringen könnte: denn ſie hatte davon eine, wie ſie glaubte, erſtaunliche Wirkung geſehen, nämlich: das gemeine Queckſilber in feines Silber zu figiren. Man glaubt leicht, was man wünſcht. Ich ließ mich alſo bereden, dieſe Unterſuchung vorzunehmen, und an einem Werke zu arbeiten, das uns beyde bereichern konnte. Weil wir aber nicht wußten, wie die Sache anzugreifen wäre, ſo verſuchten wir es auf allerley Art, und erhielten auch endlich ein Oehl, wie es dem äuſſerlichen Anſehen nach ſeyn ſollte; allein das Queckſilber wollte es in kein Metall verwandeln. Indeſſen haben wir bey unſerer Arbeit in einer ſo wenig unterſuchten Materie und bey dem Verfolge derſelben merkwürdige Dinge entdeckt. Ich werde die merkwürdigſten anzeigen.

Damit ich nicht eine Materie bekäme, von der ich nicht wüßte, woraus ſie geworden wäre, miethete ich mir vier junge,

überſ. anat. chym. und botan. Abhandl. der kön. Acad. der Wiſſ. in Paris, (Bresl. 1751, gr. 8.) S. 760—775.

junge, ſtarke und geſunde Mannsperſonen; die behielt ich 3 Monate in einem Hauſe, wobey ein ſchöner Garten war, in welchen ſie ſpaziren gehen konnten. Und damit ich gewiß ſeyn möchte, daß ſie nichts anders äßen, als was ſie von mir bekämen, ſo war ich mit ihnen eins geworden, ſie ſollten bloß vegetabiliſche Materien, nämlich weißes Brod (Pain de Goneſſe,) das ich ihnen täglich friſch liefern wollte, und vom beſten Champagnerwein ſo viel, als ſie wollten, zu ſich nehmen. Den einen von ihnen hatte ich abgerichtet, dasjenige, was ein jeder von Koth von ſich geben würde, in einem gläſernen Kolben im Marienbade zu deſtillieren. Nachdem alles Wäſſerige abgeſondert war, nahm ich die trockne Materie heraus, that ſie, wie ſie war, in eine gläſerne Retorte, und deſtillirte ſie im Sandbade, nach allen Graden des Feuers. Ich bekam aber nur rothes, oder ſchwarzes und ſehr ſtinkendes Oehl.

Es iſt zu bewundern, daß die Menge Koth, die ein Menſch auf einmal macht, und die etwa 10 bis 12 Unzen beträgt, wenn ſie im Marienbade trocken geworden iſt, höchſtens 1 Unze und 10 Quent beträgt. Sie verliert aber hier nur ihren wäſſerigen Theil. Denn alles, was im Marienbade davon deſtillirt wird, iſt nur klares und geſchmackloſes Waſſer, welches aber doch den Geruch von ſeiner Materie behält; daß alſo die andern Dinge, woraus er beſteht, nämlich: Salz, Erde und Oehl zuſammen, nur ohngefähr ein Achtel des Ganzen betragen, wovon das Oehl noch dazu das meiſte iſt. Das Salz iſt der erdigen Materie faſt an Menge gleich: und beydes zuſammen ungefähr ſo viel, als das Oehl.

Da ich alſo ſahe, daß ich auf dieſe Art das gewünſchte weiße Oehl nicht erlangte, gerieth ich darauf, den Koth von allem Groben und Erdigen, das er in ſich halten möchte, durch das Filtriren zu trennen, ehe ich ihn zum Feuer brächte, ein Oehl daraus zu deſtilliren. Denn ich dachte, dieſe grobe Materie könnte wohl von dem übeln Geruche und der ſchwarzen Farbe des Oehles, das es im Deſtilliren an ſich genommen hatte, Urſache ſeyn. Deswegen ließ ich den friſchen Koth in heißem Waſſer verdünnen, wobey ich 1 Pinte Waſſer auf 1 Unze rechnete. Ich ließ es kalt werden. Die groben Theile fielen zu Boden; das darüber ſchwimmende Waſſer goß ich durch Neigung des Gefäßes ab,

ab, ſeihete es durch Löſchpapier, und ließ es auf dem faulen Heinz abrauchen, bis auf das Häutchen. Es wurden lange Kryſtallen mit 5 bis 6 Seiten daraus. Man könnte ſie das weſentliche Salz des Kothes nennen. Gewiſſermaßen ſehen ſie dem Salpeter ähnlich. Im Feuer verhielten ſie ſich auch faſt eben ſo, nur daß die Flamme roth iſt und langſam brennt, des Salpeters Flamme aber weiß iſt und helles Feuer bald giebt; vielleicht deswegen, weil in dem einen zu viele, und in dem andern wenigere, öhlige Materie befindlich iſt. Dieſes Salz habe ich ſtufenweiſe, und zuletzt an ſehr ſtarkem Feuer, in einer gläſernen Retorte deſtillirt. Davon bekam ich erſt einen wäſſerigen, ſcharfen und ſauern Liquor; darauf folgte etwas rothes und ſtinkendes Oehl, welches ſehr nach Brand roch. Dieſe Deſtillation habe ich 4mal wiederholt. Jedesmal iſt in dem Augenblicke, da das Oehl zu kommen anfieng, ein Feuer in der Retorte entſtanden. Weil aber das wenige Oehl, welches heraus kam, nicht weiß und ohne Geruch, ſondern roth und ſtinkend war, ſo verließ ich dieſe Arbeit, und fieng an der bloß im Marienbade getrockneten Materie zu arbeiten wieder an. Ehe ich ſie in die Retorte that, um ſie im Sandbade zu deſtilliren, machte ich Pulver daraus, und vermiſchte es bald mit ungelöſchten, bald mit an der Luft gelöſchten Kalk, mit Alaun, mit Colcothar, mit geſtoßenen Ziegelſteinen. Allein, die Abſicht der Arbeit, das weiße Oehl, blieb aus. Ich bemerkte nur, daß das herausgebrachte Oehl flüſſiger und weniger gefärbt war, als das erſte, welches ohne dieſe Mittel zum Vorſchein kam. Ich dachte alſo, wenn es öfter und mit andern Dingen deſtillirt und rectificirt wäre, könnte es wohl ſeinen übeln Geruch und ſeine Farbe gar verlieren. Alles, was ich aus dem, mit aller möglichen Aufmerkſamkeit und vieler Geduld gemachten Verſuche habe heraus bringen können, war dieſes, daß mein Oehl ſeine braunrothe und dunkle Farbe in eine ſchöne hellrothe und durchſichtige verwandelte, ſeinen Geſtank aber immer behielt.

Bey dieſer letzten Operation bemerkte ich, daß, wenn ich meine Materie mit Alaun oder Colcothar vermiſcht hatte, bald darauf, als ich die Vorlage, die das Oehl enthielt, von der Retorte abſonderte, das Feuer den Todtenkopf (das Caput mortuum) in der Retorte ergriff. Dieſes Feuer war

war zuweilen ſo heftig, daß es die Retorte zerſprengte. Zuweilen blieb dieſelbe zwar ganz, es fuhr aber doch auf einen Augenblick ein Feuerwind heraus, als wenn man ihn mit einer Röhre heraus geblaſen hätte. Wenn dieſer aufgehört hatte, ſahe der Todtenkopf in der Retorte noch immer, 2 bis 3 Minuten lang, wie eine glühende Kohle aus. Es ſcheint, dieſes Feuer ſey nur durch ein Ueberbleibſel des ſehr erhöheten Oehles des Todtenkopfes hervor gebracht; dieſer aber habe ſich auf die Art, deren nachher gedacht werden wird, entzündet.

Es wollte alſo weder auf die einfache, noch zuſammengeſetzte Art, das begehrte Oehl erſcheinen. Ich ſahe wohl, daß ich den öhligen Theil unſerer Materie, nur durch ein ſehr heftiges Feuer davon abſondern könnte; wußte aber, daß die Materie dadurch in den bisherigen Arbeiten einen brandigen Eindruck bekommen hatte, die bey den Oehlen allemal mit einer Feuerfarbe verbunden iſt, d. h. daß ſie roth und ſtinkend iſt, aus was für einem Körper des Thier- oder Pflanzenreiches man es ziehe. Alſo wollte ich den Weg der Gährung unterſuchen. Er iſt gelinde, und die Heftigkeit des Feuers hat keinen Theil daran. Die Grundmaterien des vermiſchten Körpers ſondern ſich darauf nach und nach von einander; und dadurch erhält man Gelegenheit, die leichten Theile von den ſchweren durch eine mäßige Wärme zu trennen, ohne daß man ein brennendes Feuer, wie ich bey meinen vorigen Arbeiten hatte, brauche. Ich verfuhr demnach folgender Geſtalt. Zuerſt ſonderte ich das überflüſſige Phlegma durch das Marienbad, wie ich im Anfange gethan hatte, von der Materie ab, damit ich die getrocknete Materie, ohne daß ſie verdürbe, ſo lange bequem aufbehalten konnte, bis ich ihrer ſo viel hätte, als ich zu meinen folgenden Arbeiten bedurfte, und damit ich auch einmal die vier Menſchen los werden möchte. Ich behielt auch das Phlegma, welches ſich im Marienbade abſonderte, beſonders, damit ich mich deſſen zu rechter Zeit und am rechten Orte bedienen könnte. Sobald ich trockne Materie genug beſaß, gab ich meinen Männern den Abſchied, zog auch aus dem Hauſe, welches ich deswegen gemiethet hatte, aus, und ſetzte die Arbeit in meinem eigenen Laboratorio nach Gefallen fort.

Damit ich meine Materie in Gähren ſetzte, machte ich ein Pulver daraus, und goß 6mal ſo ſchwer von dem

Phleg-

Phlegma, welches durch das Deſtilliren davon abgeſondert war, darauf. Ich that alles zuſammen in einen großen gläſernen Kolben, bedeckte ihn mit einem wohl verlutirten Aufſatze, und ließ ihn 6 Wochen in gelinder Wärme, ſo, daß ich die Hand, ohne ſie zu verbrennen, daran halten konnte, im Marienbade ſtehen. Nach Verlauf dieſer Zeit öffnete ich den Kolben, brachte einen Helm daran, und deſtillirte in demſelben Marienbade bey kleinem Feuer alle wäſſerige Feuchtigkeit ab. Den übeln Geruch hatte ſie faſt ganz verloren, und dieſer hatte ſich in einen, den man nicht wohl andeuten konnte, verwandelt. Im Deſtilliren war ſie etwas trübe geworden, zuvor aber ſehr hell und klar. Ich gab dieſes Waſſer einigen Leuten, deren Haut im Geſichte, am Halſe und an den Armen ganz verderbt, grau, trocken, rauh und ſchuppig war. Sie haben ſich des Tages einmal damit gewaſchen, und nachdem ſie es eine Zeitlang gebraucht hatten, iſt ihre Haut weiß und ſanft geweſen. Die nach der Deſtillation übrig gebliebene trockne Materie war um $\frac{1}{20}$ leichter geworden; nämlich von 20 Unzen, die ich auf einmal in den Kolben gethan hatte, bekam ich nicht völlig 19 wieder. Ich glaube, ſie ſey nicht ſo trocken geweſen, da ich ſie hinein gethan, als da ich ſie heraus genommen habe. Die übrig gebliebene trockne Materie roch gar nicht nach Koth, ſondern angenehm und gewürzhaft, und der Kolben, in dem ſie digerirt war, hatte, da er in einem Winkel im Laboratorio offen geſtanden, mit der Zeit einen ſo ſtarken Ambrageruch angenommen, daß es mir beſchwerlich ward, und ich ihn wegbringen mußte. Man hätte ihn für ein Gefäß, worin Ambraeſſenz verfertigt wäre, halten mögen. Es iſt erſtaunlich, daß bloße Digeſtion den übeln Geruch unſerer Materie in einen ſo angenehmen, als der von grauem Ambra iſt, hat verwandeln können.

Nachdem ich dieſe trockne Materie gröblich gerieben hatte, that ich 2 Unzen davon auf einmal in eine gläſerne Retorte, die etwa 1 ½ Pf. Waſſer hielt, und deſtillirte ſie im Sandbade bey gelinder Wärme. Erſtlich kam ein Waſſer, ſodann ein Oehl hervor, welches ſo klar wie Brunnenwaſſer war; dieſes ſetzte ich fort, bis die Tropfen etwas röthlich wurden. Sodann ſetzte ich einen andern Recipienten an, verſtopfte den mit dem klarem Oehle mit Kork, verſtäkte das Feuer, und deſtillirte fort, bis nichts mehr abgieng.

abgieng. Die erſten Tropfen des letzten Oehles waren wenig gefärbt; ſie kamen immer röther, und zuletzt wie Blut. Das rothe Oehl ließ ich in dieſem Recipienten, und verſtopfte ihn gleichfalls. Dieſe Diſtillation wurde mit neuer Materie in einer neuen Retorte wiederholt, bis nichts mehr vorhanden war. Bey jeder Deſtillation ſetzte ich zuerſt den Recipienten mit klarem Oehl unter, und den zweyten am Ende. Das weiße Oehl blieb ohne Geruch, und der wenige, den es hatte, war gewürzhaft. Das rothe aber roch brandig.

Das weiße Oehl rectificirte ich an ſehr ſchwachem Feuer, damit alles rothe und alles wäſſerige Weſen abgienge. Von den faſt 19 Unzen trockner Materie erhielt ich beynahe 1 Unze ſolches Oehles, und ½ Unze röthliches. Dieſe ſonderte ich fleißig ab, und ließ ſie in einer wohl verſtopften Phiole an einem mäßig warmen Orte ſtehen. In 3 Monaten ward ſie, ohne daß ich etwas darunter gemiſcht hatte, blutroth. Das weiße blieb faſt ein Jahr lang weiß; endlich ward es ſo roth als jenes, verlor ſeinen guten Geruch, und bekam einen brandigen.

Bey dem Rothwerden war dieſes beſonders: die ganze Phiole war noch weiß, als die Röthe auf dem Boden anfieng; die Farbe ſtieg von unten hinauf, bis ſie alles Oehl in der Phiole einnahm.

Es ſcheint, daß, des Rectificirens ungeachtet, noch etwas rothes und ſtinkendes Oehl unter dem weißen geblieben ſey. Dieſes kann in kleine Theilchen zerſtreuet, von dem weißen ſo wohl bedeckt worden ſeyn, daß es ſich weder durch Geruch noch Farbe entdeckt hat. Mit der Zeit hat es ſich durch ſeine eigene Schwere (denn es iſt ſchwerer, als das weiße,) abgeſondert, und iſt zu Boden geſunken. Daſelbſt hat es, zwar in geringer Quantität, aber weil es rein und unvermiſcht war, in das wenige weiße Oehl, welches es unmittelbar berührte, mit Macht wirken, ihm zur Gährung helfen, und es nach und nach in ſeine eigene Subſtanz verwandeln können. Und ſo iſt alles weiße Oehl roth und ſtinkend geworden.

Ich habe allerley Verſuche angeſtellt, dieſe Muthmaſſung zu beſtätigen, und rothes Oehl mit weißem vermiſcht; es iſt auch immer roth geworden, aber eher oder ſpäter, nach dem mehr oder weniger rothes Oehl dazu gekommen war.

Auf

Auf wie vielerley Art wir dieſes Oehl mit Queckſilber verbunden haben, anzuführen, würde unnütz ſeyn, da es mit keiner gelungen iſt. Das Queckſilber hat niemals einen Eindruck davon bekommen. Wenn es 5 oder 6 Tage mit Queckſilber digerirt, oder auch mit einem andern Metalle ſo verbunden geweſen war, iſt es allemal blutroth, ja, ganz ſchwarzroth, geworden.

Der Todtenkopf von dieſen Oehlen entzündet ſich ohne einige Bewegung oder fremdes Feuer ſo leicht, daß man ihn mit Recht unter die Phosphoren obenan ſetzen könnte.

Es waren alſo unter den Arbeiten mit dem Kothe, drey Arten, wobey der Todtenkopf in der Retorte Feuer faßte, ohne daß es von auſſen dazu gekommen wäre. Die erſte war, wenn man das weſentliche Salz des Kothes bey ſtarker Hitze im Sandbade deſtillierte, um das ſtinkende Oehl heraus zu bekommen; und da kam Feuer aus, wenn das Oehl gefärbt zu werden anfing; die Retorte ſprang allemal vor geendigter Deſtillation. Die zweyte war, wenn man Berg = oder Felsalaun mit der Kothmaterie vermiſcht hatte; alsdann fand ſich das Feuer erſt 1 oder 2 Stunden nach geendigter Deſtillation ein, da die Gefäße ganz kalt waren, und der Vorſtoß von der Retorte weggenommen war. Die dritte war, wenn man calcinirten Vitriol mit der Kothmaterie vermiſchte; das Feuer kam faſt immer, wie zuvor, aus, aber ſelten. Ich habe dieſe Bemerkung lange vergeſſen. Aber folgende Veranlaſſung hat ſie mir wieder in das Gedächtniß gebracht. Vor etwa 2 Jahren beſuchte ich einen Kranken, der ſeit 4 Jahren an der Strangurie heftig litt. Allerley Mittel, die ich ihm gegeben hatte, ſchafften ihm auf einige Zeit Linderung. Weil ſich aber in langen Krankheiten der Körper an die Arzeneyen gewöhnt, ſo muß man an deren Stelle, die nichts mehr ausrichten wollen, andre brauchen. Man hatte demnach meinem Kranken ein Salz vorgeſchlagen, welches in Waſſer aufgelöſet, und ihm in die Blaſe geſprützet wurde; das ſtillete ihm ſeine Schmerzen faſt ein Jahr lang. Ich unterſuchte das Salz, und ſah, daß es ſich an der Luft von ſelbſt entzündete, inſonderheit wenn es friſch gemacht war; daher hielt ich es für eine unſern vorbeſchriebenen Todtenköpfen faſt ähnliche Materie. Damit dieſe Vergleichung richtig ſeyn, und ich die gute Wirkung, die ich bey ſchmerzhaften Entzündungen und alten Geſchwüren davon erfahren

hatte, genauer prüfen möchte, wiederholte ich einige meiner vorerwähnten alten Arbeiten. Die mit dem weſentlichen Salze des Kothes, und die, wenn er mit Vitriol vermiſcht war, überging ich. Jene iſt zu langweilig und unbequem; dieſe gelingt ſelten. Alſo blieb ich bey der mit dem Alaune. Ich vermied dabey alles Unnütze, ſahe auch nicht auf das Oehl, welches durch Deſtilliren heraus kam. Dadurch wird die Arbeit leicht und kurz. Man verfährt nämlich folgender Maßen. Man nimmt 4 Unzen friſchen Koth, und eben ſo viel grob geſtoßenen Bergalaun, thut es zuſammen in eine eiſerne Pfanne, die ungefähr 1 Pinte Waſſer hält, und ſezt es unter einem Schorſtein auf kleines Kohlenfeuer, ſo wird alles ſchmelzen, und ſo flüſſig wie Waſſer werden. Alsdann läſſet man es bey gelindem Feuer kochen, und rührt es mit einem eiſernen Spatel immer um, bis die Materie trocken wird. Zulezt iſt ſie zwar ſchwer zu rühren, man muß aber immer damit fortfahren, ſie in kleine Brocken zerdrücken, und, was ſich an den Boden und an die Seiten feſt geſezt hat, mit dem Spatel abkrazen, bis alles völlig trocken iſt. Die Pfanne muß man von Zeit zu Zeit von den Kohlen nehmen, damit ſie nicht glühend werde, und auch alsdann die Materie umrühren. Iſt ſie nun recht trocken, und in Klümpchen, ſo wird ſie in einem metallenen Mörſer klein geſtoſſen; man thut ſie wieder in die Pfanne, röſtet und rührt ſie, weil ſie etwas feucht wird, wieder um, bis ſie trocken iſt, und ſich zu feinem Pulver reiben läſſet. Dieſes kommt zum dritten Mahl über das Feuer, und man verfährt damit, wie zuvor. Nachher wird ſie zu feinem Pulver gerieben, und in Papier an einem trocknen Orte aufbehalten. Dieſes iſt die erſte, oder Vorbereitungsarbeit. Von dieſem Pulver thut man 2 bis 3 Quent in einen kleinen Kolben, deſſen Bauch etwa $1\frac{1}{2}$ Unzen Waſſer hält, und deſſen Hals 6 bis 7 Z. lang iſt. Das Pulver muß nur ungefähr ein Drittel des Kolbens anfüllen. Man verſtopft den Hals ganz loſe mit einem Papierſtöpſel, thut in einen 4 bis 5 Finger hohen Schmelztiegel 3 bis 4 Löffel voll Sand, und ſezt, den Kolben mitten in den Tiegel, ſo, daß es nicht an die Seiten anſtößt. Hierauf füllet man ihn mit Sand an, daß der ganze Boden bedeckt iſt, ſezt den Tiegel mit dem Kolben mitten in einen kleinen irdenen Ofen, den man gemeiniglich eine Huguenotte nennt, deſſen Oeffnung oben von 8 bis 10, und die

die Tiefe bis an den Roſt von 6 Z. iſt; legt rund um den Schmelztiegel, bis an ſeine Mitte hinauf, glühende Kohlen ½ Stunde lang, thut hernach mehr dazu bis an ſeinen Rand, und unterhält dieſes Feuer eine gute halbe Stunde, bis man ſieht, daß der Kolben inwendig roth wird. Sodann erhöhet man das Kohlenfeuer bis über den Rand hinauf, unterhält es eine gute Stunde, und läſſet es dann ausgehen. Bey dem Anfange der lezten Operation wird zum Halſe des Kolbens durch den Papierſtöpſel ein dicker Rauch heraus dringen, und zuweilen ſo ſtark werden, daß er den Stöpſel gar abſtößt; dieſen muß man wieder auſſetzen, und man muß das Feuer gelinder machen. Wenn der Kolben inwendig roth wird, hört der Rauch auf. Alsdann kann man das Feuer verſtärken, ohne zu befürchten, daß die Arbeit verdorben werden möchte.

Wenn der Schmelztiegel ſo kühl iſt, daß man ihn, ohne die Hand zu verbrennen, aus dem Ofen nehmen kann, nimmt man bis an die Mitte des Bauches des Kolbens Sand weg, und läſſet ihn ½ Viertelſtunde abkühlen. Nachher zieht man ihn ganz heraus, und läſſet ihn etwas auf dem Sande ſtehen. Wenn es aber nicht ſolche Eile hat, oder Winter iſt, ſo thut man beſſer, wenn man den Kolben im Tiegel ganz kalt werden läſſet, ehe man ihn heraus nimmt. Es iſt auch gut, wenn man, an ſtatt des Papierſtöpſels einen Korkſtöpſel in den Hals ſteckt, um, ſo viel als möglich, der Luft den Eingang zu verwehren. Wenn die auf dem Boden liegende Materie ſich im Rühren in Pulver verwandelt, ſo iſt es ein Zeichen, daß man es recht gemacht habe. Wenn ſie aber ein Kuchen iſt, der bey dem Schütteln des Kolbens nicht brechen will, ſo iſt es ein Zeichen, daß man in der Vorbereitungsarbeit die Materie in der eiſernen Pfanne nicht lange genug geröſtet hat.

Iſt nun ein Pulver im Kolben, ſo ſchüttet man ein wenig, wie eine kleine Erbſe groß, auf Papier, und ſtopft den Kolben gleich wieder zu. Das Pulver fängt ſogleich auf dem Papiere zu rauchen an, und entzündet ſich, nebſt dem Papiere, und allem was verbrennlich iſt. Hätte man etwas zu viel Pulver ausgeſchüttet, ſo thue man ja nichts davon wieder in den Kolben, wenn es auch nicht brennte; denn es würde gewiß alles Pulver im Kolben anzünden.

Man kann es demnach nicht aus einem Gefäße in ein anderes ſchütten, ſondern es muß in demjenigen, worin es calcinirt iſt, immer ſtehen bleiben.

Dieſes Pulver iſt von allerley Farben; bald ſchwarz, bald braun, roth, gelb; auch weiß, nach dem das Gefäß, worin die Vorbereitungsarbeit geſchehen iſt, und der Grad des Feuers in derſelben und der folgenden beſchaffen geweſen iſt. Nimmt man vom Colcothar oder Alaun zu viel oder zu wenig, ſo entzündet ſich das Pulver nicht. Es entzündet ſich ſowohl bey Tage, als auch des Nachts, ohne daß man es reiben oder heiß machen, oder mit etwas anderm, das es entzünden hülfe, vermiſchen dürfe. Darin iſt es von allen andern gemachten Phosphoren unterſchieden. Der von Urin, braucht zum Leuchten und Entzünden ein wenig Wärme, der ſmaragdiſche aber viel Wärme zu ſeiner Wirkung. Der bologneſer Stein und Balduin's Phosphorus, leuchten nur am Tage, und nicht des Nachts. Die deſtillierten Oehle von Zimmet, Nelken, Saſſafras, entzünden ſich ohne Feuer nicht eher, als wenn man ſtark rectificirten Salpetergeiſt darunter miſcht. Der Phosphorus, den ich im J. 1693 dargelegt habe, wird nur licht, wenn man ihn ſtark reibt, oder wenn man mit einem harten Körper darauf ſchlägt.

Ich habe dieſes Pulver nur aus dickem Kothe gemacht; ich glaube aber, man könne es auch aus Urin machen, und wenn man mit demſelben ſo umgeht, mehr Phosphorus als auf die bekannte Art bekommen, und ſein Todtenkopf werde nach der Deſtillation des Phosphorus dieſes Pulver noch geben.

Ich habe dreyerley Pulver gemacht. Eines entzündet verbrennliche Materien, und ſcheint ſelbſt nicht ſich zu entzünden. Das andere macht Feuer, und entzündet ſich wie eine glühende Kohle. Das dritte gibt Feuer, und brennt ſelbſt wie ein Licht, nach dem es mehr oder weniger Feuer in ſeinen Zubereitungen gehabt hat, oder nach dem mehr oder weniger Alaun dazu gekommen iſt.

Wenn das Pulver lange gut bleiben ſoll, ſo muß man es an einem trocknen und temperirten Orte aufbehalten, den Kolben wohl verſtopfen, gerade ſtehen laſſen, und mit Papier oder ſonſt etwas umſchlagen, auch endlich an einem finſtern Orte erhalten. Denn vom Tageslichte wird es, wie von der Feuchtigkeit, nur nicht ſo bald, verderbet.

Damit

Damit man ſich eine Vorſtellung von der Art, wie dieſes Pulver ſich entzündet, machen möge, ſo erinnere man ſich, es ſey eine durch das Feuer ſtark calcinirte Materie, die dabey, alles Wäſſerige, das ſie enthielt, nebſt dem größten Theile des Oehles und flüchtigen Salzes, verloren habe; ſie habe dadurch viele große Zwiſchenlöcher bekommen, die die flüchtigen vom Feuer vertriebenen Materien leer gelaſſen, daß alſo das Pulver, welches nach der Calcinirung übrig bleibt, nur in einem ſchwammichten Gewebe einer erdigen Materie beſteht, welche alles ihr feuerbeſtändiges Salz und etwas ſtinkendes Oehl behalten hat, deſſen Zwiſchenräume aber eine Zeitlang einen Theil der Flamme bey ſich behalten, die ſie in der Calcination durchdrungen hat; faſt ſo, wie es mit dem ungelöſchten Kalke in der Calcination ergeht.

Solchergeſtalt können wir dafür halten, das feuerbeſtändige Salz, deſſen in dieſem Pulver eine große Menge iſt, verſchlinge die Feuchtigkeit der Luft bald, nach ſeiner Gewohnheit, wenn es von ihr berührt wird; die ſchleunige Einführung der Feuchtigkeit der Luft in die Zwiſchenlöcher des Pulvers mache darin eine Reibung, die etwas Hitze erregen kann. Wenn ſich nun dieſe mit den in dieſen Zwiſchenräumen enthaltenen Theilen der Flamme verbindet, ſo machen ſie eine ziemlich ſtarke Hitze. Dieſe kann das wenige leicht entzündliche Oehl, welches der Strenge der Calcination ſich entzogen hat, und einen Theil des Pulvers macht, bald anzünden.

Ein Beweis davon iſt Folgendes. Wenn man dieſes Pulver in einem nicht wohl verſtopften Gefäße aufbehält, ſo zieht es nach und nach, und langſam die Feuchtigkeit der Luft, die es erreichen kann, an ſich. Dieſes aber kann nicht Reibung genug machen, daß eine merkliche Hitze davon entſtände. Das Pulver verdirbt alſo, und entzündet ſich nicht mehr. Eben wie der ungelöſchte Kalk, wenn er einige Zeit an der Luft gelegen hat, ſich nicht mehr entzündet, weil er nach und nach zu wenige Feuchtigkeit an ſich gezogen hat, als daß deren genugſame Reibung Hitze erregen könnte.

Der ungelöſchte Kalk enthält eben ſowohl, als unſer Pulver, Feuertheilchen, bringt aber doch nicht durch die bloße Feuchtigkeit der Luft Hitze hervor, wie dieſes, ſondern man muß Waſſer darüber gießen, wenn er ſie bekommen ſoll,

ſoll. Die Urſache iſt dieſe. Der Kalk hat nicht ein Salz, wie unſer Pulver, das viele Feuchtigkeit der Luft auf ein Mal verſchlingen könne, und deſſen ſchleunige Einführung Hitze zu erwecken geſchickt ſey; kommt aber Waſſer dazu, ſo wird es ſehr bald hinein geführt, um eben dieſe Wirkung zu thun. Die Urſache aber, warum der ungelöſchte Kalk nicht, wie unſer Pulver, Flamme gibt, ob er gleich ſo große Hitze, als daſſelbe, erlangt, iſt dieſe: In dem Kalke iſt keine öhlige Materie, die ſich durch die erregte Hitze entzünden könnte, wie wohl in unſerm Pulver iſt; thut man ſie aber durch Kunſt hinzu, ſo erfolgt auch die Entzündung.

Warum aber das Tageslicht das Pulver verdirbt, wenn es auch in einem gläſernen, wohl verſchloſſenen Gefäße enthalten iſt, davon iſt die Urſache dieſe: Die Reibung, die von der Einführung der Feuchtigkeit der Luft entſteht, iſt nicht die einzige Urſache der Hitze, die das im Pulver enthaltene Oehl entzünden kann. Die Feuertheilchen, die es in ſeinen Zwiſchenlöchern erhalten hat, müſſen auch etwas dazu beytragen. Da nun das Tageslicht, oder die in groſſer Bewegung ſeyende Bewegung des Lichtes, das Pulver durch das gläſerne Gefäß beſtändig trifft, ſo macht es nach und nach daſſelbe, welches ſich während der Calcination darin aufgehalten hatte, los, und vermindert es ſo, daß endlich nichts mehr übrig bleibt, was ſich mit der durch die Reibung der Feuchtigkeit der Luft verurſachten Hitze verbinden könne; folglich kann es ſich nicht entzünden“.

Weſentlicher iſt der Gebrauch und Nutzen des Menſchenkothes, als Dünger. Ich werde die deshalb von verſchiedenen Schriftſtellern gethanen Vorſchläge und angeſtellten Erfahrungen anführen.

Nach Millis (*), iſt Menſchenkoth zur Düngung ſehr fett und hitzig, voll fruchtbarmachender Salze, und daher zu allem kalten, ſauern Erdreiche ſehr dienlich, inſonderheit wenn er mit anderm Dünger, Stroh oder Erde, vermiſcht wird, damit er zur Gährung kommt, und deſto bequemer gefahren werden kann.

Manche

(*) Im 1 B. des überſ. vollſtändigen Lehrbegriffs von der prakt. Feldwirthſch. (Lpz. 1764. gr. 8.) S. 118. f.

Manche wollen ihn, des übeln Geruches wegen, nicht gern gebrauchen; Andre bilden ſich ein, er gebe den Gewächſen einen garſtigen Geſchmack. Doch ſie treiben, dem Anſehen nach, ihre Zärtlichkeit zu weit. Man braucht ihn mit gutem Nutzen an vielen Orten in Frankreich, durch ganz Flandern (*), und ich glaube auch, nicht weniger vortheilhaft um ganz London herum. Bradley ſagt, er werde in fremden Ländern in Gruben, die mit Fleiß dazu gemacht ſind, aufgehoben, bis er 1, 2, 3 und 4 Jahr alt iſt. Den vierjährigen hält man für den beſten; den dreyjährigen mittelmäßig, die übrigen aber nicht ſo gar tüchtig zum Gebrauch. Die Leute, die an dieſen Gruben Theil haben, ſehen ſehr auf den Ort, wo er herkommt, und geben demjenigen, welcher aus Städten kommt, wo viel Fleiſch gegeſſen wird, als dem ſtärkſten und fruchtbarſten, den Vorzug. — Freylich ſollte er nicht ſo gar neu, noch in ſo gar großer Menge auf das Feld gebracht werden, da er ſehr hitzig iſt. Doch wenn die Hitze durch die Länge der Zeit, durch die Fäulniß und durch eine hinlängliche Vermiſchung mit anderm Dünger temperirt iſt, wird er ein vortrefflicher Dünger. Vielleicht rührt ſeine Kraft großen Theils von dem Urine, womit er vermengt iſt, her.

Im 1 Th. der Sammling af Rön och Afhandlinger, rörande Landbruket, ſom til Kongl. Wetenſkaps Academien blifwit ingifne, (Sammlung von Verſuchen und Abhandl. über den Ackerbau, welche der kön. Acad. d. Wiſſ. übergeben worden,) Stockh. 1775, 8 findet man, S. 48, Anmerkungen über den allerkräftigſten Dünger. Der ungenannte Verf. bedauert, daß man, theils aus einem wunderlichen Ekel, theils aus Nachläſſigkeit, nicht den menſchlichen Auswurf zum Düngen anwenden läſſet. Er zeigt, wie es

 bequem

(*) Maiſon ruſtique, p. 62.

bequem genug geſchehen könne. (In Languedoc dünget man damit am hellen Tage die Weinberge; und den dürren Feldern um Stockholm würde dasjenige wohl bekommen, was man täglich tonnenweiſe an der Schiffbrücke in das Meer ſtürzen läſſet). Ein Tobakpflanzer hat doch ſchon um Götheborg dieſe Nutzung in Gebrauch gebracht.

Hrn. Hofr. Beckmann phyſ. ökon. Biblioth. 7 B. 1 St. (Götting. 1776, 8.) S. 149.

Hr. geh. R. v. Pfeifer, thut, im 4 St. ſeiner vermiſchten Verbeſſerungsvorſchläge und freyen Gedanken, über verſchiedene, den Nahrungszuſtand ꝛc. betreffende Gegenſtände, (Frf. M. 1778, 8.) S. 7?, 139. folgende Vorſchläge zu Benutzung der in großen Städten ſich ſammelnden Unreinigkeiten.

„Ein vernünftiger Landmann verſteht aus den verworfenſten und übelriechendſten Abgängen und Auswürfen Nutzen zu ziehen; der Stadtmann hingegen muß, um ſich ihrer zu entledigen, Geld oben drein geben. Sollte ſich dieſes nicht abändern laſſen: Sollte man die Bewohner groſſer Städte nicht wenigſtens ohnentgeltlich der natürlichen Unreinigkeiten entledigen, und der Staat überdem daraus Vortheil ziehen können? Die Unterſuchung dieſer ziemlich ſchmutzigen, aber intereſſanten Materie, ſoll der Gegenſtand gegenwärtiger Abhandlung ſeyn.

Man wird die Beſchwerlichkeit und Koſten, ſo die Stadtleute dermahlen bey Wegſchaffung der Unreinigkeiten haben, erzählen; man wird die natürlichſten Mittel zu Abhelfung gedachter Beſchwerlichkeit bezeichnen, man wird endlich den aus der zu treffenden Veranſtaltung erwachſenden Nutzen deutlich zu machen ſuchen.

Der Mechanismus des menſchl. Körpers erfordert, daß alles, was wir genießen, aufgelöſet, abgeſondert, und der zu Erhaltung des Körpers ungeſchickte Antheil durch die von der Natur geordneten Wege fortgeſchaffet werde. Um dieſe, die Geruchsnerven beleidigende Auswürfe aus den Augen zu ſchaffen, ſind die Abtritte oder ſo genannten heimlichen Gemächer erfunden; weil ſich dieſe aber mit der Zeit anfüllen, ſo mußte man ganz natürlich darauf denken,

den ſtinkenden Unrath mit der geringſten Unbequemlichkeit weiter zu entfernen, um die Abtritte zu fernerer Anfüllung geſchickt zu machen. Man glaubte kein leichters und wirkſameres Mittel zu finden, als mehrgedachte Unreinigkeiten bey Nachtzeiten in den benachbarten Flüſſen erſaufen zu laſſen. Man trug dieſes Geſchäft theils Orten den Abdeckern, und an andern, geringen Leuten, die man z. B. in Wien Nachtkönige nennt, auf; ſie ſind angewieſen, ihr Geſchäft blos bey Nachtzeiten zu verrichten, auch mit ihrer Beute nach dem Waſſer zu eilen; und man hat ihnen eine dieſer ekelhaften Arbeit angemeſſene ziemlich hohe Vergeltung feſtſetzen, auch das Privilegium ertheilen müſſen, daß auſſer ihnen niemand die Befugniß haben ſoll, ſich dieſer ſchmutzigen Arbeit zu unterziehen; man wird daher nicht in Abrede ſeyn, daß die Unreinigkeiten für die Stadtleute keine kleine Beſchwerlichkeit ausmachen, von der entlediget zu werden ihnen wohl nicht unangenehm ſeyn dürfte. Ich kann alſo zu Bezeichnung der Mittel fortſchreiten, welche die bewieſene Beſchwerlichkeit abzuhelfen vermögen.

Wenn ich als bekannt und ausgemacht annehmen darf, daß ſowohl die Auswürfe der Menſchen, als die Abgänge in den Küchen, die Unreinigkeiten in den Straßen und Höfen, in ſchicklichen Vermiſchungen, ein ungemein gutes Düngungsmittel für Aecker, Gärten und Wieſen abgeben, und daß dieſes ein Materiale ſey, woran wir auf dem Lande nirgends einen Ueberfluß, an vielen Orten aber einen groſſen Mangel haben, ſo ſcheint das Erſaufen ſothaner Waare, den Geſetzen der Haushaltungskunſt gar nicht angemeſſen, und folglich ein Vorſchlag zu einer ſchicklichern Niederlage nicht unnütz zu ſeyn.

In dieſer Vermuthung würde ich anrathen, in abgelegenen Winkeln vor den Städten große Gruben mit einem feſten Kitt ausmauern, und die ſo genannten Nachtkönige verpflichten zu laſſen, zwar wie bisher die Abtritte zu reinigen, die Unreinigkeiten aber in die ausgemauerten Gruben zu führen, und das, was ſie des Nachts dahin geliefert, bey Tage mit einer leichten Bedeckung von Erde, die ſich in der Nachbarſchaft der Gruben finden, oder ihnen zugefahren werden ſollte, zu verſehen, auch beſtändig in dieſer Ordnung dergeſtalt bis zu völlig angefüllter Grube ſtratum ſuper ſtratum fortzufahren, demnächſt aber die benach-

nachbarte Grube auf die nämliche Art zu behandeln. Durch dieſes Mittel würden alſo die ſo brauchbaren Unreinigkeiten gerettet, auch durch die Bedeckung mit Erde nicht allein die unangenehmen Ausdünſtungen der faulenden Materie vermieden, ſondern auch durch ſothanen Zuſatz die überflüſſige Hitze des Menſchenkothes gedämpfet, und die ganze Maſſe in einen Körper verwandelt werden, der ſich bequem auf die Miſtwägen oder Karren laden, nach dem Orte ſeiner Beſtimmung bringen, und daſelbſt gehörig vertheilen lieſſe.

Dieſer anſehnliche Miſtvorrath würde alſo nunmehr dem Staate zugehören, und von deſſen fernern Diſpoſition abhangen, wohingegen er auch für das übertragene Eigenthum, wenigſtens die Einwohner von der bisherigen Bezahlung der Nachtkönige befreyen, und dieſe Leute aus den Staatseinkünften beſolden würde.

Ich will den Koth in den ihm angewieſenen Gruben, mit der Erde fermentiren und transportable werden laſſen, indeß aber zeigen, was für einen Nutzen ſowohl das Publikum, als die Stadteinkünfte, aus Anwendung meines Vorſchlages ziehen können.

Wenn ich mir zum Beyſpiel Wien, Prag, Berlin, Frankfurt, Cöln und andre große Städte mehr gedenke: ſo bin ich moraliſch gewiß, daß aus jeder dieſer Städte, durch den angewieſenen Weg, jährlich weit mehr, denn 100,000 Fuder des beſten Düngers zu gewinnen ſtünden. Laßt uns aber nur einen Numerum rotundum von 100,000 Fuder oder Wägen Miſt annehmen; laßt uns jedes Fuders Werth nur auf 30 Kreuzer ſetzen; laßt uns den dadurch verſtärkten Getreideſegen ein Fuder nur auf 20 Pfund beſtimmen, ſo würde gleichwohl der Staat durch dieſe Veranſtaltung jährlich 50,000 Gulden, und das Publikum 2 Millionen Pfund Getreide gewinnen. Sollte man aus dieſem Zuwachs von Einkünften nicht die Nachtkönige, einen Oberaufſeher beſolden, und die nöthigen Gruben machen können? Sollte der vermehrte Getreideſegen von 2 Mill. Pfund nicht einige Aufmerkſamkeit verdienen? Sollte der beſondere Nutzen des Landmanns gar nicht in Erwegung kommen? Und wie nöthig haben nicht die in der Gegend von Wien, von Berlin, von Frankfurth u. ſ. w. belegene Grundſtücke dergleichen Balſam!

Wenn dieſer Vorſchlag nicht genehmiget werden möchte, ſo könnte man auch von Seiten des Staates dieſe Waare verpachten, ſo wie es wirklich in Anſehung des Straßenunraths in Genf geſchieht, wo ein Entrepreneur durch ſeine Karren und Knechte den auf den Straßen zuſammen zu bringenden Unrath wegſchafft.

Vielleicht kann man einwenden, daß dieſe Waare keine Abnehmer finden würde, folglich die Rechnung ohne Wirth gemacht ſey; vielleicht würden auch gewiſſe Leute den mit Menſchenkoth gedüngten Salat nicht ſo ſchmackhaft, als den in Kühmiſt gewachſenen, finden. Es wird nicht ſchwer ſeyn, dieſe Einwürfe aus dem Wege zu räumen.

Der Bauer bedient ſich jetzt verſchiedener künſtlicher Düngungen, als: des Kalks, des Gypſes, des Torfs, der Steinkohlen und Holzaſche. Alle dieſe Mittel muß er theuer bezahlen, und oft viele Stunden Weges holen. Warum ſollte er denn nicht ein natürlicheres, vorzüglicheres, wohlfeileres, näheres Düngungsmittel anwenden wollen? Freylich wird er nicht ſogleich Geſchmack daran finden, er will Vorgänger haben, die nur gedachte künſtliche Düngungsmittel fanden auch nicht gleich Gnade vor ſeinen Augen, ſie ſind nur nach und nach gemein worden. Es dürfen nur ein paar Patrioten, durch gemachten Anfang dem Landmanne den Nutzen zeigen, ſo werden ſich Liebhaber in Ueberfluß finden, und diejenigen, ſo die Geſchichte der klugen und fleißigen Chineſer kennen, werden ohne mein Erinnern wiſſen, wie hoch dieſes Volk den Menſchenkoth ſchäzt (*), ja, daß es dort eine Unhöflichkeit ſey, wenn man nach genoſſener Mahlzeit dem Hausherr nicht die Träbern der genoſſenen Speiſen, zur Erkenntlichkeit zurück läßt.

Diejenigen aber, ſo ihren Salat lieber mit den Säften des Kühkothes, als des Menſchenkothes gewürzt, eſſen wollen, thun ihrem Geſchlechte eine Art von Unehre an, und zeigen, daß ſie die vorzüglichen Eigenſchaften dieſer Materie nicht kennen, noch das Geheimniß gewiſſer franzöſiſcher Damen wiſſen. Ich bin ſchuldig, ſie von beyden zu unterrichten.

Homberg, ein bekannter geſchickter Scheidekünſtler, bediente ſich des Menſchenkothes bey einer gewiſſen Operation,

(*) Siehe hievon weiter unten, S. 396, f.

ration, die zwar nicht glückte, ihm aber entdeckte, daß man, nach öfterm Ueberdeſtillieren, aus gedachtem Kothe eine wohlriechende, die Schönheit erhaltende Schminke ziehen könne, die er denn auch wirklich zum öftern daraus bereitet, und manche verblühete Schöne zu ihren vorigen Annehmlichkeiten verholfen hat (*). Iſt dieſe einzige Verwandlung nicht hinreichend, der verachteten Waare einen großen Werth zu verſchaffen? Wann hat der Kühkoth dergleichen Wunder gethan?

Da nach dem Abſterben des guten Homberg, verſchiedene Damen, deren Schönheit in lezten Zügen lag, nicht gleich ſo gefällige Scheidekünſtler wieder finden konnten, ſo ſollen ſie, wie man ſagt, um der Natur zu trotzen, auf den deſperaten Einfall gerathen ſeyn, ihren eigenen Koth, mit einem Zuſatz von Mehl, in eine Art von Pflaſter zu verwandeln, und ſich dergleichen Larve des Nachts über das Geſicht zu legen, auch davon gute Wirkung verſpürt haben; ein Umſtand, über den ich jedoch keine Gewährleiſtung übernehme.

Wenn ich aber auch dieſe lezte Anekdote bey Seite ſetze, ſo bleibt es doch eine ausgemachte Wahrheit, daß der Menſchenkoth, auf die von mir vorgeſchlagene oder eine ähnliche Art, ungemein nutzbar zu machen ſey; daher ich auch kein Bedenken getragen habe, meinen Verbeſſerungseifer über eine Materie auszulaſſen, die, ſo verächtlich und ſchmutzig ſie auch immer ſeyn mag, doch der Aufmerkſamkeit einer guten Polizey nicht unwürdig iſt“.

Was den in vorhergehender Abhandlung erwähnten Gebrauch des Menſchenkothes in China, als Dünger, betrifft: ſo theilen die franzöſiſchen Miſſionarien zu Peking, bey Gelegenheit, da ſie im zweyten Bande ihrer Memoires concernant l'hiſtoire, les ſciences, les arts, les moeurs, les uſages des Chinois, von dem Anbaue und der Wartung der Baumwollenſtaude oder Pflanze handeln, auch eine kurze Nachricht von dem Gebrauche und Nutzen ihres bekannten Düngungsmittels mit, wobey ſie, um empfindlichen Ohren nicht anſtößig zu

(*) Siehe oben, S. 378, fgg.

zu fallen, die chineſiſche Benennung dieſes Düngers, Ta-fö, beybehalten.

„Der Tafö wird auf zweyerley Weiſe genutzet. Nach der erſten Art wird derſelbe in einer Grube oder Graben geſammelt, eine verhältnißmäßige Menge Waſſer darauf gegoſſen, und alles wohl durch einander gerührt, bis ein ſehr klarer Brey daraus wird, welcher darauf in Eimern auf das Feld getragen, und das Land entweder damit begoſſen wird; oder man läſſet ſolchen in die gemachten Reihen laufen, worin man den Samen legen will. Ob dieſe Methode die beſte ſey, wollen wir zwar nicht entſcheiden; weil ſie aber, der ſehr ekelhaften Arbeit ungeachtet, bisher beybehalten iſt, ſo muß ſie gewiß von großem Nutzen ſeyn.

„Die zweyte Art, welche vielleicht in Frankreich noch eher Eingang finden möchte, und die Saatfelder mit demjenigen, was den Städten nur zur Laſt iſt, bereichern könnte, beſteht darin, daß der Koth aus Cloaken in große offene Gruben gebracht wird, um daraus hiernächſt das Benöthigte zu nehmen, ſolches mit einem Drittel guter Erde wohl zu vermiſchen, alsdann kleine flache Kuchen daraus zu machen, dieſelben an der Luft zu trocknen, und hernach an den beſtimmten Ort zu bringen. Wenn dieſes Gewerbe, wovon in Peking ſo viele Menſchen leben müſſen, zu Paris und in andern Städten annehmlich gefunden werden ſollte, ſo würde dadurch nicht nur die Reinlichkeit vermehret, und die Ströhme und Bäche mit den garſtigen Zuflüſſen aus den Cloaken verſchonet, ſondern auch den Saatfeldern dadurch ein vortrefflicher Dünger verſchaffet werden. Es wird wohl vielen lächerlich vorkommen, iſt aber dem ungeachtet wahr, daß oberwähnte Kuchen von Tafö und Erde, wenn ſie trocken ſind, gar keinen übeln, ſondern vielmehr einen angenehmen Violengeruch haben. Bey dem Verbrauch werden ſie zu Pulver geſtoßen, und auf das Land geſtreuet.

„Will

ration, die zwar nicht glückte, ihm aber entdeckte, daß man, nach ōfterm Ueberdeſtillieren, aus gedachtem Kothe eine wohlriechende, die Schönheit erhaltende Schminke ziehen könne, die er denn auch wirklich zum öftern daraus bereitet, und manche verblühete Schöne zu ihren vorigen Annehmlichkeiten verholfen hat (*). Iſt dieſe einzige Verwandlung nicht hinreichend, der verachteten Waare einen großen Werth zu verſchaffen? Wann hat der Kühkoth dergleichen Wunder gethan?

Da nach dem Abſterben des guten **Homberg**, verſchiedene Damen, deren Schönheit in lezten Zügen lag, nicht gleich ſo gefällige Scheidekünſtler wieder finden konnten, ſo ſollen ſie, wie man ſagt, um der Natur zu trozen, auf den deſperaten Einfall gerathen ſeyn, ihren eigenen Koth, mit einem Zuſatz von Mehl, in eine Art von Pflaſter zu verwandeln, und ſich dergleichen Larve des Nachts über das Geſicht zu legen, auch davon gute Wirkung verſpürt haben; ein Umſtand, über den ich jedoch keine Gewährleiſtung übernehme.

Wenn ich aber auch dieſe lezte Anekdote bey Seite ſetze, ſo bleibt es doch eine ausgemachte Wahrheit, daß der Menſchenkoth, auf die von mir vorgeſchlagene oder eine ähnliche Art, ungemein nutzbar zu machen ſey; daher ich auch kein Bedenken getragen habe, meinen Verbeſſerungseifer über eine Materie auszulaſſen, die, ſo verächtlich und ſchmutzig ſie auch immer ſeyn mag, doch der Aufmerkſamkeit einer guten Polizey nicht unwürdig iſt".

Was den in vorhergehender Abhandlung erwähnten Gebrauch des Menſchenkothes in China, als Dünger, betrifft: ſo theilen die franzöſiſchen Miſſionarien zu Peking, bey Gelegenheit, da ſie im zweyten Bande ihrer Memoires concernant l'hiſtoire, les ſciences, les arts, les moeurs, les uſages des Chinois, von dem Anbaue und der Wartung der Baumwollenſtaude oder Pflanze handeln, auch eine kurze Nachricht von dem Gebrauche und Nutzen ihres bekannten Düngungsmittels mit, wobey ſie, um empfindlichen Ohren nicht anſtößig zu

(*) Siehe oben, S. 378, fgg.

zu fallen, die chineſiſche Benennung dieſes Düngers, Ta=fö, beybehalten.

„Der Tafö wird auf zweyerley Weiſe genutzet. Nach der erſten Art wird derſelbe in einer Grube oder Graben geſammelt, eine verhältnißmäßige Menge Waſſer darauf gegoſſen, und alles wohl durch einander gerührt, bis ein ſehr klarer Brey daraus wird, welcher darauf in Eimern auf das Feld getragen, und das Land entweder damit begoſſen wird; oder man läſſet ſolchen in die gemachten Reihen laufen, worin man den Samen legen will. Ob dieſe Methode die beſte ſey, wollen wir zwar nicht entſcheiden; weil ſie aber, der ſehr ekelhaften Arbeit ungeachtet, bisher beybehalten iſt, ſo muß ſie gewiß von großem Nutzen ſeyn.

„Die zweyte Art, welche vielleicht in Frankreich noch eher Eingang finden möchte, und die Saatfelder mit demjenigen, was den Städten nur zur Laſt iſt, bereichern könnte, beſteht darin, daß der Koth aus Cloaken in große offene Gruben gebracht wird, um daraus hiernächſt das Benöthigte zu nehmen, ſolches mit einem Drittel guter Erde wohl zu vermiſchen, alsdann kleine flache Kuchen daraus zu machen, dieſelben an der Luft zu trocknen, und hernach an den beſtimmten Ort zu bringen. Wenn dieſes Gewerbe, wovon in Peking ſo viele Menſchen leben müſſen, zu Paris und in andern Städten annehmlich gefunden werden ſollte, ſo würde dadurch nicht nur die Reinlichkeit vermehret, und die Ströhme und Bäche mit den garſtigen Zuflüſſen aus den Cloaken verſchonet, ſondern auch den Saatfeldern dadurch ein vortrefflicher Dünger verſchaffet werden. Es wird wohl vielen lächerlich vorkommen, iſt aber dem ungeachtet wahr, daß oberwähnte Kuchen von Tafö und Erde, wenn ſie trocken ſind, gar keinen übeln, ſondern vielmehr einen angenehmen Violengeruch haben. Bey dem Verbrauch werden ſie zu Pulver geſtoßen, und auf das Land geſtreuet.

„Will

„Will man auf Erfahrung bauen, ſo iſt es eine ausgemachte Sache, daß der Ta-fö der nützlichſte, kräftigſte und ſtärkſte Dünger, vornämlich auf ſchwerem und naſſem Boden ſey. Weil alles dasjenige, was zur Beförderung des gemeinen Beſten etwas beytragen kann, zu preiſen iſt, und nur kurzſichtige Leute dergleichen geringe ſcheinende Sachen ſchlecht und unwerth halten: ſo wollen wir zum Beſchluß noch anmerken, daß, wenn man ein Stück Landes wäſſern will, (welches bekannter Maßen bey Wieſengrunde mit gutem Vortheil geſchieht,) es die beſte Zeit ſey, ſolches Land vorher mit vielem Ta-fö zu düngen. Letzterer wird alsdann von dem Waſſer aufgelöſet, und mit dem Lande dermaßen vereinigt, daß ſolches dadurch auf verſchiedene Jahre fruchtbar gemacht wird. Wir ſagen aber: man muß vielen Ta-fö darauf bringen, weil man in dieſem Falle das Maß verdoppeln, oder gar dreyfach nehmen kann, ohne davon einigen Schaden zu befürchten. Die gemeine Regel iſt, eine doppelte Portion zu nehmen; und es geſchieht dieſes auch bey andern Dünger Sorten, weil das Waſſer ſie auflöſet, ſchwächt oder vielmehr aufhält, und dadurch verurſachet, daß ſie mehrere Jahre fortdauert“.

Hr. Baumann (*) hat folgende Bemerkungen und Erfahrungen über den Dung von Menſchen.

„Die Auswürfe von Menſchen wurden zeithero am wenigſten in Betrachtung gezogen, da ſie doch die erſten und kräftigſten ſind; denn es iſt gewiß, daß, wie ſtärker die genoſſene Nahrung iſt, ſo kräftiger auch die Auswürfe ſeyn müſſen, weil der Menſch eine Sammlung aller nahrhaften Theile, nämlich: die Fette der Erde am Oehl und Butter, am Salz, an Würzen, ſalzreichen Kräutern und kräftigſten Getränken genießt, wovon nothwendiger Weiſe ein großer Theil von der Natur wieder ausgeworfen wird, dabey manchen Menſchen unmöglich iſt, daß alle Nahrungstheile

(*) Im 1 Th. ſeiner entdeckten Geheimniſſe der Land- und Hauswirthſchaft ꝛc. (Wien, 1783, gr. 8.) S. 194, fgg.

theile in die Säfte des Leibes übergehen, ſonſt müßte er bey ſchnell anwachſendem Geblüte und andern Säften erſticken, wenn man auf die Menge der genommenen Speiſen und Getränke Rechnung zu machen hätte.

Nur iſt der Eindruck, ſeine eigene Auswürfe ſo wenig zu achten, ja vielmehr bloß an geheimen Orten zu verlieren, ſeltſam, und damit wird beſonders in großen Städten und volkreichen Plätzen der Erde das Beſte entwendet, und nichts oder gar wenig erſetzt von dem, was ihr am Fette und Oehle der Bäume, Samen und Getreidefrüchte, am Salze aus dem Eingeweide oder aus der Oberfläche der Erde genommen worden; alle Früchte der Bäume, alle Getreide, alle Pflanzen, Kräuter und Gewächſe der Erde ſind die zur Nahrung des Menſchen beytragende Werkzeuge; die Erde, unſere gütige Mutter, gibt uns alles, und wir geben ihr nichts zurück, verbergen die ihr zuträgliche Nahrungstheile in ihrem Schooße, in geheimen Orten, wo davon kein Gebrauch werden kann; ſomit wird alle Jahre der Erde ungemein viel entzogen, und nichts gegeben, als das wenige, ſo mit dem Auswurf des Viehes auf die Felder kommt. Unſre Unvorſichtigkeit demnach entkräftet die Felder, und beraubt ſie deſſen, was ihre Fruchtbarkeit durch zugebrachte ſtärkere Dungtheile am wirkſamſten erwecken und kräftigſt unterhalten ſollte.

Gehen auch die Dungtheile von menſchlichen Auswürfen durch Abſchwemmungen von Regen aus den geheimen Orten in Bäche und Flüſſe, ſo fließen ſie doch zum größten Theil ab, und gar wenige werden aus den Flüſſen und Gewäſſern durch die Sonne hiezu empor gehoben, und durch herabfallenden Thau oder Regen unſerm Erdſtriche mitgetheilt; die mehreſten fließen dem Meere zu, weshalb nicht zu verwundern, warum das Meer eine ſo erſtaunliche Fruchtbarkeit beſitze, ſo viele Thiere nähre, und warum die Erdlagen bey dem Meere ſo ungemein fruchtbar ſeyn, weil nämlich im Meere die größte Sammlung von allen Nahrungstheilen enthalten iſt, welche ſich durch die Ausdünſtungen dem nächſtgelegenen Erdſtriche am häufigſten, entferntern und durch beyführende Winde oder beygetriebene Regen mittheilt. Was ich hier weitläuftiger anzuführen übergehe, bleibt Wirthſchaftern zum Nachdenken überlaſſen.

Ich ſahe mit Menſchendung verſehene Aecker, wohin die Fallknechte das Koth aus geheimen Orten gebracht, und man erndtete allda vom ausgeſäeten Weizen und andern Früchten, einige Jahre erſt erſtaunlich viele Früchte, und niemand wollte begreifen, woher der ſchöne Weizen gewachſen; ich verſtand es damals eben ſo wenig als andere, es blieb mir jedoch hängen, und ich kam durch Nachſinnen auf den Grund.

Ich ſahe an andern Orten einen ungemeinen Graswuchs im Grasgarten; und nachdem ich mich erkundiget, woher denn käme, daß nur gewiſſe Plätze auſſerordentlich bewachſen ſeyn, erhielt ich zur Antwort: die Fallknechte haben die geheimen Orte ausgeräumt, und alles dahin gebracht.

Allein der größte Anſtand iſt, wie ma räthlich die Sammlungen von den menſchlichen Auswürfen machen könne? Ich halte davor, man könne dieſe bey den Menſchen eben ſo, wie bey dem Rindviehe, inſonderheit auf dem Lande auf Miſtſtätten, wie an vielen Orten löblich geſchieht, machen, oder ſie in Ställe (wenigſtens könnten die Abflüſſe von geheimen Orten in Ställe oder Miſtſtätte auch in den Städten gehen,) richten, dabey öfters mit Stroh, Holzlaub, Mos und andern Gattungen einſtreuen, ſo würde dieſer eben ſo brauchbar, wie jener, erhalten. Ferner könnte man an vielen Orten die geheimen Orte alſo richten, daß man zum Dung kommen kann, oder man könnte gewiße in die Erde geſenkte große Kufen, Stuchte oder Zuber halten, dieſe Kothſammlungen darein machen, und dort wie da den Geruch zu hindern, täglich mit etwas magerer Erde, oder Sande, oder nur mit dem Auskehrig, Bözig, oder Hausmiſt vom Auskehren überdecken, ſo würde die Sammlung bald anſehnlich, und könnte alle halbe Jahre auf die Felder in Gruben bey Weinbergen oder Aeckern zum Miſt gebraucht werden. Auf die Dungſammlungen geſtreutes Waldlaub, oder Mos und Holzgemülbe, würden die beſten Dienſte thun“.

Wir müſſen auch noch den beliebten ökonomiſchen Schriftſteller, Hrn. Commiſſionsrath Riem (*) über dieſe Materie hören.

„ Den

(*) Im 2 B. ſeiner monathl. praktiſchökonom. Encyclopädie (Lpz. 1786, 8.) S. 36.

„Den Menſchenkoth kann man nicht, ohne große Empfindlichkeit der Naſe und mehrere Beſchwerlichkeit ins Feld fahren, wenn man ihm nicht, gleich andern Dünger, eine gehörige Vorbereitung angedeihen läßt. So wie man das ganze Jahr hindurch in die geheimen Gemächer der menſchlichen Ausleerungen ebenfalls alle 2 Tage, und nach Befund einer größern Anzahl Menſchen, wohl alle Tage gehörig, und eben ſo reichlich, ja, weil der Menſchenkoth fett iſt, noch reichlicher, wie den thieriſchen Excrementen, unterſtreuen ſollte: ſo erinnere ich dieſes hier für ein und alle mal. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dies nur bey bequem dazu eingerichteten Abtritten beobachtet werden ſoll; denn in denen, wo man in Städten dieſen kräftigſten Dünger unter allen Düngergattungen in Bäche oder Flüſſe verflözet, oder aber auf andere Art gleichſam in Gewölber, die den Namen Kloaken mit Recht verdienen, da ſie dem Hauſe oft den unleidlichſten Geruch zutheilen, Jahrlang verſchloſſen ſeyn, und daſelbſt in unterirdiſchen Gruben abruhen läſſet, woraus man ſolchen Dünger erſt nach gewiſſer Zeit und des Nachts durch beſondere Perſonen, und dennoch zur großen Empfindlichkeit der nachbarlichen Naſen ausleeren kann; bey dergleichen Einrichtungen, ſage ich, wird man dieſe gute Düngerſorte, die deswegen ſo kräftig iſt, weil die Menſchen lauter kräftige Sachen genießen, nicht ſo profitiren. Auch nicht bey den ſo genannten Nachtſtühlen, die man alle Tage oder alle Wochen einmal in die Bäche und Flüſſe der Städte zu Verbeſſerung des Stadtbieres ausleeren läſſet! kann dieſer Rath gelten; allein er könnte es, wenn man folgende Methode befolgen wolte.

Man muß in einer Ecke des Haushofes oder eines Gartens, an einem offenen Platze, wo die Luft den übeln Geruch alsbald auf- und wegnehmen kann, einen Behälter anlegen, und täglich mittelſt Unter- und Aufſtreuung zerſchnittenen Strohes die Nachtſtühle dahin ausleeren laſſen, ſo gelangt man im Kleinen, oder einzeln, zu einer Düngervermehrung, die man ſchlechterdings nicht verloren gehen laſſen ſollte. Im Großen ſollten Polizeyanſtalten bemühet ſeyn, und es nicht geſtatten, daß die Bierbrauer dadurch verbeſſertes Waſſer bekämen; die Aecker und Gärten ſollten ganz allein dieſes Verbeſſerungsmittel zum Eigenthum erhalten; und dieſes nicht umſonſt, ſondern gegen billige Be-

Bezahlung auf eine Art, die ich in groſſen Städten anzulegen, folgends thunlich gefunden habe.

Es darf nur in einer Stadt je nach ihrer Gröſſe, an 4 bis 6, bis 8, oder mehr ſchicklichen Orten ein Düngermagazin angelegt, gehörig geſtreuet, und allda alle Abend die Nachtſtühle auszuleeren ganz allein erlaubet werden. Dieſe Magazine muß man anfänglich aus ſtädtiſchen Mitteln errichten und unterhalten, den Dünger aber alle Monathe, oder alle Vierteljahr einmal vor die Thore auf große Haufen fahren laſſen, und daſelbſt an den Meiſtbiethenden überhaupt, oder wagenweiſe, was 4 Pferde ziehen, verkaufen, wofern ſolches im Anfange nicht in der Stadt nach Wunſch möglich ſeyn ſollte.

Neue Anſtalten finden ohnehin im Anfange Widerſpruch, geſchweige denn ſo eine ſtinkende, obgleich treffliche Oekonomieerwerbung. In der Folge gibt es ſich gewiß von ſelbſt, daß ſich Abnehmer und Admodiatoren auf der Stelle finden, die das Stroh und deſſelben Streuen beſorgen laſſen, ſo daß die Polizey keine weitere Arbeit mehr hat, als über Ordnung zu halten, und dieſes neue Stadteinkommen alle Jahre, oder alle 3 bis 6 Jahre zu verſteigern.

Eben aber deswegen, weil der Menſchendung ſo ſehr fett iſt, und man mit einem Wagen einen 3 mal ſo groſſen Fleck Acker, wie mit andern Dunge, düngen kann, muß man auch doppelt ſo viel Stroh unterſtreuen, oder ihn mit Raſen vermiſchen; mit vielem Strohe nothwendig darum, damit er bequem aufgeladen und ausgefahren werden könne. Das Rindvieh, das im Winter meiſtens Stroh freſſen muß, kann wahrhaft keinen ſo kraftvollen Dünger liefern, wie der Menſch, der meiſtens Thiere und Begetabilien ißt.

Damit aber die Hergeber doch auch einigen Vortheil von ihrem Dünger, wenn ſie ihn nicht ſelbſt irgendwo für ſich bereiten können und wollen, haben: ſo müßte die Verfügung getroffen werden, daß die Leute, welche die Nachtſtühle an den beſtimmten Ort ausleeren, nicht vom Hausherrn, ſondern aus ſtädtiſchen Mitteln bezahlet würden.

Wie viele Morgen Aecker könnten nicht jährlich bey ſolchen Städten gebeſſert werden! Ich kenne Städte, die gar ſehr über ihre Sandſchellen klagen, daß ſie wegen Mangel an Dünger und Gaſſengrund nicht gebunden werden könnten, ſondern vom Winde ein Jahr da hin, das andere anderswo

dersiwo hin zu Bergen oder Hügeln angewehet würden. Dieſe Sandhügel, welche bisher unfruchtbar geblieben, könnten dadurch gebunden und fruchtbar gemacht werden, wenn man ſie damit düngete, und die zwey erſten Jahre Gräſer und Klee darin erzeugte, in der Folge aber wieder düngete, und zu jedem andern Gewächſe alle 2 Jahre ſolches wiederholte. Es ſind mir auch Städte vorgekommen, wo es die Polizey zuläßt, daß aus alter Gewohnheit der Abtrittkoth alle 6 oder 8 Tage bey Regenwetter in den Gaſſenfloſſen fortgeſchwemmt werden darf, oder, wenn es nicht regnet, mit Brunnenwaſſer weiter geſchafft wird. Iſt das aber nicht verantwortlich, und der Geſundheit, ſo wie jedem Nachbar ſchon, des übeln Geruches wegen, zuwider? Es wird mir geſagt werden, auf welche Stadt ich zielte. Allein, da ich gar viele dergleichen ſich ähnelnde Städte kenne, ſo wird es von einer jeden heißen: unſre Stadt iſt gemeint! Eine jede, die ſo denkt, die iſt es; genug, wenn ſie ihren Dünger nur nicht mehr den Bierbrauern zur Bereitung beſſern Bieres in die Flüſſe werfen läßt, und ſelbſt das Bier davon trinkt.

Landökonomen müſſen den Menſchenkoth um ſo weniger gering achten, oder gar von den Schweinen täglich verzehren laſſen. Die Grube des heimlichen Gemaches muß in dieſem Falle gehörig umzäunet werden, damit kein Schwein dazu gelangen könne. Beſſer wir eſſen die davon gebeſſerten Feldfrüchte, als das damit gemäſtete Schweinfleiſch. Pfui! werden manche ſagen, wir wollen keine Gewächſe eſſen, die mit Menſchenkoth gedüngt ſind. Wer ſagt's Ihnen denn aber, meine Herren und Damen! wenn ſie vom Markte dergleichen erkaufen? Schmecken Sie es ohne Vorurtheil wohl an dem Kraute, oder den Rüben ꝛc. ob ſolche in Thier- oder Menſchendünger erzogen worden? Und warum ekeln ſie vor Ihrem eigenen Dünger? und vor dem Thierdünger nicht? Gewiß, wie von einem wie vom andern ſaugt die Erde das Ekelhafte an ſich. Alſo, neuen Appetit, und nur brav Dünger geſammelt, wenn man wohlfeiles Gemüs haben will!“

Es iſt noch nicht lange, daß man in Straßburg das Ausräumen der Abtritte für eine unehrliche Hantierung des Schinders hielt, und den Koth des Nachts in die Ill fahren ließ. Jetzt wird nicht bloß der Gaſ-

ſend ſondern auch der Menſchenkoth ſchon häufig verkauft, die Fuhre zwiſchen 3 bis 9 Gulden.

Von dem Kothe der Thiere, und deſſen Gebrauche und Nutzen, wird bey der beſondern Beſchreibung der Thiere, und im Art. Miſt gehandelt.

Koth, (Darm.) ſ. oben, S. 373.

— — (Erd.) ſ. im XI. Th. S. 158; im XXXVII. Th. S. 553, und oben, S. 376.

— — (Gaſſen=) ſ. oben, S. 370, fgg.

— — (Heiden=) ſ. Heidenhaut, im XXII. Th. S. 756.

— — (Menſchen=) ſ. oben, S. 376, fgg.

— — (Straßen=) ſ. oben, S. 370, fgg.

Koth=Baum, Stinkbaum (*), Sterculia *Linn.* eine Gattung oſtindiſcher Bäume mit halb getrennten Geſchlechtern und verwachſenen Staubfäden, deren Blumen, nach Andern, die Blätter, einen wie Menſchenkoth ſtinkenden Geruch von ſich geben. Auf Einem Baume wachſen männliche und weibliche Blumen. Beyde haben nur Eine Decke, welche man für den Kelch annimmt, und ſehr groß, lederartig, ausgebreitet, und in 5 lanzettförmige Einſchnitte abgetheilt iſt. Die männliche enthält ungefähr 15 Staubfäden, welche alle unterwärts mit einander, wie ein Säulchen, verwachſen ſind. Die weibliche hat einen kugelförmigen und rauhen Fruchtkeim, welcher mit unvollkommenen Staubfäden gekrönt iſt, auf einem Säulchen ſitzt, und einen dünnen Griffel trägt. Die Frucht iſt rundlich, platt, gemeiniglich in 5 Fächer abgetheilt, und enthält viele eyförmige Nüſſe. Man kennt bisher nur zwey Arten.

1. Ganzblätteriger Kothbaum; kleiner Stinkbaum; Balanghasbaum, Clompanus minor *Rumph.* Sterculia

(*) Den Namen Stinkbaum, führt auch die im II. Th. S. 29, fgg. beſchriebene Anagyris foetida, und Anagyris cretica L.

Sterculia Balanghas, foliis ovatis integerrimis petiolatis, floribus paniculatis *Linn.* wächſt auf den moluckiſchen Inſeln, in Ternate und Ceylon. Es iſt ein hoher, dicker, mit einer ſchönen Krone verſehener Baum, deſſen wechſelweiſe geſtellte, geſtielte Blätter eyförmig, völlig ganz, dunkelgrün und glänzend ſind. Die Blumen ſtehen büſchelweiſe bey einander, haben eine ſchmuzig weiße Farbe, und wenn ſie hervorbrechen, läſſet der Baum alle Blätter fallen, die er aber mit den Früchten wieder bekommt. Die Frucht iſt groß, länglich rund, hat eine dicke, auswendig goldgelbe Schale, inwendig ein weißes Fleiſch, und enthält in einer weiten Höhle viele bohnenförmige Samen, welche von den Einwohnern geröſtet und gegeſſen werden. Auf der einen Seite hat die Frucht, der Länge nach, eine Naht, welche gemeiniglich aufſpringt, worauf ein ſchleimiger Saft heraus fließt, mit welchem auch die Samen überzogen ſind. Nach Rumph's Beſchreibung iſt der Geruch der Blumen bockig.

2. Fingerförmiger Kothbaum; großer Stinkbaum, Clompanus maior *Rumph.* Sterculia foetida, foliis digitatis *Linn.* Dieſer Baum iſt groß und ſehr gerade. Seine Blätter ſind gefingert, und beſtehen aus 7 bis 9 lanzettförmigen, ſpitzigen, ungetheilten Blätterchen, welche aus einem gemeinſchaftlichen, am Ende eines langen Blattſtieles ſitzenden Puncte entſtehen. Seine Blumen ſind wie ſchlaffe Trauben geſtaltet, und hängen an gemeinſchaftlichen Blumenſtielen, die ungefähr 8 Zoll lang ſind. Die Frucht gleicht einem Beutel, iſt auf der einen Seite gerade, auf der andern halbmondförmig, gelb und zuletzt ſchwarzbraun, ſpringt auf der runden Seite auf, iſt inwendig roth, und enthält ſchwarze, bohnenförmige Samen, die mit einem trocknen faſerigen Marke umgeben ſind.

Dieſer Baum, wovon man in Sonnerat's Reiſe nach Oſtindien und China, 2 B. (Zürich, 1783, gr. 4.) Taf. 132, eine Abbildung findet, wächſt auf der Küſte Malabar. Man pflanzt ihn vor die Häuſer, weil er viel Schatten gibt. Die Indier eſſen ſeine in Aſche gebratene Körner, die den Geſchmack von Kaſtanien haben.

Die Bäume, welche im Horto Malabarico, unter den Namen Cavalam, To. I. p. 89, und Karil, To. IV. p. 71, beſchrieben werden, ſollen, wie Linné behauptet hat, dieſe beyde Arten vorſtellen; die Beſchreibung und Abbildung aber kommen mit des Rumph's Amboin. To. III. Tab. 107, nicht überein.

Koth-Blech, ein eiſernes Blech an den Rüſt- und Bauerwägen, welches an der Stämmleiſte oder dem Rungſtocke befeſtigt iſt, und die Nabe des Rades bedeckt, den Straßenkoth von der Schmiere abzuhalten. Siehe Wagen.

Koth-Grube, eine Grube, in welche der Koth zuſammen fließt, oder in welcher der Koth zur Düngung aufbehalten wird; die Kothlache.

Koth-Hahn, Gallus lutoſus, an einigen Orten ein Name des Wiedehopfes, wegen ſeiner Unreinlichkeit, weil er Menſchen- und Thierkoth frißt; daher er ſchon im Hebr. דוכי פת heißt, von דוך, Hahn, und פת Koth.

Koth-Hof, in einigen niederſächſiſchen Gegenden, das Koth mit dem dazu gehörigen Hofe und Acker, in andern die Kötherey, Köthnerey, das Koſſatengut, Kothſaſſengut. Siehe Koſſat.

Koth-Hölzer, in der Baukunſt, die zwey Hölzer, welche auf einer hölzernen Brücke an die Geländer gelegt werden, woran das Pflaſter oder die Beſchüttung ſich ſtützt.

Koth-Knechte, ſiehe Kothmeiſter.

Koth-Lache, ſiehe Kothgrube.

Koth-Lerche, Kothvogel, im Oeſtreich. Kothmönch, eine Benennung der Haubenlerche, welche ſich im Winter häufig auf den Dörfern und in den Wegen antreffen läßt; Alauda viarum *Klein*. Siehe Lerche.

Koth-Leute, ſiehe Kothmeiſter.

Koth-Meiſe, in einigen Gegenden, die Mönch- oder Graumeiſe, weil ſie ſich gern in kothigen, ſumpfigen Gegenden aufhält. Siehe Meiſe.

Kothmeiſter, in den Salzwerken, derjenige, welcher einem Kothe oder einer Salzpfanne vorſteht, und die Kothknechte oder Kothleute unter ſich hat.

Koth-Schlinge, im gem. Leben einiger Gegenden, ein Name des Schlingbaumes, Viburnum Lantana *Linn.* ſiehe Schlingbaum.

Koth-Schuh, ſiehe Schuh.

Koth-Vogel, ſiehe Kothlerche.

Koth-Wanze, ſiehe Wanze.

Köthe, ein geringes Haus; ſ. das Koth, oben, S. 367.

Köthe, (die) ein Wort, welches überhaupt einen hohlen, eingeſchloſſenen Raum bedeutet, aber nur noch in zwey Fällen üblich iſt.

1. An den Pferden iſt die Köthe das Gelenk über dem Feſſel, wo das lange Haar verſchnitten wird; das unterſte Gelenk an einem Pferdefuße, zwiſchen dem Schienbeine und Hufe; ohne Zweifel von der darunter befindlichen Höhle oder Vertiefung. Siehe Kaute 2., im XXXVI. Th. S. 680, und Kaue, eb. daſ. S. 277. Sich die Köthe verſtauchen, welches auch ausköthen genannt wird. Im Niederſ. Kaute, im Dän. Koder, im Böhm. Kutek. So fern dieſer Theil zugleich erhaben iſt, und über die darunter befindliche Vertiefung herab hängt, kann er auch von der Erhö-

hung den Namen haben; ſ. Katze 7., im XXXVI. Th. S. 192.

2. Ein Schrank, doch nur im gem. Leben der Meißner, der im Oeſtreich. ein Kaſten genannt wird. Die Kleiderköthe, Wäſchkothe, Silberköthe, u. ſ. f.

In beyden Fällen mit dem Worte das Koth zu dem weitläuftigen Geſchlechte des Wortes Kaue. Im Schwed. iſt Kaette, eine Wiege, ein Bett, und ein Koben oder Verſchlag in einem Stalle.

Die Käthe, oder Kugel, (der Köthen), Fr. Boulet, worunter man, gedachter Maßen, an den Füßen eines Pferdes das unterſte Gelenk, b, Fig. 2713, oder dasjenige Gelenk, welches das Schienbein oder die Beinröhre (Canon), a, mit dem Feſſel (Paturon) c, verbindet, verſteht, iſt aus zwey dreyeckigen Beinen zuſammengeſetzt, die, durch ihre Vereinigung mit einander, einen Falz oder eine Fuge formiren, durch welche eine Sehne geht. Man nennt ſie linſenförmige Knöchelchen. ſ. Th. XV. S. 492, und Th. XLI. S. 440, f.) Auf jedem dieſer Beine bemerkt man zwey Flächen; eine äuſſere, welche rundlich erhoben und uneben iſt, um verſchiedenen ſehnigen Theilen Befeſtigung zu geben; und eine andre, die ein wenig ausgehöhlt, glatt, eben, und mit einem Knorpel überzogen iſt, um ſich mit dem untern und hintern Theile des Schienbeines einzulenken. Ferner bemerkt man daſelbſt drey Ränder; einen obern, einen untern, und einen Seitenrand. Die zwey erſten ſind ſehr dick, und ſtellen eine dreyeckige Fläche dar. Der Seitenrand iſt dünner und zugerundet, und formirt eine knorpelige Höhlung oder Rinne. Auf dem obern Rande befindet ſich eine ziemlich ſtarke Vertiefung, zur Anhängung einiger ſehnigen Theile. Dieſe Beine ſind, wie bereits gemeldet iſt, mit dem Schienbeine eingelenkt.

Am hintern Schenkel iſt die Köthe, wie am vordern, aus zwey kleinen dreyeckigen Knochen zuſammen geſetzt, welche von denen am vordern Schenkel faſt gar nicht unterſchieden ſind.

Die Köthe muß ſtark anzuſehen ſeyn, ohne daß ſie durch eine ſich darin befindende Feuchtigkeit dick geworden wäre; und ihr Vordertheil muß allezeit 2 bis 3 Finger breit mehr zurück, als die Krone des Hufes, d, ſtehen.

Von den Köthen ſagt Hr. v. Sind, in ſeinem Unterricht in den Wiſſenſch. eines Stallmeiſters, (Gött. 1775, gr. 8.) S. 15: „Uebrigens muß die Köthe rein, proportionirt, und ein wenig dünner, als das Schienbein, ſeyn". Das Wort dünner, iſt ein Verſehen des Autors, und er hat gewiß dicker ſchreiben wollen; denn es iſt noch kein Pferd geboren, deſſen Köthe dünner geweſen wäre, als das Schienbein; wie denn überhaupt die Gelenke allemal dicker ſind, und ſeyn müſſen, als die Knochen, welche durch das Gelenk zuſammen gefügt ſind. Die Köthe muß allerdings rein ſeyn, welches eben das ſagen will, was ich kurz vorher davon bemerkt habe. Sie muß in der ſenkrechten Richtung des Schenkels bleiben, und der Feſſel geht ſodann mehr vorwärts, ſo daß deſſen unterſtes Ende bey der Krone 2 bis 3 Finger breit vor der Köthe voraus ſteht.

Man bemerkt an den Pferden eine mindere oder ſtärkere Beweglichkeit der Köthe; und es iſt dieſe bey Parade- oder Schulpferden anſtändig, weil die Bewegung der Schenkel dadurch ſanfter und angenehmer wird, jene aber bey Jagd- und Wagenpferden zu ſchätzen.

Die an der Köthe befindlichen Haare, in welchen ſich der Sporn (Fr. Ergot), der von ſeiner länglichen Geſtalt, in der Dicke eines kleinen Fingers, die Benennung erhält, und aus einem weichen Horne beſteht, zeigt, werden der Köthenzopf, (die Haarzote, Fr. Fanon,) genannt. Dieſes Haarbüſchel muß dünn und kurz, und eigentlich kaum zu bemerken ſeyn; wie denn auch der Sporn nicht zu ſtark ſeyn muß, welcher im gegenſeitigen Falle allemal abgeſchnitten werden kann.

kann. Dieſe Eigenſchaften zeugen von trocknen Schenkeln, das Gegentheil aber, und ſtarke hinter der groſſen Sehne, welche den Fuß beugt, und der Länge nach hinten am Schienbeine herunter läuft, gewachſene Haare, ſind eine Anzeige feuchter Schenkel. Feine Pferde, oder Pferde von edler Raße, pflegen dieſer Regel nach gebauet zu ſeyn; und man findet dieſe Eigenſchaft auch bey ſolchen Pferden, welche in bergigen, harten und trocknen Gegenden ihre Nahrung ſuchen müſſen, da im Gegentheil diejenigen, welche auf ſumpfigen naſſen Weiden herum laufen, ſtark mit Haaren an den Köthen bewachſen zu ſeyn pflegen.

Viele Pferde, insbeſondre die feinern, als: die arabiſchen, barbariſchen, ſpaniſchen, engliſchen und italiäniſchen, ſind dem Fehler unterworfen, daß ſie nach und nach gerade auf den Köthen werden, d. h. da bey einem geſunden und wohlgeſtalteten Pferde, die Köthe 2 bis 3 Finger hinter der Krone und etwas hinter dem Knie ſtehen ſollte, ſo begiebt ſie ſich nach und nach etwas hervor, bis ſie mit der Krone in einer geraden Linie ſteht; und dies nennt man: ein Pferd ſteht gerade auf der Köthe, Fr. Cheval bouté oder bouleté. Dieſer Fehler entſteht von einer übermäßigen Arbeit, wenn dem Pferde mehr aufgeladen wird, als es ertragen kann, oder wenn es zu Actionen angehalten wird, die es nicht machen kann. Hiedurch werden theils die Bänder des Köthengelenkes, theils die Muskeln, welche die Köthe ausſtrecken ſollen, geſchwächt; die Muskeln alſo, welche ſie biegen, bekommen die Oberhand, und ziehen den unterſten Theil des Fußes rückwärts, daher der Fuß die eben beſchriebene unnatürliche Geſtalt annimmt. Dieſem Fehler abzuhelfen, iſt eine Sache, die ſelten gelingt, auſſer etwa bey jungen Pferden, und wenn das Uebel nicht zu ſehr überhand genommen hat. Man muß das Pferd lange ruhen laſſen, und die Köthe öfters mit ſpirituöſen Arzeneyen,

vornämlich mit Ameiſenſpiritus, waſchen, um die Sehnen und Bänder wieder zu ſtärken.

Wenn die Köthe aus ihrer Richtung vorwärts weicht, und, an ſtatt daß ſie einige Finger breit hinter der Krone ſtehen ſollte, über dieſelbe hervor raget, und unbeweglich iſt, ſo nennt man ſolches einen Stelzfuß. Man muß dieſen Fehler nicht mit dem kurz vorher erwähnten verwechſeln, wenn das Pferd gerade auf den Köthen ſteht, welches von zu ſcharfer und ſtrenger Arbeit herrührt, wodurch theils die Bänder des Köthenbeines, theils die Muskeln geſchwächt werden, daß die Köthe ihre natürliche Stellung nicht behalten kann, ſondern vorwärts weichen muß. Aus ſolchem Fuße entſteht mit der Zeit ein Stelzfuß, welche beyde unheilbar ſind.

Man findet zuweilen unten in der Köthe, nicht weit von dem Hufe, an der Seite, ein kleines hartes Knörpelchen, etwa ſo groß als eine große Erbſe, welches man mit den Augen nicht leicht gewahr wird, wenn man es nicht fühlt. Dergleichen Pferde ſind übel behandelt worden, daß man ihnen die Feſſelader geſchlagen hat; dieſe werden leicht lahm, wenn ſie es nicht ſchon heimlich ſind, welches man auf Pflaſter oder Froſt am beſten gewahr wird, und ſie ſind auf die Dauer nicht wieder zu curiren. Oefters findet man darin die nächſte Anlage zu einem Stelzfuße.

Der zweyte Fehler, den man zuweilen in dieſem kleinen Raume entdeckt, iſt der ſo genannte Schalfüß. Dieſer Zufall kommt nicht oft vor, aber eben deswegen wird er auch überſehen, weil er nicht ſehr bekannt iſt. Es beſteht derſelbe aus einem ganz breiten Ueberbeine, welches wohl 1½ bis 2 Zoll breit, dabey aber nicht dick, iſt, und wie ein ſtarker Knorpel quer über den Vordertheil des Fußes über dem Hufe, von der Krone an, nach dem Köthengelenke zu, liegt, als ob es die Schale über den Fuß ausmachte, woher es

auch

auch ſeinen Namen hat. Dieſe Art eines Ueberbeines, die, ohne zu fühlen, einem jeden Kenner in die Augen fällt, iſt die gefährlichſte, weil ſie auf den Sehnen, die den ganzen Huf zu regieren beſtimmt ſind, ſtark und feſt aufliegt, daher das Pferd, bey der geringſten Arbeit, es ſey im Reiten oder im Zuge, ermüden und lahm gehen muß. Hiebey findet keine Cur Statt, da es die Fohlen als ein Erbübel mit auf die Welt bringen, womit man zuweilen die ſchönſten Pferde behaftet ſieht.

An der Köthe oder an dem Feſſel erzeugen ſich auch zuweilen Geſchwüre, welche man daher Köthengeſchwür und Feſſelgeſchwür, Fr. Javart, nennt. Man unterſcheidet ein einfaches, fehniges, und horniges. Das einfache Feſſelgeſchwür, Javart ſimple, pflegt aus der Unreinlichkeit zu entſtehen, ſetzt ſich gemeiniglich hinten auf der Oberfläche des Feſſels unter der Köthe an, ſchwitzt eine ſtinkende Materie aus, verurſachet dem Pferde große Schmerzen, und zuweilen Lähmung; iſt jedoch mit keiner ſonderlichen Gefahr verknüpft. Das ſehnige Feſſelgeſchwür, Javart nerveux, ſetzt ſich über einer Sehne, entweder an der innern oder an der äuſſern Seite des Feſſels. Das Hornfeſſelgeſchwür, Javart encorné, ſitzt an dem Horne, oder an der Krone des Hufes, und zwar mehrentheils am innern Theile des Fußes, und iſt die gefährlichſte Art der Feſſelgeſchwüre, wobey der ganze Huf verloren gehen kann.

Man erweicht die Köthengeſchwüre mit dem Umſchlage, No. 1. (*) öffnet ſie alsdann, und heilt ſie mit der Digeſtiv- oder der ägyptiſchen Salbe aus. Wenn ſie an den Seiten des Feſſels entſtehen, ſo verurſachen

(*) Umſchlag No. 1. Man zerſtoße oder zermahle 3 Hände voll Leinſamen, thue zwey klein zerſchnittene Zwiebeln darunter, und rühre es mit ſo viel Honig zuſammen, daß es ein dicker Brey wird.

urſachen ſie gemeiniglich dem Pferde ſo große Schmerzen, daß es ein heftiges Fieber dabey leidet, und daß ſelbſt der kalte Brand hinzu ſchlagen kann. Man muß daher alsdann mit dem Futter behutſam verfahren, am Halſe genugſam zur Ader laſſen, alle Tage ein oder zwey mal 1 Loth Salpeter und eben ſo viel gepülverte Auſterſchalen mit Waſſer eingeben, und das Klyſtier, No. 2 (*) fleißig gebrauchen. Aeuſſerlich bedient man ſich der vorerwähnten Mittel. Sollte aber der Theil ſchon vom Brande angegriffen zu werden anfangen, ſo muß man mit einem Meſſer bis auf das geſunde Fleiſch ritzen, und 2 Loth gepülverte Chinarinde in 1 Quart Waſſer kochen, und dieſes Waſſer mit Tüchern um den Fuß ſchlagen.

Bisweilen verletzen die Pferde ihre Köthen durch das Eiſen des andern Fußes, wenn es zu weit vorgeht, und die Pferde müde werden, oder wenn ſie mit den Zehen ein- oder auswärts und nicht gerade vorwärts gehen. Geſchieht dieſe Verletzung immer auf einerley Stelle, ſo ſagt man: le cheval ſ'entretaille; geſchieht es nicht auf der Stelle wieder, il ſ'attrape. Das Pferd kann hiervon nicht nur lahm, ſondern auch auf immer unbrauchbar werden. Man kann nicht viel dagegen gebrauchen, auſſer daß man etwann die Eiſen verbeſſert. Die engliſchen Pferdehändler pflegen beyde Köthen mit einem Stücke dicken Leder zu umwickeln, damit das Pferd ſich nicht beſchädigen, und man alſo den Fehler nicht ſobald wahrnehmen könne.

Da die Köthe größten Theils aus einer Vereinigung der Sehnen, in welche die Muskeln des Schenkels ſich endigen, beſteht: ſo ſind die Verwundungen an

(*) Klyſtier, No. 2. Man vermiſche 4 Löffel voll Honig, eben ſo viel Rüb- oder Leinöhl und eine Handvoll Salz mit 1 Nößel Milch, und applicire es, wenn das Salz völlig aufgelöſet iſt, laulich warm als ein Klyſtier.

an dieſem Theile, beſonders an den Hinterköthen, ſehr ſchmerzhaft und gefährlich.

Ein Pferd kann auch die Köthe verrenken, wenn es ſtrauchelt, ungleich niedertritt oder fällt, und zwar an den Hinterfüßen ſowohl als auch Vorderfüßen, welches man das Ausköthen, Ausküthen, Auskütten, oder Auskegeln, Fr. Luxation du boulet, nennt. Ich habe hiervon bereits im III. Th. S. 231, fgg. gehandelt.

Köthen, Cöthen, L. Cothenae, ein Amt und eine Reſidenzſtadt des Fürſten von Anhaltköthen, im Fürſtenthum Anhalt, im oberſächſiſchen Kreiſe.

Der Landesantheil des fürſtlichen Hauſes Köthen an dem Fürſtenthume Anhalt, begreift 4 Aemter, deren jedes mit einem Amtsrathe und einem geſchwornen Actuarius beſetzt wird, nämlich: die Aemter Köthen, Nienburg oder Mönchnienburg, Wulfen, das Amt und die Grafſchaft Warmsdorf. Es enthält 70 Flecken und Dörfer, und ungefähr 24000 Einwohner. Das Land iſt faſt durchgehends ſehr gut angebauet, und vorzüglich reich an Getreide, ſchönen Baumfrüchten und Producten der Viehzucht. Die Einkünfte des Fürſten ſollen über 90,000 Rthlr. betragen.

Das Amt Köthen, begreift 52 Dörfer und Oerter, welche unter 15 Kirchſpiele vertheilt ſind.

Die fürſtliche Reſidenzſtadt Köthen, liegt am Flüßchen Zitau, und von Berlin 18, von Breslau 50, von Cleve 58, von Halberſtadt 9 von Halle 4, von Hamburg 36, von Königsberg in Pr. 102, von Magdeburg 7, von Minden 28, und von Stettin 38, Meilen entfernt. Die Stadt iſt ſehr alt, und war ſchon zur Zeit Königs Heinrich I. bekannt; jetzt iſt ſie der Sitz des blühendſten anhältiſchen Handels. Sie wird eingetheilt in die Altſtadt, die Neuſtadt, den neuen Markt, und die neue Vorſtadt vor

dem

dem Bär- oder ſchalauniſchen (d. i. ſlavoniſchen) Thore. Unter den öffentlichen Gebäuden ſind vornehmlich anzuführen: die reformirte Stadt- und Kathedralkirche zu St. Jacob, die reformirte Schloßkirche, und die lutheriſche St. Agnuskirche, in welcher der Superintendent, 4 Prediger, 2 Adjuncti und ein Hofcapellan oder Inſpector auf dem Waiſenhauſe, den Gottesdienſt verrichten. Auſſerdem wird auch in dem, vor einigen Jahren geſtifteten, Armenhauſe, von den beyden Lehrern des Seminarium, wovon der eine der lutheriſchen und der andere der reformirten Religion zugethan iſt, Sonntags vormittags, wechſelweiſe Gottesdienſt gehalten und geprediget. Auch findet man hier zwey Schulen, von welchen die eine lutheriſch, die andere reformirt iſt Beyde haben 5 Schullehrer und einen Cuſtos, von welchen aber der Rector der lutheriſchen zugleich Adjunctus des lutheriſchen Miniſterium iſt. Am Waiſenhauſe befinden ſich ebenfalls 2 Lehrer, welche auch andern Stadtkindern, wenn es verlangt wird, Unterricht ertheilen. Andere vorzügliche Gebäude ſind: das alte fürſtliche Reſidenzſchloß in der Altſtadt, und das neue Schloß auf dem Walle, welche beyde mit ſchönen Gärten in Verbindung ſtehen. In dem alten Schloſſe iſt der Sahl zu bemerken, wo die Wapen und Denkſprüche der von Ludwig 1617 hier geſtifteten fruchtbringenden Geſellſchaft ſind. Ferner: das fürſtliche Palais auf dem Plane; das von der Fürſtinn Giſela Agnes 1711 errichtete ſo genannte Frauen- oder Fräuleinſtift, welches für 6 evangeliſchenlutheriſche Perſonen adeligen Standes beſtimmt iſt; das fürſtliche Armenhaus; das reformirte und lutheriſche Waiſenhaus, das Hoſpital; die auf dem Walle befindliche Gold- und Silberfabrik des Hrn. v. Pfiſter, und der große oder E. E. Raths Gaſthof.

Die hohen Collegia, welche hier ihren Sitz haben, ſind: das fürſtliche Conſiſtorium, welchem der Superintendent, nebſt zwey Regierungsräthen und einem Secretär vorſteht; die fürſtliche Landesregierung in welcher ſich ein Präſes, ein Hofrath, zwey Regierungsräthe und zwey Secretäre befinden; die Kammer, welcher die fürſtlichen Renten und Ausgaben anvertrauet ſind, bey welcher ein geheimer Rath, ein Kammerrath, ein Aſſeſſor, ein Kammermeiſter und ein Secretär, angeſtellt ſind. Auſſerdem ſind der Verwaltung der Juſtiz noch vorgeſetzt: die fürſtlichen Stadtgerichte, welche von einem Stadtrichter und geſchwornen Regiſtrator beſetzt werden, die Klageſachen zu entſcheiden; der Rath, welcher aus 3 Bürgermeiſtern, einem Syndikus, einem Stadtſchreiber, 3 Kämmerern, 6 Rathmännern, und mithin, auſſer den Viertelsmeiſtern, aus 14 Perſonen beſteht, und das Polizeyweſen beſorgt.

Köthen liegt auf einem guten, ſtarken und fetten Boden, in welchem man nur kleinere Sandſtriche findet. Seine Fruchtbarkeit, beſonders an Gerſte und Weizen, liefert wichtige Artikel zu einem in- und ausländiſchen Getreidehandel, der vornämlich nach Deſſau, und von hier aus zu Schiffe nach Anhaltzerbſt, nach Dresden, Acken und Quedlinburg getrieben wird, und deswegen ſowohl den herrſchaftlichen Einwohnern und Gefällen in Deſſau, als auch den dortigen Handels-Häuſern zu großem Vortheil gereicht. Doch hat die Ausfuhre nach dem Preußiſchen bisher, wegen öfterer Verbothe des fremden Getreides, immer Abbruch gelitten. Auſſer Gerſte und Weizen, liefert der fruchtbare Boden um Köthen, auch zum auswärtigen Debit viel Rocken. Hafer weniger, indem der meiſte davon ſelbſt verbraucht wird; doch kann es bey guten Jahren davon auch ziemlich viel abgeben. Rübeſaat, ſowohl Winter- als Sommerſaat,

wird

wird in großer Menge gewonnen, und da ein großer Theil in den daſigen Mühlen geſchlagen wird, ſo hat Köthen mit dieſem Rübeoehle einen ſtarken Abſatz nach Sachſen, wie auch nach denen Gedenden, welche der Elbe abwärts liegen. Kümmel, iſt ein Product, welches in großen Pratien gewonnen und ausgführt wird; es wird derſelbe allen demjenigen, welcher in den umliegenden Gegenden gebäuet wird, an Güte vorgezogen. Der meiſte Abſatz davon geſchieht nach Holland und England, wo dieſer Kümmel, unter dem Nahmen magdeburger, verkauft wird. Die Magdeburger, welche Aufträge in dieſem Artickel erhalten, ziehen ihn auch meiſtens von Köthen. Auch hat man, ſeit einigen Jahren, Krapp, Anieß und Flachs, mit ſehr gutem Erfolge zu bauen angefangen. Der Krappbau blieb immer ſehr unbemerkt und unbeträchlich, weil die Anbauer keinen Abſatz damit machen konnten, bis ſich Hr. Jo. Fr. Köhler ins Mittel ſchlug, und den auswärtigen Debit beſorgte. Er gibt ſich allein damit ab. Im J. 1784, führte man bereits für 967 Rthlr. Krapp, und im J. 1786 ſchon für 5475 Rthlr. von dieſem Producte aus, deſſen Anbau ſich von Jahr zu Jahr vergrößeert. Die Waare iſt bey denen, welche Verſuche damit gemacht haben, ungemein angenehm, da die Preiſe weit niedriger ſind, als die vom ſeeländiſchen und brabandiſchen, und er an Güte jenen nichts nachgibt. Unweit Köthen, im Deſſauiſchen, iſt eine Mühle erbauet, um dieſen Krapp zu zubereiten. Man macht davon 4 Sorten, wovon man die feinſte mit A, die Mittelſorte mit B, die ordinäre mit C, und die Mölle mit D, bezeichnet. Ein großer Theil dieſes Productes wird aus dem Deſſauiſchen, wo ſich niemand mit dem Vertriebe abgibt, dahin gezogen, wo in dem Städtchen Gröbzig der Hr. Oberamtmann Holzhauſen ſich ſehr um den Anbau dieſes Productes verdient gemacht, und die Vortheile dabey gezeigt hat.

Ein anderer Gegenſtand des Landhandels mit Naturproducten ſind die Baum = und Gartenfrüchte, welche inſonderheit in Leipzig, Halle, Magdeburg, Deſſau, Acken, u.a.O. Abnehmer finden. Die kleinern Gewächſe, oder die grüne Waare, welche ehedem aus Zerbſt zugeführt wurde, wird jezt von den neuen Anbauern in Geutz, einem Dorfe nahe bey Köthen, in Menge gewonnen, ſo, daß man in dieſer Rückſicht der Unterſtützung der Zerbſter nicht mehr ſo ſehr bedarf.

Dasjenige aber, woran die Gegend Mangel leidet, iſt das Holz; denn obgleich Waldungen vorhanden ſind, welche ſowohl Bau - als auch Brennholz liefern, ſo ſind dieſelben doch keinesweges für das Bedürfniß der Landeseinwohner hinreichend. Das meiſte Brennholz wird daher aus den Fürſtl. Anhaltzerbſtiſchen und Deſſauiſchen Landesantheilen und andern Gegenden zugeführt; das Bauholz aber kommt in Flößen auf der Elbe bis Deſſau und Acken, und wird, von hier aus, auf der Achs in dieſe Gegenden gebracht. Nur das eichene Bauholz dürfte für dieſes Land hinreichen. Deſto beſſer ſind im Gegentheil die Wieſen beſchaffen, die zu einer nicht unbeträchtlichen und ſehr guten Viehzucht Gelegenheit geben, an welcher auch die benachbarten Provinzen Theil nehmen. Es wird viel Vieh aller Gattungen, nach Berlin, Potsdam, Halle, Zerbſt und andern Orten getrieben, und der Abſatz mit Butter, Käſe, Eyern, u. d. gl. geſchieht vornämlich in Berlin und Zerbſt.

Das wichtigſte Product, welches Köthen auswärtig bekannt macht, und den ſtärkſten Handelszweig ausmacht, iſt die Schafwolle, welche man in ſehr großen Partien gewinnt, und womit man fremde Manufacturen verſorgt. Die größte Schafzucht von Köthen war ſchon in frühen Zeiten bekannt und berühmt;

und ſächſiſche ſowohl als preuſſiſche Manufacturiers und Wollarbeiter ſuchten von da ihre Wolle zu ziehen, die beſonders wegen ihrer Weiche bey dem Walken ein ſehr gutes Tuch liefert, und der ſächſiſchen Wolle vorzuziehen iſt. In den Jahren 1776 und 1777, kannte man in den köthenſchen Landen noch wenig andere als ordinäre Wolle, wovon Frieſe, Flanelle und ordinäre Tücher gemacht wurden. Feine Sorten zog man aus den Gegenden von Deſſau und Zerbſt, und man glaubte, daß es möglich wäre, auf fettem Boden feine Wolle zu ziehen, bis endlich einige Beamte, theils durch das Beyſpiel des Hrn. Amtsverwalters Fink in Köſitz, theils durch den Vortheil ihrer Nachbarn, welche feine Wolle gewonnen hatten, gereizt, dahin gebracht wurden, ſich ſpaniſche Böcke anzuſchaffen. Es verfloſſen einige Jahre, in welchen der Vortheil nicht eben beträchtlich ſchien, den man ſich vorher größer davon verſprochen hatte, bis endlich einige die rechte Art fanden, nach welcher die Veredlung der Wolle betrieben werden mußte. Ein jeder, der Schafvieh unterhielt, ſuchte den Rieſenſchritten, welche die erſten Unternehmer alsdann ſchon machten, zu folgen, achtete keine Koſten, Mühe und ſehr ſtrenge Aufmerkſamkeit, und es wurde in wenigen Jahren dahin gebracht, daß Köthen nunmehr Wolle von denſelben Schäfereyen, für die es ſonſt, wenn die Preiſe nicht zu hoch waren, mit 11½ bis 12 Rthlr. pro Cent bezahlt bekam, zu 65 bis 70 Rthlr. pro Cent verkauft. Die Arten der Wolle ſind noch ſehr verſchieden, und gehen im Preiſe ſtufenweiſe fort von 12 und 13 bis 65 und 70 Rthlr. pro Cent.

Man zieht überdem noch viel Wolle aus den benachbarten Gegenden dahin, wo ſich wenige damit abgeben. Beſonders liefern Deſſau, Zerbſt und Bernburg viel dazu; doch bleibt immer noch ein ſehr merklicher Unterſchied zwiſchen der durch ſpaniſches Vieh

veredelten Wolle, welche im köthenſchen, auch fetten Boden gewonnen wird, und der feinen Wolle, welche aus den benachbarten Gegenden gezogen wird, wo meiſtens ſandiger Boden iſt, da dann erſtere, wegen ihrer Fettigkeit, gegen letztere immer gewinnt.

Meiſt von allen Schäfereyen werden die Schafe zweymal im Jahre, nämlich im May und im September, geſchoren. Die Wolle, welche bey der erſten Schur gewonnen wird, heißt Winter-, die bey letzterer aber, Sommerwolle. Doch hat man auch einſchürige, beſonders unter den feinſten Gattungen. Die Aufträge auswärtiger Freunde laufen gemeiniglich ſchon 1 Monath vor Anfang der Schur ein. Da in Köthen keine beträchtliche Manufacturen vorhanden ſind, die diſe Wolle verarbeiten, ſo wird meiſt alles auswärts verſandt, und Köthen iſt vermögend an 10000 pro Cent Wolle jöhrlich zu liefern.

Uebrigens ſind von Seiten der fürſtl. Regierung, zur Ermunterung der Haus- und Landwirthe, in Anſehung des Krapp- Flachs- Tobaks- und Seidenbaues verſchiedene Prämien ausgeſetzt, welche denjenigen zu Theil werden, die ſich in dem Betriebe des einen oder andern Artikels am meiſten auszeichnen.

Aus dieſem allen iſt leicht abzunehmen, daß ſich der Fleiß der Laudleute mit dem Ackerbaue und der Viehzucht beſchäftigt, dahingegen die Stadteinwohner welche, nach den Berechnungen eines gewiſſen Schriftſtellers (*), ungefähr 6272 Köpfe ausmachen, die Spinnerey, und vornehmlich auch die Gold- und Silberarbeit, zu ihrer Hauptbeſchäftigung machen. Doch iſt der Garnhandel eben nicht ſehr beträchtlich, weil das Garn in den hieſigen Gegenden verarbeitet wird. Die Leinenmanufacturen ſind eben

(*) Ueber den Bevölkerungszuſtand des Fürſtenthums Anhalt, von L*** Cöthen, 1778.

eben ſo unbeträchtlich, als die Wollmanufacturen; dasjenige, was von Tüchern und Strümpfen bereitet wird, beſchäftigt bloß die Stühle einiger Meiſter, und verſchafft einigen in Stickereyen Arbeit. Alles dieſes wird theils auf den Jahrmärkten der Stadt und der umliegenden Städte und Flecken, theils aber auch auf den Meſſen zu Naumburg und Leipzig verkauft.

Fabriken in Eiſen, Stahl ꝛc. findet man hier gar nicht. Die wichtigſte unter allen Anſtalten aber iſt die Gold- und Silberfabrik des churf. ſächſ. geh. Kammerrathes von Schnurbein, oder des Hrn. Mart. Matthias v. Pfiſter, welche ihre Waaren und Geſpinnſte in viele Länder und Provinzen verſenden. Für dieſelbe arbeiten 26 Poſamentirer, von welchen jeder 2 bis 3 Stühle hat; 10 Drahtzieher, die jeder ins beſondre 3 bis 4 Werkſtätten Beſchäftigung geben; 5 Spinner, jeder mit 2 bis 3 Spinnmühlen; und für das Spitzenklöppeln werden 120 Klöpperinnen unterhalten. Mit dieſen Waaren werden leipziger, frankfurther a. d. O., braunſchweiger und naumburger Meſſen bezogen.

Ueberdies werden von den Kürſchnern, Weiß- und Lohgärbern, viele zubereitete und gargemachte Häute und Felle nach den leipziger Meſſen verführt; auch macht ein Leimfabrikant anſehnlichen Abſatz mit ſeiner Waare an entlegenen Oertern.

Seit dem Anfange des J. 1786 wurde in Köthen auch eine Buchhandlung unter fürſtlichem Privilegio angelegt, welche der Frau Magiſter Maſius in Leipzig gehört, und von ihrem Manne dirigirt wird. Da aber in Köthen ſelbſt keine große Nachfrage nach Büchern iſt, ſo muß ſie wohl mehr auf den Abſatz ihrer Artikel, welche meiſtentheils eigenen Verlag enthalten, in der umliegenden Gegend rechnen. Auſſerdem unterhält die Glandenbergiſche Buchhandlung

zum Vergnügen und Nutzen des daſigen Publicum, eine Leſebibliothek.

Nach dem hieſigen Maße, machen 2 Scheffel, 1 dresd. Scheff. Die Elle iſt um ein halbes Viertel größer, als die leipziger.

In dem Lande hat das königl. preuſſiſche Geld, vornämlich aber die kleinere Münze, ſtarken Cours, und nächſt dieſer die churſächſiſchen Geldſorten, die Friedrichs-, Carl-, und Louis d'or. In den herrſchaftlichen Accise- und Zolleinnahmen aber werden keine andere Münzen, als ſächſiſche und bayeriſche Speciesthaler, angenommen.

Jährlich werden in Köthen 5 Jahrmärkte gehalten; drey in der Alt-, und zwey in der Neuſtadt. Sie fallen auf: 1. Dienſtag vor der Andreaswoche; 2. Dienſtag nach Septuageſ; 3. Dienſtag nach Cantate; 4. in der Woche nach Jacobi; und 5. Dienſtag vor Michaelis

Köthener, in Niederſachſen auf dem Lande, der Beſitzer eines Kothes, d. i. eines Hauſes ohne einen beträchtlichen Acker; ein Köther, ſ. oben, S. 368.

1. **Köther**, ſ. das vorige.

2. **Köther**, eine im Niederſächſiſchen übliche Benennung eines Bauerhundes.

Wohl nicht, weil er das Koth oder die Köthe bewacht, ſondern vielleicht wegen ſeiner zottigen Geſtalt. Siehe Kotze.

Kötherey, ſ. Koth-Hof, oben, S. 406.

Kothig, ſ. oben; S. 370.

Köthnerey, ſ. Koth-Hof, oben, S. 406.

Kothſaß, im Niederſächſiſchen und einigen oberſächſ. Gegenden, der Beſitzer eines Kathes oder Kothes auf dem Lande. Siehe Koſſat, oben, S. 282, fgg.

Kothurn, Cothurn, aus dem Griech. und Lat. Κόθορνος, Cothurnus, Fr. Cothurne, war bey den Griechen und Römern eine Art von Schuhen mit hohen Abſätzen, deren

deren ſich beyde Geſchlechter, um dadurch ihre Grö=ße anſehnlicher zu machen, zu bedienen pflegten. Man konnte damit wechſeln, und ſie ſo wohl am rechten, als auch linken Fuße tragen; daher das Sprichwort: cothurno verſatilior, ein Menſch, der auf beyden Schultern trägt; der ſich bald auf dieſe, bald auf jene Seite ſchlägt. Aeſchylus, welcher der griechiſchen Tragödie eine neue und ganz verbeſſerte Geſtalt gab, ſeinen Schauſpielern, auſſer den Masken, und langen ſchleppenden Kleidern, auch noch den Kothurn(*), damit ihr Anblick der Würde der königlichen und vornehmen Perſonen, und der Helden, welche ſie auf der Bühne vorſtellten, deſto gemäßer ſeyn, und alſo dem Wahne, daß dieſe Helden größer, als gewöhnliche Menſchen, geweſen ſeyn, entſprechen möchte(**).

Der Kothurnus, ſagt Winkelmann, (***) war eine Sohle von verſchiedener Dicke oder Höhe (****), mehrentheils aber eine Handbreit hoch, welcher insgemein der tragiſchen Muſe auf erhabenen Werken gegeben iſt; und dieſe Muſe ſteht in Lebensgröße unerkannt in der Villa Borgheſe, wo ſich die eigentliche Form des Cothurnus zeigt, welcher 5 Zoll eines römiſchen Palms hoch iſt. Dieſem wahrhaften Augenſchein gemäß, müſſen die Stellen der Alten, die wider alle Wahrſcheinlichkeit von einer ungewöhnlichen Erhöhung der Perſon auf dem Theater zu reden ſcheinen, verſtanden werden.

Daher bezeichnet der Kothurn auch, im uneigentlichen Verſtande, nicht nur die Tragödie ſelbſt, ſondern

(*) Wie Horaz ſagt:
Poſt hunc perſonae pallaeque repertor honeſtae,
Aeſchylus, et modicis inſtravit pulpita tignis,
Et docuit magnumque loqui, nitidoque cothurno.

(**) *Pollux*, L. 6. c. 16. *Iſidor*. L. 19. c. 34. *Horat*. L. 1. Sat. 5. n. 64. *Dempſt*. ad *Roſin*. L. 5. c. 8.

(***) In ſeiner Geſchichte der Kunſt des Alterthums, 1. Th. (Dreſd. 1764, gr. 4.) S. 270.

(****) *Cicero* de *Fin*. L. 3. c. 14.

dern auch das Erhabene der Schreibart in Tragödien, und auch wohl die in den Heldengedichten. Im Franz. ſagt man: chauſſer le cothurne, ſich einer erhabenen und prächtigen Schreibart bedienen, ingl. ſchwülſtig, hochtrabend ſchreiben; zur Unzeit pathetiſch ſeyn, u. d. gl. In dieſem Verſtande iſt der Ausdruck Soccus, der eine Art von Schuhen mit niedrigen Abſätzen bezeichnet, dem Kothurn entgegen geſetzt (*).

Von dem tragiſchen Kothurne, iſt eine Art Stiefeln, welche eben ſo hieß, zu unterſcheiden; dieſe ging bis auf die Hälfte der Wade, und war bey den Jägern und Jägerinnen, wie noch jezt in Italien, gebräuchlich. Diana und Bachus pflegen dieſelben zuweilen zu tragen (**).

Kotton, ſiehe Kattun, im XXXVI Th. S. 10.

Kotowzen, eine ruſſiſche Nation ungewiſſer und vermiſchter Abkunft. Als ſie im J. 1628 Rußland zinsbar wurden, waren ſie, wie die Arinzen und Aſanen, ein nur ſchwacher Stamm. Jezt ſind ſie zwar noch ſchwächer, doch aber mannſtärker, als beyde genannte Völkerreſte zuſammen genommen, daher ſie auch noch ihre eigene Sprache reden. Dieſe iſt eine pumpokoliſch-oſtiakiſche, ſehr abweichende Mundart, und auch von der arinziſchen und aſaniſchen ſehr unterſchieden, woraus man erkennt, daß ſie eben ſo irrig, als beyde leztere, den krasnojariſchen Tatarn zugezählet werden.

Sie nomadiſiren am öſtlichen Ufer des Jeniſei, zwiſchen Abakanskoi und Kanskoi Oſtrog neben den Katſchinzen, in Jurten den katſchinskiſchen völlig gleich. Katſchinskiſch iſt auch ihre Kleidung, Speiſe, Lebensart

(**) *Virg.* Ecl. 8. v. 10. *Martial.* L. 3, epig. 20. L. 5, epig. 5. v. 8. *Horat.* Art. poët. v. 280.

(*) *Virg.* Aen. L. 1, v. 141, & ad eum *Serv.* l. c. *Sidon.* Carm. II. 400. *Spanhem.* ad *Callimach.* Hymn. in Dian. v. 16.

art und ganze Verfaſſung; nur ſind die Kotowzen viel ärmer. Ihre Viehzucht mit Pferden, Hornvieh und Schafen, iſt überaus geringe, daher ſie des Winters bloß von der Jagd, ſo wie des Sommers von wilden Wurzeln und Früchten, auch Fiſchen, leben. Die Jagd iſt in ihrer waldigen Gebirggegend, beſonders wegen der guten Zobel, die unter der Benennung der kanskiſchen berühmt ſind, vortheilhaft. Mit Zobeln entrichten ſie auch in Kanskoi Oſtrog ihre Steuer (Jaſak).

Nur weige haben ſich taufen laſſen; und dieſe unterſcheiden ſich beynahe nur durch den Namen der Chriſten und einige Gebräuche, denen ſie bey der Geburt der Kinder, Hochzeiten und Begräbniſſen, nicht ausweichen können, und am Gebrauche der Hemden von dem übrigen. Dieſe ſind ſchamaniſche Heiden, welche die Gebräuche der Katſchinzen genau beobachten. Alle ſind an ihren Leibern, in Speiſen, Jurten Kleidern und der ganzen Lebensart ungemein ſäuiſch, auch äuſſerſt faul; die von Ungeziefer bisweilen faſt lebendigen Pelze, welche die Heiden auf der bloßen Haut tragen, kleben beynahe an den Schmutz derſelben.

Nur wenige Heiden haben mehr als Eine Frau, weil die Armuth ihnen zu mehrern Muth und Vermögen verſagt. Unter ihren Gebräuchen, iſt ihre Art des Winters zu ſchlafen ſeltſam. Sie legen ſich nähmlich paarweiſe um das Feuer in der Jurte, ſo, daß die Köpfe ſich gegenüber und die Beine des einen in die Arme des andern zu liegen kommen. In dieſer Stellung kehren ſie ſich auch mit einem Schwunge, der ſie nicht trennt, zugleich auf die andere Seite.

J. G. Georgi Rußland, (Lpz. 1783, gr. 4.) S. 300, f.

Köttel, ſiehe unter **Koth**, oben, S. 369.

Köttel-Hof, ſiehe **Kuttelhof**.

Kotwitz, ſiehe **Kotbus**, oben, S. 344.

Kotze, (die) ein nur noch in den gemeinen Mundarten, beſonders Oberdeutſchlandes, übliches Wort. Eine Decke, beſonders eine zotige, grobe Decke, in welchem Verſtande es in einigen Gegenden auch Kutze lautet. Im mittlern Lat. Cotzia, Cottum, Cotum, Cocinga. In Franken wird der grobe, gemeiniglich zotige Oberrock der Bauern die Kotze oder der Kotzen genannt, ſo wie im Böhm. Cozig, ein Pelzkleid heißt. Jemanden den Kotzen ſtreichen, im gem. Leben Oberdeutſchlandes, ihm ſchmeicheln; daher der Kotzenſtreicher, ein Schmeichler. Im mittlern Lat. Cozzo, Kozzus.

Es kann ſowohl der Begriff der zotigen Beſchaffenheit, als auch der Bedeckung, in dieſem Worte der herrſchende ſeyn. Im erſten Falle würde es zu Katze 5 und Köther, ein zotiger Hund, gehören; zumahl da die Kätzchen an de. Bäumen in einigen Gegenden auch Kotzen genannt werdenn Kotzet, iſt, an verſchiedenen oberdeutſchen Orten, zotig, rauch. In Anſehung der Bedeckung würde es mit Haut, Hütte, u. ſ. f. eines Geſchlechtses ſeyn. Im Böhm. iſt Küze, und in Wend. Koza, die Haut, im Engl. Coat, im Franz. Cotte, im Ital. Cotta, ein Rock, Griech Χιτων Siehe Kittel, Küſſen, Kutte, u. ſ. f. das Stammwort iſt noch in dem Hebr. כסה, bedecken vorhanden.

Siehe auch Kotzenſohn.

Kötze, (die) in einigen oberdeutſchen Gegenden, z. B. der Oberpfalz, ein Korb. Die Hühnerkötze, Miſtkötze, Tragekötze, u. ſ. f. Daher der Kötzenträger, der etwas in einem Korbe trägt.

Es gehört zu denjenigen Wörtern, welche von Kaue abſtammen, und einen jeden hohlen Raum bedeuten. Siehe Hoſe, Hotte, Hotze, Katze 8, Kietze Kaue, u. ſ. f.

Kotzenſohn, eine im Hochdeutſchen ungewöhnliche Benennung eines Hurenſohnes im verächtlichen Verſtande.

Friſch glaubt, daß damit auf den Ort der Zeugung geſehen werde, von Kotze, eine grobe Decke, ſo wie Bank-

art

art ein ſolches auf der Bank erzeugtes Kind bedeutet. Allein, da im alt. Franz. Esquocereſſe eine Hure, und im mittlern Lat. Gugucia, Escogocia und Esguogozamentum den Ehebruch bezeichnen, ſo ſteht es dahin, ob nicht in dieſem Worte ein anderer Begriff zum Grunde liegt.

Kotzen-Streicher, ſ. auf der vorhergeh. Seite.

Kötzen-Träger, ſ. eb. daſ.

Kotzen, ein nur in den niedrigen Sprecharten übliches Zeitwort, ſich erbrechen, ſich übergeben, ſpeyen. Es ahmet den Laut nach, ſo wie das mehr oberdeutſche köken, und Niederſ. kören, welche gleichfalls ſpeyen bedeuten. In den niedrigen Sprecharten hat man auch das Zeitwort kotzern, es kotzert mich, ich empfinde eine Neigung zum Erbrechen; und das Beywort, kotzerlich, es iſt mir kotzerlich.

Einige leiten das Wort kotzen von Cottabus her; ſiehe Th. XVII, S. 819. Anm.

Kotzerlich, kotzern; ſiehe im vorherg. Artikel.

Kouan, ein gelbgrüner Same aus der Levante, der von Einigen zum Carminmachen und zum Färben der Federn gebraucht wird. Siehe Chouan im VIII Th. S. 96.

Koupis, eine Art gewürfelte weiße Kattune; ſ. Coupis, im VIII Th. S. 410.

Kourbaril, Kourbaril-Harz; ſ. in C, Th. VIII. S. 411.

Koutil, Koutis; ſiehe Zwillich.

Kovend, ſiehe Kofent, im XLII Th. S. 366.

Koy, ſiehe Koje, im XLIII Th. S. 272.

1. **Kraak, Kraaken**, ein Seeungeheuer; ſiehe Kraken.

2. **Kraak**, eine Art portugieſiſcher Schiffe; ſ. Caracke, im VII Th. S. 644.

Kraam, ſ. Kram.

Kraan, ſ. Krahn.

1. **Krabate**, ſ. Krabbe.

2. **Krabate**, bey den Jägern; ſ. Cravate, im VIII Th. S. 420.

1. **Krabbe** in der niedrigen Sprechart, ein kleines ungezogenes Kind, im verächtlichen Verſtande.

Vermuthlich von krabbeln, um ſich greifen, auf Händen und Füſſen kriechen, weil man es gemeiniglich nur von kleinen Kindern gebraucht.

Im Niederſächſ. nennt man kleine herum hüpfende Kinder im Scherze **Krabaten** oder **Krawaten**, vermuthlich von eben dieſem Stamme.

In Gascogne iſt Crabot, Crabe, und in mittlern Lat. Crabote, ein junger Ziegenbock, imgl. eine junge Ziege, wo es aber wohl aus Capra verderbt iſt.

2. **Krabbe**, eine Art kliner runder Meerkrebſe ohne Scheren, welche auch Taſchenkrebſe genannt werden. ſieh unter **Krebs**.

3. **Krabbe** eine Art Flügel-Schnecken; die große Krabbe, Strombus chiragra *L*; ſ. unter Schnecke.

Krabbe, (See-) ſ, **Kraken**.

Krabben-Fänger, eine Art Eisvogel, der ſich von Krabben nährt; Alcedo rudis.

Krabben-Freſſer, eine Art Reiher; Ardea coerulea. Siehe Reiher.

Krabben-Blau, Sumpf-Aloe Stratiotes aloides L. ſ. **Waſſerfeder**.

Krabben-Schnecke, Strumbus lambis *L*. eine Art Flügel-Schnecken; ſ. unter Schnecke.

Krabben-Spinne, ſ. unter Spinne.

Krabel an der Wand, eine Benennung des eislebiſchen Bieres; ſ. Th. V. S. 19.

Krabbeln, iſt eigentlich das Iterativum und Diminutivum von krauen.

1. Als ein Neutrum, mit dem Hülfsworte ſeyn, auf Händen und Füßen mühſam kriechen, im gem. Leben. Die Kiender krabbeln auf der Erde herum. Die Maden krabbeln in dem Käſe. Fr. grouiller.

2. Als ein Activum, mit den Spitzen der Finger locker begreifen, mehrmahls berühern, gelinde kratzen; gleichfalls nur im g. L. Jemanden krabbeln. Im Niederſ.

derſ. kraulen, krabbeln. Ital. grappare. grappeggiare. Fr. manier, tàtonner. Siehe Griefen, im XX Th. S. 7, und Krauen.

Kräbe, (die) ein nur in einigen oberdeutſchen Gegenden, beſonders in Franken, übliches Wort, einen Korb zu bezeichnen, der im Oeſtreichiſchen auch Krächze, Kräze, genannt wird. Die Miſtkräbe, ein Korb, worin der Miſt in die Weinberge getragen wird; die Steinkräbe, Steine darin zu tragen. Siehe Kräze 1.

Krach, ein Wort, welches denjenigen hohlen und aus mehrern Abſätzen beſtehenden Schall nachahmet, welchen ein großer Körper macht, wenn er bricht. Siehe Knall, im XLI Th. S. 171.

Daher der Krach, dieſer Schall, welcher im Oberdeutſchen der Kracher genannt wird. Einen Krach thun, von ſich geben, krachen. Im Dän. Krak. Siehe Krachen. Bey den ſchwäbiſchen Dichtern iſt Krac, der Riß.

Krach-Baum, Juſticia hyſſopifolia *L* ſ. im XXXI Th. S. 858.

Krach-Mandel, ſ. Knackmandel, im XLI Th. S. 169, und Krachen.

Krache, (die) ſ. Krack.

Krachen, iſt in doppelter Geſtalt üblich.

1. Als ein Neutrum, mit dem Hielfsworte haben, denjenigen Schall, welchen das Wort Krach nachahmet, von ſich geben; L. inter frangendum crepare, fractura crepitum edere, dare fragorem, crepitare; Fr. craquer, faire crac. Das Eis kracht, wenn es auf großen Flüſſen oder Seen plötzlich Riſſe bekommt; L. glacies cum fragore diſſilit, cum crepitu rumpitur; Fr. la glace craque. Ein Haus kracht, wenn es einſtürzt. Das Feuer kracht, wenn es viele trockene Dinge ergreift und verzehrt, Fr. le feu petille. Grobes Geſchütz kracht, wenn es abgefeuert

feuert wird, u. ſ. w. Krachen laſſen, im gem. L. los ſchießen, auch von kleinen Gewehren. So ſagen z. B. die Jäger: da es mir zu Geſichte kam und ſchußmäßig war, ließ ich krachen.

Daher das Krachen, dieſer Schall und die Hervorbringung deſſelben. Das Krachen der Dornen unter den Töpfen, Pred. 7, 7. Die Himmel werden zergehen mit großen Krachen, 2 Petr. 1, 10 L. Fragor, Crepitus. Fr. Bruit, Croc, Fracas.

2. Als ein Activum, mit Hervorbringung dieſes Schalles öffnen, zerbrechen, in welcher Bedeutung es doch im Hochdeutſchen ungewöhnlich iſt. Im Ober- und Niederdeutſchen ſagt man Nüſſe krachen, für knacken; daher man die Knakmandeln daſelbſt auch Krachmandeln nennt. Im Franz. iſt croquer, harte und trockene Sachen mit einem Geräuſche zerbeißen. Siehe Knappen, im XLI Th. S. 184.

In der erſten Form bey dem Strycker chrachen, im Niederſ. kraken, im Angelſ. cearcian, im Eng. krak, im Franz. craquer, im Dän. krakke, im Griech. κρεκειν. Es iſt eine ſehr genaue Nachahmung des Schalles ſelbſt, und von brechen theils in der Intenſion, theils in dem gröbern Laute, verſchieden; brechen wird von kleinen Körpern, krachen aber von größern Maſſen gebraucht, obgleich das erſtere in der erſten Bedeutung des Schalles veraltet iſt. Im Niederſächſ. hat man auch das Iterativum krakeln, oft krachen, und figürlich, den Einſturz drohen. Nach einer ſonderbaren Figur kommt krachen bey den ſchwäbiſchen Dichtern für ſeufzen vor. Nach der min herze krachet, Graf Kraft von Toggenb. Siehe Krächzen.

Kracher, ſ. Krach.

1. **Krächzen**, das Intenſivum von kriechen, welches aber im Hochdeutſchen unbekannt iſt. Man braucht es unter andern in Bayern, wo es auch kräxen lautet, und für klimmen, klettern, gebraucht wird.

2. **Krächzen**, das Intenſivum von krachen, ſo fern es ehedem auch einen lauten Seufzer von ſich geben bedeutete,

tete, vielleicht auch von krähen. Es ahmet den ſtarken, rauhen Schall nach, welchen gewiſſe Thiere, und zuweilen auch die Menſchen, bey ſchwerer Arbeit, u. ſ. f. durch den Hals von ſich geben, und bedeutet dieſen Schall von ſich geben; L. gemitun raucum edere, anhelare gutture rauco. Die Raben, die Krähen krächzen, von denen man auch krakſen ſagt, L. cornicari, Fr. croaſſer. Das Krakſen der Raben, das Rabengeſchrey, L. Crocitato, Crocitus, Fr. Croaſſement. Das Krächzen, L. anhelationis raucitas. An einigen Orten drückt man auch das Grunzen der Schweine durch krächzen aus. Einen etwas gröbern Schall bezeichnet man mit kröchzen, obgleich dieſer Unterſchied, der ein wenig in das Kleine geht, ſo genau nicht beobachtet wird. Krächze, du Tochter Zion, wie eine in Kindesnöthen, Miha 4, 10. Auch für eine ängſtliche Art des Huſtens wird im gem. Leben krächzen und kröchzen gebraucht; und heftig ſeufzen heißt im verächtlichen Verſtande krächzen.

Es iſt eine genaue Nachahmung des Schalles, daher es es auch in mehrern Sprachen angetrofen wird. Im Poln. bracze, gruchoce, im mittlern Lat. cracare, graccitare, im Griech. κραζειν Im Franz. wird croaſſer, croaſter, im mittlern Lat. croaſtare, im Lat. crocitare, von dem Raben, und im Böhm. chrochecti von dem Grunzen der Schweine gebraucht. Kreiſchen, kreiſſen, Krakeel, kratzen, u. ſ. f. drücken verwandte, aber doch noch hinlänglich unterſchiedene Arten des Schalles aus. Siehe Krähen.

Krächzen, (der) im Oeſtreichiſchen ein Korb. Siehe Krätze 1.

Krack, (der) ein in den gemeinen Mundarten einiger Gegenden übliches Wort, eine Höhle zu bezeichnen In dieſem Verſtande kommt es zuweilen im Bergbaue vor. In der Schweiz iſt de Krache, dem Friſch zu Folge, ein tiefes Thal.

Im

Im Berglaue hat man auch das Beywort kräckig, mit Höhlen und Klüften verſehen. Ein kräckiges Gebirge.

Es gehört zu den Wörtern Kruke, Krug, u. ſ. f. welche überhaupt einen hohlen Raum bedeuten, und ſcheint von krachen abzuſtammen, ſo fern es, ſich mit einem lauten Schalle öffnen, bedeutet. Nimmt man aber die Verwandlung des Gaumenlautes in das f an, welche nicht ungewöhnlich iſt, ſo würde es mit dem Schwed. Kraft, eine Höhle, unmittelbar zu Gruft und Grab gehören. Für unſer folgendes Kraft, ſagen die Niederdeutſchen Kracht.

1. Kracke, Vogdwicke, Vicia Cracca *L*; ſ. Wicke.

2. Kracke, (die) ein nur in den niedrigen Sprecharten übliches Wort, ein ungewöhnlich kleines Ding ſeiner Art im verächtlichen Verſtande, und dann figürlich, ein ſchlechtes Ding ſeiner Art zu bezeichnen. So pflegt man ſowohl ein kleines ſchlechtes Pferd, L. Equus ſtrigoſus, macilentus, coriaginoſus, als auch ein ungezogenes Kind, im gem. Leben eine Kracke zu nennen. Im Nederſ. bedeutet es auch ein baufälliges ſchlechtes Haus.

Im Franz. iſt Criquet ein kleines elendes Pferd. Im Schwed. iſt krak, und im Isländ. Hrak, Ausſchuß, Wrack Brack, welches aber zu einem andern Stamme, nähmlich zu hrekja, wegwerfen, gehört.

Unſer Kracke iſt mit kriechen, dem Isländ. kregd, klein geringe, und dem alten Lat. craceo des Ennius, ich bin klein, dünn, verwandt, von welchem leztern die ſpätern Lateiner ihr gracilis haben. Sie auch Krank.

Kräckig, ſ. Krack.

Kracksen, ſ. Krächzen.

Kraft. 1. In engerer und eigentlicherer Bedeutung der Grund der Bewegung, was eine Bewegung hervor bringen oder hindern kann, und ſolche wirklich hervor zu bringen oder zu verhindern bemühet iſt.

(1) Im eigentlichſten Verſtande von lebendigen Geſchöpfen. Viele Kraft in ſeinen Armen haben.

Er

Er hat keine Kraft mehr zu ſprechen. Dazu reicht meine Kraft nicht hin. Da die bewegende Kraft in jedem Körper nur eine iſt, ſo hat es in dieſer Bedeutung eigentlich auch keinen Plural. Allein, da es verſchiedene Arten der Bewegung gibt, ſo legt man ihnen im gem. Leben auch häufig einen eben ſo ſehr verſchiedenen Grund bey, und daher kommt es, daß es in dieſer und der folgenden Bedeutung häufig im Plural gebraucht wird, den Grund der natürlichen Bewegungen in den thieriſchen und beſonders menſchlichen Körpern zu bezeichnen. Aus allen Kräften arbeiten, laufen, ſchreyen, u. ſ. f. Alle ſeine Kräfte anſtrengen, anwenden. Speiſen, welche Kräfte geben. Meine Kräfte nehmen ab. Er iſt noch bey ziemlichen Kräften. Die Kräfte verlieren, an Kräften abnehmen. An Kräften zunehmen. Wieder zu Kräften kommen, auch figürlich, wieder zeitliches Vermögen erlangen. Ueber ſeine Kräfte arbeiten. Seine Kräfte verſuchen. Das iſt über meine Kräfte, auch in weiterer Bedeutung, über mein Vermögen, über die Kräfte meines Geiſtes. Seine Kräfte noch beyſammen haben.

Bey einem lebloſen Körper findet der Plural nur alsdann Statt, wenn die Kraft in mehr Körpern gedacht wird. Die todte Kraft, in der Mechanik, welche keine wirkliche Bewegung hervor bringt, welche in Ruhe iſt, oder an der die Bemühung zur Bewegung nicht merklich iſt. Die lebendige Kraft, deren Bemühung zur Bewegung merklich iſt. Die ausdehnende Kraft eines Körpers, die magnetiſche Kraft, die widerſtehende Kraft, Vis inertiae, u. ſ. f. Das Schießpulver hat, wenn es ſich entzündet, eine unglaubliche Kraft. Zwey Kräfte, welche einander im Gleichgewichte halten, heißen todte Kräfte. In engerer Bedeutung iſt in der Mechanik die Kraft, die bewegende Kraft, zum Unterſchiede von der Laſt,

d. i. der entgegen geſetzten Kraft, welche die Bewegung hindert.

(2) Figürlich wurde dieſes Worte ehedem von einem Kriegesheere gebraucht, wofür jezt Macht üblich iſt. In welcher Bedeutung Chraft ſchon bey dem Strycker für Kriegesheer vorkommt. Der Ausdruck mit Heeres Kraft, d. i. mit einem zahlreichen Kriegesheere, kommt noch in den Schriften des vorigen Jahrh. häufig vor, iſt aber gleichfalls veraltet, ſo wie in der bibliſchen Bedeutung, wo es einige Mal für mächtige, mit großer Kraft begabte Geſchöpfe gebraucht wird.

2. In weiterer Bedeutung, der Grund gewiſſer Veränderungen in einem Dinge; wozu alſo nicht nur das Vermögen und die Fähigkeit gehört, ſolche Veränderungen zu verurſachen, ſondern auch das Beſtreben darnach.

(1) Ueberhaupt. Gott erhält die Welt durch ſeine unendliche Kraft. Die Kräfte der Natur haben noch nicht abgenommen. Die Seele hat eine Kraft zu denken, zu wollen, ſich zu erinnern, u. ſ. f. Die obern Kräfte der Seele, die untern Kräfte. Die Einbildungskraft, Erkenntnißkraft, Erinnerungskraft, Bewegungskraft, u. ſ. f.

(2) Beſonders, wo es ſo viele Arten von Kräften gibt, als es Veränderungen gibt. Im gem. Leben hat eine Speiſe Kraft oder Kräfte, wenn ſie viele nährende Theile hat. In der Arzeneykunde hat ein Ding eine Kraft oder Kräfte, wenn es ein mit Beſtreben verbundenes Vermögen beſitzt, Veränderungen, und in engerer Bedeutung heilſame Veränderungen in dem thieriſchen Körper hervor zu bringen. Die Heilkräfte einer Arzeney. In der Moral legt man dem Worte Gottes, einer Lehre, einem Vortrage, Kraft bey, wenn ſolche ein beſtrebendes Vermögen haben,

auf

auf den Willen zu wirken, Veränderungen in dem menſchl. Geiſte hervor zu bringen. Bey den Rechtsgelehrten geht ein Urtheil in ſeine Kraft, wenn es vollzogen werden kann und muß; ſiehe Rechtskräftig. Und ſo in andern Fällen mehr.

Dahin gehört auch der adverbialiſche Gebrauch dieſes Wortes, wo es mit der zweyten Endung für vermöge ſteht, und von Gottſched irrig zu einer Präpoſition gemacht wird. Kraft meines Verſprechens; Kraft der Geſetze; Kraft des mir aufgetragenen Amtes, nicht, wie es wohl zuweilen heißt, Kraft meines tragenden Amtes. Im Oberd. iſt dafür in Kraft üblich.

3. In noch weiterer Bedeutung, wird es ſowohl im gem. Leben, als auch in den Wiſſenſchaften, häufig von dem bloßen Vermögen, eine Bewegung, und in weiterer Bedeutung, eine Veränderung hervor zu bringen, gebraucht, wenn gleich ſolches mit keiner Bemühung, dieſes Vermögen zu äuſſern verbunden iſt. Daher ſagt man, die Kraft einer Seele, die Kräfte der Arzeney, u. ſ. f. auch wenn ſie im Stande der Ruhe ohne ein wirkſames Beſtreben gedacht werden.

Bey dem Kero Chraft, der es aber auch für Tugend gebraucht, doch vermuthlich nach einer buchſtäblichen Ueberſetzung des Lat. Virtus; bey dem Ottfried Kraft, bey dem Notker und Willeram Chraft, im Niederdeutſchen nach der nicht ungewöhnlichen Verwechſelung des f und ch, Kracht, wie achter für after, Lachter für Klafter, bey den ſchwäbiſchen Dichtern gleichfalls Kraht, im Dän. und Schwed. Kraft. Da alle abſtracte Bedeutungen in allen Sprachen Figuren ſinnlicher Bedeutungen ſind: ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß dieſes Wort von greifen, mit den Händen faſſen, abſtammet, ſo wie das Niederdeutſche Kracht, zunächſt von kriegen, in eben dieſer Bedeutung herkommt. Kraft würde alſo eigentlich den Griff, oder einen derben ſtarken Griff bezeichnen, welches mit deſſen erſten Bedeutung der körperlichen Stärke gut überein kommt, und zugleich den Nebenbegriff der Be-

mühung, des Beſtrebens, erläutert. Es finden ſich auch Spuren, daß Kraft wirklich in dieſer Bedeutung gebraucht worden iſt; wenigſtens kommt dreykräftig in ältern Schriften mehrmals für dreyzackig vor. Im Walliſ. bedeutet cryf, ſtark, im Isländ. kröfr, robuſt, im Angelſ. und Engl. Croeft die Kunſt, im Schwed. kryg, kräftig, ſtark. Das Griech. Κρατος, die Kraft, Macht, und das Lat. crudus, für ſtark, kräftig, cruda Deo viridisque ſenecta, Virgil. gehören gleichfalls dahin, und kommen dem Niederdeutſchen Kracht nahe, wo nur der Hauchlaut eingeſchoben worden iſt. Siehe Kriegen 2.

Siehe auch Macht. Stärke.

Kraft-Brühe, eine kräftige Brühe oder Suppe, im gem. Leben, die Kraftbouillon, Kraftſuppe. In engerer Bedeutung eine kräftige Fleiſchbrühe, in welcher die nährende Kraft des Fleiſches concentrirt worden iſt. Siehe Conſommé, im VIII Th. S. 328; im XIV. Th. S. 209. und im XLI. Th. S. 540.

Kraft-Farn, ſ. Milzkraut.

Kraftmehl, das feinſte Weizenmehl, welches ohne Mühle bereitet wird, und die Kraft des Weizens in ſich vereinigt; Stärkmehl, an einigen Orten Schönmehl. Siehe unter Mehl.

Kraft-Nüßchen, ſ. Pinie.

Kraft-Stein, ſ. Kragſtein.

Kraft-Suppe, ſ. Kraftbrühe.

Kraft-Wurzel, eine Benennung: 1. des im XVII. Th. S. 304, f. beſchriebenen herzblätterigen Gemſenkrautes, Doronicum pardalianches *L.*

2. Der im XVIII. Th. S. 539, fgg. beſchriebenen Ginſeng, Panax quinquefolium *L.*

3. Der Tuſſilago Petaſites *Linn*; ſiehe Peſtilenzwurzel.

Kräftig, (*) viele Kraft habend.

1. In

(*) Bey dem Ottfried kreftig, der es auch für ſtark und mächtig braucht; im Niederdeutſchen krachtig.

1. In der erſten Bedeutung des Hauptwortes, von körperlichen Kräften, in welcher es doch nicht mehr gebraucht wird. Sie ſind kräftig worden aus der Schwachheit, Ebr. 11, 34.

2. In der zweyten Bedeutung des Hauptwortes, wo es doch nur in verſchiedenen beſondern Fällen gebraucht wird, einen beträchtlichen Grad des Vermögens habend, gewiſſe Veränderungen hervor zu bringen, und dieſen Grad des Vermögens andern mittheilend, auch in der weiteſten Bedeutung, des bloßen Vermögens ohne deſſen Aeuſſerung. Kräftige Speiſen; kräftige Brühen, welche Kraft haben und gewähren. Eine kräftige Arzeney, welche den Grund einer vortheilhaften Veränderung in dem thieriſchen Körper enthält. Ein kräftiger Wein. Eine kräftige Fürbitte, welche ihre Abſicht erreicht, die verlangte Wirkung thut. Eine kräftige Wahrheit, welche Einfluß auf den Willen anderer hat. In den Rechten, iſt kräftig ſo viel als gültig, und unkräftig, ungültig. Der Contract iſt nicht kräftig.

In der Malerey, iſt ein kräftig gemaltes Bild, Fr. vigoureux, welches einen ſtarken vortheilhaften Eindruck auf das Auge macht, wo die Lichter ſtark ſind, und die Schatten die Gegenſtände gehörig abründen.

Man muß ein nachgedunkeltes Gemälde (d. i. welches durch einen natürlichen Fehler der Farben dunkel geworden iſt,) von einem kräftig gemahlten unterſcheiden. Das erſte iſt ein ſchlechtes Gemähldе, welches aus Mangel der Wahl, der Brechung oder Miſchung der Farben, alſo geworden iſt; dieſes iſt alsdann eine Nachläſſigkeit des Malers, wenn das Gemälde von einem großen Meiſter iſt. Dieſes Schwarze oder Dunkle kann auch von der Ungeſchicklichkeit ſowohl in der Miſchung als auch in dem Auftrage der Farben herkommen. Die gequälten Farben ſind dieſem Fehler am meiſten ausgeſetzt. Unwiſſende nehmen gemeiniglich ſchwarz gewordene Gemälde für kräftig gemalte; weil ſie dieſes Schwarz für ſtarke Schatten halten.

Viele niederländiſche Mahler verfallen in das Schwarze, ſo, daß man in ihren Schatten faſt nichts unterſcheiden kann. Die Italiäner verfallen in das Braune, welches oft ihre Gemählde kräftiger, und ihren Pynſel markiger macht. Allein, die Natur iſt niemals auſſerordentlich ſchwarz, noch braun, und das Kräftige (Vigueur) eines Gemähldes hat ſeinen Grund nicht in einer übertriebenen Farbe, welche auf keine Art entſchuldiget werden kann, auch nicht einmal in Nacht-Stücken, wo die Handlungen bey Mondſchein, oder bey einem brennenden Lichte, vorgehen. Der Maler muß alsdann ſeine Geſchicklichkeit in den Wiederſcheinen zeigen, vermittelſt welcher der Anſchauende die Umriſſe der Gegenſtände unterſcheiden kann.

Die meiſten Gemählde der größten Künſtler haben ihre Harmonie durch das Dunkle, welches die Länge der Zeit verurſacht hat, verloren. Kaum urtheilen wir heut zu Tage in vielen ihrer Werke von der Zeichnung und von der Schönheit des Pinſels im Hellen. Man iſt faſt allemal genöthigt, dieſe Harmonie voraus zu ſezen.

Ein hell gehaltenes Bild druckt die Lichter mit mehr Wahrheit aus. Die Schatten ſind wahr, ohne übertrieben zu ſeyn; das Auge verweilt ſich auf denſelben mit Vergnügen. Dieſe Manier, welche in der franzöſiſchen Schule gewöhnlicher, als in andern iſt, macht, daß man das Schwarze, welches der Malerey ſo ſchädlich iſt, am leichteſten vermeidet.

Das Oehl macht die Farben ſo gar auf der Palette ſchon dunkel, und verdunkelt ſie immer mehr und mehr, nachdem ſie aufgetragen worden ſind. Ein geſchickter Maler hat alſo nichts zu befürchten, wenn er ſeine Gemählde hoch hält und hell malt; die Stärke und Kraft werden unter ſeinen Händen nichts dabey verlieren, und die Harmonie wird ſich deſto länger in ſeinen Werken erhalten. Allein, dieſen Endzweck zu erreichen, muß er bey der Wahl und bey dem Abreiben der Farben die gehörige Aufmerkſamkeit und Sorgfalt beobachten.

Kräftigen, Kraft geben, ein im Hochdeutſchen veraltetes Wort. Gott wird euch kräftigen, 1 Pet. 5, 10.

Zu bekräftigen iſt es noch im figürl. Verſtande üblich, ſo wie deſſen Stammwort kräften in entkräften auch noch im eigentlichen Sinne gebraucht wird.

Kraftlos, der Kraft beraubt, keine Kraft habend, in allen Bedeutungen des Hauptwortes. Die Mächtigen werden kraftlos, Hiob 34, 20. Eine kraftloſe Arzeney. Kraftloſe Speiſen. Das Vieh wird aus Mangel des Futters kraftlos. Ein kraftloſer Fluch. Etwas kraftlos machen, ungültig.

Siehe Unkräftig, welches noch in einigen Stücken davon verſchieden iſt.

Kraftloſigkeit, die Eigenſchaft, da ein Ding kraftlos iſt. Die Kraftloſigkeit eines Vortrages, eines Contractes, u. ſ. f.

Krag-Stein, Ancon Cantherius; Ital. Ancone, Carella, Cartella, Menſola; Fr. Conſole, Tas de charge, in der Baukunſt, ein mit Bogenrollen zierlich bearbeiteter Stein, der (und zwar gemeiniglich mehr mit ſeiner obern, als mit ſeiner untern Seite) aus einer Mauer hervor raget, um z. B. einen Kranz (Corniche), oder ein anderes Simswerk, oder den Fronton über einem Fenſter, oder Vaſen ꝛc. zu tragen; Fig. 2714. An einigen Orten der Kraftſtein, Balkenſtein, Nothſtein, Käpfer, Kopf, Kopfſtein. Daher auch eine ſtarke viereckige Stange Eiſen, die man in der Mauer verſtreicht, und die aus der Mauer heraus ſteht, um eine Saumſchwelle oder ſonſt ein großes Stück Holz zu halten, figürlich ein Kragſtein, Fr. Corbeau, genannt wird.

In der Säulenordnung iſt ein großes Glied in dem Hauptgeſimſe der römiſchen und korinthiſchen Ordnungen, welches den Kopf eines über die Mauer hervor ragenden Balkens vorſtellt.

Im Böhm. Kranſtein. Von ragen, hervor ragen, mit vorgeſetztem Gaumenlaute. Siehe Kragen, Ragen, und Raub.

Der Gebrauch der Kragſteine, oder Conſolen, hat einen doppelten Urſprung. Sie werden entweder gebraucht, um weſentliche Theile eines Gebäudes, dergleichen weit ausladende Geſimſe ſind, zu unterſtützen, oder nur einzeln, zur Zierrath oder Bequemlichkeit, an eine Wand zu ſetzende Dinge zu tragen.

Von der erſten Art trifft man bisweilen die großen Kragſteine an ioniſchen oder korinthiſchen Frieſen an, die den Kranz des Gebälkes tragen. In eben dieſer Abſicht ſetzt man ſie auch unter die Fenſterbänke, oder unter die Geſimſe, die von oben den Fenſtern zur Bedeckung dienen. Wenn ihre Ausladung größer iſt, als die Höhe, ſo bekommen ſie im Franzöſiſchen den Namen Corbeaux. In dieſen Fällen ſind ſie als verzierte Köpfe der hervor ſtehenden Balken anzuſehen, ſo wie die Dreyſchlitze (Triglyphe) am doriſchen Frieſe; ſ. Th. IX. S. 629, fgg. Sie werden ſo bearbeitet, daß ſie oben, wo die Laſt darauf liegt, breit und zum Tragen geſchickt, unten aber, gegen die Wand zu, ſchmal auslaufen. Sollen ſie recht zierlich ſeyn, ſo läßt man die obere Bauchung gegen die Wand in eine Volute auslaufen, und ſo wird auch die Aushöhlung von unten in kleine Volute gedrehet. Auſſerdem aber wird in ganz reichen Gebäuden noch Blumen- und Laubwerk daran geſchnitzt. Man ſetzt ſie auch inwendig in prächtigen Zimmern an Deckengeſimſe, die nach Art eines Gebälkes gemacht ſind, und vergoldet ſie alsdann zu mehrerer Pracht.

Wo ſie, zum andern Gebrauch, an glatte Wände geſetzt werden, um Uhren, Vaſen oder Büſten zu tragen, da giebt man ihnen insgemein eine unten zugeſpitzte Form. Das Uebrige ihrer Zeichnung, Form und Verzierung

zierung überläſſet man dem Geſchmacke oder Eigenſinne der Bildhauer, die bey Zeichnung der Conſolen auf tauſenderley Art ausſchweifen.

Die vornehmſten Arten der **Kragſteine** oder **Conſolen**, ſind folgende.

Conſole arraſée, ein Kragſtein, deſſen ſchneckenförmige Rollen nicht höher hervor ſtehen, als ſeine Seiten.

Conſole gravée, ein Kragſtein mit Schlitzen oder ausgeſchnitzten Vertiefungen.

Conſole avec enroulemens, ein Kragſtein, welcher unten und oben mit Schnecken verſehen iſt.

Conſole avec encorbellement, ein Kragſtein, über welchem ein Vorſprung iſt, d. i. ein weit hervor ragender Kragſtein, der einen Balcon trägt, und der mit Bogenrollen, Schnecken, Reiſen und andern Zierrathen verſehen iſt. Dergleichen Verzierungen unterſcheiden einen ſolchen Balconkragſtein von einem Corbeau, der nur ein ſimpler und unverzierter Kragſtein eines Balcons iſt.

Conſole coudée, ein **winkeliger Kragſtein**, d. i. der in ſeiner herumlaufenden Rundung durch einen Winkel oder geraden Abſatz unterbrochen wird.

Conſole plate, ein **platter Kragſtein**, d. i. der ziemlich ſimpel, nach Art der Sparrenköpfe gemacht iſt, nur daß er Schlitze hat, oder auch mit Kälberzähnen, Küg[e]lchen, u. d. gl. verſehen iſt.

Conſole rampante, ein **kriechender Kragſtein**, d. i. welcher dem Hange oder Abfalle eines ſpitzigen oder runden Giebeldaches folgt, um das Simswerk deſſelben zu tragen.

Conſole renverſée, ein **umgekehrter** oder **geſtürzter Kragſtein**, d. i. der ſeine größte Schneckenwindung unten hat, und zu einer unmerklichen Verbindung (adouciſſement) der Zierrathen dient.

Kragſteine bey **Verzierung der Kamine**, ſ. im XXXIII. Th. Fig. 1801 d.)

Die Schieferdecker nennen **Kragſteine**, Stücke von einem Schieferſteinfelſen, die man in einem Winkel des Steinbruches als einen Aerker her-

vor ſtehen läßt, damit man eine Leiter darauf ſtellen könne.

Krägelchen, ſ. im folg. Artikel.

Kragen, (der) ein Wort, welches theils den Begriff der Hervorragung, theils der krauſen Hervorragung, theils aber auch den Begriff der Vertiefung, der Höhle, hat, aber nur noch in einigen Fällen gebraucht wird.

1. Der bloßen Hervorragung, wo es nur noch in dem zuſammen geſetzten Kragſtein üblich iſt, und zunächſt zu dem Zeitworte ragen gehört, welches hier nur den gewöhnlichen Gaumenlaut angenommen hat. Siehe oben, S. 439.

2. Verſchiedene Arten hervorragender Kleidungsſtücke um den Hals, haben, von alten Zeiten her, den Namen der Kragen geführt, welche aber, ſo wie alle Kleidungsſtücke, durch die Mode gar ſehr abgeändert worden ſind

So war der breite Saum am Hemde, welchen man nachmals über das Kleid heraus legte, und ihn endlich gar kraus machte, unter dem Namen des Kragens bekannt; Halskragen, Hemdkragen, oder Queder, L. Collare, Fr. Col de chemiſe. Von deſſen Verfertigung, ſ. Th. XXIII, S. 5, fgg.

Mit der Zeit machte man ein eigenes Stück daraus, welches den Hals in Geſtalt eines Rades umgab, viele krauſe Falten hatte, und noch heut zu Tage bey den Spaniern, (daher er der ſpaniſche Kragen genannt wird,) auch an vielen Orten von den Geiſtlichen (Prieſterkragen, Ueberſchlag), ſo wie noch an einigen von den Rathsherren und Rechtsgelehrten bey den Gerichten (Richterkragen, Advocatenkragen) getragen, und auch die Krauſe, Halskrauſe (an einigen Orten gar ein Gekröſe) genannt wird; ſ. Th. XXI, S. 302. Fr. Collet, Rabat. Eine Art Kragen, die mit Eiſendraht oder mit untergelegtem Pappen=

pendeckel ſteif gemacht waren, nannte man in Frankreich einen ſteifen Kragen, Fr. Collet montè (*).

Eine andere Art der Kragen, welche geiſtliche Perſonen an vielen Orten tragen, beſteht in zwey länglich viereckigen Läppchen, welche um den Hals gebunden, und auch das Läppchen genannt werden; Krägelchen, Fr. petit collet. Sie werden von Battiſt oder Klar gemacht. Die Feldprediger in den kön. preuß. Staaten haben dergleichen blaue. Der Abbès in Frankreich Krägelchen, ſind von ſchwarzem Flor.

Friſch ſchreibt: „Anfänglich, da man in den kalten Gegenden nicht mehr mit bloßem Hals gehen wollte, machte man einen breiten Saum oben an das Hemd, limbus linteus circa collum. Dieſer breite Saum wurde bald etwas kraus gemacht, daß er über das Kleid mußte gelegt werden, und die Breite deſſelben hat ſo zugenommen, daß er nicht mehr am Hemde feſt bleiben konnte, ſondern mußte beſonders angelegt werden, wie man in einigen großen Städten an Kirchen und Rathsperſonen annoch ſieht, daß er über die Achſeln hinaus ſteht wie ein Rad; collare linteum criſpatum. Die ſpaniſche Mode behielt dieſes breite Halsquęder, wie es im Niederdeutſchen heißt, zwar ungekräuſelt, aber in der Breite gab ſie den breiten Kröſen oder Kragen nichts nach, und wurde noch mit einem Spitz- oder Kantenſaum geziert; collare Hiſpanicum amylatum. Einige haben aus Modeſtie oder auch Bequemlichkeit, nur die beyden Enden vom Hemdkragen über den Rock heraus gelegt; collare dependens duobus angulis acutis; andere haben aus dieſen collaribus triangularibus viereckige gemacht, collaria dependentia quadrata, die man auch beſonders anlegen

(*) Da nun ſolche Kragen in Frankreich längſt aus der Mode gekommen ſind, ſo ſagt man heut zu Tage ſprichwortsweiſe: cela eſt du temps des collets montés, dies iſt noch von der Zeit her, da man ſteife Kragen trug, d. i. längſt aus der Mode; altväteriſch; vulgo von Olimszeiten her. Man ſagt auch im figürl. Sinne: cela eſt collet montè, das iſt altväteriſch, gothiſch; es kommt ſteif und gezwungen heraus. Cet homme, cette Dame &c. eſt un vrai collet montè, dieſer Mann, dieſe Dame ꝛc. haben in ihrer Tracht und Manieren ein ſteifes Weſen; oder auch: ſie haben ſich eine affectirte, gezwungene Ernſthaftigkeit angewöhnt, u. d. gl.

legen muß, und Ueberſchläge nennt, dabey ſowohl mit der Größe, als mit der Figur, und mit dem Saum deſſelben viel ſeltſame Veränderungen bisher vorgenommen, daß ein gewiſſer Auctor, der ein Buch geſchrieben, das er den Hoſenteufel genannt (*), wohl einen Nachfolger bekommen ſollte, ſo er den Kragenteufel könnte nennen“.

Aus dieſen Arten von Kragen entſtanden die Kragen auf den Mänteln und Oberröcken, den Hals damit im Nothfalle zu bedecken (Rockkragen).

Zur Zeit der Königinn Eliſabeth, trug man in England, eine Art Wamms mit einem ſo ungeheuer großen, wegſtarrenden Kragen, daß man, wenn ſie bis oben hinauf zugeknöpft waren, die Umſtehenden kaum ſehen konnte. Freund! ſagte daher einmal ein Geiſtlicher, dem ſein Schneider eben ein ſolches Wamms anprobiert hatte, greif in meine Taſche, und befriedige dich ſelbſt, denn wir werden einander wohl nie wieder ſehen!

Das Frauenzimmer hat einen gekrauſeten Halskragen von Band oder Blonden, Fr. Fraiſe.

Eine andere Art von Kragen, der in einem zierlich formirten, zuſammen gereiheten Umhange und Ueberſchlage beſteht, den das Frauenzimmer über den Hals und die Schultern legt, heißt Fr. Collet. Man macht ſie von vielerley Art und Geſtalt, mit oder ohne Capuchon, von ſchwarzem Sammet, gefüttert und ungefüttert, und zwar das erſtere mit weißem oder buntem Atlaß, auch mit Rauchwerk, theils lang herunter hängend, theils rund; beyde Arten werden auch von Flor, Kanten, Atlaß ꝛc. verfertigt, und mit Kanten beſetzt. In Augsburg trägt das vornehme Frauenzimmer weiße breite Spitzenkragen, die aus Einem Stücke geklöppelt ſind, und hinten über den Rücken hinunter tiefer, als von vorn her, herab hängen. In Nürnberg ſind ſie von weißer Leinwand geſchnitten, und mit Spitzen friſirt. Das Frauenzimmer trägt daſelbſt auch dergleichen von ſchwarzen Spitzen mit goldenem Nompa-

reille

(*) Siehe im XXV. Th. S. 212.

reille geziert. Das ſalzburgiſche Frauenzimmer trägt doppelte Kragen, deren unterſter von weißer feiner Leinwand mit einer breiten weißen Spitze umkräuſelt, der oberſte aber, welcher darüber liegt, von lauter ſchwarzen Spitzen iſt. Die Kragen, welche ehrbare Matronen an etlichen Orten in Sachſen noch zu tragen pflegen, ſind von ſchwarzem Sammet, Atlaß, Taffet oder andern Zeugen geſchnitten, und mit ſchwarzen Spitzen, Borten, Nompareillen, oder andern Zierrathen beſetzt und bebrämt. Der Hallorenweiber Kragen ſind von weißem Neſſeltuch, und um und um mit Spitzen beſetzt. Siehe auch Palatin, und in den Supplem, Halstuch.

Der Ringkragen der Officiere iſt aus dem Kragen an den ehemahligen Panzern entſtanden. Siehe dieſes Wort.

Im Schwed. Krage; im Dän. mit verändertem Suffixo Krave. Es ſcheint, daß auch hier der Begriff der Hervorragung der herrſchende iſt; da indeſſen dieſe Art der Kleidungsſtücke allemal am Halſe befindlich iſt, ſo kann das Wort hier auch als eine Figur der folgenden 4ten Bedeutung angeſehen werden.

3. Im gem. Leben, beſonders Niederſachſens, führt das Gekröſe der geſchlachteten Thiere, inſonderheit der Kälber und Lämmer, den Namen Kragen, und im Franz. Fraiſe. Und man verſteht hierunter nicht nur das Meſenterium dieſer Thiere, (oder das eigentliche Gekröſe, d. i. die zwiſchen den Därmen liegende glatte, fette, mit vielen Falten verſehene doppelte Haut,) ſondern auch die kleinen krauſen dünnen Därme ſelbſt.

Wenn man die Suffixa wegnimmt, ſo gehört es in dieſer Bedeutung unmittelbar zu dem Worte kraus, welches wieder zu dem Geſchlechte der Wörter ragen, rauh und rauch gehört.

4. Der Hals, eine nur noch in den niedrigen Sprecharten übliche Bedeutung. Sich den Kragen füllen, ſich ſatt eſſen, im verächtlichen Verſtande. Jemanden bey dem Kragen faſſen. Opitz braucht es in dieſer

Be-

Bedeutung einmal bey einer ſehr ernſthaften Gelegenheit;

> Wie der Balſam rinnt,
> Den Aaron auf ſeine Scheitel geußt,
> Daß er durch Bart und Kragen fleußt, Pſ. 133.

welches aber wegen des niedrigen Nebenbegriffes, welcher dieſem Worte im Hochdeutſchen anklebt, nicht nachzuahmen iſt.

Im Holländ. iſt Kraeghe, im Engl. Crag, im Schwed. Krage, der Hals, und im Schottiſchen Crag, der Nacken. Entweder gleichfalls von der Hervorragung, oder, welches noch wahrſcheinlicher iſt, von der Vertiefung, ſowohl von der innern Höhle des Halſes, als auch von der äuſſern Vertiefung, wie Hals, von hohl; daher der Kropf der Vögel im Engl. Craw, im Schwed. Kroge, und im Dän. Kroe genannt wird. Siehe Grube, Gruft, Kropf, Krug, der Krächzen, u. a. m. welche alle damit verwandt ſind.

5. In der Arzeneywiſſenſchaft, wird eine widernatürliche Verengerung der Vorhaut, der ſpaniſche Kragen genannt. Siehe Vorhaut.

6. Figürlich, wird in der Kräuterkunde, eine Art des Blumenkelches, Volua, Kragen, genannt; ſ. im XXXVI. Th. S. 743.

Auch bekommen einige Theile an verſchiedenen Werkzeugen, welche ſonſt auch unter dem Namen des Halſes bekannt ſind, den Namen des Kragens. So wird der Hals an einer Bouteille oder Flaſche an einigen Orten der Kragen genannt; und an andern führt der Hals einer Laute, oder eines andern muſikaliſchen Inſtrumentes, dieſen Namen.

Es iſt in allen Sprachen etwas ſehr gewöhnliches, daß diejenigen Wörter, welche eine Erhöhung bezeichnen, auch eine ähnliche Vertiefung ausdrucken, daher man ſich über die Zuſammenkunft beyder Begriffe in dieſem Worte nicht verwundern darf. Im Böhm. iſt Krag der Rand, die Gränze, im Wend. Kruch, ein Stück, Abſchnitt, und kraju, abſchneiden.

Der

Der Plural von Kragen lautet im Oberdeutſchen Krägen; im Hochdeutſchen bleibt der reine Selbſtlaut gewöhnlich ungeändert.

Kragen-Blume, Carpeſium *Linn.* Engl. nodding Starwort (das nickende Sternkraut), eine Pflanzengattung, welche Linne in die zweyte Abtheilung ſeiner 19ten Claſſe geſetzt hat, die er Syngeneſia Polygamia ſuperflua nennt, indem die Blumen aus weiblichen und Zwitterblumen beſtehen, welche beyde fruchtbar ſind. Der Kelch iſt wie über einander liegende Dachziegel gebildet. Die äuſſern Blätter ſind größer, breiten ſich aus, und ſind rückwärts gebogen; die innern ſind kürzer und gleich. Die Blume iſt gleich und zuſammen geſetzt. Die Zwitterblümchen ſind trichterförmig, und öffnen ſich oben in 5 Theile; dieſe machen die Scheibe aus. Die weiblichen Blümchen ſind röhrenförmig, fünfſpaltig, ſtehen nahe an einander, und machen die Strahlen oder Einfaſſung aus. Die Zwitterblumen haben 5 kurze Staubfäden, die mit walzenförmigen Kölbchen gekrönt ſind, und einen länglichen Eyerſtock mit einem einzelnen Stängel, der mit einer zweyfachen Narbe gekrönt iſt. Die weiblichen Blumen haben eben dergleichen; und auf beyde folgen eyrunde nackete Samen, welche in dem Kelche eingeſchloſſen ſind.

Linne hat zwey Arten, deren erſte man auch in hieſigen Gärten findet, und die eine gute perennirende Blumenpflanze iſt.

1. **Unterwärts gerichtete oder niederhängende Kragenblume, deren Blumen am Ende der Stängel ſtehen**, Aſter atticus, foliis circa florem mollibus *Bauh.* Aſter cernuus *Col.* Chryſanthemum conyzoides cernuum, foliis circa florem mollibus *Moriſ.* Balſamita conyzae folio, flore cernuo *Vaill.* Carpeſium cernuum, floribus terminalibus *Linn.* Sie wächſt in Italien und in der Schweiz wild. Miller

be-

beſchreibt ſie als eine nur zweyjährige Pflanze, welche in jedem Frühjahre aus Samen neu gezogen werden muß; allein, ſie iſt auch für Deutſchland dauerhaft genug. Die faſerige Wurzel treibt viele geſtielte, eyförmige, haarichte Blätter, und einen 2 bis 3 Fuß hohen Stängel, welcher mit ähnlichen, aber kleinern Blättern beſetzt, und in Zweige abgetheilt iſt. Die Zweige werden gegen das Ende zu etwas dicker und auswärts gebogen, ſo, daß die darauf ſitzende Blume unterwärts hängt. Die grasartige gelbe Blume zeigt ſich im Jul. und Aug. Der Same wird im Sept. reif. Wenn die Samen zur Reife gelangt ſind, ſind ſie kleberig anzufühlen, und dieſes kleberige Weſen gibt einen angenehmen balſamiſchen Geruch von ſich.

Dieſe perennirende Pflanze liebt einen friſchen leichten Boden und eine ſchattige Lage, und bedarf weiter keiner Wartung, als daß man ſie nur, ſo oft ſie ſich zu weit umher ausbreitet, in ihre Schranken zurück bringt. Man vermehrt ſie vom Herbſte an, bis in den Frühling, ehe ſie neue Stängel treibt, durch Zertheilung.

2. Stabwurzartige Kragenblume, deren Blumen an den Seiten der Stängel ſtehen, Carpeſium abrotanoides floribus lateralibus *Linn.* Dieſe Sorte wächſt in China wild. Sie macht einen äſtigen und ziemlich harten Stängel, welcher mit wechſelweiſe ſtehenden, einen Finger langen, breitlanzenförmigen Blättern beſetzt iſt. Die Blumen ſtehen ganz dünn an der Seite der Stängel und an den Aeſten, an denen ſie dicht ſitzen, und unterwärts geneigt ſind. Ihre Kelche beſtehen aus vielen kleinen Blättern, die ſich ausbreiten, und viele Blümchen in ſich ſchließen.

Man kann ſie aus dem Samen ziehen, den man im Frühlinge auf ein Miſtbeet von leichter Erde ausſäen muß. Wenn die Pflanzen zum Verſetzen taugen, muß

muß man ſie einzeln in beſondere Töpfe ſetzen. Bey warmem Wetter kann man ſie an die freye Luft ſtellen, im Herbſte aber müſſen ſie in das Gewächshaus gebracht werden.

Kragen-Stein, **Kröß- Kröſe- oder Gekröſe-Stein**, eine gebildete Steinart, die ſich inſonderheit zu Bochnia in Polen findet, und die Geſtalt eines gefalteten Kragens, oder des Gekröſes eines Kalbes, hat.

Die Steinart, welche dieſen Kragenſtein formirt, hat zuweilen eine unbeſtimmte Figur, heißt aber dann nicht Kragenſtein, ſondern dann nur, wenn ſie die Geſtalt eines Kragens hat; alsdann hat er vollkommen die Figur eines in Falten gelegten Papieres, nur daß die zuſammen gelegten Falten an beyden Seiten ſich nicht eckig, ſondern rund, geformt haben, ſo, daß es ſcheint, als wenn ſie mit allem Fleiße alſo wären gelegt worden.

Die Entdeckung und Beſchreibung dieſes Steines haben wir Hrn. **Schober** (*) zu danken. Er findet ſich vorzüglich in der Salzgrube zu Bochnia in Polen. 47 zehnfußige Lachter tief auf der Nordſeite, kam man in eine Miſchung Gebirge, worin die Art Geſteine, dem Durchſchnitte nach anzuſehen, in lauter ſchlangen- oder gekröſeförmigen Zügen verſchiedener Stärke, von der zarteſten Linie an, bis einen guten Daumen breit, theils inclinirt, theils lothrecht zu hangen ſchien. Das Gebirge, ſo weit es mit Kragenſtein vermiſcht iſt, beträgt 250 Decimalzoll. Bald zeigt ſich ein lettiges Gebirge mit einigen Spuren dieſer Steinart, bald kommen ganze Flötze mit dergleichen Stein, woran das Knie in der Mitte deutlich zeigt, daß derſelbe verdrückt worden iſt. Es läſſet ſich ſchwerer aushauen als das Salz ſelbſt; kommt es aber in die Luft, ſo zerfällt es mehrentheils dergeſtalt, daß der

(*) Im Neuen Hamb. Magaz. 3 B. 15 St. S. 3—22.

der Stein ſich von den übrigen rein ablöſet. Dabey beobachtet man, daß die Hauptzüge hier insgeſammt von oben niedergehen, und faſt ſtehend erſcheinen

Er erſcheint ſonſt auf verſchiedene Art. Hr. Schober ſagt, daß ſich der Kragenſtein in einzelnen unförmlichen Nieren von verſchiedener Größe finde; daß er in dünnen Flötzen, zwiſchen andern erdigen, ſandigen und Salzflötzen liege; daß es Flötze gebe, wo er in kleinen runden Körnern und Knoppern zuſammen gewachſen, in großer Menge angetroffen werde, daß man ihn mit dem Salze vermengt finde; und, was das Sonderbarſte iſt, daß zuweilen die größten Salzſtöcke oben her, wie mit einer Schale oder Rinde von dergleichen Stein angeſchloſſen seyn. In dieſer Erſcheinung, oder ohne kragenförmige Bildung, war er in Bochnien was Altes; aber in der Geſtalt, nämlich als Kragen- oder Gekröſeſtein, hat man ihn erſt ſeit 1765 in der bochnier Grube gefunden.

Von auſſen iſt der Kragenſtein uneben, rauh, faſerig und aſchgrau; von innen iſt er ſchön weiß und compact. In den meiſten Fällen iſt die gekröſe ähnliche Figur ſehr regulär; in andern Fällen weicht dieſe Figur ab, und ſcheint mehr in einander geſchlungen, als in Falten gelegt zu ſeyn.

Anfänglich hielt Hr. Schober die Steinart des Kragenſteines für Alabaſter; er fand aber bey genauerer Unterſuchung, daß ſie kein Alabaſter war, weil durch alle Verſuche im Feuer aus ihr kein Gyps erhalten werden konnte, ob ſie gleich im Feuer mürber wird. Inſonderheit verglich Hr. S. wahren Alabaſter mit dem Kragenſteine. Er nahm 2 Theile des feinſten ungebrannten Alabaſters, klein geſtoßen, und 1 Theil Pottaſche; ferner 2 Th. Kragenſtein, mit 1 Theil Pottaſche, vermengte beydes, und rührte jedes mit 2 Th. Regenwaſſer ein. Nach ungefähr 5 Minuten, während wel-

der Zeit er es verſchiedenemal umrührte, goß er davon etwa ein Kelchglas voll ab in ein Filtrum, und ließ ſodann das übrige, ohne es zu bewegen, 30 Min. ruhig ſtehen, da dann in beyden ſich folgender Unterſchied zeigte: daß 1 das Gemenge vom Alabaſter nach Verlauf einer halben Stunde recht aufgequollen, und wie Käſe geſtanden war, da hingegen das vom Kröſeſtein ſich geſenkt hätte und obenher klar ward; 2. daß das, was vom Alabaſter Gemenge währender Zeit durch das Filtrum gegangen war, an Geſchmack einer ſchwarzen Kochſalzlauge ziemlich gleich kam; da hingegen das, was von ſolchem Geſteine abging, nur den brennenden alkaliſchen Geſchmack der Pottaſche hatte; und 3. daß nach ungefähr 8 Tagen in der Lauge vom Alabaſter fünf große weiße Kryſtallen in der Geſtalt, wie ungefähr der Alaun angeſchoſſen waren, da hingegen in der andern ſich eine Menge kleine ſpitzige pyramidenförmige Kryſtallen fanden, welche jedoch von beyden darin überein kamen, daß ſie auf der Kohle praſſelten, und im Geſchmack ſich auch wenig oder gar nicht unterſcheiden lieſſen.

Die Steinart des Kragenſteines iſt alſo kein Alabaſter. Was ſie aber ſey, wird dann erſt deutlich werden, wenn ein erfahrner Scheidekünſtler dieſen Stein mit andern Steinarten vergleichen wird, um dadurch zu erforſchen, ob er vielleicht eine eigene Steinart ausmache, oder ob er zu einer der bekannten Steinarten gerechnet werden müſſe.

Wie dieſe Steinart ſich gebildet habe, darüber hat Hr. Schober folgende Gedanken. Er ſetzt voraus, daß das Gebirge nicht mehr in derjenigen Lage ſey, wie es urſprünglich im Waſſer fertig geworden iſt. Die Steinart müſſe wie Gallerte weich und zähe geweſen ſeyn, und dadurch habe eben die Figur bewirket werden können, die der Kragenſtein an ſich genommen hat. Dieſes iſt

 nach

nach Hrn. S. Meinung alſo geſchehen. Die Flötze, die jetzt ſtehend erſcheinen, ſind urſprünglich liegend, oder flach fallend, geweſen; darauf hat ſich dieſe Steinart, nachdem ſie, wie die Mutter im Eſſig, im Waſſer zuſammengegangen iſt, partienweiſe darauf niedergeſenkt; auf dieſes Lager hat ſich Sand, Letten, u. d. gl. ſchichtweiſe darüber hergelegt. Nachdem nun ſolches verſchiedenemal abgewechſelt, ſo hat das ganze Gebirge, da noch alles weich war, eine ſolche Veränderung erlitten, daß dasjenige, was zuvor liegend oder flachfallend war, eingebrochen und aufs Hohe geſtürzt worden iſt. Als dieſes geſchahe, hingen vorerwähnte Stücke Gallerte, welche erſt liegend geweſen waren, nunmehr ſchwebend in einer weichen, und durch das Waſſer nach verdünnten Maſſe von verſchiedenem Gebirge. Dieſes Gebirge ging darauf, vermöge ſeiner eigenthümlichen Schwere, niederwärts zuſammen, und behielt noch und nach immer weniger lothrechte Höhe, je mehr es die Feuchtigkeit über ſich ausſtieß, und conſiſtenter ward. Und weil die in Geſtalt der Gallerte darin enthaltenen Partien Geſteine in ſich ſelbſt ſchon nicht ein- und zuſammen gehen konnten, ſo mußten ſie eine ſolche Figur annehmen.

Den Witz kann man dieſer Erklärung nicht abſprechen; ſie iſt aber wohl allzu gekünſtelt, und daher für die einfache Natur allzu ſehr zuſammen geſetzt. Hr. Superint. **Schröter** (*) ſucht dieſe Erſcheinung folgender Maßen zu erklären. Als die Salzgrube zu Bochnia noch ein ganzes war, (d. h. da ſie ein Berg war, der in ſeinem Eingeweide manche Schichten und Flötze hatte, die noch keine Menſchenhand erfahren hatten, und

(*) Im 2 Th. ſeiner vollſtänd. Einleitung in die Kenntniß und Geſchichte der Steine und Verſteinerungen, (Altenb. 1776, 4.) S. 463, fgg. und im 3 B. ſeines litholog. Real- und Verballexikon, Frf. M. 1780. 8.) S. 244, fgg.

und alſo durchaus als ein zuſammenhangendes Ganzes anzuſehen waren,) war diejenige Maſſe, woraus der Kragenſtein entſtand, nur ein ganz kleiner Theil des Ganzen, welches rings herum mit andern, theils feſtern, theils weichern, Materien umgeben war. Man gedenke ſich das ganze Salzflötz, mit dem was über und unter ihm liegt, als einen weichen Brey, der nur nach und nach ſeine wäſſerige Theile verlor, und erhartete; das konnte nicht anders, als nach und nach geſchehen, eine Lage ward alſo früher, eine andere ſpäter, hart. Zum letzten Falle gehörte die Maſſe des Kragenſteines. Sie war alſo von einer feſtern Maſſe umgeben, die dieſelbe von allen Seiten her einpreßte, und in diejenige Geſtalt formte, die ſie nun angenommen hat. Wie dieſe Bildung geſchehen ſey, fügt Hr. Schröter hinzu: kann ich zwar nicht erläutern, allein es konnte doch durch einen ſanften Druck bewirket werden, wenn das, was über dieſer Maſſe lag, und in dieſelbe einzudringen ſuchte, ſo gebauet war, daß nun eine kröſeförmige Bildung hervorgebracht werden konnte.

Hr. Schober ſagt ausdrücklich, daß der Kröſeſtein ſich bloß in Bochnia in Polen findet; nicht alſo in Wieliczka, wie es in den Beyträgen zur Naturgeſchichte, ſonderlich des Mineralreichs, Th. 1, S. 160 heißt. In Wieliczka findet ſich zwar auch diejenige Steinart, die Hr. Schober anfänglich für Alabaſter hielt, und welches mit dem Kröſeſteine einerley Steinart iſt; aber der wie ein Gekröſe gebildete, oder der eigentliche Gekröſeſtein, hat ſich bisher noch nirgends, als in Bochnia, gefunden. Eben ſo iſt, nach Anzeige der vorerwähnten Beyträge, der Kragenſtein in Deutſchland die größte Seltenheit. In unſern Tagen iſt er gemeiner, und die mehreſten großen Kabinete beſitzen ihn. Man kann ihn auch aus Polen ſehr leicht erhalten, wenn man nur die Unkoſten, die der Transport verurſachet,

 nicht

nicht ſcheuet. In Bochnia iſt er gar keine Seltenheit; indeſſen bleibt es allemal ein merkwürdiger Stein, den ſeine beſondere Steinart und ſeine Bildung den Liebhabern gleich merkwürdig machen.

Abbildungen von dieſer Steinart, und wie das Gebirge, ſo weit es ſolche Geſteine hat, ſich präſentirt, findet man auf 2 Kupfertafeln, im neuen hamb. Magazin a. ang. O. Auch hat Hr. Schröter, in ſeiner Einleitung ꝛc. auf der 2ten Kupfert. Fig. 1. 2. dieſe Steinart auf 2 Seiten vorgeſtellt, nach einem Exemplar aus dem herzogl. weimariſchen Naturalienkabinete.

1. Krähe, eine Art Vögel mit drey bloßen Vorderzehen und einer Hinterzehe, mit geſchuppten ſchwärzlichen Füßen, einen oben gewölbten, am Ende etwas gebogenen und an der Wurzel haarigen Schnabel, welche zu der Gattung der Raben gehört, nur daß ſie kleiner iſt. Die Hauptarten ſind: die Haus- oder Rabenkrähe, die Acker- oder Saatkrähe, und die graue oder Nebelkrähe; und auſſer dieſen, noch einige ausländiſche.

In den monſeeiſchen Gloſſen Chraio, bey dem Horneck Chra, in Oberuſchwaben Chrå, im Niederſ. Krahe, Kraie Kratte, Kreie, Kreye, im Holländ. Kray, im Angelſ Crawe, im Engl. Crow, im Dän. Kråge, im Schwed Kråka, im mittlern Lat. Gragula, Gracilla, im Ital. Gracchia; alle als eine Nachahmung des widerlichen rauhen eintönigen Geſchreyes, wohin auch das Griech. Κορωνη und Lat. Cornix, gehören. Siehe Krähen.

Man hat von den Krähen folgende Sprichwörter. Eine Krähe ſitzt gern bey der andern, L. Graculus graculo adſidet; Similis ſimili gaudet. Gleich und gleich geſellet ſich gern. Will man jemand kennen lernen, ſo bemerke man, mit wem er umgeht. Laſterhafte halten es mit Laſterhaften. Gleichheit des Standes, der Beſchäftigung, der Kenntniſſe, der Geſinnung, befreundet Einen mit dem andern.

Eine

Eine Krähr hackt der andern die Augen nicht aus; es hackt keine Krähe der andern die Augen aus, Cornix cornici non effudit oculos; es thut kein Teufel dem andern etwas. Schuldige klagen ſich einander ſo leicht nicht an, es wäre denn, daß ſie durch die Anklage ſich ſelbſt von der Strafe befreyen könnten. Die Böſen laſſen nicht leicht etwas auf einander kommen. Leute gleichen Standes, Ranges, Amtes ꝛc. überſehen gemeiniglich gern einander die in ihren gedachten äuſſerlichen Verhältniſſen begangenen Fehler, Verſehen, Verſchuldungen; ziehen ſich einander nicht darüber zur Rechenſchaft. Der collegialiſchen Freundſchaft hängen die Leute oft bis zur offenbarſten Ungerechtigkeit an.

Eine Krähe über den Rhein geflogen, kommt eine Krähe wieder. Das Reiſen für ſich macht keinen geſcheuter; ſonſt müßten die Vögel die ſieben Weiſen übertreffen. Veränderung des Ortes, der Stadt und des Landes thut an und für ſich zur Aufklärung und Vervollkommnung des Kopfes und Herzens nur wenig.

Es heckt keine Krähe einen Zeiſig aus. Von ungeſunden gebrechlichen Aeltern werden oft ungeſunde, gebrechliche Kinder erzielt. Laſterhafte Aeltern haben auch gemeiniglich böſe Kinder.

Die Krähe läſſet das Hüpfen nicht. Gegen denjenigen, der eine böſe That begangen hat, iſt allemal ein gegründeter Verdacht, wegen der ihm auf das neue angeſchuldigten Miſſethat vorhanden, weil es dergleichen Leuten gemeiniglich ſchwer fällt, ihre böſe Gewohnheiten abzulegen. Müßte man eben die Menſchen nach den Ausſchweifungen der Jugend beurtheilen, nach welchen man ſie aber niemals beurtheilen muß, ſo würde gegen dieſes Sprichwort nichts einzuwenden ſeyn.

Daß diejenigen, welche nichts mit uns zu thun haben, oder in keiner Verbindung mit uns ſtehen, uns nicht ſchaden werden, drucken die gemeinen Leute zwar mit einem unanſtändigen aber doch ſehr naifen Sprichworte aus, und ihre natürliche Einfalt hindert ſie, darin etwas unanſtändiges zu finden: **De Kreyen de up dem Boome ſitten, beſchyten den Kerkturm nicht.** So ſagte ein junges Bauermädchen zu einer andern, welche ihr hinterbrachte, daß ihr Liebhaber, der ſonſt oft zu ihr gekommen war, und ſich geſtellt hatte, als ob er ſie heurathen wollte, jetzt immer bey einer andern ſäße: **Lat en man ſitten, de Kreyen de up dem Boome**

 ſitten,

ſitten, de beſchyten den Kerkturm nicht. Sie wollte damit zu verſiehen geben, er würde ſie doch nur betrogen, und vielleicht zu einem Fall verleitet haben; nun aber da ſie keinen Umgang mehr mit ihm hätte, wäre ſie auch vor ſeinen Nachſtellungen ſicher.

Die Raben-Krähe, ſchwarze Krähe, ſchwarze Raub-Krähe, Schwarz-Krähe, Haus-Krähe, der Feld- oder Mittel-Rabe, Cornix *Geſn.* et Autorum; Corvus ſubcaeruleus *Barr.* Corvus minor *Charlet. Sibbald.* Corvus vulgaris *Scop.* Cornix nigra *Klein.* Corvus Corone atro caerulescens totus cauda rotundata, rectricibus acutis *Linn.* Fr. Corneille noire, Corneille des bois, Corbine, Corniche, Graille, Graye, Ital. Cornice, Cornacchia, Cornacchio, Gracchia, Corvo ordinario, iſt zwar in mancher Betrachtung, inſonderheit in Anſehung der Größe und einiger natürlichen Gewohnheiten, ſehr von dem gemeinen großen oder Kolkraben (Corvus Corax *L.*) unterſchieden, hat aber doch, von einer andern Seite betrachtet, viele Aehnlichkeit mit demſelben, ſowohl in ihrem Bau und Farbe, als auch im Naturtriebe, und führt daher die Benennung Raben-Krähe mit Recht. Man kann dieſe ſchwarze oder Rabenkrähe von den übrigen europäiſchen Krähen, Raben und Dohlen, unterſcheiden, wenn man dieſe Vögel gegen einander hält. Sie iſt kleiner, als der große Rabe, ja kleiner als die graue Krähe, und viel größer als die (im IX Th. S. 358, f. beſchriebene) Dohle. Von dieſen beyden unterſcheidet ſie ſich auch merklich in der Farbe. Sie iſt zwar ganz ſchwarz, wie die Saatkrähe, aber nicht ſo glänzend, und am Schnabel nicht kahl und weiß wie dieſe; ihr Schnabel iſt auch mehr meſſerförmig; der Schwanz iſt, wie bey der frauen Saatkrähe, kürzer, als der Schwanz der Saatkrähe; die Saatkrähe ſchreyet ganz anders, und ſie frißt nie Aaß, welches die ſchwarze Krähe thut.

Wahr-

Wahrſcheinlich bauet die Rabenkrähe ihr Neſt auch nicht in ſo großer Geſellſchaft, wie die Saatkrähe, ſondern vielmehr wie die kraue Krähe. Am leichteſten könnte die Rabenkrähe mit der Varietät der Nebelkrähen, welche ganz ſchwarz ſind, verwechſelt werden, allein ſie iſt gemeiniglich kleiner, und die Varietäten der Nebelkrähe ſind auf derjenigen] Stelle, wo ihre Verwandte aſchgrau ſind, nicht dunkelſchwarz, ſondern bald mehr bald weniger ſchwärzlich grau, ſo daß die Farbe des Kopfes und Halſes davon merklich unterſchieden iſt. Es iſt alſo der Leib der Rabenkrähe viel ſchwärzer und glänzender, als der Leib der ſchwärzlichen Nebelkrähe. Hingegen ſind die Flügel und der Schwanz der Nebelkrähe und ihrer ſchwärzlichen Spielarten, weit ſchwärzer und glänzender, als bey der eigentlichen ſchwarzen oder Rabenkrähe, da ſie bey dieſer ſo gar braunſchwarz ſind.

Ob gleich die Rabenkrähen in Frankreich, England und einem Theile von Deutſchland ſehr häufig vorkommen, ſo ſcheint es doch, daß ſie in dem nördlichen Europa weniger verbreitet ſeyn. Nach Klein (1) iſt die Rabenkrähe in Preußen ſelten. In Schweden müſſen ſie gar nicht mehr gemein ſeyn, da man ihren Namen nicht in dem Verzeichniſſe, welches Linné von den Vögeln des Reiches heraus gegeben hat, findet. Der Pater Dütertre (2) verſichert auch, daß es keine auf den Antillen gebe, ob ſie gleich, einigen andern Reiſenden zu Folge (3), in Louiſiana ſehr gemein ſind (4).

(1) Ordo avium, p. 52.

(2) Hiſtoire naturelle des Antilles, To. II. p. 267.

(3) Hiſtoire de la Louiſiane, par M. le *Page du Pratz*, To. 2. p. 134

(4) Man findet ſie auf der Inſel Madera. Forſter, Reiſe um die Welt, S. 21. Des Winters auch in der Gegend von Woroneſch in Rußland; Gmelin, I. S. 50. Am Baikal iſt ſie auch häufig; Georgi Reiſen, Th. 1, S. 165.

Nach Hrn. Prof. Otto (5), iſt ſie in Pommern ſelten, in Heſſen aber ſchon häufiger. Sie iſt überhaupt in Norden ſelten, im ſüdlichen Europa aber ganz gemein. Wenn die Schriftſteller bloß das Wort Krähe gebrauchen, ſo iſt die Rede gemeiniglich in den ſüdlichen Ländern von der Rabenkrähe, in Norden aber von der grauen Krähe, welche Linne deshalb auch Corvus Cornix nennt. Brünnich (6) zählt zwar die ſchwarze Krähe unter diejenigen, welche in den däniſchen Ländern gefunden werden, ſie wird daſelbſt aber auch wohl ſelten ſeyn.

Die Rabenkrähe wiegt ungefähr 10 bis 12 Unzen (7). Sie hat 12 gleiche Federn im Schwanze, und 20 in jedem Flügel, davon die erſte am kürzeſten, und die vierte die längſte iſt. Die Länge der ausgebreiteten Flügel beträgt ungefähr 3 Fuß (8.) Die Oeffnung der Naſenlöcher iſt rund, und mit einer Art Borſten, welche nach vorn gerichtet ſind, bedeckt. Die äuſſerſte Zehe iſt mit der mittelſten an jedem Fuße bis zum erſten Gelenk verbunden. Die Zunge iſt eingeſchnitten, und ſo gar ausgefaſert. Der Magen iſt wenig fleiſchig. Die Därme ſind vielfach gewunden. Der Blinddarm iſt ½ Z. lang. Die Gallenblaſe iſt groß, und hat mit dem Darmcanale durch einen doppelten Gang Gemeinſchaft. Der Grund der Federn,

(5) v. Büffon Naturgeſch. der Vögel, mit Anmerk. und Zuſätzen von Hrn. Pr. Otto, 7 B. (Berl.) 1781, 8.) S. 88, fgg.

(6) Ornithologia borealis, p. 9, n. 29.

(7) Nach Penannt, britt. Thiergeſch. 20 Unzen. Briſſons Ausmeſſungen ſind folgende: Die Krähe iſt kleiner, als der Rabe, 1 F. 6 Z. lang, ; der Schnabel 25 Lin.; der Schwanz 7 Z. 6 L.: die mittlere und hintere Zehe mit den Nägeln, 1 Z. 9 Lang. Die Flügelenden ſind 3 F. entfernt; die zuſammen gelegten Flügel reichen beynahe bis an das Ende des Schwanzes.

(8) Willughby giebt nur 2 F. an; dieſes wäre weniger als bey der Dohle. Es iſt alſo wohl ein Druckfehler.

dern nämlich der Theil derſelben, den man von auſſen nicht ſieht, iſt dunkelgrau.

Obgleich dieſe Krähen weder einen leichten noch ſchnellen Flug haben, ſo ſteigen ſie doch bisweilen ſehr hoch, und halten ſich, wenn ſie einmal ſo hoch gekommen ſind, daſelbſt lange Zeit, und wenden ſich oft herum. Ihr Geſchrey heißt Krächzen, oder Krackſen, L. Crocitatio, Crocitus, Fr. Croaſſement; ſiehe oben, S. 431.

Sie bringen den Sommer in Wäldern zu, wo ſie nur von Zeit zu Zeit heraus kommen, um für ſich und ihre Brut Nahrung zu ſuchen, als: Laubfröſche, Käfer, Heuſchrecken ꝛc. Sie rauben junge Haſen, Hühner, Faſanen, Aenten, und ſaufen die Eyer aus, die ſie in den Aenten- Hühner- und Faſanenneſtern finden. Im Frühlinge ſind die Rephühnereyer ihre vornehmſte Nahrung; ſie ſind ſehr begierig darnach, und wiſſen ſo geſchickt ein Loch darein zu machen, daß ſie dieſelben mit der Spitze des Schnabels ihren Jungen bringen können. Sie ſind in Geſellſchaft der Kolkraben, um die hohen Gerichte, bey den Schindangern und Luderplätzen, in Menge anzutreffen. Sie freſſen, wie die Raben, Inſecten, Würmer, Unrath, Fiſche, Krebſe (9), Samen, Früchte. Sie verſtehen auch Nüſſe aufzubeiſſen, indem ſie dieſelben von einer gewiſſen Höhe fallen laſſen (10). Sie beſuchen die Schlingen und Fallen, und rauben die Vögel, welche ſie darin gefangen finden; ſie greifen ſogar das Wild

(9) Sie ergreifen die Krebſe, wenn ſie ſich zur Zeit ihrer Häutung aus den Löchern an das Land begeben, und vor Mattigkeit ohne Bewegung liegen.

(10) *Plin.* L. 10, c. 12. Die Franzoſen haben den Ausdruck: il y va de cul & de tête, comme une corneille qui abat des noix, (wörtlich: er geht mit Kopf und Steiß darauf loß, wie die Krähe, wenn ſie Nüſſe vom Baum herunter ſchlagen will, d. i.) er gibt ſich alle Mühe, er quält ſich recht, ſeinen Zweck zu erreichen.

Wild an, welches matt oder verwundet worden iſt. Dieſes hat in einigen Ländern auf die Gedanken gebracht, ſie zum Beizen zu erziehen (11); nach dem Vergeltungsrechte aber werden ſie der Raub des ſtärkern Feindes, als: des Weihen, des Schuhu ꝛc. Inſonderheit werden die Eulen ihre größten Verfolger. Von dieſen werden ſie des Nachts oft unbarmherzig überfallen und grauſam entfedert. Am Tage rächen ſich dagegen die Krähen, bey allen Gelegenheiten, an ihren Widerſachern, und ſind allemal unter den Vögeln die erſten, welche der taumelnden Eule nachſetzen (12). Im Winter leben ſie mit der grauen (Nebel-) und Saatkrähe zuſammen, und beynahe auf gleiche Weiſe. Alsdann ſieht man in bewohnten Gegenden ganze Scharen von allen Krähenarten, welche ſich des Tages faſt immer auf der Erde aufhalten, und durch einander mit ſolcher Vertraulichkeit unter den Heerden mit Hirten herum irren, dem Tritte der Arbeit folgen, und bisweilen auf den Rücken der Schweine und Schafe ſpringen, daß man ſie für zahme und für Hausvögel halten ſollte. Gegen die Nacht begeben ſie ſich in das Gehölz zu großen Bäumen, welche ſie ſich zugeeignet zu haben ſcheinen, und welche einen Sammelplatz vorſtellen, wohin ſie des Abends von allen Seiten, bisweilen einige Meilen im Umkreiſe, zuſammen kommen, und von wo ſie ſich alle Morgen wieder zerſtreuen. Dieſe Lebensart aber, welche alle Krähenarten auf gleiche Weiſe führen, bekommt

(11) Die vornehmſten Türken halten Sperber, Saker- und andere Falken auf der Jagd. Die vom geringerm Stande halten ſich graue und ſchwarze Krähen, welche ſie mit unterſchiedenen Farben bemahlen, und auf der rechten Hand tragen, wobey ſie einigemal houb, houb, rufen, bis ſie wieder zurück kommen, und ſich auf die Finger ſetzen. Voyage de Bender, par le Cheval. *Belleville p.* 232.

(12) Daher das Sprichwort: Wie die Eule unter den Krähen; ſ. im XI Th. S. 682. Anm.

bekommt nicht allen gleich gut. Denn die Raben- und grauen Krähen werden ſehr fett, dahingegen die Saatkrähen faſt immer mager ſind. Dieſes iſt aber nicht der einzige Unterſchied, der ſich unter dieſen Arten zeigt. Am Ende des Winters, welches die Zeit ihrer Liebe iſt, und da die Saatkrähen in ein anderes Klima ziehen, um daſelbſt zu niſten, verlieren ſich die Rabenkrähen auch aus den Ebenen, aber ſie entfernen ſich nicht ſo weit. Die meiſten nehmen ihre Zuflucht zu großen Gehölzen, welche nicht zu entfernt ſind. Alsdann zerreiſſen ſie das Band der allgemeinen Geſelligkeit, um eine innigere und ſanftere Vereinigung zu treffen. Sie trennen ſich zu zwey und zwey, und ſcheinen, ſich in die Gegend, welches immer ein Wald iſt, zu theilen, ſo, daß jedes Paar ſein Gebieth, von ungefähr $\frac{1}{4}$ Meile im Durchſchnitt behauptet, davon alle andere Paare ausſchließt (12), und ſich nicht anders, als wenn es Futter ſucht, davon entfernt. Man verſichert, daß dieſe ihr ganzes Leben hindurch gepaart bleiben; man behauptet ſo gar, daß, wenn eine von beyden ſtirbt, die andere ihr getreu bleibe, und ſeine übrige Lebenszeit in einem untadeligen Wittwenzuſtande zubringe. Man ſah ein Paar zehn Jahre hindurch die ihnen ausgeſetzte Speiſe holen. Man beobachtete ſie daher, wenn man ſein Glück in der Liebe vorher wiſſen wollte, und fürchtete einen Wittwenſtand, wenn man auf eine einzelne Krähe kam.

Das Weibchen kennt man an den Federn, welche weniger Glanz uud Wiederſchein haben. Es legt 5 bis 6 Eyer, brütet ungefähr 3 Wochen, und in der Zeit bringt der Gatte das Futter. Hr. v. Büffon hatte Gelegenheit, das Neſt (den Horſt) einer Raben-

(12) Dieſes hat vielleicht Anlaß gegeben zu ſagen, daß die Raben ihre Jungen aus ihrem Gebiethe jagen, ſo bald dieſe zu fliegen im Stande ſind.

benkrähe, welches ihm im Anfange des Jul. gebracht wurde, zu unterſuchen. Man hatte es auf einer Eiche von 8 Fuß, in einem Gehölze an einem Hügel, wo viele andere große Eichen ſtanden, gefunden. Dieſes Neſt war 2 bis 3 Pfund ſchwer. Es war von auſſen aus kleinen Zweigen und Dornen grob durch einander geflochten, und mit Erde und Pferdemiſt verbunden; inwendig war es ſehr weich, und ſorgfältig aus Wurzelfäſerchen gemacht. Er fand 6 ausgekrochene Junge darin; ſie lebten noch, ob ſie gleich 24 Stunden ohne Nahrung geweſen waren; ſie hatten noch keine offene Augen, man bemerkte gar keine Federn an ihnen, wenn man nicht die Flügelfedern, welche hervor ſchoſſen, rechnen will. Alle waren am Leibe gelb und ſchwarzbunt; die Spitze des Schnabels und der Krallen war gelb; die Winkel am Maule ſchmützigweiß, das übrige am Schnabel und an den Füßen war röthlich. Wenn ein Weihe (Falco Buteo *L.*) oder ein Kirchenfalk nahe bey dem Horſte kommen, ſo vereinigen ſich Vater und Mutter, dieſelben anzugreifen, und ſie ſtoßen zuweilen mit ſolcher Wuth auf dieſelben, daß ſie ihnen mit den Schnabel den Kopf ſpalten, und ſie tödten. Sie raufen ſich auch mit den Neuntödtern; aber dieſe weit kleinere Vögel ſind ſo muthig, daß ſie jene oft beſiegen, verjagen, und ihnen die ganze Brut nehmen. Die alten Naturforſcher verſichern, daß die Rabenkrähen ſowohl, als die Kolkraben, ihre Vorſorge für die Jungen weit länger, als bis dieſe fliegen können, fortſetzen (14). Dieſes iſt auch ſehr wahrſcheinlich, und vermuthlich trennen ſie ſich im erſten Jahre gar nicht; denn dieſe Vögel ſind gewohnt, in Geſellſchaft zu leben, und dieſe Gewohnheit wird nur durch die Legezeit und die Folgen derſelben unterbro-

chen.

(13) *Ariſtot.* de generat. L. 4, c. 6.
(14) *Ariſtot.* Hiſt. anim, L. 6, c. 6. *Plin.* L. 10. c. 12.

chen. Ehe ſie ſich alſo mit den Fremden zuſammen geſellen, werden ſie natürlich die ſchon gehabte Geſellſchaft mit ihrer Familie lieber unterhalten, und allen andern vorziehen.

Man behauptet, daß die Rabenkrähen im Monat Jun. nicht ſaufen; welches daher leicht geglaubt werden konnte, weil ſie zu dieſer Zeit auf den Aeckern ganz matt beyſammen ſitzen, und zu ſchreyen pflegen. Sie ſchreyen aber auch zu andern Zeiten, und zwar mit einer heiſern Stimme, wenn das Wetter ſich ändern will. Nach der Meinung der Alten, ſollen ſie durch ihr Schreyen nicht nur Regen verkündigen, ſondern ſogar denſelben herbey rufen (15). Man hat noch angemerkt, daß, wenn die Krähen ſich haufenweiſe und auf einmal in die Stadt ziehen, bald darauf Froſt erfolge (16).

Die Krähen ſollen ein ſehr hohes Alter erreichen; daher nannten die Alten einen Krähentod, einen ſolchen, welcher bejahrte Leute traf.

Die Krähe war der Juno geheiligt, der Minerva aber zuwider (17). Auf Münzen iſt ſie ein Sinnbild des Apollo, als des Gottes der Weiſſager. Wenn ſie auf einer Stange ſitzt, bedeutet ſie auch die eheliche Treue.

Wer ja eine junge Krähe etwa, um ſie zahm zu machen, verlangen ſollte, muß dieſelbe im April und zu Anfange des Mayes ſuchen, da er ſie dann theils im Walde, theils auf Bäumen, die mitten im Felde ſtehen,

(15) Lucrez will uns dieſes verſichern, wenn er ſchreibt:

Et partim mutant cum tempeſtatibus una
Rauciſonos cantus, cornicum ut ſecla vetuſta
Coruorumque greges, ubi aquam dicuntur & imbres
Poſcere, & interdum ventos auraſque vocare.

(16) Bresl. Samml. v. J. 1719, S. 421.

(17) *Ovid.* Metam. L. 2.

hen, zu holen hat. Wenn man eine junge Krähe aus dem Neſte aufzieht, läſſet ſie ſehr artig ſich gewöhnen. Sie lernt, wie der Kolkrabe, allerley Worte nachſprechen. Sie ſoll auch, wie die Taube und Schwalbe, als Briefträger gebraucht werden können (18). Man kann ſie auch zum Ausbrüten der Hühnereyer gewöhnen.

Im 42 St. des hannov. Magaz. vom J. 1788, Col. 671, f. hat J. Köhne Bemerkungen vom Ausbrüten der Hühnereyer durch Tauben oder Krähen. Nachdem er die durch Tauben erzählt hat, meldet er:

„Ein ähnlicher Verſuch glückte mir mit den Krähen, die gleichfalls auf ihren eigenen Eyern nur 13 bis 14 Tage brüten; es muß aber von der Art Krähen ſeyn, die ihre Neſter nahe bey den Dörfern bauen, denn mit den andern Arten habe ich keinen Verſuch gemacht. Von jener eben beſagter Art, legte ich einer, in der Mitte des Aprils, da ſie gemeiniglich anfangen zu ſitzen, und welches daran bemerklich iſt, daß ſie ſodann, wenn ſie zu ſitzen anfangen, ihren Schwanz ein Paar Finger breit über das Neſt heraus ſtehen laſſen, nachdem ich derſelben zuvor ihre eigne Eyer genommen hatte, 4 Stück der kleinſten Hühnereyer unter, welchen ich mit Bleyſtift die Farbe der Kräheneyer gegeben hatte. Mit dem 13, 14, und 15ten Tage ſahe ich einmal alle Tage wieder nach. Die Krähe ſaß auf ihren Neſte ruhig, bis an den 22ſten Tag, da ich denn fand, daß ſie vom Neſte ſich abgegeben, auf die äuſſerſten Zweige des Baumes ſich geſetzt hatte, und mit einiger Verwunderung auf ihr Neſt zurück zu ſehen ſchien. Bald darauf entdeckte ich auch ein junges weißes Hühnerküchlein friſch und munter unter dem Baume herum kriechen; und da ich in das Neſt griff, fand ich auch die drey übrigen Küchlein ausgebrütet.

„Dieſen Verſuch habe ich zwey Jahre fortgeſetzt; und mich nicht getäuſcht befunden. Ich kann alſo mit Gewißheit angeben, daß nicht alles Federvieh an die eigentliche Länge der Brutzeit gebunden iſt, ſondern, je nachdem die ihnen unterzulegenden Eyer es erfordern, ſie auch lange oder

(18) *J. W. Meyer* diſſ. de avibus litterigerulis. Jen. 1623.

lange oder kurz ſitzen, ohne eben die Geduld dabey zu verlieren, und von dem Neſte zu weichen “.

Da die Rabenkrähen das Geäſe freſſen, ſo taugen ſie eigentlich nicht zur Speiſe; doch wird das Fleiſch der Jungen hin und wieder gegeſſen. In Frankreich ißt man ſie, und verpachtet die Krähenjagd (19). In Louiſiana iſt ihr Fleiſch beſſer zu eſſen, als in Frankreich, weil ſich dieſe Krähen daſelbſt nicht von dem Aaße ernähren, woran ſie von den amerikaniſchen Geyern gehindert werden. Die Indianer eſſen die Krähen, wie Sonnerat meldet, als ein Mittel wider die fallende Sucht; daher auch die Krankheit den Namen Graye (wie man daſelbſt die Krähen nennt,) erhalten hat.

Man rühmt ihr Gehirn, die erfrornen Glieder vom Froſte zu befreyen.

Die Schwung- oder Flügelfedern der Rabenkrähen gebraucht man, wie Kolkrabenfedern, zum Zeichnen, und zum Verkieſen (Befiedern) der Flügel und anderer muſikaliſchen Inſtrumente, ob ſie gleich nicht ſo gut dazu ſind, wie leztere, und durch den Geruch davon unterſchieden werden können.

Da die Krähen und Raben den Gehägen und Meierhöfen ſchädlich ſind, indem ſie unter dem jungen Federviehe Schaden thun, und die Körner auf dem Felde wegfreſſen, ſo iſt billig ihre gar zu große Vermehrung zu hindern. Weil die Krähe ſehr ſchlau iſt, einen ſehr feinen Geruch hat, und gemeiniglich in großen Schaaren fliegt, ſo kann man ihr ſchwerlich nahe kommen, und ſie geht nicht leicht in die Fallſtricke der Vogelſteller. Man bekommt bisweilen einige durch Lo-

(19) Man verkauft in Frankreich das Paar Krähen für 1 Sol Nach dem Berichte des Diction. univ. d'Agriculture &c. im 2 B. Suite, S. 135. pflegte ein Landedelmann in der Provinz Languedoc die Krähenjagd für 20 bis 30 Louisd'or jährlichen Pachtgeldes, in ſeinen Gehölzen, an ſeine Bauern zu verpachten.

Locken, damit man das Eulengeſchrey nachahmet, und Vogelleim auf die oberſten Baumzweige ſtreicht. Es gibt auſſerdem verſchiedene Arten, die Krähen theils lebendig zu fangen, theils zu ſchießen, welche aber nicht überall mit gleichem Vortheile, zum Theil auch nur zur Luſt zu gebrauchen ſind. So läſſet man an einigen Orten des Abends, wenn ſie ſich zur Ruhe ſetzen, diejenigen Bäume, auf welchen ſie zu ſitzen pflegen, beſteigen, und ſie hinweg ſcheuchen, da ſie dann die nächſten Bäume dazu erwählen. Sobald es dunkel geworden iſt, werden ſie von dieſen hinweg getrieben, worauf ſie ihre Zuflucht wieder auf ihren gewöhnlichen Bäumen ſuchen, auf deren jedem jemand in Bereitſchaft ſeyn, ſie, wie ſie ſich ſetzen, greifen und ihnen die Hälſe umdrehen muß.

Wenn man eine Krähe einfangen kann, z. B. wenn ihr ein Flügel entzwey geſchoſſen iſt, ſo kann man vermittelſt derſelben mehrerer habhaft werden. Man bindet ſie mit beyden Flügeln rücklings an zwey feſt in die Erde geſteckte Pflöcke vermittelſt zweyer Haken, welche an beyden Seiten über den Anfang der Flügel faſſen, ſo, daß die Füße in die Höhe ſtehen. In dieſer ängſtlichen Lage bewegt ſie ſich, und ſchreyet ohne Aufhören, da denn die andern Krähen auf das Geſchrey an allen Orten her zuſammen kommen, um ihr Hülfe zu leiſten. Die Gefangene aber ſucht ſich an alles zu hängen, um in Freyheit zu kommen, und umfaßt mit ihren Krallen und dem Schnabel, welchen man ihr frey gelaſſen hat, alle die ſich ihr nähern, und liefert ſie auf die Art dem Vogelfänger.

Da die Krähen und Raben ſich gemeiniglich des Winters, wenn viel Schnee gefallen iſt, häufig an ſolchen Orten zu verſammeln pflegen, wo ſie etwas Aaß finden, ſo kann man ſich ihrer daſelbſt auf folgende ſehr kurzweilige und luſtige Art bemächtigen. Man nimmt ein Stück friſches Fleiſch, und zerſchneidet es in Stücke,

cke, ungefähr einer kleinen wälſchen Nuß groß; verſieht ſich mit einem Buche etwas ſteifen Papieres, z. B. wie das blaue Zuckerpapier, und mit einem kleinen Topfe Vogelleim. Hierauf begiebt man ſich an den Ort, wo man weiß, daß viele Krähen und Raben ſich verſammeln werden. Alsdann macht man von dem Papiere ſo viele Düten, als man Stücke Fleiſch hat. Zu jeder Düte nimmt man einen ganzen oder halben Bogen Papier, und ſticht ſie, damit ſie ſich nicht ſo bald aufſchlage, unten und oben mit einer Stecknadel zuſammen. Darauf legt man eines von den Stücken Fleiſch hinein, und beſchmiert die Düten ein wenig nach oben inwendig mit Vogelleim, ſtellt ſie alle in gewiſſen Entfernungen hin, und begibt ſich auf die Seite. Die nach dieſem friſchen Fleiſche lüſternen Vögel fallen mit größter Begierde darüber her, und ſtecken den Kopf bis unten in die Düte hinein; um ihre tief unten liegende Beute zu erreichen. Weil nun die Düten, wegen des inwendig befindlichen Vogelleimes, an ihren Federn kleben bleiben, ſo können die Vögel den Kopf nicht wieder heraus ziehen, noch ſich von den Düten frey machen, ſondern taumeln entweder auf der Erde herum, oder wenn ſie ja auffliegen, ſo fallen ſie doch bald wieder an demſelben Orte nieder, wo ſie aufgeflogen ſind, und man kann ſich alsdann leicht ihrer bemächtigen. Es iſt ein wahres Vergnügen, in einer Minute, 10, 12 und mehrere dieſer Vögel mit einem Mahle auffliegen, und nachher einen nach dem andern wieder niederfallen zu ſehen. Man hat bisweilen ihrer 60 in einem Morgen gefangen. Ein einziges Pfund Fleiſch iſt dazu hinreichend. Die einmal gebrauchte Lockſpeiſe kann man mehrmal anwenden.

Oder, man ſteckt Fleiſch an einen Angelhaken; wenn ſie dieſen verſchlingen, bleiben ſie daran hängen.

Im 33 St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1757, Col. 527, f. wird folgendes Mittel, die Krähen

zu vertreiben, angezeigt. „Ich ließ im J. 1726 ein Stück Land von Steinen reinigen, um es zum Weinwachs zu zubereiten. Um es vorher ein wenig aufzufriſchen, säete ich große Bohnen hinein, die mir aber große Raben entweder ehe oder nachdem ſie ſchon getrieben hatten, alle hinweg fraßen, ob ich gleich zur Beſchützung des Landes eine Menge Kinder zu Schildwachten geſtellt hatte, die dieſe ungebetene Gäſte mit ihrem Geſchrey und Steinen wegſcheuchen mußten. Der folgende Winter war hart, und der Schnee blieb 6 Wochen auf dem Lande liegen. Die Raben waren davon ſo ausgehungert, daß ſie mit meinen Tauben und andern Federviehe Geſellſchaft machten, wenn ſie gefüttert wurden. Ihr Hunger war ſo groß, daß man ihrer eine groſſe Menge mit Prügeln todtſchlagen konnte. Weil mir ihre Nachbarſchaft höchſt verdrießlich war, ſo erſann ich das Mittel, eingeweichte Bohnen mit verroſteten Nadeln und ſtzerbrochenen Nägeln zu ſpicken, die ich ohne viele Koſten zuſammen brachte. Hierauf ließ ich auf freyem Felde einen Platz fegen, und säete dieſe Bohnen hinein. Meine Raben blieben nicht lange aus, und verſchlangen alle die ihnen vorgeworfenen Bohnen. Weil der Schlund dieſer Vögel ſehr weit, ihre Gedärme aber ſehr enge ſind, ſo konnten ſie die Nadeln und Nägel nicht wieder los werden, und es ſtarben ihrer davon eine erſtaunliche Menge, die die Bauern ſorgfältig ſammelten, und in den Topf ſteckten. Die großen Bohnen (Féves de marais) ſind ſolche Leckerbiſſen für die Krähen, daß ſie das Aaß dafür liegen laſſen; und wenn man auch dieſe Art Bohnen nicht haben kann, ſo thun andre, und Erbſen, eben die Dienſte“.

Man kann ſie durch Brechnüſſe oder ſo genannte Krähenaugen (Nux vomica) vergiften, oder dermaßen betäuben, daß man ſie ſchlagen kann. Man läſſet $\frac{1}{4}$ Pfund Krähenaugen ganz klein ſchneiden, in einem Topfe mit 4 Quart Waſſer kochen, wenn ſolches kalt ge-

geworden iſt, darein ein Metzen Weitzen die Nacht einweichen, und damit des Morgens einen kleinen Fleck Land, wo die Krähen ihren Zug haben, beſäen, und nicht einegen. Nach 24 Stunden findet man eine Menge Krähen todt, und von den weggeflogenen kommen auch noch viele um.

Nach dem 3 St. des Stralſund. Magaz. (1768, 8. S. 258, ſtreuet man, im Freyem, Stücke Fleiſch oder Aas, welche in einer mit Wein gemachten Infußion von Brechnüſſen getränkt ſind, aus. Wenn man den hievon todt zur Erde fallenden Vögeln bey Zeiten zu Hülfe kommt, ihnen etwas Salatöl eingibt, und den Kopf mit ſtarkem Weineſſig wäſcht, ſollen dieſelben wieder aufleben und geneſen.

Zur Verminderung der Krähen und Dohlen, müſſen, an einigen Orten, die Unterthanen jährlich entweder eine gewiſſe Anzahl Kräheneyer einliefern (20), oder ſie müſſen die Krähen und Dohlen wegſchießen, in welchem letztern Falle ſie auch das Schießgeld, nämlich für jedes Paar Füße 4 Häller, aus den Kämmerey- und Dorfeinkünften, bezahlt erhalten (21). Solches Schießgeld aber iſt billig nur auf die Monate, da die Krähen brüten oder zur Brut ſich anſchicken, einzuſchränken, und mithin allein im März, April und May, zu bezahlen; denn wenn in dieſen 3 Monaten Fleiß darauf gewendet wird, ſo iſt der Vortheil davon zu hoffen, daß die Krähen vermindert, und nicht ſo viel Junge werden, welche gleich, ſo bald ſie abfliegen, an Baum- und Feldfrüchten den meiſten Schaden thun, und verurſachen, daß im Strich hernach deſto mehrere ihnen ſich zugeſellen; hingegen

 wenn

(20) S. Fürſtl. heſſencaſſeliſche Grebenordnung. Tit. 6, §. 9. S. 21.

(21) Churbraunſchweigiſche Ausſchreiben wegen Ausrottung der Krähen und Sperlinge, v. 13 Aug. 1685, und 12 Aug. 1734; in den braunſchw. Calenb. Ordn. Cap. 5, S. 81, und 82.

wenn deren im Jun. und Aug. (da man ſie mit groſſen Scharen auf die Brachäcker fallen ſieht,) an einem Orte auch alle Tage zehn geſchoſſen würden, lehrt doch die Erfahrung, daß nicht nur der folgende Strich die Anzahl wieder ergänzet, ſondern auch die ausgeſtreuete Winterfrucht deswegen nicht wenigern Zuſpruch bekommt, als wenn zu ſolcher Zeit gar nicht unter ſie wäre geſchoſſen worden.

In England, kam zu Heinrich VIII Zeiten eine Parlamentsacte, wegen die Ausrottung der ſchwarzen ſowohl, als auch der Stadtkrähe und Dohle betraf heraus.

Das königl. preußiſche renovirte und geſchärfte Edict, welche Ausrottung der Sperlinge und Krähen, d. d, Berlin, d. 20 Jun. 1744, lautet alſo:

Nachdem Se. kön. Maj. in Preußen ꝛc. ꝛc. Unſer allergnädigſter Herr, wahrgenommen, daß den wegen Ausrottung und Vertilgung der Sperlinge unterm 11 Dec. 1721 und 8 Jan. 1731 *emanir*ten Edicten nicht überall gebührend nachgelebet werde, wodurch es denn geſchieht, daß dieſe ſchädliche Vögel ſich vermehren, und ſowohl den Feld- als Gartenfrüchten großen Schaden thun: So haben höchſtgedachte Se. kön. Maj. allergnädigſt *reſolvi*ret und nöthig gefunden, die vorangezogenen Edicte zu *renovi*ren und zu ſchärfen. Se. kön. Maj. wollen und verordnen demnach hiemit allergnädigſt und ernſtlich:

1. Daß ein jedweder Unterthan ſowohl in den Städten als auf dem platten Lande, ſich die Ausrottung der Sperlinge mit mehrerm Fleiß und Ernſt angelegen ſeyn laſſe, und auf dem platten Lande ein jeder Hufner oder Bauer 12, ein Koſſäte 8 und ein anderer Einwohner auf dem Lande, als; Büdener, Einlieger, Schäfer, Hürte, Müller, 6 Sperlingsköpfe jedes Jahr abzuliefern ſchuldig und gehalten ſeyn ſoll.
2. Die Immediat und Mediatſtädte, unter welchen erſtern auch die Hauptſtädte mit zu verſtehen, ſollen gleichfalls eine Anzahl Sperlingsköpfe, und zwar dergeſtalt liefern, daß diejenigen Häuſer,

Häuſer, wobey Acker iſt, jedes Haus 12 Köpfe, ein Gärtner oder *Planteur* von Profeſſion, ſo im Garten wohnt und davon lebt, 15 Stück, ein Weinmeiſter, ſo im Weinberg wohnt, oder deſſelben Eigenthümer, 15 Stück jährlich liefern müſſen

3. Die Landjäger, Förſter und Heideläufer, ſollen anſtatt der Sperlinge, jährlich jeder 24 Krähenklauen liefern, weil dieſes ein ebenmäßiger ſchädlicher Vogel iſt, welcher ſowohl der Saat als dem kleinem Weidewerke Schaden zufügt.

4. Die Ablieferung der Sperlingsköpfe geſchieht vom 1 May an, bis Michaelis, der Krähenklauen aber von den Forſtbedienten auf den Holzmärkten an die Beamten: und ſoll für jeden fehlenden Sperlingskopf ein Dreyer, und für ein fehlendes Paar Klauen ein Ggr. zur Armencaſſe des Orts erleget werden

5. Einem jeden derjenigen, ſo die Köpf und Klauen liefern müſſen, ſteht frey, die Sperlinge und Krähen, ſo gut ſie können zu fangen, oder jung auszunehmen.

6. In den Immediat und Mediatſtädten ſollen die Köpfe an die Magiſtrate, und in den Ritterſchafts- und andern Dörfern aber an jedes Orts Obrigkeit abgeliefert, und von dieſen an die Landräthe jährlich auf Mich. die *Specificationes* unfehlbar zum weitern Bericht eingeſandt werden. Auf gleiche Weiſe müſſen die Beamten ihre *Specificationes* an die Landräthe zur *Formir*rung der *General-Specification* zur geſetzten Zeit einſenden.

7. Sollte irgends eine Obrigkeit darunter *conniviren*, und ſich hervorthun, daß ihrer Pflicht und *Deſignation* entgegen, weder die geordnete Anzahl von Sperlingsköpfen und Krähenklauen, noch auch das darauf geſetzte Geld angewieſenen Orts jedes Jahr richtig abgeliefert worden, wornach die Landräthe *Commiſſarii Locorum* ſich öfters erkundigen müſſen: ſo ſoll ſelbige auf jeden ſich ereignenden Fall mit 10 Rthlr. unnachläſſiger Strafen angeſehen werden.

Se. kön. Maj. befehlen demnach den ſämmtlichen Landräthen, *Commiſſariis Locorum*, Magiſtraten, Beamten und Gerichtsobrigkeiten, imgleichen den Oberforſtmeiſtern, auch insbeſondere dem *Fiſco*, hiemit allergnädigſt und ernſtlich, dahin zu ſehen, daß dieſer heilſamen Verordnung überall gehörig nachgelebet, und ſolche zum *Effect* gebracht werde.

Damit ſich auch niemand mit der Unwiſſenheit entſchuldigen möge, ſo ſoll dieſes Edict in den Städten an die Thore, Rathhäuſer, und andere *publique* Oerter, auf den Dörfern aber in den Krügen *affigi*ret, auch überdas in jedem Dorfe einmal des Jahres gegen Johannis nach der Predigt vor den Kirchen durch den Küſter in Gegenwart der ganzen Gemeine öffentlich abgeleſen werden. Urkundlich haben Se. kön. Maj. dieſes Edict höchſteigenhändig unterſchrieben, und mit Dero königl. Inſiegel beidrucken laſſen.

So geſchehen zu Berlin, d. 22 Jun. 1744.

Friderich.

(L.S.)

F. v. Görne. A. O. v. Viereck. F. W. v. Happe.
A. F. v. Boden. S. v. Marſchall.

Die Krähen horſten, gedachter Maßen, in den Wäldern und an den Wieſenrändern auf hohen Bäumen, bauen aber ihre Neſter ſo feſt, daß man mit Schrot nicht leicht durchſchießen kann. Sind die Bäume, worauf ſie horſten, Eichen oder anderes Laubholz, ſo ſind die Horſte gut zu ſehen; auch die darauf ſitzenden Krähen an dem hervorragenden Schwanze zu erkennen, und man kann alsdann mit einer Pürſchbüchſe die Alte auf den Eyern todt ſchießen, indem die Kugel durch den Horſt bis zu ihr dringt. In Nadelhölzern aber findet dieſes nicht Statt, und man wird finden, daß in Gegenden, wo abwechſelnd kieferne, eichene und elſene Waldungen auf einem Reviere ſtehen,

ſtehen, ſie faſt einzig und allein auf Nadelbäumen horſten, weil ſie daſelbſt ungeſehener und ungeſtörter ihre Brut verrichten können. Daher ſchießen manche Jäger die jungen Krähen, wenn ſie aus dem Horſte ſteigen, und auf den Aeſten herum zu flattern anfangen, mit einer Windbüchſe. Dieſes iſt ein hiezu ſchicklicheres Gewehr, als eine ſcharfe Flinte, weil die jungen Krähen durch den Knall nicht erſchreckt werden, und es ruhig abwarten, wie eine nach der andern von demſelben Baume herab geholt wird; bey dem Schießen mit der Flinte geſchieht dieſes aber nicht, die übrigen jungen Krähen fliegen gleich beym erſten Schuß davon, und ſind, beſonders in bergigen, und dick bewachſenen Waldungen, alsdann ſchwer wieder zu finden. Im Winter kömmt die Krähe auf die Miſthaufen und auf die Landſtraßen, um aus dem Pferdemiſte die noch darin befindlichen Körner auszuleſen, und iſt daher leicht zu ſchießen. So dreiſt die Krähen an ſolchen Orten ſind, wo ſie keine Gefahr zu befürchten haben, ſo vorſichtig und ſcheu werden ſie, ſo bald ſie einige Nachſtellung argwöhnen, und ſind nicht leicht in Menge als auf der Krähenhütte, zu ſchießen.

Die Krähen - oder Rabenhütte, *Fig.* 2715, iſt ein Gebäude, darin man auf die Krähen und Raben lauern und ſie wegſchießen kann, ohne von ihneu geſehen zu werdeu. Hiezu muß man einen etwas erhabenen Ort im freyen Felde wählen, über welchem die Krähen am meiſten ziehen, welches zwiſchen zwey Feldhölzern oder nahe an einem Dorfe zu geſchehen pflegt. Hier läſſet man eine Grube, 8 Fuß lang, eben ſo breit, und 4½ F. hoch, auswerfen, und ſie entweder mit Steinen ausmauern, oder mit Bohlen ausſchürzen. Im erſten Falle bekömmt ſie oben ein 4 F. hohes rundes Gewölbe, im andern Falle aber 1½ F. über der Erde mit Schalholz ausgeführt, und oben mit 4 Sparren und Latten, die mit grünen Raſen beleget wer-

den, bedeckt. Oben wird ein Loch ſo groß gelaſſen, daß man eine Stange durchſtecken kann, worauf der Buhu, oder die große Eule, wie wir in der Folge ſehen werden, zuſtehen kömmt. Auf der einen Seite iſt der in die Erde ſchräge eingegrabene, und mit einer Thüre verwahrte Eingang; auf den andern beyden Seiten aber ſind zwey Reihen Schießlöcher oder Schießſcharten, nur 3 Zoll lang, und 2½ Z. hoch, davon die untern ſo eingerichtet ſind, daß man die auf der Erde ſitzenden Krähen daraus ſchießen, die über denſelben aber die auf den trocknen Bäumen anfußenden Krähen und Raubvögel herab zu ſchießen beſtimmt ſind. Dieſe trockne Bäume werden gerade über die Schießlöcher, in der Entfernung von 20 bis 24 Fuß gepflanzt, und müſſen nur wenige Aeſte und gar kein Laub haben, damit die darauf baumenden Vögel recht frey ſitzen. Man nennt dieſe Bäume Hackreiſer in der Jägerſprache. Der obere aus der Erde hervor ragende Theil der Hütte, er ſey gewölbt, oder beſtehe aus Schalholz und einem darauf geſetzten leichten Sparrwerke, muß dergeſtalt mit Erde und Raſen verkleidet werden, daß es wie ein runder kleiner Hügel ausſieht, und nur die Schießlöcher frey bleiben. Aus der Spitze des Hügels reicht, ungefähr 1 Fuß auſſerhalb der Hütte, eine 4 F. lange Stange, deren übrige 3 F. in die Hütte hinein gehen, und dazu dienen, daß man von inwendig die Stange anfaſſen kann, um den Vogel mit derſelben auf- und niederwärts zu bewegen. Auf dieſer Stange iſt eine mit einem Haſenbalge überzogene Scheibe befeſtigt, worauf die Eule zu ſtehen kömmt.

Will man nun Krähen ſchießen, wird auf dieſer Scheibe eine lebendige Eule angefeſſelt, und man begiebt ſich mit einem Paare Gewehre in die Hütte, damit immer eine Flinte oder Büchſe in Bereitſchaft ſey, unterdeſſen daß die eine abgeſchoſſen iſt und geladen wird. Man wird nicht lange in der Hütte ſitzen, ſo

wird

wird man das Geſchrey der um die Eule ſich nunmehr verſammelnden Krähen vernehmen. Die Feindſchaft zwiſchen den Tag = und Nachtvögeln iſt, bekannter Maßen, ſo groß, daß, ſobald letztere ſich bey Tage ſehen laſſen, ſie ſogleich mit groſſem Geſchrey von allen in der Nähe befindlichen Tagvögeln verjaget werden. Auf die kleinern Nachtvögel fallen kleine Tagvögel, ſo wie die größern Nachtvögel durch die großen Tagvögel, vornehmlich aber von Krähen und Raben, verfolget werden. Dieſe ſtürmen nun auch alſo auf die angefeſſelte Eule los, und ſetzen ſich nm ſie herum, theils auf die Erde, theils auf die Hackreiſer, da man ſie dann aus der Hütte, und bisw ilen zwey oder drey auf einen Schuß, ſchießt. Der Eifer der Krähen wird dadurch nicht gemildert, daß ſie einen dumpfigen Knall hören, den Rauch aus den Schießlöchern ſteigen, und ihre Kameraden fallen ſehen; ſie ſchwermen dennoch immer um die Eule herum, baumen auch von neuem, und werden wieder herab geſchoſſen, wenn man ſich nur nicht eher zeigt, und aus der Hüte begiebt, um die geſchoſſenen Vögel herein zu holen, bis man nichts mehr von Krähen oder andern Raubvögeln merkt. Denn endlich fliegen die übrig gebliebenen Krähen fort, kommen aber mehrentheils nach einiger Zeit mit einem neuen Schwarme Krähen zurück, wenn nicht das Bedürfniß der Nahrung ſie in Felder und Dörfer zu ſehr verſtreuet hat. Um ihr Herauskommen zu befördern, kann man bey der Hütte Luder hinfahren laſſen, doch dergeſtalt, daß man es aus den Schießlöchern auf der einen Seite beſchießen kann. Außer den Krähen und Raben, kommen auch die Habicht, der Milan, der Mäuſegeyer, der Lerchenfalk, der Rittelweiche ꝛc. auf die Hütte. Hieraus erſieht man, wie ausgebreitet der Nutzen einer Krähenhütte zur Tilgung der Raubvögel ſey, und es iſt gewiß die angenehmſte Art, ſich ihrer zu bemächtigen. Die Hütte iſt, wie ein klei-

nes Kabinet, mit ein Paar Stühlen und einen Eckiſchchen ausmeublirt, und es fällt durch die Schießlöcher Licht genug hinein, daß man, um bey Erwartung der Vögel nicht lange Weile zu haben, durch Leſen in einem Buche ſich die Zeit verkürzen kann; ſo bald man aber Krähen und Raubvögel ſchreien hört, ſeine Lectüre unterbricht, die Flinte zur Hand nimmt, und die, welche ſich auf die Erde ſetzen oder baumen, ſchießt. Hört man am Geſchrey der Krähen, daß ſie, ohne ſonderlich zu baumen, ſich wieder entfernen wollen, ſtößt man von inwendig die Stange, auf welcher die Eule ſitzt, in die Höhe, und läſſet ſie durch dieſe Bewegung die Flügel aus einander ſperren, ſo werden ihre Feinde in Meinung, daß ſie dieſelben nun verfolgen, oder daß ſie entfliehen wollen, bald wieder zuzückkommen und ihre Anfälle wiederholen.

Im 67 St. des hannov. Magaz. v. J. 1770, ertheilt ein Ungenannter folgenden Bericht von Ausrottung der Krähen.

In meinen Feldmarken, welche über 2000 Morgen hielten, lag eine Holzung, das Krähenholz genannt. Bey der Annahme der Länderey ſchloß ich aus der Benennung des Krähenholzes nichts nachtheiliges. Sobald aber der Frühling und die Zeit ſich zu paaren heran nahete, ſo kamen die Krähen ſehr häufig in dieſem Gehölze an. Dies ſo genannte Krähenholz hält 40 Morgen: und es ſtehen darin ungefähr 6000 Eichen; auf jedem Baume waren im Durchſchnitt genommen, 10 Krähenneſter. Eine Krähe legt 5 bis 6 Eyer, und das zweymal im Jahre. Man rechne nunmehr die Summe der Alten und Jungen, und man wird mir ohne Zeugen glauben, ob ich gleich deren viele aufſtellen könnte, daß, wenn das ganze Krähengeſchlecht in dieſem Forſte zum Flug gebracht wurde, die Sonne faſt verfinſtert wurde. Nun berechne man die Nahrung dieſer Thiere.

Obgleich dem Säemann die Eggen beſtändig folgten, um das ausgeſäete Korn unter zu eggen, ſo mußte ich doch

faſt

faſt daß dritte Samenkorn für die Vögel rechnen. Dies war der Schade nicht allein. Sie nahmen die Körner nicht in gehöriger Weite auf; ſondern wo ſie hinfielen, da fraßen ſie viel Samen auf einmal auf. Ich bekam dadurch in meinen Aeckern ledige Stellen, und wo kein Gut wächſt, da wächſt Unkraut. Das im Schuß ſtehende Getreide wurde niedergeſchleppt, und das in Aehren ſchieſſende ausgefreſſen, ſo gar verſchonten ſie nicht den Dünger auf dem Felde. Auch dem Forſte thaten ſie Schaden, weil die Eichen dadurch voll Koth wurden: und der Jagd, weil den Krähen die jungen Haſen und Rebhühner zum Rauben dienten. Bey aller dieſer Verheerung war mein Vorfahr ruhig geblieben, und in ſchlechte Umſtände gerathen. Ich verſuchte Gegenmittel, ich forderte meine Nachbarn, zwey große Dorfſchaften, welche gleichfalls vielen Schaden hierdurch litten, hiezu auf. Ich hätte gern einigen Krähen ein böſes Blatterngift inoculirt, um dadurch dies ſchädliche Geſchlecht aufzureiben. Ich bedung Leute, welche die Krähenneſter mit den Eyern und Jungen zerſtören, und von den Eichen herunter werfen mußten. Dies koſtete viel; die Leute waren bey dem Beſteigen der Bäume, ihres Lebens nicht ſicher; und wie die Krähen von einem Baume verjagt wurden, ſo flohen ſie zum andern, um ſich wieder anzubauen. Das Jahr darauf verſuchte ich Folgendes. Alle Krähen hatten um dieſe Zeit ihre Eyer gelegt, und in vielen Neſtern waren bereits Junge. Ich beſtellte fünf Leute, auf jeder Ecke einen, und in die Mitte des Krähenholzes meinen Hauptſchützen. Des Abends, wie alles in ſtiller Ruhe war, ging die Kanonade an. Ich ließ mit Hagel unter die Krähen ſchießen, und, um das Feuer deſto leb- und ſchreckhafter, zumal des Nachts, zu machen, mit Schwärmerſchießen abwechſeln. Hiebey erſparte ich das zu verſchießende viele Pulver dadurch, daß ich nach jedem Schuß klappern ließ, mit der Art Klappern, welche man auf der Klapperjagd gebraucht. Dieſe thaten in der Folge eben die Wirkung, wie das Schießen ſelbſt. Die erſten zwey Tage wurden Vater- und Mutterkrähen leicht ſcheu gemacht, den dritten und vierten Tag aber wollten ſie Gewalt brauchen. Meine Leute hatten weder Tag noch Nacht Ruhe, und ich wurde gezwungen meine Poſten durch friſche Leute abzulöſen. Der Zuflug der alten Krähen ward den vierten Tag deſto häufiger und anhaltender, weil ein kalter Regen einfiel. Durch

dieſen

dieſen Zufall zog ich deſto mehr Nutzen, weil dadurch die Eyer in den Neſtern eher verkältet, auch die nackenden Jungen ſterben mußten. Den 9ten Tag hatte meine Krähenjagd ein Ende, die alten Krähen waren verjagt, ihre Eyer verkältet, und die Jungen verlohren".

Im 12 St. der ökon. Nachrichten der patriot. Geſellſchaft in Schleſien, v. J. 1776, S. 94, f. thut Hr. v. G. in K***, folgenden Vorſchlag zu einem Mittel, die ſo genannten Schwarzkrähen zu vertreiben.

„Es iſt bekannt, daß dieſe Krähen auſſerordentlich vielen Schaden, ſowohl an dem Samen, als auch an den Kirſchen verurſachen. Sie kommen im Herbſte haufenweiſe auf die beſäeten Felder, und freſſen nicht nur den Saamen auf, ſondern ſpeyen ihn auch auf andern Aeckern wieder aus, und vermiſchen auf dieſe Art eine Getreidegattung mit der andern. Im Frühjahre fallen ſie vorzüglich demjenigen Landwirthe, welcher zu ſäen anfängt, und zwar ſolcher Geſtalt zur Laſt, daß er einen großen Theil ſeines Samens, deſſen Abgang er beym Aufgehen merklich verſpüren kann, durch ſie verliert. Sie ſind nicht nur im platten Lande häufig anzutreffen, ſondern es ſcheint auch, als ob ſie um und bey Frankenſtein ganz beſonders ihre Wohnung aufgeſchlagen hätten, weswegen man auch in dieſer Gegend ſich alle mögliche Mühe gegeben hat, ſie theils durch Schießen, theils durch Ausnehmung ihrer Jungen, zu vertilgen. Ja, es ſind ſogar vor einigen Jahren einige Dominia zuſammen getreten, und haben mit einem gewiſſen Manne einen Vertrag geſchloſſen, in welchem er ſich gegen eine anſehnliche Belohnung verpflichtete, dieſelben zu vergiften. Ob nun gleich viele durch dieſes Mittel um ihr Leben gekommen ſind, ſo hört man doch immer häufige Klagen über ſie führen.

Auch ich litte einige Jahre nach einander auf meinem ehemaligen Gute N** bey St** durch ſie einen großen Schaden, ſo daß ich mich auf die lezt genöthigt ſahe, mit meiner Haferſaat nicht eher, als meine Nachbarn, anzufangen, um ſie nicht an mich zu locken. Wie endlich mein Verwalter merkte, daß ſie ihren Aufenthalt in einem nahe gelegenen Wäldchen hatten, ſo gieng er hinein, und traf darin

eine unbeſchreibliche Menge von Neſtern auf den Eichen an. Um ſie nun aus der Nachbarſchaft zu vertreiben, nahm er einige Leute mit ſich, und ließ etliche Nächte hinter einander in dieſe Eichen unter ſie ſchießen, wovon ſie auch ſo ſcheu gemacht wurden, daß ſie endlich dieſen Wohnplatz völlig verließen.

Dieſer Verſuch meines Verwalters nun hat mich auf die Gedanken gebracht, anzufragen, ob man ſie nicht durch folgendes Mittel, wenn auch nicht ausrotten, doch verſcheuchen und verringern könne, wenn man nämlich in der Hälfte ihrer Brutzeit einige Nächte nacheinander in den Wäldern, wo ſie ihre Neſter haben, häufig unter ſie ſchießen, und übrigens noch einige Feuer um den Wald herum anlegen läſſet. Daß dieſes Mittel erſt in der Hälfte der Brutzeit angewendet werde, dabey habe ich folgende Urſachen, damit nicht nur 1. die Eyer aus Mangel der anhaltenden Wärme deſto eher verderben, ſondern auch 2. die Zeit verſtreichen möge, ſich von neuem begatten und eine neue Brut anfangen zu können".

Zu vorſtehendem Aufſatz, liefert Hr. T. im L***, im 27 St. derſ. v. e. d. J. S. 212, fgg. folgenden Beytrag.

„Gleiche Beſchwerden, als Hr. v. G. in ſeinem Vorſchlage zu einem Mittel, die Schwarzkrähen zu vertreiben, mit noch mehrern Landwirthen des frankenſteiniſchen Kreiſes, führt, führten ſeit langer Zeit ſchon, auch im nimptſchen Kreiſe, auf der einen Seite des johnsdorfer Hügels, der unter dem Namen des Johnsberges bekannt iſt, ſehr viele Gutsbeſitzer in der umher liegenden Gegend. Sie dachten nicht minder, daß die Schwarzkrähen allein bey ihnen ganz beſonders ihre Wohnungen haben müßten; ſo unglaublich war die Menge davon, die, wo ſie auffiel, weite, große Felder bedeckte.

Ihr eigentlicher Aufenthalt war inzwiſchen ein kleiner Kieferbuſch, der einzeln ſteht, und ringsumher, die kleine Seite gegen den johnsdorfer Hügel ausgenommen, von guten Weizenfeldern eingeſchloſſen iſt. Hier baueten ſie, mit einer ſonſt ungewohnten Verträglichkeit unter- und mit einander, ihre Neſter, und man fand gemeinhin auf einem Baume auch mehrere derſelben. Merkwürdig war hiebey beſonders dieſes, daß weit größere Kieferbüſche, die obendwärts am Fuße des

Zobten-

Zobten- und Geyersberges, ganz in der Nähe liegen, von dieſen Raubvögeln keinesweges zu ihren Wohnungen für ſo bequem gehalten wurden, und daß man daſelbſt, im Verhältniß gegen die Menge, welche am oben angezeigten Orte jährlich ihre Läger aufſchlug, eine ſehr unbedeutende Anzahl antraf, ohnerachtet ſie für ihre Colonien mehr Raum und weniger Gefahr, auch ſelbſt in Anſehung des Unterhalts gleiche Vortheile gefunden haben würden. Ein Problem, welches die Achtſamkeit der Naturforſcher verdient, wie hieraus ſchon, und noch näher aus dem Verfolg der gegenwärtigen Geſchichte erhellt.

Die Eigenthümer des Gutes P***, wohin der gedachte Buſch gehört, waren gar nicht gleichgültig gegen den Schaden, den auf den Feldern und in Gärten die Krähen verurſachten; vielmehr wandten ſie auf ihre Vertilgung vielen Fleiß an, allein lange vergeblich, und ohne auch nur im geringſten ihre Menge verringert zu ſehen. Dieſe ſchien ſo gar von Jahr zu Jahr anzuwachſen, und der Verluſt an Feld- und Gartenfrüchten ward immer beträchtlicher und ausgebreiteter. So fand die Sache Hr. v. P. ** der gegenwärtige Gutsbeſitzer, noch vor wenig Jahren. Dieſer aufmerkſame und geſchickte Landwirth war ſo gleich äuſſerſt bemüht, dem Schaden Einhalt zu thun, dem ſein Gebieth und die Nachbarſchaft umher ausgeſetzt war. Er ließ zu dem Ende nicht nur ſeine neubeſäete Felder durch Schützen bewachen, ſondern verfolgte auch mit dem möglichſten Eifer im Frühjahre zur Brutzeit und noch ſpäterhin ſeine Feinde, im Buſch, und wo er ſie ſonſt antraf, bediente ſich zu gleicher Zeit auch des Mittels ſie zu vergiften, indem er ihnen nahe um ihre Wohnungen Samen vorſtreuen ließ, den eben der Mann, welcher im Frankenſteiniſchen ſeine Kunſt bewieſen hat, zubereitete. Nach den Verſicherungen, die ich von verſchiedenen glaubwürdigen Augenzeugen geſammelt habe, wurden allein durch Schießen von den Krähen manchen Tag zu hunderten getödtet, und eine nicht geringere Anzahl verlor durch die vorgelegte Lockſpeiſe ihr Leben. Solchergeſtalt nahm aber auch die Menge dieſer ſchädlichen Raubvögel zuſehends ab, und die noch übergebliebenen verlieſſen gänzlich eine Gegend, die ihnen ſo gefährlich geworden war.

Man vermuthete nichts gewiſſer, als daß ſie in die nahe gelegenen Wälder des Zobten- und Genersberges geflüchtet ſeyn würden, deren beträchtlicher Umfang, da zumahl, einen weiten Strich hin, noch andere Büſche angränzen, ihnen die meiſte Sicherheit verſprach. Dieſes geſchahe indeſſen nicht. Sie ſchlugen vielmehr ihr Lager in einem noch kleinern Kiefernbüſchchen auf, das bey K**, einem Gute im reichenbachſchen Kreiſe, ſteht, und von ihrer erſten Wohnung ungefähr eine ſtarke Meile entfernt iſt. Hier befinden ſie ſich noch, ungeachtet ſie ebenfalls mit vielem Eifer verfolget werden.

Im Frühjahr 1774, welches das nächſte nach ihrer Flucht war, kamen zwar einige nach ihrem alten Standort zurück; ihre Anzahl war indeſſen ſehr geringe, und welches noch merkwürdiger war, ſo blieben ſie auch nicht einmal da, um Neſter zu bauen. Im verfloſſenen Frühjahr hingegen fanden ſie ſich auf den Feldern in größerer Menge ein, und ſchienen es wagen zu wollen, ihre verlaſſene Pflanzſtätte wieder herzuſtellen. Hr. v. S.*** ließ aber ſobald unter ſie ſchießen, und in kurzer Zeit verloren ſie ſich wieder gänzlich.

Ich ſchließe dieſe Geſchichte mit einigen Anmerkungen, die ich dem Urtheile mehr erfahrner Landwirthe überlaſſe:

1. Der Vorſchlag des Hrn. v. H.***, die Schwarzkrähen, beſonders zur Hälfte ihrer Brutzeit zu verfolgen, hat in der That vieles für ſich. Dadurch wird ohne Zweifel der ſchädlichen Vermehrung dieſer Raubvögel zwar nicht gänzlich, doch zum großen Theil, Einhalt gethan, und der Schade des Landwirthes vermindert; allein, nicht verhütet, nicht für die nächſte Zukunft geſichert. Zu geſchweigen, daß zu ſolcher Zeit die alten Krähen bereits am Sommerſamen und an den Baumblüthen vielen Nachtheil zugezogen haben, ſo werden ſie auch nicht minder in den Aerndefeldern und auf den Herbſtſaaten ihre Räubereyen, als ſie nur können, fortſetzen. Principiis obſta! ſcheint daher auch hier das rathſamſte zu ſeyn. Hr. v. S*** würde ganz gewiß einen großen Theil ſeines Sommerſamens verloren haben, und würde nicht mindern Verluſt bey der Winterſaat befürchten müſſen, wenn er nicht die Krä-

Krähen daran gehindert hätte, auf ſeinem Lande Neſter anzubauen.

2. Feuer um den Wald herum anzulegen, in welchem die Krähen ihre Wohnungen haben, iſt an ſich ſchon unſicher, und für den Forſt gefährlich, und iſt es noch mehr, da Hr. v. H * * * es eben in der Hälfte der Brutzeit verlangt. Hier ſind die Nächte bereits ſehr warm, und die Tage noch wärmer, Moos und Buſchgras iſt meiſtentheils trocken, und beſonders ſind bey Kieferbüſchen aus mehrern Urſachen verſchiedene andere Fälle bedenklich. Wozu noch kömmt, daß die Winde dergleichen Anſtalt entweder verzögern, oder vergeblich, auch wohl bey aller Vorſicht noch gefährlicher machen könnten.

3. Die Krähen zu vergiften, gefällt mir keinesweges. Es kann ja auch ſeyn, daß von Feder- oder andern Wild einiger vergifteter Saame genoſſen wird, wodurch leicht auch Menſchen beſchädiget, auch wohl gar getödtet werden können. Der Krähenjäger, von dem in unſerer Geſchichte die Rede iſt, verſicherte, daß er zu ſeiner Zubereitung des Saamens, durch welchen er die Krähen morden wollte, kein Gift anwende, welches dem Menſchen ſchädlich wäre. Er ließ zum Beweis eine Krähe zurichten, die von ſeiner Lockſpeiſe gekoſtet hatte; allein, der Verſuch gerieth ſehr ſchlecht. Ihn, und die ſich von ihm hatten überreden laſſen, ſeine Gäſte zu ſeyn, überfiel ein gewaltſames Erbrechen, und es war noch Glück, daß keine andere Folgen entſtanden. Ich muß beyläufig anmerken, daß er dieſes Probeſtück von der Unſchädlichkeit ſeines Mittels für die Geſundheit der Menſchen deswegen that, weil bisher aus allen benachbarten Gegenden, die Armen in ganzen großen Säcken, theils todt geſchoſſene, theils aus ihren Neſtern genommene Krähen zur Speiſe holten. Sehr wahrſcheinlich bediente ſich dieſer Mann, ohne es von den Engländern gelernt zu haben, der Krähenaugen, als ſeines geheimnißvollen unfehlbaren Mittels; denn ſchon Hohberg, auch noch ältere unter den deutſchen Landwirthen wußten es, und er glaubte vielleicht, daß ſie der Geſundheit des menſchl. Körpers in geringer Quantität nicht gefährlich wären.

4. Was

4. Was Hr. v. H. *** in Anſehung des Ausſpeyens des Saamens behauptet, iſt keine neue, ſondern ſchon alte Erfahrung. Im Frühjahr geſchieht es nur ſelten, nur wenn die Krähe aus Freßbegierde den Magen überſackt hat; im Herbſte aber häufiger, zumal beym Weizen, der ſtark eingekalkt war. Die phyſiſche Urſache läßt ſich leicht angeben. In den hieſigen Gegenden hat man eben dieſe Wahrnehmungen, die gleiche Aufmerkſamkeit verdienen, da ebenfalls, wie im Frankenſteinſchen, kein anderer als weißer Weizen aufs Feld gebracht wird, und kluge Landwirthe den Saamen mit der äusserſten Sorgfalt reinigen.

Ein neuer Beytrag zu dem jetzt angeführten, von Hrn. C. Graf v. Dyhrn, im 15 St. eb. derſ. ökon. Nachr. ꝛc. v. J. 1778, S. 114, fgg. iſt folgende.

„Wenn man die Stellen, wo die Schwarzkrähen zu niſten pflegen, gehörig betrachtet, ſo wird man finden, daß ſie ſich hiezu gemeiniglich ſolche Stellen wählen, wo ſie ein nicht zu großes Wäldchen von ſehr hohen und ſchon etwas ſtarken Kiefern, antreffen, welches mit fruchtbaren Feldern umgeben iſt. So war das jackſchönauer bekannte Wäldchen beſchaffen, wo ſie ſich vormals in ſo großer Anzahl befanden, und aus welchem ſie wohl am meiſten durch die juliusburgſchen Bürger, die ſie in und nach der Brutzeit häufig wegſchoſſen, vertrieben worden ſind. Eben ſo iſt auch mein reeſewitzer Garten, in welchem ſie ſich noch in großer Menge befinden, und der ganzen Gegend, beſonders aber mir, und meinen reeſewitzer und mühlwitzer Bauern, großen Schaden zufügen, gleichfalls beſchaffen. Man ſieht auch leicht ein, daß ſolche Stellen ihnen zu ihrer Abſicht ſehr dienlich ſind, indem die hohen Bäume ihnen zur Sicherheit dienen, die umliegenden fruchtbaren Felder ihnen Unterhalt verſchaffen, und die freye Gegend ihnen das Paaren erleichtert.

Hier in Reeſewitz kommen ſie alle Frühjahr ſehr zeitig, ſobald nur die ſtarken Fröſte vorbey ſind, angezogen, und nehmen von ihrem Wohnplatze ordentlicher Weiſe mit großem Geſchrey, Beſitz. Wenn das Wetter anfängt warm zu werden, ſo fangen ſie an, die alten Neſter auszubeſſern, oder neue zu bauen, und hierauf Eyer zu legen und zu brü-

brüten. Sobald ihre Jungen alle zuſammen vollkommen flugbar geworden, ſo ziehen alle, Alte und Junge, hinweg; bis jetzt aber weiß ich noch nicht, wohin. Dies geſchieht gewöhnlich gegen das Ende des Brachmonaths. In der Mitte des Auguſts ungefähr kommen ſie alle wieder, und ziehen erſt beym Anfange der erſten ſtarken Fröſte im ſpätern Herbſt völlig hinweg.

Daß ſie jederzeit begierig freſſen, und bey einem Ueberfluſſe der Nahrung, ſowohl zur Saatzeit als in der Aernde, das zu viel gefreſſene Getreide wieder ausſpeyen, und eben dadurch ſolchen großen Schaden anrichten, davon ſind alle meine Wirthſchafter, Bauern und Dreſchgärtner, Augenzeugen, und überhaupt zweifelt in hieſiger Gegend niemand hieran.

Wenn ich eine Stadt in der Nähe hätte, ſo würde ich dieſe ſchlimme Gäſte, die zwar ſich ſelbſt für rechtmäßige Einwohner dieſer Gegend halten, zeitig genug los werden. Dieſe Krähen in einem Thiergarten, in einer ganz hübſchen Gegend, würden den Bürgern viel Vergnügen verurſachen. Mein Bier- und Branntweinurbar würde dabey zunehmen; und es würde alsdann nicht einmal politiſch gehandelt ſeyn, ſie alle völlig ausrotten zu laſſen. Gegenwärtig dienen bloß die jungen Krähen den gemeinen Leuten zur Speiſe. Ganz arme eſſen auch wohl gar die alten. Daß manchmal, wie man verſichert, auch in großen Städten junge Schwarzkrähen für junge Tauben verſpeiſet würden, dies getraue ich mir wohl nicht zu behaupten.

Daß in hieſigen Gegenden die völlige Ausrottung der Schwarzkrähen anderweitigen Schaden bringen ſollte, ſcheint mir deswegen nicht wahrſcheinlich zu ſeyn, weil dieſelben vor ungefähr 30 bis 40 Jahren, hier herum weit und breit noch ganz unbekannt geweſen ſind, ohne daß man ſich erinnern kann, an ihrer ſtatt ein anderes Uebel empfunden zu haben. Dieſes mag wohl daher kommen, daß in hieſigen Gegenden noch viele andere Raubvögel vorhanden ſind. Ueberdies pflegen die Schwarzkrähen hauptſächlich dem Getreide nachzugehen, wozu ſie wenigſtens 6 Monathe im Jahre hindurch Gelegenheit haben, und worin ſie von den Schildkrähen ſehr verſchieden ſind.

Das

Das Wegſchießen der alten Schwarzkrähen in der Brutzeit, thut freylich ſehr viel zu ihrer Verminderung; ja, wenn es ſehr häufig geſchieht, ſo kann man ſie völlig vertreiben, aber ſie fallen alsdann andern zur Laſt. In einer Krähhütte mit einer großen Eule, oder einem ſo genannten Schuhu, oder, wie man ihn hier nennt: Peyhu, kann man auch deren viele erlegen. Die Ausnehmung der Jungen iſt etwas ſehr beſchwerlich, weil ſie auf ſehr hohen Bäumen niſten. Wenn man alle hohe ſtarke Bäume in einem ſolchen Wäldchen, wo ſie ſich eingewohnt haben, fället, ſo müſſen ſie ſich endlich auch wegbegeben.

Obgleich das Vergiften der Schwarzkrähen mit Arſenik etwas gefährlich zu ſeyn ſcheint, ſo habe ich es doch einmal verſucht. Einige fraßen das damit eingequellte Getreide, ſie crepirten auch davon, bald darauf aber wollte es keine mehr anrühren.

Als ich das erſtemal in den ökonom. Nachr. angeführt fand, daß man in England die Krähen mit Krähaugen zu tödten ſuche, ſo hielt ich alſobald dieſe Methode für die beſte und ſicherſte. Ich habe ſie auch voriges Frühjahr mit dem beſten Erfolge verſucht. Ich ließ ½ ℔ Krähaugen ganz klein ſchneiden, in einem Topfe von 4 Quart, 2 Stunden lang kochen, hierauf mit dieſem Waſſer (welches kalt geworden war) eine Metze Weitzen über die Nacht einquellen. Den Morgen darauf ließ ich einen kleinen Fleck auf einer Stelle, wo die Krähen ihren Zug hatten, ackern, und ihn mit dem Weitzen beſäen, aber nicht eineggen. Die Krähen fielen haufenweiſe darauf, fraßen alles ſehr begierig auf und binnen 24 Stunden wurden derſelben gegen 80 Stück todt gefunden. Derjenigen, die ſich verflogen und in der Weite liegen geblieben, mochten wohl wenigſtens eben ſo viel ſeyn. Ich wollte dieſes noch weiter verſuchen: da ich aber nicht mehrere Krähaugen bey der Hand hatte, und es Zeit war, mit der Sommerſaat anzufangen, ſo verſparte ich dieſen weitern Verſuch bis auf künftiges Frühjahr, da ich denn ſo zeitig als möglich damit fortzufahren anfangen will.

Daß dieſe Vergiftung der Schwarzkrähen mit Krähaugen ſonſt gefährlich ſeyn ſollte, kann ich gleichfalls nicht glauben. Der in gedachtem Beytrage erwähnte Fall kam wohl ohne Zweifel daher, weil die Leute wußten, daß die

Krähe vergiftet war, und ſich daher vor derſelben eckelten. Aber wer wird eine todt gefundene Krähe eſſen, ohne ein Chineſer, Hottentotte oder dergleichen zu ſeyn? So was wird auch bald in einer ganzen Gegend bekannt. Lerchen, Goldammern, und andere ſolche Vögel, die im Neſte eine Weile blind ſind, werden freylich von ſolchem gefreſſenen Getreide auch ſterben, aber den Rephünern, Wachteln und allem zahmen Federvieh wird es nichts ſchaden."

So wie es weiße und bunte Raben giebt, ſo findet man auch weiße, und ſchwarz und weißbunte Rabenkrähen, welche gleiche Sitten und Neigungen, als die ſchwarzen Krähen, haben.

Der weißen Krähen gedenkt **Schwenkfeld** (*). **Cälius** ſagt, es ſey bey ihm ein Sprichwort: es iſt ſo ſelten, als eine weiße Krähe. Eine weißliche Krähe mit ſchwarzem Kopfe und röthlichen Flügelſpitzen, ließ ſich einige Monathe ſehen, und es wüteten die heftigſten Kriege. Noch zwey anderer weißen Krähen geſchieht beym Gesner (**) Erwähnung. Eine blaßgraue Krähe beſchreibt **Pennant** (***). Von einer Ackerkrähe mit mehrentheils ſchwarzen Federn, ertheilt Hr. Conſiſt. R. Maſch, zu Neu-Strelitz, im 13 St. des Naturforſchers (Halle 1779, gr. 8.) S. 17, f. folgende Nachricht.

„Schon ſeit länger als 30 Jahren hat man bemerkt, daß in hieſigem Lande in einer Holzung, welche an den See Tollenſee ſtößt, ein Geſchlecht gewöhnlicher ſchwarzgrauer Krähen lebt, welches weiße Jungen zeuget. Noch jetzt lebt eine von dieſen auf dem Hofe eines Freundes, und holt ſich, da ſie am Flügel gelähmt iſt, täglich ihre Speiſe aus dem Hauſe. Der Kopf iſt ganz ſchwarz, wie bey andern Krähen; was aber bey dieſen am Leibe grau iſt, iſt hier ganz

(*) Aviarium Sileſiae, p. 243. Salerne. p. 24. Briſſon ſetzt hinzu, daß ſie einen weißen Schnabel, weiße Füße und Klauen haben.

(**) *Geſner* de avibus, p. 324.

(***) Britiſh Zool. Vol. I. p. 221.

ganz weiß, und was bey jenen ſchwarz iſt, fällt hier in weißlich aſchgrau.

Daß die weißen Krähen wieder Junge zeugen, davon hat man keine Erfahrung. Daß aber zwey gewöhnliche graue Krähen ein weißes Kind zeugen, daran läſſet ſich nicht zweifeln. Ich reiſete im Anfange des Sommers, wenn die jungen Krähen ihre Neſter verlaſſen, nahe an der Heide vorbey, und ward in einiger Entfernung gewahr, daß eine Krähe etwas weißes vor ſich hatte, das ſich bewegte. Unter der Bedeckung einiger Gebüſche konnte ich ſo nahe kommen, daß ich alles genau unterſcheiden konnte. Eine alte graue Krähe hatte ihr weißes Kind vor ſich ſitzen und fütterte ſelbiges. Dieſes ging hernach zu einer andern Krähe, die in einiger Entfernung Speiſe ſuchte, und ließ ſich von dieſer gleichfalls füttern. Hier waren alſo beyde graue Aeltern, und ein weißes Kind. Da ich, den Sommer über, eben dieſen Weg öfters reiſen mußte, ſo habe dieſe weiße Krähe in Geſellſchaft anderer grauen Krähen oft auf dem Felde bis in den Herbſt geſehen.

Bey dieſer Abänderung iſt es merkwürdig, daß ſchon ſeit länger als 30 Jahren dergleichen hier bemerkt worden, und noch jetzt fortdauert, daß graue Krähen weiße, nur ſo viel man weiß, in dieſer einzigen Gegend erzeugen, und daß dieſe weiße Krähen, wenn ſie einmal zahm geworden, nicht wieder zu andern auf dem Felde zurück kehren, ſondern wenn ſie auch den Gebrauch ihrer Flügel behalten, das Haus ihres Ernährers nicht verlaſſen, und, ob ſie gleich umher fliegen, doch gegen Abend, oder wenn ihnen hungert, wieder zurück kommen".

Im 14 B. der Büffonſchen Naturgeſch. der Vögel, (Berl. 1788: 8.) S. 183, meldet Hr. Prof. Otto: „Noch heute (d. 27 Nov. 87) wird mir eine grauweiße Nebelkrähe geſchenkt, die hier in der Vorſtadt lange unter den gewöhnlichen Nebelkrähen gelebt hat, und jetzt geſchoſſen iſt. Von dieſer kann ich es zwar nicht mit Gewißheit ſagen, ob ſie in Pommern ausgebrütet ſey, oder hier weiß geworden iſt, da ſie ſchon alt iſt. Aber von einer andern weißen Krähe, die ich aus Meklenburg erhalten habe, weiß ich, daß ſie daſelbſt ausgebrütet und geſchoſſen iſt. Es iſt das beſondere an ihr, daß ihre Aeltern alle Jahre weiße und gewöhnlich gefärbte Jungen erzeugt haben, und daß dieſe, eben ſo wie die vorigen weißen, da weißlich aſch-

 grau

grau iſt, wo die Geſchwiſter von ihr ſchwarz ſind. Sie iſt von denſelben Aeltern; von denen Hr. C. R. Maſch einige Jahre vorher, welche im Naturforſcher beſchrieb. Sie war noch jung, und viel kleiner als die grauweiße; denn die ich heute bekommen habe, war ſchon bey dem Verſchicken im heißen Sommer etwas in Fäulniß gekommen, iſt aber doch noch ausgeſtopft bey mir zu ſehen".

Schwarz und weißbunte Krähen, findet man bey Friſch auf der 66ſten Kupfert. abgebildet. Friſch erzählt, er habe ein einzigesmal eine Schaar Schwalben mit einem Trupp Krähen ziehen, und mit denſelben einen gleichen Reiſeſtrich nehmen geſehen. Er ſetzt hinzu, daß dieſe bunte Krähen den Sommer an dem Ufer des Oceans zubrächten, und von demjenigen, was das Meer auswirft, lebten; daß ſie ſich immer nach den ſüdlichen Küſten begäben, und nie in großen Schaaren flögen, und daß ſie, wenn ſie gleich nicht zahlreich wären, ſich doch in einer gewiſſen Entfernung von einander hielten, worin ſie ganz und gar den Schwarzkrähen ähnlich ſind, von welchen ſie vermuthlich eine beſtändige Abart, oder, wenn man will, eine beſondere Raße ſind.

Die Saatkrähe, Ackerkrähe, Kornkrähe, ſchwarze Saatkrähe, (weil ſie ſich gern auf den Saamen- und Kornfeldern aufhält; und daſelbſt großen Schaden anrichtet,) Karechel; in Pommern Karok; in Meißen Haferrike (*); in andern Gegenden Rauch, Ricke, Roche, Röch, Rock, Rouch, Rouck, Rooche, Rooke, Ruck, Cornix nigra ſ. Cornix minor *Friſch.* & *Schwenckf.* Cornix frugilega nigra *Klein.* Cornix frugilega ſ. frugivora; Corvus frugilegus ater, fronte cinerascente, cauda ſubrotundata *L.* Gracu-

(*) Die erſte Hälfte dieſes Nahmens rührt von dem Hafer her, wovon die Saatkrähe ſich nährt: die zweyte vermuthlich von ihrem rauhen unebenen Schnabel, oder auch von ihrem Geſchreye.

culus *Belon*. Fr. Corneille moiſſonneuſe, Frayonne, Freux, Graye, Grole oder Grolle; Holl. Koore Krey, Roeck, Engl. Rook. Schwed. Roka, hält, in Anſehung der Größe, das Mittel zwiſchen dem Kolkraben und der Rabenkrähe. Von dieſer unterſcheidet ſie ſich, ob ſie gleich, wie dieſelbe, ganz ſchwarz iſt, ſelbſt durch den ſtärkern Glanz dieſer Farbe, und daß die Federn der Oberfläche in das Bläuliche ſpielen; doch iſt dieſes Bläuliche ſich nicht beſtändig gleich. Haben ſie volle Nahrung und keinen Mangel, ſo zeigt ſich der blaue Glanz ſtärker, vermindert ſich aber bey Mangel, ohne ſich jedoch ganz zu verlieren. Das auffallendſte und deutlichſte Kennzeichen an ihr iſt die kahle, weißliche, ſchuppige, und bisweilen räudige Haut, welche den Anfang des Schnabels an derjenigen Stelle umgiebt, wo bey den übrigen Krähenarten die ſchwarzen, borſtenartigen nach vorn zurück geſchlagenen Federn liegen, und ſich bis über die Naſenlöcher erſtrecken, daher ſie in einigen Gegenden auch Grindrabe genannt wird. Ihr Schnabel hat die Länge eines Fingers, und iſt kegelförmig zugeſpitzt; die Farbe deſſelben ſchießt in das Weiße, oder vielmehr in das Aſchgraue, und er iſt wie feines Moos anzufühlen. Die Flügel ſind mehr ſpitzig, als rund, und der Schwanz iſt verhältnißmäßig lang. Sie haben einen tiefern Ton der Stimme, als die übrigen Krähen.

Der Biſchof Albertus unterſcheidet dieſelbe ganz deutlich. Coix autem latine vocatur auis, quae major eſt quantitatis quam cornix, & habet roſtrum magnum & album iuxta caput, vbi ſunt nares, at non comedit carnes; & hanc quidam Craculum vocant, in lingua vero germanica *roueb* vocatur. Schon Geßner hat, S. 319, erinnert, daß es Rouch heißen müße. Vielleicht iſt es ein bloßer Druckfehler, wenn die Saatkrähe für größer, als die graue Krähe angegeben wird. Die weiße räudige, Haut an dem Schnabel dieſer Krähe, hat vermuthlich die Veranlaſſung

zu der Nachricht beym Porphyrius, de abſtinent. III. p. 23, de. Roer., gegeben, daß die Krähe der Räude und Kräze unterworfen ſey.

In Anſehung dieſer Haut am Schnabel, hat Hr. Graf v. Büffon eine unwahrſcheinliche Hypotheſe. Er ſagt: „Die Saatkrähe hat keinen ſo ſehr geglätteten Schnabel, „und keine Federn an dem Urſprunge deſſelben, weil ſie „hauptſächlich von Körnern, kleinen Wurzeln und Wür„mern lebt, und die Gewohnheit hat, daß ſie, um die ihr „zuträgliche Nahrung zu ſuchen, den Schnabel tief in die „Erde ſteckt. Dieſes muß nähmlich nothwendig den Schna„bel mit der Zeit rauh machen, und die Wurzeln der Fe„dern an dem Urſprunge deſſelben, welche dem beſtändigen „Reiben ausgeſezt ſind, zerſtören (1). Indeſſen muß man „nicht glauben, daß dieſe Haut ganz nacket ſey, denn man „bemerkt auf derſelben oft einzelne kleine Federn, zum ſtar„ken Beweiſe, daß ſie nicht vom Anfange kahl geweſen, „ſondern es durch eine äuſſere Urſache geworden ſey. Kurz, „dieſes iſt eine Art von zufälliger Ungleichheit, welche nach „den bekannten Zeugungsgeſezen in einen Erbfehler über„gangen iſt“. Dieſes iſt, wie geſagt, eine gar nicht wahr„ſcheinliche Hypotheſe: Die Saatkrähen haben die weiße räudige Haut am Schnabel von je her gehabt, ſo wie ihre Geſtalt, Stimme, Nahrung, Eyer und Lebensart zeigen, daß ſie eine beſondere Art seyn.

Die

(1) Daubenton der Jüngere, machte neulich, als er auf dem Felde ging, eine Beobachtung, welche hierauf eine Beziehung hat. Dieſer Naturkündiger ſahe in der Ferne, in einer ganz unbebaueten Gegend, 6 Krähen, davon er die Art nicht unterſcheiden konnte, welche ſehr beſchäftigt ſchienen, die hin und wieder zerſtreueten Steine aufzuheben und umzukehren, um ſich der Würmer und Inſecten, welche unter denſelben verſteckt waren, zu bedienen. Sie verfuhren dabey ſo eifrig, daß die nicht gar zu ſchweren Steine 2 bis 3 Fuß in die Höhe ſprangen. Wenn dieſe beſondere Uibung, welche noch niemand den Krähen beygelegt hat, bey den Saatkrähen gewöhnlich iſt, ſo iſt dieſes eine Urſache mehr, welche machen könnte, daß die Federn um den Schnabel abgenuzt würden; und der Name Steinwälzer, welchen man bis jezt dem Tringa Interpres L. ausſchließungsweiſe beygelegt hat, würde ins künftige ein Geſchlechtsname werden, welcher mehrern Gattungen zukäme.

Die Saatkrähen kommen im Anfange des Frühlinges zu uns, verſammeln ſich in ſtarker Anzahl bey den Neſtern, welche ſie den Sommer vorher verlaſſen hatten, beſſern dieſelben aus, und bauen neue. Sie halten ſich viele Jahre in gewiſſen Dörfern auf, verlaſſen aber zuweilen, durch einige Zufälle, die lange Zeit in Beſitz gehabten Bäume, und legen ihre Neſter in andern Dörfern an. Sie ſuchen dazu gemeiniglich hohe Aeſchen, welche unten keine Zweige und kein Geſträuch haben, und von welchen mehrere nahe bey einander ſtehen. Solche Bäume ſtehen oft um den Kirchhöfen; allein, ſie wählen dieſe Plätze wohl nicht der Volksmenge wegen, die ſich bisweilen daſelbſt verſammelt, noch deswegen, weil daſelbſt mehrere Würmer wären, wie Hr. v. Büffon muthmaßet; denn man findet viele Colonien dieſer Vögel in Dörfern, in welchen gar keine Kirchhöfe ſind. Sie halten ſich gemeiniglich nahe an Dörfern, und nie auf Bäumen, unter welchen ein dichtes Unterholz ſteht, auf. Aller Wahrſcheinlichkeit nach würden dieſe Vögel ihrer Jungen öfter in unbewohnten Gegenden, als jetzt in der Nachbarſchaft der Menſchen, von den Falkenarten beraubet werden, wiewohl man dieſe Vögel endlich auch ſo dreiſt werden geſehen hat, daß ſie ſich alle Morgen eine junge Saatkrähe zum Frühſtücke holten, ungeachtet die Neſter nahe bey einem Hauſe waren, und alle Saatkrähen der Gegend den Habicht mit vielem Geſchrey beſtürmten. Vielleicht fürchten die Saatkrähen auch einen verſteckten Feind unter dem Baume, wenn er mit dichtem Unterholze umgeben iſt. Gemeiniglich kann man, wegen des glatten hohen Stammes nur mit Mühe auf den Baum kommen. Sie brechen kleine Zweige von den Bäumen, ſammeln kleine Ruthen, Stäudchen, u. d. gl., legen dieſelben an mehrern Orten auf einem Baume zuſammen, und ſtreiten ſich mit vielem Geſchrey um den Platz, rauben und zerreiſſen ſich die

Grund-

Grundlagen der Neſter, bis ſie alle Baumaterialien genug, und ihr Neſt fertig gebauet haben. Sie füttern es alsdann mit Moos, Wolle ꝛc. aus, und legen 3 bis 5 Eyer, welche, wie die Nebelkräheneyer, grünlich ſind, und viele braune Flecken haben. Auf einem Baume ſind oft 20 Neſter. Man behauptet, daß das Männchen und das Weibchen wechſelweiſe brüten. So viel iſt gewiß, daß, wenn der eine derſelben brütet, der andere oft auf dem Rande des Neſtes oder einem nahen Zweige ſitzt, oder in das Feld zieht, um Nahrung zu ſammeln. Bey dem Bauen des Neſtes helfen ſich gewiß das Männchen und Weibchen; aber das thun auch einige andere Vögel, von welchen das Männchen nicht brütet. Wenn die Jungen aus dem Eye gekommen ſind, werden ſie von den Alten gemeinſchaftlich gefüttert. Dieſe thun alsdann in den Gärten oft großen Schaden; ſie ziehen beſonders gern die aufgekeimten Zuckererbſen aus den Beeten, oder graben dieſelben mit ihrem Schnabel aus. In einem Morgen, ehe die Menſchen zur Arbeit kommen, iſt bisweilen eine ganze Ausſaat verdorben. Am lebhafteſten iſt die Colonie, wenn ſie die Neſter bauen, und wenn die Jungen aus dem Neſte gehen und auf den Zweigen ſitzen, da ſie alsdann die Anzahl und das Geſchrey drey = bis vierfach verſtärken. Man kann zu der Zeit, wenn man es nicht gewohnt iſt, bisweilen des Morgens um 3 Uhr, des Geſchreyes wegen, in benachbarten Gegenden nicht mehr ſchlafen. Hr. Prof. Otto als er ſich noch in Pommern aufhielt, pflegte alle Jahre einige Saatkrähen bey den Neſtern zu ſchießen, auch wurden ihnen einige Eyer und Jungen genommen; ſie verlieſſen aber desfalls ihre Neſter nicht, und kamen alle Frühjahr wieder. Ein Habicht holte ſich, wenn nicht viele Menſchen in der Nähe waren, die Jungen. Nach dem Geſchreye zu muthmaßen, wurden die Jungen auch bisweilen des Nachts, vielleicht von einer

Eule,

Eule, geholt. Alles dieſes ſtörte ihre Geſellſchaft nicht. Allein, es legte ein Paar Raben ſein Neſt in der Nachbarſchaft an, und nun baueten die Saatkrähen ihre Neſter nicht mehr in den gewohnten Bäumen ſondern verließen alle alte Neſter des Dorfes, und legten ſeit der Zeit, eine kleine Meile davon, eine neue Colonie an, wo jetzt auf vier Aeſchen 59 Neſter ſind. Sie niſten auch zwiſchen kleinen Säulen und Thürmen, an den Giebeln der alten gothiſchen Häuſer in Stralſund, und werden durch ihr Geſchrey und die kleinen abgebrochenen Baumreiſer, welche ſie in die Dachrinnen, von den Thüren und in die Blumengärten fallen laſſen, ſehr läſtig. Sie ſcheinen der Elſter nicht an Muth gleich zu kommen. Denn als dieſe einſt in ihrer Nachbarſchaft ein Neſt gebauet hatte, wurde ſie oft von einer großen Menge der Saatkrähen mit vielem Geſchrey umſchwärmet, aber ſelten ernſtlich genug angefallen. Kamen ſie ihrem Neſte zu nahe, ſo fuhr die Elſter ſchnell auf den nächſten Feind, und rupfte ihm gemeiniglich einige Federn aus. Man ſchoß die Elſter, und ſogleich zerriß die Schaar der Saatkrähen das Elſterneſt, und wandte es zur Erbauung der ihrigen an.

Wenn die Saatkrähen erwachſen ſind, ziehen ſie mit den Alten in großen Schaaren in das Feld, doch laufen die Jungen daſelbſt noch oft den Alten mit einem pfeifenden Geſchreye nach, und werden von ihnen aus dem Kropfe gefüttert. Sie thun am Korne Schaden, beſonders reiſſen ſie, bereits gedachtermaßen, die auskeimenden Erbſen aus dem Acker, und freſſen ſie mit der Wurzel und den Samenblättern. Oft ſtecken ſie den Schnabel, bis an die Augen, in den lockern Acker, und werfen die Erde mit der Erbſe, wie mit einem Spaten, zur Seite, und holen alsdann die Erbſe. Die Ackerleute in Holland und England verjagen ſie mit Schreyen und Steinen, mit eiſernen Klappern, oder, wenn dazu Kinder oder Leute fehlen,

len, mit kleinen Klappermühlen. Allein, ſolches Klapperwerk, wie auch ausgeſtellte Puppen, u. d. gl. lernen ſie bald kennen, und fürchten es nur wenige Tage. Sie freſſen auch Würmer und Inſecten; Aas aber nie.

Gegen den Winter verlaſſen die mehreſten Saatkrähen, ſo wie die Dohlen, unſer nördliches Deutſchland, wenn ſie ſich vorher in großen Schaaren geſammelt haben, doch bleiben noch viele von ihnen zurück, welche ſich an den hohen Giebeln der Häuſer und an den Kirchen ſehen laſſen. Die mehreſten aber ſcheinen alsdann weiter gegen Süden zu ziehen. In England bringen ſie beynahe das ganze Jahr zu; in Frankreich, Schleſien und vielen andern Ländern aber ſind ſie gewiß, bis auf einige Ausnahmen, Zugvögel, mit dem Unterſchiede, daß ſie in Frankreich den Winter verkündigen, anſtatt daß ſie in Schleſien Vorbothen der angenehmen Jahrszeit ſind.

Die Hauptnahruug der Saatkrähen beſteht in Getreide und andern Körnern. Selbſt an dem halbreifen Getreide richten ſie Schaden an.

Nach Hrn. Paſt. Germershauſen Bericht, im 47 St. des **Wittenb. Wochenbl.** v. J. 1787, S. 372, hat man, ſeit langen Jahren, Sperlinge und Krähen nicht ſo viel Schaden an dem halbreifen Getreide anrichten geſehen, als im J. 1787. Die Sperlinge griffen ſchaarenweiſe die Frühgerſte dergeſtalt an, daß ſie auch durch häufiges Schießen nicht zu verſcheuchen waren. Die Krähen fielen den halbreifen Weitzen an, zogen die Halme zur Erde, und verwüſteten viele Scheffel Ausſaat. Dieſe ſtärkere Gierigkeit gedachter Vögel, die ſich von Inſecten und Körnern zugleich nähren, kam nur daher, daß ſie, um des frühern Sommers willen, frühere Brut gehabt, und ſich alſo ſo ſtark einige Wochen vor der Aernde ſchon vermehrt hatten. Nun ward der größern Menge dieſer Vögel die Nahrung von Gewürme und Inſecten von Woche zu Woche immer knapper, weshalb ſie vom Hunger angetrieben wurden, die noch in der Milch befindlichen Fruchtkörner anzugreifen, und ſich davon zu ſättigen.

Es iſt indeſſen nicht zu läugnen, daß ſie bey dem Schaden, den ſie anrichten, doch zugleich auch zur Vertilgung verſchiedener ſchädlichen Thiere dienen. Inſonderheit ſammeln ſie fleißig die Kornmaden, oder die Larven der Maykäfer aus den Aeckern.

Dieſe Bemerkung machte unter andern auch Hr. Prof. Otto, im Frühlinge 1781. Nahe bey Stralſund lagen 2 Aecker: der eine war mit Gerſte beſäet, welche noch bloß lag, den andern pflügte man. Auf letzterm folgten viele Saatkrähen, mit einigen grauen Krähen und Dohlen, ſtets dem Pfluge, und ſammelten die eben ausgepflügten Larven (*). Da der Pflug geſchwinder ging als die Vögel, ſo hoben ſich dieſe oft, um ſtets wenige Schritte hinter dem Pfluge zu ſeyn, und ſo zogen ſie mit dieſem immer den Acker auf und nieder. Auf dem beſäeten Acker hielten ſich dieſe Vögel nicht auf, ſondern ließen jetzt die Ausſaat gern unberührt. Ein jeder Landmann weiß, wie ſchädlich die ſo genannten Kornmaden den jungen Saatpflanzen ſind, obgleich die wenigſten wiſſen, daß die Maykäfer, mehrere Jahre hindurch, ſolchen Schaden in der Erde verurſachen, ehe ſie Flügel bekommen, und das Laub und die Blüthe der Bäume anfallen.

Nach dem Berichte des 58 St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1757, meldeten ſich die Eingeſeſſenen einer gewiſſen Dorfſchaft, und thaten Anſuchung, daß ihnen für das künftige möchte erlaubet werden, ſtatt der alljährlich bisher gelieferten Krähenköpfe, deſto mehrere Sperlingsköpfe liefern zu dürfen. Die Urſache ihres Geſuches beſtand darin: Es wären durch die bisherigen Lieferungen der Krähenköpfe, die Krähen, welche beym Pflügen des Landes einen ſchädlichen Erdwurm oder Raupe verzehrten, dergeſtalt bey ihnen vermindert, hingegen ſolche ſchädliche Erd-

(*) Dieſes giebt Cato als ein Kennzeichen eines guten Ackers an. Er ſagt; Terra tenera eſt, colore pulla, temperatae ubertatis, mollis faciliſque culturae - quam recentem exquirunt improbae alites, vomerem comitantes, corvique aratoris veſtigia ipſa rodentes.

Erdwürmer ſo ſehr vermehrt worden, daß ganze Flagen Korn hie und da in ihren Aeckern von ſolchen Erdwürmern abgefreſſen wären. Sie zeigten zugleich einige ſolcher Erdwürmer vor, welche etwa 1 Z. lang und ¼ Z. dick waren, von dunkelgrauer Farbe wie Erde. Sie hatten Köpfe als Raupen, aber keine Füße, und ihr ganzer Leib war in lauter kleinen Abſätzen, worauf kurze Stacheln befindlich waren, vertheilt. Weil nun der Schade, den dieſer Erdwurm der Feldfrucht zugefügt hatte, für beträchtlich angegeben wurde, entſchloß man ſich, die Feldflur, wo der Schade geſchehen war, zu beſehen, und es fand ſich in der That, daß ganze Flagen von Winterrocken, der ungefähr 6 Zoll hoch geſchoſſen war, abgefreſſen waren, und zwar an ſolchen Stellen, die niedrig lagen, und das Anſehen hatten, als ob ſonſt die Winterfrucht vom Schneewaſſer oder Froſte Schaden gelitten hätte.

In den engliſchen Colonien im nördlichen Amerika, hatte man bemerkt, daß eine gewiſſe Krähe die Erbſen, beſuchte, und man entſchloß ſich, dieſes durch gänzliche Ausrottung der Krähen auf ewig zu hindern. Dies geſchahe. Allein, ein Käfer (Dermeſtes piſorum,) der ſonſt auch ſchon dort den Erbſen geſchadet hatte, vermehrte ſich darauf dergeſtalt, daß wenig Erbſen übrig blieben. Mit etwas geringerm Schaden erfuhr man eben dieſes in Schweden. Die gemeinen Krähen ſchienen einigen, die jungen Wurzeln des Graſes zu ſehr zu lieben, weil ſie ſolche aushackten und von Erde entblößten. Man geboth deswegen, ſie mit Fleiß auszurotten, bis Jemand aufſtand und bewies, daß die Krähen nicht die Wurzeln des Graſes, ſondern die höchſt ſchädlichen Raupen einiger Inſecten, die ſich von den Wurzeln nähren, aufſuchten und verzehrten.

Bey den Koſaken verzehren ſie die Heuſchrecken (*).

Im 65 und 66 St. des hannov. Magaz. v. J. 1778, findet man eine Schutzſchrift für Krähen, als die beſten Vertilger der Käfer und Feldmäuſe, wovon ich hier einen Auszug beyfüge.

„Es iſt nicht leicht ein Thier einem ſo allgemeinen Haſſe, und einer ſo durchgängigen Verfolgung ausgeſezt, als die Krähen, deren Vertheidigung ich, nicht nicht etwa aus beſonderer Zuneigung, ſondern ihres großen Nutzens wegen, übernommen habe. Schon von den älteſten Zeiten an, hat man dieſelben in dem übelſten Verdacht gehabt. Die Alten hielten ſie für Vögel von der unglücklichſten Vorbedeutung. Noch im Vorigen Jahrhunderte glaubte der Aberglaube, daß böſe Geiſter und Hexen in Geſtalt der ſchwarzen Katzen oder Krähen erſchienen. Und noch jezt gibt es hin und wieder ſo ſchwache und einfältige Leute, welche glauben, daß, wenn ihrem Fenſter gegenüber eine Krähe krächzet, oder eine Eule oder Nachtrabe ruft, ihnen ſolches Tod oder Unglück weiſſage.

Vielleicht eben ſo fehlſam als dieſes, rechnete ein Naturforſcher, vermuthlich aus Uebereilung, die Krähen unter das ſchädliche kornfreſſende Geflügel; andere Naturforſcher ſchrieben ihm dieſes nach, ohne daß irgend einer unterſuchte, ob dieſes Vorgeben auch wahr ſey. Nun waren eine große Menge von Zeugen, wovon die leztern es bloß glaubten, weil es der erſtere geſagt hatte. Viele Haushälter bemerkten eine Verminderung ihres Getreides auf dem Felde, ſahen daſelbſt Krähen, und ſchloſſen nun geſchwinde, die Krähen müßten das fehlende Korn gefreſſen haben. Und nun konnte es nicht fehlen, daß Männer, die für der Länder Wohl beſorgt waren, die Krähen nebſt anderm ſchädlichen Geflügel ausrotten zu laſſen ſuchten. In vielen Ländern ergingen wider ſelbige Verordnungen, und es wurde in einigen Ländern den Bauern, und zwar den Vollmeiern, die alljährige Lieferung von 5, den Halbmeiern von 3, und den Köthern von 2 Krähenköpfen aufgelegt. So überaus löblich dieſe Anordnungen in der Vorausſetzung waren, daß die Krähen in der That ſo ſchädlich ſeyn ſollten, als ſie von den Naturforſchern ausgeſchrieen ſind, und ſo wenig deren

von

(*) Pallas Reiſen, II. 492.

von ſo vielen Haushältern gewünſchte Abänderung füglich geſchehen kann, ehe dieſe Frage nicht gründlich unterſucht iſt, und ſo lange noch die berühmteſten Naturkündiger jenes Vorurtheil, daß die Krähen der Saat ſo ſchädlich wären, beybehalten; ſo lange noch ein Briſſon das zwente Geſchlecht der Krähen Corneille moiſſonneuſe, und Linné dieſe ſo genannte Saatkrähe Corvus frugilegus nennt, ſo wird es um ſo mehr wegen des dem Lande ſo wichtigen Vortheils, welchen die Krähen ſchaffen, ſich gewiß der Mühe belohnen, zu unterſuchen:

1. Ob es denn wahr ſey, daß die Krähen der Saat ſo ſchädlich ſind? und

2. Ob nicht vielmehr der Nachtheil, den ſie noch etwa ſtiften, durch den überaus großen Nutzen, den ſie ſchaffen, um ein großes überwogen werde?

Um dieſe Fragen gründlicher zu beſtimmen, muß ich zuvörderſt die verſchiedenen Arten der hierländiſchen Krähen anführen, indem nicht alle gleichen Nutzen und gleichen Nachtheil ſtiften, und ich auch nicht alle gleich genau habe unterſuchen können. Mir ſind 4 Arten derſelben bekannt, und ich glaube auch nicht, daß mehrere hierländiſche Krähen ſind, indem **Klein** nur 2, Linné und andere aber nur 3 Arten anführen.

Die erſte iſt die große ganz ſchwarze Krähe, Corvus Corone *Linn.*; die zweyte, Corvus frugilegus *L.*; die dritte, die Nebelkrähe, Corvus Cornix *L.*; und die vierte, eine ſchwarze lang und ſpitz geflügelte Krähe, welche um den Schnabel weißliche Federn hat, und ſich von der erſten Sorte dadurch unterſcheidet, daß ſie nicht ſo dick, ſondern ſehr ſchlank iſt. Von dieſen vier Arten der Krähen iſt die Dohle, Corvus Monedula, unterſchieden.

Bey der Frage: **Ob es war ſey, daß die Krähen ſo ſchädlich ſind?** muß ich zuerſt der Beurtheilung geſchickter Zergliederer überlaſſen, ob Krähen, nach der Beſchaffenheit ihres Schnabels, Schlundes und Magens rohes unzermalmtes Korn freſſen und verdauen können. Ferner würde es ſich der Mühe verlohnen, wenn man Krähen bey Korn einſperrte, um zu ſehen, ob ſie ſolches gern, oder vielleicht aus Noth freſſen würden. Ich habe ſolches einige Mahl mit flügellahm geſchoſſenen Krähen verſucht, welche Brod, Obſt und Fleiſch fraßen, und das Korn unan-

gerührt ließen, oder aus dem Bauer warfen. Doch habe ich geglaubt, daß dieſe beide Erfahrungen zu Unterſuchung der Sache nicht unumgänglich nöthig wären. Sie würden doch nur allezeit, wenn ſie gegen die Krähen ausfielen, einen Schluß von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit enthalten. Es wird vielmehr zur Erörterung dieſer Frage hinreichen, wenn man zuerſt die Urſachen erforſcht, warum man die Krähen für kornfreſſend hält, und ſodann die Gründe erweget, welche für das Gegentheil reden.

Die erſte Art, nämlich die groſe ſchwarze Krähe, wird an einigen Orten die Saatkrähe genannt, da man hingegen an andern Orten der zweyten Sorte dieſe Benennung gibt. Sie hält ſich faſt immer in den Kornfeldern auf; ſie ſetzt ſich im Sommer vielfältig zwiſchen und auf die Stiegen, iſt daſelbſt geſchäftig, und zerhackt öfters etwas zwiſchen den Füßen; ſie nimmt öfters in Kornfeldern ihre Nahrung aus der Erde auf; auch durchſucht ſie den Pferdemiſt, woraus bekannter Maßen die Sperlinge den noch unverdauet gebliebenen Haber ſammeln. Ich geſtehe, daß dieſes Verdacht erwecken könnte, und daß vielleicht Vorſicht dazu gehört, um nicht, durch den Schein betrogen, zumahl bey dem ſo allgemeinen Gerüchte, das Verbrechen nun ſchon für völlig bewieſen zu halten, und ohne alle Defenſion das Todesurtheil zu ſprechen. Allein, es glückte mir, einige mal wahrzunehmen, mit welcher ungemein großen Fertigkeit dieſe Krähen Mäuſe fangen; ich wußte ſchon, daß ſie vorzüglich den Sabben oder Engerlingen, woraus der Maykäfer entſteht aufpaßten. Die Bauern und kundigſten Landleute verſicherten mich auf Befragen, daß beydes ihre gewöhnlichſte Speiſe, und ihr Geſchäft hinter dem Pfluge, auf und neben den das Feld umwühlenden Schweinen wäre. Dieſes ſöhnte mich mit ihnen aus, und ich fing an, ſie für nützlicher zu halten, als man gewöhnlich glaubt. Um mich nun um ſo mehr zu überzeugen, ob ſie auch wirklich Korn fräßen, ſchoß ich öfters Krähen, die eben von den friſch beſaamten Feldern, oder von der Kornſtiege, herkamen, und fand unter ihrer genoſſenen Nahrung nie einiges Getreide. Ich ging ihnen bey dem Spatziergange oft zwiſchen den Stiegen, hinter dem Pfluge und auf den friſch beſaamten Feldern nach; weil ſie aber alsdann, des müßigen Zuſchauers wegen, faſt immer ſcheu und ſorgſam wurden, und ihr gewöhnliches Ge-

ſchäft unterließen, ſo gerieth ich auf den Einfall, ſie durch ein ſehr ſtarkes Teleſkop und groß n Dollondſchen Tubum auf das genaueſte zu beobachten. Da habe ich ihnen nun verſchiedene Jahre nach einander ganze Stunden und überaus oft, auf den friſch beſaamten Feldern, hinter dem Pfluge, und ſowohl auf den Stoppeln zwiſchen den Stiegen, als auch auf ſelbigen, zugeſeh n. An ſtatt daß die Tauben und andere Korn leſende Vögel dicht vor ſich auf die Erde ſehen, hin und wieder gehen, und ſich in einer Minute wohl 30 mal nach jedem Korne bücken, ſo ſteht die Krähe entweder auflauernd auf einer Stelle, oder geht mit langſamen Schritten, mit hoch getragenem Kopf und Schnabel, und blickt einige Schritte weit um ſich her; nur ſelten ſchießt ſie dann zu nach einer Beute, und muß zuweilen mit ſchlagenden Flügeln mehrmals darnach ſtoßen. Zuweilen, wenn ſie mir nahe genug waren, konnte ich genau ſehen, daß das Gefangene eine Maus (*) war, und oft erſt auf eine Stiege genommen, und daſelbſt geſpeiſet wurde. Oft und zumal hinter dem Pfluge ſahe man nur aus der Bewegung der Krähe, daß ſie größere Biſſen als Getreide, ohne Zweifel Sabben oder Eggerlinge, aus der friſchen Erde nahm, und nun ging ſie zu fernerer Jagd ſogleich weiter fort. Ich erzähle dieſes ſo umſtändlich, damit man daraus erſehen könne, daß dieſe Bewegung unmöglich ein Kornleſen ſeyn konnte.

So

(*) Dieſes beſtätigt auch Hr. Paſt. Germershauſen, im 48 St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1773, S. 387. „So „viel man in dieſem Herbſte hat bemerken können, ſo haben die Krähen am meiſten an Vertilgung der Mäuſe gearbeitet. Da ſie gewöhnt ſind, hinter den Pflügen in den „friſch aufgeworfenen Fahren her zu gehen, und das Gewürme aufzuſuchen, ſo haben ſie der aus ihren Löchern „hervor kommenden Mäuſe nicht geſchont, ſondern ſie eilfertig mit dem Schnabel ergriffen, zerfleiſcht und aufgefreſſen Nun gewohnt Mäuſe zu fangen, ſpazieren ſie immer noch auf den Aeckern umher, da denn die aus ihren „Löchern über der Erde umher laufenden Thierchen ihnen „zur Beute werden. Und da die Krähen keine Körner mehr „finden, das Gewürme aber, wegen Trockenheit des Erdbodens, in der Tiefe ſich aufhalten kann, und nicht durch „die Näſſe genöthigt wird, an die Oberfläche des Erdreiches hervor zu kommen, ſo ſind es die Mäuſe allein, zu deren „Fang die Krähen ſo häufig in den Feldern umher gehen“.

Wie man den Krähen ihren Fang erleichtern könne, werde ich an ſeinem Orte zeigen.

So erſtaunend oft als ich mehrere Jahre nach einander, dieſer mir ſo überaus wichtig ſcheinenden Frage wegen, ſolche Beobachtungen angeſtellt habe, fand ich immer ein gleiches Geſchäft der Krähen, und niemals etwas, woraus man ein Kornleſen hätte ſchlieſſen können. Wenn ſie auf den Stiegen ſaſſen, ſo konnte ich gar deutlich wahrnehmen, daß ſie den Mäuſen, wenn dieſe über das Seil der Garbe wegſchlüpfen wollten, aufpaßten, und ſie gar oft erhaſchten, oft auch von der Stiege herab in den Stoppel ſchoſſen, und dann manchmahl mit der gefangenen Maus auf dieſelbe Stiege zurück kehrten. Einige Mahl habe ich auch geſehen, daß eine Krähe eine Birn aus dem Garten im Schnabel nach einer Stiege trug, und daſelbſt zwiſchen dem Fuſſe haltend verzehrte, welches ich freylich für ein Auspflücken der Aehren hätte halten können, wenn ich nicht vorher die Birn in dem Schnabel der Krähe bemerkt hätte.

Den Pferdemiſt durchſuchen ſie theils, weil ſie ſelbſt Miſt freſſen, theils, weil ſie darin die groſſen Würmer, woraus der Roßkäfer wird, antreffen. Wenn man hier nun noch hinzu nimmt, daß die Krähe groſſe Heuſchrecken, Schnecken, und anderes groſſes Gewürm, frißt, mithin manchmahl etwas von der Erde aufnehmen muß, der Name Saatkrähe aber überall nichts beweiſen kann, und vielleicht anfangs nur von den Saatfeldern, wo ſie ſich aufhält, herrührt, ſo iſt alles oben angeführte, woraus man das Kornfreſſen der Krähen vermuthete, bereits erklärt, und und ſie von dieſem Verdacht ſchon mehrentheils frey geſprochen.

Dieſer Satz aber, daß ſie nicht Korn freſſen, wird noch dadurch zu einer gröſſern Gewißheit gebracht, weil ſie 1. im Winter, wenn ſie noch ſo ſehr Hunger leiden, doch nicht in die Scheunen oder auf die Kornböden zu kommen ſuchen; und 2. bey der Beſtellung des Landes, nicht, wie Tauben und andere Korn freſſende Geflügel, dem Säemanne und der Egge, ſondern vorzüglich dem Pfluge und dem Haken nachgehen, weil dieſer die Mäuſelöcher durchſchneidet, und das Gewürm aus der Erde bringt: 3. aber ſich im Winter in papierne Tuten, deren Rand mit Vogelleim beſchmiert iſt, nie fangen, wenn man darin Korn, und nicht vielmehr Fleiſch, legt. Aus dieſem allen glaube ich den Schluß machen zu können, daß die hier gewöhn-

lichſte ſchwarze Krähe der Frucht überall keinen Schaden thut.

Von der zweyten Sorte kann ich nicht ſo viel Beweiſe, daß ſie kein Korn frißt, anführen, indem ſie an denen Orten, wo ich dieſe Beobachtungen mit den Fernröhren gemacht habe, ſehr ſelten anzutreffen iſt. Indeſſen kann ich folgendes davon anführen. Ich habe zu verſchiedener Jahrszeit mehr als 20 davon in dieſer Abſicht erſchoſſen, und kein Korn bey ihnen gefunden. In einer Gegend, wo ſie ſehr häufig waren, habe ich doch nie geſehen, daß ſie gleich den Tauben auf das eben ausgeſäete Korn gefallen wären, ſondern vorzüglich auf erſt geſtreueten Miſt, auf Aecker die mit Schafhürden gedüngt wurden, auf andere Aecker, wo der Miſt eben untergepflüget, oder wieder aufgepflüget war, und auf feuchte Wieſen und Weiden. Daß ſie, wie die erſte Sorte, Mäuſe fingen, habe ich nur höchſt ſelten bemerkt, auch nehmen ſie auf den Aeckern weit öfter und mehr, als die erſte Sorte, etwas auf, und hat dieſe Art vermuthlich daher den Beynamen Corvus frugilegus erhalten. Da ſie aber dieſes ſowohl auf den unbeſtellten, friſch gedüngten, als auch auf den beſäeten Aeckern, und noch weit mehr auf erſtern, thun, ſo kann ich dieſes alles für keinen Beweis, daß ſie Korn freſſen, annehmen, vielmehr muß ich aus obigem das Gegentheil vermuthen.

Die dritte Sorte Krähen iſt in ihrer Lebensart der erſten ähnlicher, iſt jedoch im Fangen der Mäuſe nicht ſo geſchwinde wie die erſte, kommt in größern Haufen auf das Land, geht aber nicht ſo viel umher, und fällt übrigens ebenſo wenig, als die erſte, auf das erſt ausgeſäete Korn, ſondern verſchluckt hinter dem Pfluge in großer Menge die Eggerlinge, frißt mehr Miſt als die erſte, nicht aber ſo viel als die zweyte Sorte, und lauert hauptſächlich auf dem Schnee, und an den Ufern der ausgetretenen Waſſer, den Feldmäuſen auf. Der Umſtand, daß ſie erſt nach der Aernde auf unſern Aeckern ſich wieder ſehen läßt, wirkt auch die Vermuthung, daß nicht das Korn, ſondern das Wiederumbrechen des Ackers, und die Feuchtigkeit des Herbſtes und Winters, und daher leichterer Fang des Gewürmes und der Mäuſe ſie anlockt.

Die vierte Sorte ſoll, wie mir ein erfahrner alter Landwirth, welcher jedoch die übrigen Arten davon frey ſprach, verſichert hat, Korn freſſen, er wußte jedoch keine Beweiſe

davon

davon anzugeben; und es iſt mir, wegen der groſsen Seltenheit dieſer Krähe, unmöglich geweſen, deshalb Verſuche anzuſtellen. Es wird auch zu dem Vorwurf dieſer Unterſuchung nichts beytragen, denn da ſie ſo ſehr ſelten iſt, ſo kann ſie dem Lande keinen Schaden thun, und über dem iſt ſie zu ſcheu, als daſs der Bauer ſie berücken kann, mithin würde die Lieferung der Krähenköpfe durch die Bauern dieſes Geſchlecht nicht vermindern oder ausrotten können

Die Dohle friſst auch Miſt, Aaſs und Würmer, beſonders auch den Eggerling, und, ſo viel ich beobachten können, kein Korn, iſt auch in der Verordnung nicht mit begriffen, obgleich, dem Vernehmen nach die Dohlenköpfe in der Lieferung mit angenommen werden.

Wenn man alſo die Behauptung, daſs die Krähen Korn freſſen, als völlig, oder doch gröſsten Theils, irrig anſehen muſs, ſo bleibt folgender Nachtheil welchen dieſe Krähenarten ſtiften. 1. Beſonders die erſte Sorte ſucht alles Obſt, vorzüglich Kirſchen, Birnen und Wallnüſſe, von den Bäumen zu ſtehlen; die zweyte Sorte pflegt ſich nur an Kirſchen und Pflaumen zu vergreifen. 2. Die Krähen der zweyten und dritten Sorte, und auch die Dohlen, freſſen und zerſtreuen auf dem Felde den Miſt. 3. Die erſte Sorte ſoll ſich zuweilen an junge Repphühner und Wachteln, auch wohl an ganz zarte zahme Hühner, welche ohne Henne ſind, vergreifen. Der Vortheil hingegen, welchen ſie dem Lande ſtiften, iſt: 1. Das alle 3 bekannte Arten, (denn von der vierten läſst ſich zu wenig mit Gewiſsheit ſagen,) desgleichen auch die Dohle, die Sabben oder Eggerlinge, woraus der Maykäfer entſteht, im dem neu gepflügten Lande aufſuchen, und in groſser Menge verzehren. 2. Daſs ſie Heuſchrecken, Schnecken, den Gryllo-Talpa, und anderes ſchädliches Gewürme, freſſen. 3. Das Land von Aaſs, und die Ufer des Waſſers von todten Fiſchen ſäubern. 4. Daſs die erſte und dritte Art, (denn von den andern getraue ich mir kaum dies zu behaupten,) den Feldmäuſen ſehr gut nachſtellen, und ihrer viele vertilgen.

Um nun den unläugbar groſsen Nutzen, der aus dieſem flieſst, einiger Maſsen vor Augen zu ſtellen, und gegen den Nachtheil abwiegen zu können, ſo muſs man den Nachtheil erwegen, welchen die ihnen zur Speiſe dienenden Geſchöpfe den Menſchen hervor bringen.

Der Wurm des Maykäfers, der unter dem Namen des Engerlinges bekannt iſt, und ſich in ſehr großer Anzahl in allem gedüngten Lande und auch in den Wieſen aufhält, beißt mit ſeiner großen Kneife die Spitze der Wurzeln des Getreides ab, und ſaugt der Pflanze den Saft aus. Die Feldmaus thut, bekannter Maßen, einen überaus großen Schaden, und iſt oft als eine wahre Landplage zu betrachten. Ich habe oft geſehen, daß eine Krähe in einer Stunde mehrere Mäuſe ſpeiſete; wenn ich aber auch nur annehme, daß ſie, Jahr aus Jahr ein, wöchentlich nur 2 Mäuſe und nur etwa 20 Würmer des Maykäfers verzehrt, ſo würde, wenn man die Krähen, geſchont hätte, dieſes allein hinreichen, alle die Reihe von Landplagen abzuhalten, welche wir in einem Seculo von Mäuſefraß und von den vielen Engerlingen und Maykäfern erlitten haben. Weshalb denn auch in verſchiedenen Ländern die Verordnungen gegen die Krähen bereits aufgehoben ſind“.

Daß die Krähen wirklich der Saat ſchädlich ſeyn, und Kornfreſſen, beweiſet Hr. Lieut. Köhne, in Borſtel bey Achim, im 48 St. des hannov. Magaz. v. J. 1782.

„Ich räume gern ein“, ſchreibt er: „daß die verſchiedenen Arten der Krähen, Würmer und andere Inſecten freſſen, wie der Hr. Verf. der Schutzſchrift für die Krähen uns verſichert; aber ich kann nicht zugeben, daß ſie deswegen nicht auch Korn freſſen, und als arge Kornfreſſer angeſehen werden ſollten, denn jene genießen ſie wohl nicht bloß zur Nahrung, ſondern vielmehr zur Auflöſung und Verdauung des Kornes wegen der Säfte, ſo die Inſecten in ſich halten; und wo dieſe im Herbſt mangeln, da machen ſie ſich zur Verdauung an die grüne Saat. Ich habe zu viele Bemerkungen darüber angeſtellt, und kann die Gewißheit davon auf eigene, und auf die Erfahrung anderer und ſorgfältiger Landleute begründen.

„Ehe ich zu meinen eigenen Bemerkungen ſchritte, forſchte ich bey alten und auf ihre Saatfelder ſorgfältigen Hausleuten nach, ob ſie wohl Erfahrung hätten, daß

daß die Krähen der Saat ſchädlich ſeyn könnten? Und da verſicherte mich ein alter Haushälter, daß, wie er einſtmal der erſte geweſen, der auf der Dorffeldmark Haber ausgeſäet, er vor dieſen Korndieben ſich nicht h be retten können, und ob er gleich hier und da, das Stück entlang, verſchiedene ſeiner Leute als Schildwachen ausgeſtellet, um ſie zu verſcheuchen, ſie ihm doch bey dem Eineggen etwas von der Ausſaat geraubt hätten. Eben Derſelbe hatte auch noch bemerkt, daß ſie öfters den Keim der Feldbohnen angiengen, wenn er ſich eben aus der Erde zeigte, und daran unerſetzlichen Schaden zufügten; nicht weniger ſchadeten ſie der Gerſte, welche am früheſten reifte, und vor allen andern Stellen da, wo ſie ſich gelegt hätte, indem ſie allda mit ihren Jungen, die ſie bereits bey ſich hätten ſich am bequemſten zu Haufen ſetzen könnten, und ſolche Stellen ganz zu Grunde richteten, welches mehrere auch bekräftigten.

„Bey einem Spaziergange bemerkte ich einen ganz friſch beſäeten Acker mit an Schnüren gebundenen Federn ſorgfältig beſetzt. Nach Erkundigung der Urſache davon bey dem Eigenthümer dieſes Ackers, erfuhr ich von demſelben, daß ſolches die Krähen verſcheuchte, damit ſie ſeine Saat nicht beſtöhlen, und zeigte mir auf einem nahen auch friſch beſäeten Acker, auf dem keine Stäbe mit an Bindfaden befeſtigten Federn geſetzet waren, einige hundert Krähen aller Arten, wie auch Dohlen, außer der Nebelkrähe, welche, nachdem ſie zuvor die erſte Sommerrockenſaat verzehren helfen, bereits gewichen war. Dieſer Haufen, den ich unbemerkt einige Zeit genau beobachtete, verzehrte nicht nur dasjenige, was an Körnern etwa auf der Oberfläche uneingeegget zurück geblieben war, ſondern viele hackten mit ihren zum Theil langen Schnäbeln die Erde herum, und ſuchten aus der Tiefe von 2 bis 3 Zoll die Körner wieder auf. Außer dieſem Raube

den ſie im Frühjahre an der erſten, und im Herbſte an der letzten Saat verrichten, machen ſie ſich auch in der Zeit, da die Rockenähren anfangen Korn zu ſetzen, an die Kornähren, ſobald nur etwas darin zu finden iſt, wie ich ſelber häufig wahrgenommen habe. Sie reiſſen die Aehren ab, hülſen ſie aus, und wiederholen ſolches ſo oft, bis ſie davon geſättigt ſind. Und da ſie um dieſe Zeit bereits ihre Jungen bei ſich haben, ſo ſcheint es faſt, daß dabey die Alten ſie zur Aufſuchung ihrer Nahrung anführen. Hiedurch kann ich mit Grunde bekräftigen, daß die Krähen böſe Kornfreſſer ſind.

„Am 6 Jun. 1779, erſchoß ich 2 Junge von derjenigen Art, welche die Bauern Aaßkrähe nennen, die noch von ihren Alten gefüttert wurden. Das Futter (welches ich hier beyläufig bemerke) ſammeln die Alten in eine Haut, die ſich am Untertheile des Schnabels befindet, ſich wie ein Blaſebalg ausdehnt, und tragen es alſo ihren Jungen vor. Nach vorgenommener Zergliederung fanden ſich in dem Magen der einen, 103 Buchweizenkörner, etwas von ſchwarz geflügelten Würmern, und 3 kleine Knochen, wovon man nicht unterſcheiden konnte, ob ſie von einem Vogel, oder einer Maus, waren, weil ſich weder Federn noch Haare dabey finden lieſſen. In dem Magen der andern fand ich 70 Buchweizenköner, und beynahe verdauete Hülſen mehrerer dergleichen Körner. Den folgenden Tag erſchoß ich früh morgens abermal eine Junge und eine Alte von derſelben Art. Da ſich nichts weiter als Buchweizenhülſen, und etwas von ſchwarz geflügelten Würmern, in ihren Magen antreffen ließ, ſo mochten ſie ſich wohl um ihre Nahrung noch nicht bemühet haben.

„Den dritten Tag erſchoß ich eine Alte und zwey Jungen, von der Art der Saat-Krähen. Die Alte, welche die Jungen eben gefüttert, und mehr für die

Jun-

Jungen, als für ſich, geſorget hatte, hatte nur 14 Gerſtenkörner, und etwas von Würmern im Magen: hingegen fanden ſich in den dick ausgeſtopften und eine Wallnuß großen Magen der beyden Jungen 249 friſche Gerſtenkörner, viele Gerſtenhülſen, und etwas von ſchwarz geflügelten Würmern.

„Am 14 Jun. erhielt ich wieder eine Alte, die noch Junge zu füttern hatte, und deswegen auch nur 32 friſche Gerſtenkörner, Gerſtenhülſen und etwas von Würmern im Magen finden ließ.

„Am 17 Jun. erſchoß ich eine, welche 30 kleine Steine und vertauetes Korn im Magen hatte.

„Am 19 Jun. wieder eine, deren Magen ganz voll mit Buchweizenkörnern, Buchweizenhülſen und Stücken von Eicheln angefüllt war.

Am 30 Nov. 1781, erſchoß ich zwey Krähen, die eine von der Art der ſo genannten Aaskrähen und die andere von der Art der ſo genannten Nebelkrähen. Dieſe, welche bereits gut gefrühſtückt hatte, hatte 287 Rockenkörner und etwas grüne Saat; jene 180 Röckenkörner, und 3 Stück von einem Schneckenhauſe, im Magen. Das Korn derſelben war mehrentheils verdauet, und ſchien das Ueberbleibſel der Nahrung vom vorigen Tage zu ſeyn.

„Den folgenden Nachmittag ſchoß ich wieder eine Saatkrähe; deren Magen war mit 423 Rocken- und 6 Buchweizenkörnern, und 40 kleinen Steinen von der Größe der kleinen Erbſe bis zur, Linſe, angefüllt.

„Ich habe von Zeit zu Zeit mehrere von allen Arten Krähen geſchoſſen, und immer auch von allerley Arten Korn in ihren Magen gefunden. Alle drey Arten der Krähen, wie auch die Dohlen, fallen zu ganzen Haufen, den Rocken, wenn er ſo eben aus der Erde kommt, an, verfolgen den Keim bis an den Grund, wo das Korn davon liegt, und verzehren dann daſſelbe.

„Na-

„Nach dieſen Bemerkungen, wird wohl niemand an der Schädlichkeit der Krähen, und an dem Nutzen jener Verordnung zweifeln, nach welcher der Bauer und Köther, jedes Jahr eine gewiſſe Zahl Krähenköpfe abliefern müſſen, als welches immer eine ſehr ökonomiſch nützliche und heilſame Sache ſeyn und bleiben wird.

Man hat verſchiedene Mittel erſonnen, die Krähen von Saatfeldern, Mohnäckern, Erbſenbeeten ꝛc. abzuhalten. Kalm räth an, die Samen, die man ausſäen will, mit Krähenaugen (Nux vomica) in Waſſer zu kochen, um ſie gegen die Saatkrähe zu verwahren. Der Beſetzung der friſch beſäeten Aecker mit an Schnüren gebundenen Federn, zum Verſcheuchen der Krähen, iſt oben S. 505, Erwähnung geſchehen.

In verſchiedenen Gegenden erbauet der Landmann im freyen Felde Mohn, welchen, ſobald er ſchmackhafte, nur noch weiche Samen hat, die Krähen gänzlich ausfreſſen, indem ſie die Stiele nieder reiſſen. So bald aber die äuſſerſten Reihen drr Mohnköpfe mit ganz rauh und loſe, nur auf der Stelle aus der Hand gezogenen Hanfbindfaden umzogen ſind, geht keine Krähe mehr innerhalb des ſo begränzten Mohnackers hinein, und wenn ſie auch verhungern ſollte. Eben dieſes Mittel könnte vielleicht auch in Schneewintern, in welchen, die Krähen die Strohdächer angreiſen, und öfters ganze Gebäude in kurzer Zeit abdecken, dienlich ſeyn. Es müßten nähmlich an oder über den Strohdächern, in gewiſſen Diſtanzen, Stangen mit dergleichen Fäden, die auch von grobem Werrig, oder Hede von Flachs ſeyn können, ſo angebracht werden, daß von ſochen Fäden feſt angeſchürzte andere Fäden herab hingen, um daran zu ziehen, und den aufgefallenen Schnee herab zu ſchütteln, damit der Scheuchfaden den Krähen vom Schnee nicht

nicht verdeckt werde, ſondern vom Schnee unterſchieden, ihnen in die Augen fallen könne.

Das beſte Mittel, die Krähen von den Erbſenfeldern abzuhalten, iſt, daß man eine todte Saatkrähe über das Feld aufhängt.

In Cambridge hat ſich jemand folgenden auſſerordentlichen Mittels bedient, die Krähen abzuhalten, daß ſie das neu geſäete Getreide nicht freſſen. Er band eine Katze mit einem Beine an eine mitten auf dem Felde aufgerichtete Stange feſt. Das arme Thier erhob darauf ein erbärmliches Geſchrey. In der Nacht wurde die Katze gut gefüttert, des Tages mußte ſie wieder auf ihren Poſten; und hierdurch wurden alle Krähen von dem Felde abgehalten.

Man kann die Saatkrähen des Nachts, wenn ſie haufenweiſe auf den Bäumen ſchlafen, bey einem Fackellichte mit der Hand fangen.

Das Fleiſch der Jungen ſoll ſehr gut zu eſſen ſeyn, und ſelbſt die Alten, wenn ſie fett ſind, welches ſie aber ſelten werden, ſollen nicht übel ſchmecken. Die Landleute in Frankreich, Pommern und Sachſen, haben gar keinen Widerwillen gegen das Fleiſch derſelben, da ſie ſehr gut wiſſen, daß ſie nicht, ſo wie die Schwarzkrähe und der Rabe, vom Aaße leben.

Die graue oder graubunte **Krähe, Aſtkrähe, Herbſtkrähe, Holzkrähe, Nebelkrähe, Sattelkrähe, Schildkrähe, Winterkrähe,** Cornix cinerea varia, hyberna, ſylueſtris; Corvus ſemicinereus; Cornix cinerea frugilega, Corvus cinereus; Corvus Cornix cinerascens, capite, iugulo, alis caudaque nigris *Linn.* Fr. Corneille cendrée, Corneille ſauvage, iſt gröſſer, als die Schwarz- und als die Saatkrähe. Sie iſt im nördlichen Deutſchland einer der gemeinſten und bekannteſten Vögel. Man hält ſie verächtlich und häßlich. In den ſüdlichen Ländern, wo ſie ſelten iſt,

könnte man ſie wohl für ſchön halten; denn die ſanfte aſchgraue Farbe ihres Leibes ſticht gegen die glänzende ſchwarze Farbe des Kopfes und der Glieder gut ab. Denn darin unterſcheidet ſie ſich von der Schwarz- und Saatkrähe, daß der Kopf, der Schwanz und die Flügel ſchön ſchwarz, mit bläulichem Wiederſchein, ſind. Dieſes Schwarze iſt gleichſam durch eine Art von weißgrauen Mantel, welcher ſich oben und unten von den Schultern bis zu Ende des Leibes erſtreckt, gleichſam abgeſchnitten. Dieſer Art von Scapulier oder Mantel wegen, haben die Italiäner dieſe Krähe Monacchia (die Nonne), und die Franzoſen Corneille mantelée, oder emmantelée (die Mantelkrähe) genannt. Sie iſt weder eine Abart von der Schwarz- oder Saatkrähe, noch ein Baſtard, Meſtize, u. d. gl., wie Hr. v. Büffon behauptet, ſondern eine beſondere Art. Sie fliegt nicht in ſo großen Schaaren, und niſtet auch nicht ſo in Geſellſchaft, wie die Saatkrähe, wiewohl mehrere zuſammen des Morgens im Acker, an den Ufern ꝛc., und des Winters in Dörfern und Städten ihre Nahrung ſuchen. Sie verändert in Frankreich ihren Aufenthalt des Jahres zweymal, und iſt als ein Zugvogel anzuſehen; denn ſie kommt daſelbſt alle Jahr in großen Schaaren am Ende des Herbſtes an (*); in einigen Gegenden von Deutſchland aber, z. B. in Pommern, niſtet ſie, und bleibt auch den Winter über. Auch in der Mark niſten ſie häufig, und ſind ſchon, gleich hinter Magdeburg, mitten im Sommer anzutreffen. In andern Gegenden von Europa heißt ſie deswegen die **Herbſt- oder Winter-Krähe**, weil ſie ſich dann ſehen läſſet (**). In Weſtphalen iſt es doch ſchon

(*) Von der Zeit ihrer Ankunft in Frankreich, nennt Petrus von Blois, im 13ten Jahrh., die Krähen Aues s. Martini.

(**) In den Gegenden am Harz ſind ſie der wahre Herbſt- und Winter-Prophet. Mit dem Anfange des Oct., auch wohl ſchon

ſchon, nach Aldrovand, ein Sprichwort: Eine Krähe macht keinen Winter. Sie horſtet auch an der Donau.

Im Frühlinge vertheilen ſich die grauen Krähen paarweiſe, und bauen ihre Neſter aus kleinen Zweigen und Reiſern, in den Aeſten der Bäume, ungefähr wie die Raben = und Saatkrähen. Man wird aber nie mehr als ein Neſt auf einem Baume oder in nahe ſtehenden Bäumen ſehen, und darin ſind ſie den Rabenkrähen ähnlicher, als den Saatkrähen. Sie wählen dazu auch nicht, wie dieſe, hauptſächlich hohe Bäume mit einem aſtloſen Stamme, ſondern bauen oft im Gehölze auf niedrigen Eichen und andern Bäumen, und ſelbſt in den krauſen Apfelbäumen der Obſtgärten, nahe bey den Häuſern. Sie werden aber gemeiniglich daſelbſt zerſtöret, weil die Knaben leicht hinzu kommen können, und weil ſie kein Mitleiden gegen einen Vogel haben, welcher ihnen die Küchlein nimmt. Ihre Eyer ſind größer, als Taubeneyer, etwas mehr länglich als die Eyer der Saatkrähen, und haben feine braune Striche und Flecken auf einem hellgrünen Grunde. Sie legen 4 bis 6 Eyer, welche nicht immer eine gleiche Farbe und Figur haben; denn oft liegt ein weißliches Ey unter grünlichen, und oft iſt das eine Ey an einem Ende viel ſpitziger, als die übrigen. Die alten Krähen ſchleppen ihren Jungen im May und Jun. wohl junge unbefiederte Hühner und

ſchon in den letzten tagen des Sept., ſtellen ſie ſich ein; und dann kann man ſichere Rechnung machen, daß nebelige Tage folgen. An dieſen fliegen ſie unruhig herum, kommen in die Städte, ſetzen ſich auf die Dächer, und ſchreyen. So lange im Frühjahre auch nur noch eine da iſt, ſo lange iſt auch das Wetter noch nicht beſtändig. Sobald ſie alle fort ſind, werden wenig Nachtfröſte mehr erfolgen. Den ganzen Sommer durch, wird man bei uns keine einzige wahrnehmen. Sie ſind vorzüglich mit Bandwürmern geplagt. Göze nützl. Allerley ꝛc. 4 B. (Lp. 1787, 8.) S. 181, f.

Aenten lebendig in das Neſt, und verſorgen ſie mit Mäuſen, Würmern, Fiſchen (*), Muſcheln und Schnecken. Sie ſollen auch die Eyer der Lerchen, Repphühner und anderer Vögel, freſſen. Sie gehen gern auf feuchten Wieſen, an den Flüſſen, und an den Ufern des Meeres, um Schnecken und Muſcheln zu ſuchen. An der Oder bey Brieg niſten dieſe Krähen im Holze, und man hat oft geſehen, wie begierig ſie die vom Fluſſe auf den Sand geworfenen gemeinen Miesmuſcheln ſammelten, und jedes Mal mit denſelben zum Baum flogen, die Schale zwiſchen den Füßen mit dem Schnabel öffneten, das Thier heraus zogen und fraßen, die Schale aber alsdann fallen lieſſen, und wieder zum Fluſſ kamen. Wenn die Jungen ausgeflogen ſind, halten ſie ſich auf dem Felde, doch noch ſehr bey den Alten, auf, und laufen ihnen mit einem Gepfeife nach, als wenn ſie noch Futter von denſelben verlangten. Sie brüten des Jahrs zweymal. Des Sommers fehlt es ihnen nicht leicht auf dem Felde an Nahrung, im Herbſte aber verſammeln ſie ſich, als wenn ſie wegziehen wollten, und mögen ſolches auch wohl zum Theil thun. Oft wälzen ſie ſich dann in der Luft, und verfolgen ſich einander. Man glaubt, alsdann werde Sturm und Regenwetter erfolgen. Sie kommen alsdann mit dem gröſten Vertrauen in die Städte, und halten ſich die mehreſte Zeit daſelbſt auf. Sie ſammeln die Knochen von den Gaſſen vor den Thüren, fliegen damit auf die Dächer oder nächſten Bäume; pflücken

(*) Friſch ſagt, daß ſie ſehr geſchickt die Fiſchnetze ausklauben, und wenn man die Fiſchhälter, verläßt, ſie ſehr bald diejenigen, welche an dem Ende derſelben zurück geblieben ſind, bemerken, und keine Zeit, ſie heraus zu ziehen, verlieren. Bey dieſem Geſchmacke iſt es ſehr begreiflich, daß ſie ſich oft an den Ufern aufhalten; aber man hätte ihr deswegen nicht den Namen Waſſerkrähe oder Meerkrähe geben dürfen, weil dieſer Name aus eben der Urſache der Schwarzkrähe und dem Kolkraben zukäme, welche gewiß keine Waſſervögel ſind.

pflücken mit dem Schnabel das Fleiſch oder die Knorpel ab, und laſſen die Knochen oft, zum Verdruß der Blumenliebhaber, häufig in die Gärten fallen. Sie ſuchen auch auf den Miſthöfen die Getreidekörner aus dem Pferdemiſte, freſſen wohl mit den Hühnern und Schweinen das ihnen gegebene Futter, und ſetzen ſich dieſen ganz vertraut auf den Rücken. Sie ziehen auch wohl einige Kornaehren unter dem Dache der Scheunen hervor. Wenn man ſo viel Korn gewonnen hat, daß man nicht alles in Scheunen laſſen kann, ſondern es in ſo genannte Feimen oder Mithen ſetzt, und nicht früh ausdreſchen kann, ſo pflegen die Krähen im Winter gern das Korn auszupflücken. Zur Aerndezeit aber ziehen ſie noch Inſecten und andere Thiere dem Getreide vor; ja, ſie lieben im Herbſte noch ſehr die Birnen, verzeheren viele davon, und pflücken noch mehrere ab. Auch Wallnüſſe pflücken ſie, und öffnen dieſelben beynahe wie die Muſcheln. Sie verfolgen gern den Falken, wenn er ſeinen Raub hat, um das übrig gelaſſene zu verzehren. Sie verfolgen auch ſelbſt ſchwache verwundete Vögel, müde gehetzte Haſen, und jagen dieſen oft ſelbſt, indem ſie ihn vereinigt von allen Seiten angreifen, daß er nicht weiß, wohin er laufen ſoll; doch geſchieht ſolches nicht leicht, wenn er nicht ſchon verwundet, oder ſehr jung iſt. Aaß reichen ſie weit, freſſen es gern, und verzehren bald in Geſellſchaft von Raben, Hunden und Schweinen, ein verrecktes Pferd oder Rind. Auch der Menſch, wenn er am Galgen oder auf dem Rade geſtorben iſt, dient ihnen zur Nahrung. Man hat daher einen Ekel vor ihnen, und ißt ſie niemahls; ſelbſt den Hunden ſind ſie äuſſerſt zuwider; man kann die wenigſten Vorſtehhunde dahin bringen, daß ſie eine Krähe weit trügen und brächten, da doch einige derſelben ſich nicht ſcheuen, den Igel, der ihnen doch das Maul beſchädigt, dem Herrn zu bringen. Es ſcheint die Ausdün-

ung der Raubvögel, der Raben und Krähen, den Hunden ſo unangenehm zu ſeyn. Auch die Federn der Krähen gebraucht man nicht ſehr. Der gemeine Mann glaubt zum Theil, man könne auf Betten, welche mit denſelben geſtopft wären, nicht ſanft ſterben. Ihre Federn auf dem Leibe ſind weich, und liegen ziemlich locker auf demſelben, ſo, daß der Wind ſie oft aufrichtet. Daher ſitzen vielleicht die Krähen bey ſtarkem Winde gern ſo, daß ſie den Kopf gegen den Wind kehren; und daran kann man oft ohne Wetterfahne ſehen, wo der Wind her kömmt.

Dieſe Krähe hat eine unangenehme heiſere Stimme und kömmt der Stimme der Schwarzkrähe am nächſten. Mit dieſer hat ſie auch ſehr viele Aehnlichkeit in ihren übrigen Sitten; und das meiſte, was die Alten von der Schwarzkrähe beobachtet haben, paſſet auch auf dieſe graue Krähe. Wenn ſie ſitzt und ſchreyet, beugt ſie den Kopf und Hals bey jedem Geſchrey, nieder, als wenn ſie eine Verbeugung machte. Sie hüpft ſelten, ſondern ſetzt einen Fuß wechſelweiſe vor den andern, oder geht ordentlich, wodurch ſie ſich von der Elſter unterſcheidet, die übrigens beynahe ſo zahm, und von ähnlicher Nahrung, wie die Krähe im Winter, in und bey den Dörfern lebt, auch wie dieſe auf das Aas fällt. Wenn es im Winter dunkel wird, verſammeln ſich die grauen Krähen, aus mehrern Dörfern, auf gewiſſe Bäume, und ziehen von da oft ganz ſpät, wenn es beynahe finſter iſt, noch einige Meilen bis zur Stadt, wo ſie auf den Kirchen- und auf den Dächern hoher Giebelhäuſer ſchlafen. Im Frühlinge, wenn das Waſſer vom Eiſe frey wird, ſitzen ſie häufig an dem Rande des Eiſes und an den Ufern, um Würmer, Schnecken, todte Fiſche, u. d. gl. zu ſammeln. Sie kommen dann auch weniger auf die Miſthöfe, ſondern vertheilen ſich auf dem Felde. Wenn der Acker im Herbſte oder Frühlinge gepflüget wird, folgen

ſie

ſie häufig dem Pfluge nach, und ſind die vertrauteſten Geſellſchafter der Ackerleute, um die Larven der Inſecten zu ſammeln, wie ſie denn auch die Wieſen von der ſchädlichen Raupen reinigen. Sie thun dieſes mehr, als die Saatkrähen, und freſſen nicht ſo viel Getreide, als dieſe.

Die Einwohner der Hudſonsbay kochen ſie, eſſen das Fleiſch, und trinken die Brühe.

Mit ihrem Fleiſche kann man die Jagdfalken füttern; ſ. im XII Th. S. 142.

Es giebt auch einige ausländiſche Vögel, welche mit den Krähen Aehnlichkeit haben, als: die ſenegaliſche und jamaikaiſche Krähe.

Die ſenegaliſche Krähe, hat; ihrer Geſtalt und Farbe nach, die mehreſte Aehnlichkeit mit der grauen Krähe, und würde eine wahre Mantelkrähe ſeyn, wenn ihr weißliches Scapulier nicht nach vorn, und noch mehr hinten oder oben, verkürzt wäre. Man bemerkt auch einige Verſchiedenheit in der Länge der Flügel, in der Geſtalt des Schnabels, und in der Farbe der Füße. Der Schnabel, die Kehle, der Kopf, der Rücken, die Flügel und Füße, der Bauch und Schwanz, ſind ſchwarz; bloß der Hals und die Bruſt ſind weißlich.

Die jamaikaiſche Krähe, Corvus garrulus ater *Brown.* Cornix nigra garrula *Sloan.* & *Raj.* Cornix nigra garrula, naribus amplis *Klein.* Cornaille de Jamaique *Briſſon.* Die Engländer von Jamaika nennen ſie chatering oder gabbeling Crow (die geſchwätzige Krähe), und Cacao-Walke, ohne Zweifel weil ſie ſich gewöhnlich auf den Cacaobäumen aufhält. Sie iſt beynahe in denſelben Verhältniſſen, wie unſere europäiſche Krähe, gebildet, auſſer daß ſie einen viel kleinern Schwanz und Schnabel hat. Die Federn ſind, wie der Rabenkrähe ihre, ſchwarz. Sie hat

einen muskelartigen Magen, welcher inwendig mit einer ſtarken Haut überzogen iſt. Man hat in demſelben rothe Beeren, Samen und Käfer gefunden, woraus folgt, daß ihre Nahrung dieſelbe iſt, der unſere Saat- und graue Krähe ſich bedienen. Dieſer Vogel, welcher ſein Geſchrey beſtändig hören läſſet, iſt in dem nördlichen Theile der Inſel häufig, wo er nicht von den Gebirgen kommt, und darin unſern Raben gleicht.

Die Blaukrähe und Nußkrähe gehören zwar nicht eigentlich zu der Claſſe der Krähen; ich habe aber im XX Th. S. 639, f. von ihnen unter gegenwärtigem Artikel zu handeln verſprochen.

Die **Blaukrähe, blaue Holzkrähe, Goldkrähe, Grünkrähe, ſtraßburger Krähe,** der **blaue europäiſche Häher, hellblaue Häher, Birkenhäher, Meerhäher,** die **Heidenaelſter, Krichaelſter, Kugelaelſter, Ruch, Rak, blaue Rake, Raker, Racke, Racker, Rackervogel, Blabarack, Blaurack, Blaurock, Galgenräkel** (*), **Galskregel,** Cornix caerulea, Coracias, Corvus dorſo ſanguineo, Garrulus argentoratenſis, Garrulus, Marcolfus, pica maris, Pica ſ. Garrulus argentoratenſis, *Klein.* Coracias Garrula caeruelea, dorſo rubro, remigibus nigris *Linn.* Fr. Corneille bleue *Edw.* Rollier *Briſſ.* Geai d'Alſace oder de Strasburg, Engl. Bollet, Rook, iſt der bunteſte unter allen europäiſchen Vögeln, daher er auch der deutſche Papagay genannt wird. Er iſt beynahe ſo groß, als der gemeine Waldhäher, nur kürzer an Füſſen, etwas kürzern Schwanz, längere und ſchmähler zugeſpitzte Flü-

(*) letztern Namen ſoll er von ſeinem Geſchreye, welches ſehr deutlich rak, rak lautet, oder nach Andern, von der Unreinlichkeit ſeiner Jungen, welche wider die Art der meiſten Vögel ihr Neſt zu beſchmeißen pflegen, haben. Oder es kommen dieſe Benenungen auch wohl von dem alten deutſchen Namen der Häher, von Gracus, her.

Flügel; daher fliegt er mehr wie die Tauben und Dohlen, nicht aber wie die Aelſtern. Kopf, Hals, Bruſt und Bauch ſind bey dem Männchen grünblau; der Rücken und ein Theil der Flügel, hellbraun; die Schwingfedern kornblau, auf die Hälfte von der Spitze herein, nach der Spuhle zu, und am Rücken der Fahne aber weiß, grün und grünblau. Auf dem Bürzel erſcheint das höchſte Blau. Die Deckfedern über dem Schwanze haben unter dem Blauen etwas Grünes beygemiſcht. Das Blaue und Blaugrüne findet ſich auch an den kleinen Flügelfedern. Auch die Schwanzfedern ſind ſo, mit etwas Weißgrünem an den Spitzen. Die Füſſe ſind gelblich; der Schnabel, die Augen und Klauen tiefſchwarz. Die Jungen bekommen ihr ſchönes Himmelblau erſt im zweyten Jahre, dahingegen die Häher ſchon, ehe ſie aus dem Neſte gehen, ihre ſchöne blaue Federn haben.

Er iſt ein Zugvogel, deſſen Wanderung regelmäßig jedes Jahr im May und Sept. geſchieht (*), er iſt aber nicht ſo gemein als die Aelſter und der Häher. Man findet ihn in Schweden und Afrika, und bey ſeiner Wanderung muß er ſich nicht in alle dazwiſchen gelegene Länder verbreiten. In verſchiedenen beträchtlichen Ländern von Deutſchland, Frankreich, der Schweiz, u. a. iſt er unbekannt. Daraus kann man ſchließen, daß er auf ſeiner Reiſe einen ſchmalen Strich, von Smaland und Schonen, bis nach Afrika durchziehe. Es gibt ſo gar Standpuncte auf dieſem Striche, nach welchen man die Richtung ohne großen Irrthum beſtimmen kann, nämlich durch Sachſen, Franken,

 Schwa-

(*) Nach Hrn. Bock, begeben ſie ſich, bey Annährung des Winters, aus Preuſſen, in Gegenden, wo ſie zu ſolcher Zeit Getreide auf dem Acker, oder ſonſt mehrere Nahrung antreffen. Vielleicht ziehen ſie durch Polen nach der Ukraine, oder nach der Krimm, wo ſie ſich von den unter freyem Himmel aufgeſetzten Getreidegarben reichlich ernähren können.

Schwaben, Bayern, Tyrol, Italien, Sicilien, und endlich durch Malta, welches man als einen Ruheplatz für die mehreſten Vögel, welche über das mittländiſche Meer ziehen, anſehen kann. Derjenige, welchen Edwarts beſchrieben hat, wurde auf den Felſen bey Gibraltar getödtet, wohin er von den afrikaniſchen Küſten gekommen ſeyn konnte, denn dieſe Vögel haben einen hohen Flug. Man ſieht ihn auch, obgleich ſelten, in den Gegenden um Straßburg (*), wie auch in Lothringen und mitten in Frankreich; dieſes ſind aber vermuthlich Junge, welche den großen Haufen verlaſſen, und ſich auf der Reiſe verlieren. Doch hecken ſie auch in der Mark, und, nach Hrn. Prof. Otto Verſicherung, auch in ſchwediſch Pommern.

Zur Aerndtezeit, zieht dieſer Vogel in denen Gegenden, wo er häufig iſt, ſchaarenweiſe auf die Felder, und hält ſich gern auf den Getreidegarben oder Mandeln auf, ausgefallene Körner und Gewürm zu ſuchen, wiewohl er auch ganze Aehren verſchluckt, daher er Garbenkrähe, Mandelkrähe, Mandelhäher oder Mandeltaube, genannt wird. Es iſt alſo ein Irrthum, wenn man glaubt, er führe darum dieſen Namen, weil er gern Mandeln fräße, die er denn in Deutſchland wohl ſchwerlich finden möchte.

Er iſt ſehr ſcheu, und wilder als der Häher und die Aelſter. Er hält ſich in wenig beſuchten, und den dickſten Wäldern auf, und ich weiß nicht, daß es jemals geglückt iſt, ihn zahm zu machen und ſprechen zu lehren, da die Schönheit ſeines Gefieders ſchon vermuthen läſſet, daß man ſolches zu thun verſucht habe. Fiſcher aber verſichert doch, daß man ihn zum Plaudern abrichten könne.

Die

(*) Herr Prof. Hermann meldet, daß dieſe Vögel, ob man ſie gleich ſtraßburgiſche Häher oder Krähen nennt, in Straßburg ſo ſelten ſeyn, daß ſich kaum in 20 Jahren 3 oder 4 dahin verirrt haben.

Die Blaukrähen niſten, wenn ſie können, auf Birken, und bauen nur in deren Ermangelung auf andern Bäumen, ſonderlich in hohlen Eichen. Von den Eyern ſagt Zorn, daß ſie durchaus hellweiß, als ein Taubeney, nur etwas kleiner, kurz, oben dick, unten ſpitzig zulaufend ſind. Die Schale derſelben iſt zart, und faſt durchſcheinend.

Klein behauptet, daß, wider die Gewohnheit der Vögel, die jungen Blaukrähen ihren Koth in das Neſt fallen laſſen; welches vielleicht Anlaß gegeben hat, zu glauben, daß dieſer Vogel ſein Neſt mit Menſchenkoth überziehe, wie man ſolches von dem Wiedehopfe verſichert; dieſes aber iſt nicht füglich mit ſeiner Wohnung in den wildeſten und am wenigſten beſuchten Wäldern zu reimen.

Man ſieht die Vögel oft mit den Aelſtern und Krähen auf bearbeiteten Aekern, welche ihren Waldungen nahe liegen, ſie ſammeln daſelbſt Körner, Wurzeln, Würmer, welche der Pflug auf die Oberfläche der Erde ausgeworfen hat, und ſelbſt die neue Saat. In Ermangelung dieſer Nahrungsmittel, begnügen ſie ſich mit wilden Bretern, Käfern, Heuſchrecken und Fröſchen. Schwenkfeld ſetzt hinzu, daß ſie bisweilen auch dem Aaße nachgehen; aber dieſes müßte des Winters, und bloß im Fall des äuſſerſten Mangels ſeyn, oder es kann auch, wenn ſie dahin kommen, der Inſecten wegen ſeyn; denn man hält ſie überhaupt für keine fleiſchfreſſende Vögel, und Schwenkfeld bemerkt ſelbſt, daß ſie im Herbſte ſehr fett werden, und alsdann gut zu eſſen ſeyn (*, welches man von Vögeln, die ſich in Aaßgruben ernähren, nicht ſagen könnte.

Die Nuß-Krähe, der Nuß-Beißer, Nuß-Bicker (Niederſ. Nötebicker), Nuß-Brecher, Nuß-

(*) Friſch vergleicht ihr Fleiſch mit dem Fleiſche der Holztauben.

Bretſcher, Nußhacker, Nußhäher, Nußknacker, Tannenkrähe, Tannenaelſter, Tannenhäher, (welche dieſen Namen darum bekommen hat, weil ſie Haſelnüſſe, und in deren Ermangelung auch den Samen der Tannenzapfen ißt,) ſchwarzer Markward, türkiſcher Holzſchreyer, Waldſtael; in einigen Gegenden, z. B. in der Lauſitz, Harruſch, Herrehuſch, Markolph, Caryocatactes (*) *Geſn. Willughb Raj. Edw.* Oſſifragus, Merula ſaxatilis *Aldrov.* Turdela ſaxatilis, Nucifraga *Briſſ.* Pica abietum nigra guttata *Friſch.* Pica nucifraga *Klein.* Corvus cinereus cauda aliſque nigris, Corvus caryocatactes, fuſcus alboque punctatus, alis caudaque nigris, rectricibus apice albis, intermediis apice detritis *Linn.* Fr. Caſſenoix (**), pie grivelée, Engl. Nut-breaker, Nutkracker. Dieſer Vogel unterſcheidet ſich von den Hähern und Aelſtern durch die Geſtalt des Schnabels, welcher gerader, ſtumpfer, und aus zwei ungleichen Stücken zuſammen geſetzt iſt; er iſt über dies auch durch den Trieb, welcher ihn vorzüglich an die hohen Gebirge bindet, und durch ſein nicht ſo furchtſames und liſtiges Weſen unterſchieden. Uebrigens hat er viele Aenlichkeit mit dieſen beyden Gattungen der Vögel, und mit der Dohle, iſt aber geſchwätziger.

Die Nußkrähen gehören bey uns zu den ſeltenen Vögeln; doch kommen ſie in einigen Gegenden Deutſchlandes bisweilen im Herbſte in großen Scharen an, und werden in den für die Krammetsvögel geſtellten Schlingen (Dohnen) häufig gefangen. Der Vogel iſt ungefähr ſo groß wie eine Dohle, $12\frac{1}{2}$ par. Zoll lang. Der

(*) Griech. Καρυοκάτακτης, von Κάρυον die Nuß, und κατάγω, ich breche.

(**) Mit Caſſe noix iſt die Caſſe-noiſette, worunter man den in XIX Th. S. 793, beſchriebenen Grauſpecht, Sitta europaea L. verſteht, nicht zu verwechſeln.

Der Schnabel, 1 Z. 11 Lin; die Schenkel, ungefähr 1 Z. 9 L.; die mittelſte Zehe mit dem langen Nagel, 15 L.; dieſer und der hinterſte Nagel, ½ Z.; der Schwanz, ungefähr 4½ Z.; die Flügel reichen über die Mitte deſſelben. Der Schnabel, die Füße und Nägel ſind ſchwarz. Der Leib iſt ſchwarzbraun, mit weißen länglichen Flecken. Dieſe weiße Flecken ſind der Größe und dem Umriſſe nach ſehr verſchieden; auf der Kopfplatte und dem Nacken ſieht man ſie gar nicht; am Halſe ſind ſie lang und ſchmahl, ſparſam auf und unter demſelben, häufig an deſſen Seiten; auf dem Rücken, dem Unterleibe und den Deckfedern der Flügel und der Bruſt ſind ſie groß, und beynahe oval; auf der Bruſt ſind ſie am größten und häufigſten. Die Deckfedern am Flügelgrunde und unter den Flügeln, ſind ſchwarzbraun mit weißen Enden. Die Schwungfedern ſind auf der innern ſowohl als auch äuſſern Seite ſchwarz; die erſte iſt kürzer als die folgende; die dritte iſt die längſte; die fünfte und ſechste haben in der Mitte am Rande der innern Fahne einen weißen Flecken, von der ſechsten bis zur zehnten oder zwölften, läßt ſich bey einigen am Ende ein feiner weißer Rand ſehen. Das Kreuz iſt oben ſchwarzbraun; die Deckfedern auf dem Schwanze ſind ſchwarz; der Steiß und die Deckfedern unter dem Schwanze ſind ganz weiß. Der Schwanz iſt etwas rundlich. Die Schwanzfedern ſind wie die Schwungfedern, glänzend ſchwarz, mit weißen Enden; die äuſſerſten ſind am Ende über 1 Z., die mittelſten nur einige Linien lang, und weiß. Die Luftröhre beſteht aus einigen 50, ungefähr gleich weiten, ovalen Ringen, und die ſtark geſpaltene Zunge iſt ungefähr ¾ Z. lang. Der Schnabel iſt bis über die Naſenlöcher mit zurück geſchlagenen, weiß und braun geſtreiften Federn bedeckt. Die Geſtalt und Länge des Schnabels unterſcheiden die Nußkrähen gar ſehr von andern rabenartigen Vögeln. Dieſer Schnabel iſt ſehr

glatt, an den Seiten ein wenig zuſammen gedrücket, die Spitzen ſind etwas breit und ſchneidend, die obere ſteht einige Linien vor der untern hervor; der ganze Schnabel iſt lang, und länger als die Schenkel. Bey den Raben und Krähen iſt die Länge des Schnabels und der Schenkel nicht ſehr unterſchieden. Bey der Dohle iſt der Schnabel viel kürzer als der Schenkel, und bey der Aelſter und dem Häher noch kürzer; ſelbſt bey der Blau- oder Mandelkrähe iſt der Schnabel, weder im Verhältniß der Füße, noch des Kopfes und Leibes, ſo lang, wie bey der Nußkrähe.

Die Nußkrähe weiß mit ihrem ſtarken Schnabel die Haſelnüſſe, die ſie zwiſchen den Zehen feſt hält, geſchickt aufzubrechen, oder doch zu durchſtoßen. Sie frißt aber auch Eicheln, Tannenſamen, Fichtenſamen, Hanf, wilde Beeren, Käfer, und andere Inſecten. Den Wäldern iſt ſie auſſerdem noch deswegen ſehr ſchädlich, weil ſie, wie der Specht, große Bäume durchbohrt.

Da dieſer Vogel, wie Günther ſagt, in Krain einheimiſch iſt, ſo iſt zu vermuthen, daß er auch daſelbſt brüte, und folglich unter diejenigen gehöre, die ſich mehr in dem ſüdlichen Europa, als in dem nördlichen, aufhalten. In Sachſen und Thüringen iſt er ſelten, brütet daſelbſt gar nicht, und kommt nur alle 4, 5 bis 6 Jahr dahin, da er ſich dann ſchon in der Aerndtezeit einſtellt, den reifen Hanf anfällt, und deſſen Körner begierig verſchluckt. Auch in Franken iſt er ſelten. Er ſcheint nicht ſehr verſchlagen zu ſeyn; denn er wird öfters aus den zum Austrocknen im Felde aufgeſtellten Hanfbündeln, und in großen Sprenkeln, welche man zu dieſem Endzweck um die Hanfbündel herum hängt, in ziemlicher Menge gefangen.

Die Alpenkrähe, Schweitzerkrähe, Steinkrähe, Krähendohle, Steindohle, Steintahe, Steintule, Co-

Coracias *Aldrov.* & *Alb.* Graculi tertium genus *Geſn.* Coracias ſ. Pyrrhocorax *Will.* & *Raj.* Corvus Graculus, violaceo-nigricans, roſtro pedibusque luteis *Linn.* Fr. Chouette rouge, Choucas rouge *Belon.* Choucas aux pieds & bec rouges *Ej.* Choquas *Ej.* Corneille ou Choucas de Cornouaille *Alb.* wohnt auf den Alpen. Sie lernt ſprechen. Sie frißt nicht nur Inſecten, ſondern auch Samen, welcher friſch ausgeſäet, und durch die erſte Wirkung des Wachsthumes erweicht iſt.

Ein mehreres von ihr, findet man in Hrn. v. Büffon Naturgeſch. der Vögel, nach der Ausgabe des Hrn. Prof. Otto, 7 B. (Berl. 1781, 8.) S. 5 — 21.

* * *

2. Krähe, wird auch eine Spindelwalze genannt, weil die Schale grau, auch oft ganz ſchwarz iſt; Voluta cornicula *Linn.* Sie iſt aber nicht größer als eine Erbſe, länglich, glatt, wenig ausgerandet, am Wirbel ſpitzig, an der Lippe ungezähnelt, und an der Spindel mit 4 Falten verſehen. Das mittelländiſche Meer liefert dergleichen.

Krähe, (Aaß-) ſ. oben, S. 506.
— — (Acker-) ſ. oben, S. 488.
— — (Alpen-) ſ. oben, S. 522.
— — (Aſt-) ſ. obed, S. 509.
— — (Blau- oder blaue Holz-) ſ. oben S. 516.
— — (bunte) ſ. oben, S. 488.
— — (Garben-) ſ. oben, S. 518.
— — (Gold-) ſ. oben, S. 516.
— — (graubunte, graue) ſ. oben, S. 509.
— — (Grün-) ſ. oben, S. 516,
— — (Haus-) ſ. oben, S. 456.
— — (Herbſt-) ſ. oben, S. 509.
— — (Hohl-) ſiehe Specht. (Schwarz-)
— — (Holz-) ſ. oben, S. 509.

Krähe, (jamaikaiſche) ſ. oben S. 515.
— — (Korn=) ſ. oben, S. 488.
— — (Mandel=) ſ. oben, S. 518.
— — (Mantel=) ſ. oben, S. 510.
— — (Meer=) ſ. oben, S. 512, Anm.
— — (Nebel=) ſ. oben, 509.
— — (Nuß=) ſ. oben, S. 519.
— — (Raben=) ſ. S. 456.
— — (Saat=) ſ. oben, S. 488.
— — (Sattel=) ſ. oben, S. 509.
— — (Schild=) ſ. oben, S. 509.
— — (Schwarz=) ſ. oben, S. 456.
— — (Schweizer=) ſ. oben, S. 422.
— — (ſenegaliſche=) ſ. oben, S. 515.
— — (Stein=) ſ. oben, S. 522.
— — (ſtraßburger=) ſ. oben, S. 516.
— — (Tannen=) ſ. oben, S. 520.
— — (Waſſer=) ſ. oben, S. 512, Anm.
— — (weiße=) ſ. oben, S. 486.
— — (Winter=) ſ. oben, S. 509.

Krähen=Augen. 1. Das Auge einer Krähe.

2. Figürlich, wegen einer Aenlichkeit in der Geſtalt, der grau oder grünlich weiße, mit ſeitenhaften Haaren beſetzte, plattrunde, auf der einen Seite etwas vertiefte, zähe und hornharte Kern, der ſich in dem weißen Marke einer fleiſchigen, glatten, gelben, leicht zerbrechlichen Frucht eines oſtindiſchen Baumes, welcher gleichfalls den Namen Krähenaugen führt, befindet; Gränauge im Niederſ. Kraansoge, L. Nux vomica, Nux metella; Fr. Noix vomique.

Die Griechen haben das Krähenauge nicht gekannt; und es nicht gewiß, ob es die Nux Methel oder Vomica der Araber geweſen ſey. Einige haben geglaubt, das Krähenaug ſey eine Wurzel, welches aber falſch iſt. Es iſt auch kein Schwamm, wie Andere

dere dafür gehalten haben, ſondern es iſt, wie geſagt, der Kern der Frucht eines ausländiſchen Baumes.

Der Krähenaugenbaum, Nux vomica maior & officinar. *Parad. Bat. Prodr.* Caniram *Hort. Malab.* Malus Malabarica, fructu corticoſo amaricante, ſemine plano compreſſo *Raj.* Solanum arborescens indicum maximum, foliis Oenopliae ſ. Napecae maioribus, fructu rotundo, duro, rubro, ſemine orbiculari, compreſſo, maximo, Nuces vomicas & Lignum Colubrinum officinarum ferens, *Breyn.* Nux vomica in Officinis. C. B. Colubrini Lignum tertium genus in Malabar vaſtae arboris magnitudine Acoſtae *Ei.* Nux vomica, vulgo Officinar. compreſſa, hirſuta *J. B.* Colubrinum Lignum Cluſii, pao de Cobra dictum forte tertium Acoſtae *J. B.* Cucurbitifera Malabarienſis, Oenopliae foliis rotundis, fructu orbiculari, rubro, cujus grana ſunt Nuces vomicae Officinar. *Pluken.* Strychnos foliis quinquenerviis *Wachend.* Strychnos Nux vomica, foliis ouatis, caule inermi *Linn.* wächſt an verſchiedenen Orten in Aegypten, des gleichen auf der Inſel Ceylon, und auf einigen der moluckiſchen Inſeln, inſonderheit auf der Inſel Timor, in ſandigen trockenen Gegenden, von da die Levante- und Oſtindienfahrer die Krähenaugen bringen. Es iſt ein hoher äſtiger Baum, deſſen Stamm 10 F. im Umfange hat, und mit einer aſchgrauen, ſchwärzlichen oder röthlichen, und bittern Rinde bedeckt iſt. Die Wurzel iſt dick und holzig. Die Aeſte ſtehen ohne beſtimmte Ordnung, und die äuſſerſten haben viele ungleiche Erhöhungen. Die Blätter kommen einander gegenüber aus den Knoten der Zweige, und ſind länglich rund, mit einem ganz glatten Rande, in der Mitte ſehr breit, vorn rundlich zugeſpitzt, grün, mit 3 oder 5 auf beyden Seiten ein wenig hervor ragenden Nerven oder Rippen verſehen, und von Geſchmack ſehr bitter. Die Blumen ſind klein, haben eine

eine grünliche Krone, und zeigen ſich im Aug. in läng-lichen Büſcheln beyſammen. Der Kelch iſt fünffach eingekerbt. Das röhrenförmige Blumenblatt verbrei-tet ſich in einen Rand, welcher in 5 ſpitzige Einſchnitte getheilt iſt. Fünf Staubfäden umgeben den längern Griffel, mit einem dicken Staubwege. Die Frucht iſt ein anfangs grüner, hernach goldgelber, kugelrun-der, glatter, aber leicht zerbrechlicher Apfel; in deſſen weißen und weichen Marke liegen, in drey Reihen, 15 glatte Samen, welche man die Krähenaugen oder Brechnüſſe (*) zu nennen pflegt, und einen platten, graulichen Teller vorſtellen, welcher gleichſam einen Nabel in der Mitte hat, von welcher viele wollichte Haare, wie Strahlen, aber nach einer krummen Rich-tung, auslaufen.

Die Krähenaugen ſind ein Handelsartikel und eine Waare der Droguiſten und Apotheker. Je größer, weißer, friſcher und reiner ſie ſind, deſto beſſer ſind ſie. Sie kommen, in Säcken von ein Paar hundert Pfund, von Marſeille, Holland, London und Livorno, zum Handel. Sie laſſen ſich lange aufbehalten, wenn man ſie nur an trocknen Orten hält. Die Apotheker neh-men damit, zu verſchiedenen Abſichten, zuweilen eine Vorbereitung vor. Sie reinigen dieſelben von ihrer haarigen Bedeckung, trocknen ſie weiter, und röſten ſie gelinde, daß ſie mürber werden, und ſich, an ſtatt daß man ſie ſonſt raſpeln muß, beſſer zu Pulver ſtoßen laſſen. Durch dieſe Bearbeitung, wobey man aber, wenn ſie zu weit getrieben wird, die Krähenaugen leicht brandig machen, oder ihr Grundweſen zerſtören kann, werden ſie allmählich ihres flüchtigen, ſcharfen und narkotiſchen Weſens beraubt, und zur weitern An-wendung zu den Zubereitungen und Zuſammenſetzun-gen

(*) Den Nahmen Brechnuß, führt auch die Jatropha L. Siehe Purgiernuß.

gen, welche ich unten anführen werde, tüchtig gemacht.

Die Krähenaugen haben einen überaus bittern und widerlichen Geſchmack. Sie enthalten viel gummöſe, bittere, aber ſehr wenig reſinöſe Theile, daher der rectificirte Weingeiſt das beſte Auflöſungsmittel für ſie iſt. Bey der Deſtillation geben ſie ein unſchädliches, wäſſeriges Weſen, ein gelbliches oder ſchwarzes Oehl, und ein flüchtiges Salz.

Von ihrer chemiſchen Zergliederung, meldet Hr. D. Junghans (1) Folgendes.

1. „Die Krähenaugen geben, wenn man ſie entweder ohne eine weitere Behandlung riecht, oder, wenn ſie zerſtoßen, geſchabet, in ſiedenden Waſſer gebeizt oder geröſtet werden, keinen Geruch von ſich, aus welchem man auf eine beſondere Kraft und Wirkung ſchließen könnte.

2. Ich habe mehr als einmal den Dampf, der aus den Krähenaugen aufſteigt, wenn ſie im Waſſer gekocht werden in die Naſe gezogen, habe aber niemals eine beſondere Veränderung davon empfunden.

2. Ich habe auf ½ Unze ſehr wohl gereinigter, geröſteter und gepülverter Krähenaugen 6 Unzen des rectificirteſten Weingeiſtes gegoſſen, und ſie alsdann der Digeſtion, 24 Stunden lang, ausgeſetzet. Nachdem der Weingeiſt genug gefärbt war, habe ich ihn abgeſeihet, auf die übrige Maſſe wieder 4 Unzen Weingeiſt gegoſſeu, und dieſen ebenfalls 24 Stunden lang digeriren laſſen; nachher habe ich das ganze durchgeſeihet, das vorher Flitrierte damit vermiſcht, und endlich alles zuſammen einem Grade des Feuers ausgeſetzt, welcher den Geiſt abzutreiben zureichend ward. Ich erhielt auf dieſe Art ein harziges Extract, welches, ohne dasjenige, was ſich an das Gefäß zu feſt angeſetzt hatte, 27 Gran wog.

4. Die

(1) Diſſ. de Nucis Vomicae & Corticis Hippocaſtani virtute medica Praeſ. Joh. *Pet. Eberhard*. Reſp. Auct. *Phil. Caſp. Junghans*, Hal. 1770, 4, 3½ B.

S. auch J. F. v. Waſſerberg Samml. nützl. und angenehmer Gegenſtände ꝛc. 1 Th. Lpz. 1773, 8. S. 10 — 14.

4. Die in dem Filtrum zurück gebliebene Maſſe, habe ich ſo lange in einer hinlänglichen Quantität ſiedenden Waſſers gelaſſen, bis alle Bitterkeit, die man davon auf der Zunge empfand, vergangen war. Nachdem ſie hernach filtrirt und verdickt worden war, habe ich ½ Unze und 10 Gran eines gummigen Extractes erhalten.

5. Die in dem Filtrum wieder zurück gebliebene Maſſe (No. 4) war an Farbe braun, und ohne Geſchmack. Als ſie völlig getrocknet war, wog ſie 4 Scrupel und 13 Gran (2).

6. Ich behandelte ½ Unze auf die No. 3 erzählte Weiſe zubereitete Krähenaugen, auf die Art mit ſiedendem Waſſer, wie man die gummigen Extracte zu verfertigen pflegt. Ich erhielt davon ½ Unze und 1 Scrup. eines gummigen Extractes.

7. Auf die zurück gebliebene Maſſe (No. 6) goß ich höchſt rectific. Weingeiſt. Dieſer behielt kaum 3 oder 4 Gran aufgelöſet (3).

8. Der Ueberreſt kam dem in No. 5 erwähnten gleich; er wog, nachdem er getrocknet war, 4 Scr. 7 Gran.

9. Beyde Extracte geben zwar auf der Zunge eine weit größere Bitterkeit, als die Krähenaugen an ſich ſelbſt, doch ſchmeckt das harzige noch weit bitterer, als das gummige.

10. Neumann behauptet, daß die Hälfte der Krähenaugen eine unauflösliche Erde ſey; da aber, zu meiner

(2) Man wird ſich vielleicht verwundern, daß ich in meinen Verſuchen, wenn alles genau zuſammen gerechnet wird (2. 4. 5.) eine Portion erhalten habe, die weit ſchwerer als ½ Unze war. Man erwege aber, daß 1. in den Extracten der Krähenaugen noch eine zimliche Feuchtigkeit ſteckt. 1 Quent des ſonſt auf die gehörige Art zubereiteten gummigen Extractes hat, da es einem ſchwachen Feuer war ausgeſetzt worden, an ſeinem Gewichte über ½ Scr. verloren. 2. Daß man eben dieſes von dem zurück gebliebenen Pulver ſagen müſſe. 3. Daß alles dieſes um ſo viel mehr Aufmerkſamkeit verdiene, je gewiſſer es iſt, daß die Krähenaugen, wenn ſie geröſtet werden, alle wäſſerige Theile verlieren. 10 Quent Krähenaugen hatten, nachdem ſie waren geröſtet worden, nur 1 Unze an Gewicht.

(3) Es ſcheint alſo, daß alles Harz der Krähenaugen in Waſſer aufgelöſet werden könne.

ner Verwunderung, die jetzt angeführten Erfahrungen dieſer Meinung zuwider waren, ſo glaubte ich, daß dieſer Unterſchied von dem Röſten herrühre, welches ich dabey vorgenommen, Neumann aber gänzlich unterlaſſen hatte, indem er, um dieſelben leichter zu pulveriſiren, ſie nur zu ſchaben, nicht aber zu röſten angerathen hat. Ich nahm daher 1 Quent von ihren Haaren und der anhängenden Wolle geſäuberte Krähenaugen, und ſchabte ſie; aus dieſen bereitete ich ein gummiges Extract (No. 4. 6), welches 1 Qu. 5 Gr. wog. Die übrig gebliebene Maſſe war ohne Geſchmack, aber an Farbe grau, und von einer zähern Conſiſtenz. Nachdem durch das Feuer das noch anhängende Waſſer davon war abgetrieben worden, wog es 1 Scr. 3 Gr. Neumann weicht alſo mit ſeiner Rechnung zu ſehr ab.

11. Ich ſuchte auch ein weſentliches Salz zu erhalten. Ich ließ, in dieſer Abſicht, ¼ ℔ Krähenaugen 6 Stunden lang in einem ſteinernen Mörſer mit Waſſer reiben, filtrirte die Maſſe, ließ ſie gehörig abrauchen, und ſetzte ſie an einem kalten Orte zur Kryſtalliſation hin. Ich konnte aber nicht das geringſte Salz erhalten, ob ich gleich die Maſſe zu wiederholtenmalen aufgelöſet, filtrirt und inſpiſſirt hatte; ſie blieb beſtändig, wie ein in Waſſer aufgelöſetes Gummi."

Man hat die Krähenaugen ehemals zu den Giften gerechnet, worin man, wenn man auf gewiſſe Thiere, denen es ein Gift iſt, und auf eine in größerer Quantität den Menſchen gereichte Doſe Rückſicht nimmt, nicht Unrecht hat. Hauptſächlich die Thiere, nicht nur blindgeborne, ſondern auch ſolche, die mit offenen Augen die Welt erblicken, als: Hunde, Katzen, Mäuſe, Ratzen, Füchſe, (ſ. Th. XV, S. 381, f.), Wölfe, Kaninchen; auch gewiſſe Vögel, als: die Krähen (ſ. oben, S. 468, f. u. 482, Raben und Aenten, ſterben davon. Doch empfindet vielleicht kein Thier die ſchrecklichen Wirkungen mit größerer Heftigkeit und geſchwinder, als die Hunde. Conr. Gesner gab einem Hunde 10 Gran hievon mit Fleiſch, der nach Verlauf einer

halben Stunde darnach einſchlief, während dem Schlafe den Kopf und die Beine convulſiviſch bewegte, und nach 4 Stunden ſtarb. Die meiſten damit bey Hunden angeſtellten Verſuche erzählt Wepfer, in ſeinem Tr. de cicuta aquatica. Die von Jon. Sidren in Schweden angeſtellten, findet man im 1 Th. der von Römer aus dem Lat. überſ. Abhandlungen der ſchwediſchen Aerzte, (St. Gallen, 1785, gr. 8.) S. 118, fgg. Bey einigen Thieren wirken ſie bald, bey andern langſamer. Eine halbe Stunde nach genommener Doſe, holen ſie ängſtlich Athem, werden träge und ſcheu; wenn man ſie antreibt, gehen ſie zwar, ſind aber ganz ſteif; endlich ergreift wechſelweiſe ein Krampf oder eine Convulſion ihren ganzen Körper, und ſie ſterben endlich innerhalb einer Stunde. Das Gift wirkt ſchneller, wenn ſie in Bewegung erhalten werden, aber ſelbſt während der Bewegung werden ſie ſteif, und erſtarren. Während eines ſtarken Anfalles hören und ſehen ſie nicht, auch ſind ſie ganz empfindungslos, ſo, daß man ſie an verſchiedenen Theilen ſtechen, verwunden, ja ſelbſt die Ohren und den Schwanz ihnen abſchneiden kann, ohne daß ſie das geringſte Zeichen einer Empfindung äuſſern. Einen wahren Schlaf alſo, ſo wie andere narkotiſche Dinge, bringen ſie nicht hervor, ſondern vielmehr eine Unempfindlichkeit oder Erſtarrung. Eine geringe Doſis von ihnen tödtet ſchon ſo, daß man durch 8 Gran ein Kaninchen, ein anderes durch 5 Gran; durch 1 Scrupel die ſtärkſten Hunde, und durch zwey zerſchnittene Nüſſe einen andern Hund getödtet hat. Loß (4) aber hat von einer Doſe zu 2 Gran, bis zu 1 Quent und darüber, immer ein und eben dieſelbe ſchädliche Wirkung geſehen, nur wurde ſie von einer kleinern Doſe ſpäter hervor gebracht.

Hil-

(4) Diſſ. de nuce vomica Praeſ. *Jerem. Loſs*, Reſp. *Andr. Caſp. Georgi*. Vitemb. 1683, 4. 2 u. e. h. B.

Hillefeld (5) hat die Doſis allmählich mit einem Grane vermehrt, um die wahre Quantität, wodurch ein Thier getödtet wird, zu beſtimmen. Die Schale der Nuß ſcheint wirkſamer zu ſeyn, als der Kern ſelbſt. Auch nach der natürlichen Beſchaffenheit eines Körpers äuſſert ſie ihre Wirkung, eher oder ſpäter. Bey einem Schooßhündchen haben ſie ihre Wirkung nach Verlauf einer Viertelſtunde, bey verſchiedenen andern Hunden aber in einer halben Stunde, geäuſſert; eine Katze aber wurde ſchnell dadurch von heftigen Convulſionen und Epilepſie befallen. Dieſe ſchnelle Wirkung macht es wahrſcheinlich, da man ohne dieß die Nuß in dem Magen unaufgelöſet, auch keine Zeichen der Entzündung in ihm entdeckt, (welche auch Loß nicht bemerkt hat,) daß ſie durch ihre unmittelbare Wirkung in die Nerven den Tod verurſachen, und daß es nicht nöthig ſey, daß ihr Gift erſt in die Blutmaſſe kommen müſſe, ehe es dieſe Unordnungen im Körper hervor bringen könne; doch aber hat man auch den Magen in die Därme entzündet, ja, brandig gefunden, und das Blut iſt flüſſiger, als gewöhnlich, geſchienen.

Im 1 St. des B. des Stralſund. Magaz. (1767, 8). S. 51, fgg. ertheilt Hr. Coll. Rath Pallas von einem bey den mit dieſem Gifte angeſtellten Verſuchen bemerklichen Umſtande, den man bisher noch gar nicht beobachtet zu haben ſcheint, und welcher doch die Aufmerkſamkeit der Phyſiologen allerdings verdient, folgende Nachricht.

„Man weiß, daß kein Thier die ſchrecklichen Wirkungen der Krähenaugen mit größerer Heftigkeit und augenblicklicher ſpüret, als die Hunde. Eine noch ſo geringe Quantität, ja, ein Paar Grane des Pulvers davon, erwecken, in weniger als 2 Minuten, eine Steifheit und Spannung aller Muskeln des Leibes und der Glieder, nach und nach aber entſetzliche ſtarrende Convulſionen, welchen gar bald der Tod ein Ende macht. Ich habe dieſem traurigen Schau-

(5) *Ge. Cat. Hillefeld* experimenta quaedam circa venena, Gott. 1760, 4.

ſpiele oft mit Verwunderung zugeſehen, und es vielfältig wiederholt, um durch die Zergliederung der getödteten Thiere den materiellen Wirkungen dieſes Giftes nachzuſpüren; da ich dann, auſſer einer Entzündung der innern Magenhaut, niemals die geringſte Beſchädigung derer Theile, welche das Krähenaugenpulver berührt hatte, habe wahrnehmen können. Und dieſes, ja bloß die Schnelligkeit und Art der Wirkung dieſes Giftes, war hinreichend, mich zu überzeugen, daß die Nerven allein den tödtlichen Eindruck deſſelben empfangen müſſen.

Da ich einſtmals den Verſuch damit an einem kleinen Hunde wiederholte, fiel es mir ein zu unterſuchen, wie der Zuſtand der Muskeln, gleich nach dem Tode des Thieres, in Abſicht auf die Reizbarkeit ſeyn möchte. So bald der größte Grad der opiſthotoniſchen Spannung des ganzen Muskelſyſtems bey den mit Krähenaugen vergifteten Thieren einige Minuten gedauert hat, ſo vermindern ſich die convulſiviſchen Zuckungen, welche dieſen Zuſtand begleiten, und in einem Augenblicke fallen alle Glieder ſchlaff und gefühllos dahin, und das Thier, welches ſchon von Anfang der großen Convulſionen an mit offenen Augen auf der Seite gelegen, iſt völlig todt, bis auf einige ſpätere Schläge, welche das Herz noch thut, bis es auch gänzlich wegſtirbt.

Ehe dieſes letztere denn noch völlig erfolgte, legte ich in größter Eil einige Muskeln an der Bruſt und den Keulen des Thieres, bloß und verſuchte ſie mit reizenden Mitteln von allen Arten. Allein, nichts war vermögend, auch nur die geringſte Zuckung darin hervor zu bringen. In einigen wenige Fibern wurde hier und dort, bey Anbringung der ſtärkſten Reizmittel, ein ſchwaches Zittern wahrgenommen. Von den Bauchmuskeln galt eben dieſes. Ich eilte, um das Zwerchfell und Herz mit Aezmitteln anzugreifen, fand aber beyde gegen alle meine Verſuche völlig taub und fühllos. Nichts vermogte ſie im geringſten rege zu machen, auch nicht die Zerrung der dahin gehenden Nerven. Das Herz war, wie die übrigen Muskeln, erſchlaffet, und mit ſchwarzem flüſſigen Geblüt angefüllt, welches nach Erkaltung des Thieres, wenn es aus den Gefäßen gelaſſen wurde, ſchnell gerann.

Wie erſtaunte ich aber, da ich endlich, bey aufmerkſamerer Beſichtigung des Unterleibes, die Gedärme in voller

Wallung

Wallung antraf, als wenn das Thier noch gelebt hätte! Hier waren keine reizende Mittel nöthig. Ich glaubte, daß wenigſtens der Magen, an welchem ich keine merkliche Bewegung ſpürte, den unmittelbaren Einfluß des in demſelben enthaltenen Giftes in ſeinen nervigen und muskulöſen Theilen würde empfunden haben. Ich reizte ihn alſo nur ganz gelinde, und ſahe zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß er ſich, wie bey einem geſunden Thiere muthig zuſammen zog, wo ich ihn nur ſtach oder beizte.

Ich will mich in keine Erklärung dieſes Phänomens einlaſſen, welches eben ſo wunderbar iſt, als die bey catalep tiſchen Zufällen oft gegenwärtigen Umſtände; und ich überlaſſe es den Phyſiologen, zu erklären, wie hier, bey einer allgemeinen Zerſtörung der Reizbarkeit des übrigen Muskelſyſtems, die Fibern des Magens und der Gedärme verſchont bleiben können, da doch das Gift die Nerven dieſer Theile unmittelbar berührt, ja bloß durch dieſelben auf den übrigen Körper zu wirken ſcheint.

Ich hätte bald vergeſſen noch hinzu zu fügen, daß die Bewegung des Magens und der Gedärme vollkommen ſo lange angehalten, als ſonſt bey friſch geſchlachteten Thieren zu geſchehen pflegt, welches denn die Sache noch merkwürdiger macht. Auch iſt bewundernswürdig, daß während der größten Convulſionen, welche nur die Muskeln des Leibes und der vier Füße zu betreffen ſcheinen, das Thier noch in den Theilen des Kopfes ſo viel Empfindung und Willkühr hatte, daß es die Lippen bewegte, wenn dieſelben gezwickt wurden, und daß es die Augenlieder ſchloß, wenn man den Augapfel berührte.

Man hat aber doch Beyſpiele, da man einem Hunde eine reichliche Doſe dieſes Giftes ohne Nachtheil gegeben hat (6); wie auch einem Schweine (7). In Gegenden, wo keine wachſame Polizey die Fiſchereyen unter ihrer Aufſicht hat, braucht man die Krähenaugen zum Fiſchfang (ſ. XIII Th. S. 578).

(6) *Sam. Ledelii* obſ. de nuce vomica & arſenico cani innoxiis, ſt. in Miſc. Nat. Cur. A. 1678 & 1679, ſ. A. IX & X, obſ. 146.

(7) Loß, a. ang. O.

Auch in dem menſchlichen Körper erregt der unvorſichtige Gebrauch der Krähenaugen gefährliche Zufälle. Man hat darauf Ekel, ſtarkes Erbrechen, heftigen Durſt, grauſame Bauchflüſſe, entſetzliche Bangigkeiten, plötzliche Ermattungen, Convulſionen, Steifigkeit und Unempfindlichkeit beynahe in dem ganzen Leibe, kalte Schweiße, und den Tod ſelbſt, erfolgen geſehen.

Man hat aber auch andere Beyſpiele, die, ob ſie gleich die Brechnuß nicht von allem Verdachte befreyen, doch beweiſen, daß ſie nicht zu den heftigen Giften gehöre. Loß nahm ſie ſelbſt in Subſtanz oder Extract, zu 1 bis 2 Gran, ohne Schaden; und ein Freund von ihm ſchluckte eine ganze Nuß ohne Nachtheil nieder. Weiter wird dieſes aus ihrem glücklichen Erfolge, mit dem man ſie, in gehöriger Vorſicht, wider verſchiedene Krankheiten gebraucht hat, erhellen.

Für uns iſt es kein Vortheil, daß wir wiſſen, daß die Araber behauptet haben, wenn man 2 Jahr hindurch alle Morgen eine oder zwey von dieſen Nüſſen nähme, man ohne Schaden von den Schlangen gebiſſen werden könnte. Auch die wunderliche Zuſammenſetzung der Lattwerge vom Ey, von welcher ich hernach ſprechen werde, die ſchon ſehr lange im Gebrauch geweſen iſt, lehrt uns nicht die wahre Kraft dieſer Frucht kennen.

Als ein ſchweißtreibendes Mittel zählt C. Gesner die Nüſſe unter die Gegenmittel gegen die Peſt. Daß man durch dieſe Ausleerung vermittelſt derſelben, eine Peſt in Deutſchland gehoben habe, hat man dem Fallopius (8) erzählt.

Nach Vieler Bemerkungen ſollen ſie wider die Wechſelfieber wirkſam ſeyn. Ludwig (9) zieht, zu dieſer

(8) Tract. de tumor. in Opp. T. I. p. 756.

(9) Pharm. med. ſec. accommodata, in Opp. p. 113.

dieſer Abſicht, die Enzianwurzel, mit etwas von der Brechnuß vermiſcht, ſelbſt der Fieberrinde vor. Ein Schneider hat durch dieſe Nuß vielen das dreytägige Fieber curirt (10). Ihre, die Fieber vertreibende und dem Gifte widerſtehende Kraft rühmt Büchner (11) ſehr. Durch ein Decoct, das aus einer Unze dieſer geraſpelten Nus und ½ Maß Waſſer, ½ Stunde gelinde zuſammen gekocht, beſtand, hat man einer Frau das viertägige Fieber, welches mit hartnäckigen Verſtopfungen der Eingeweide begleitet war, curirt, die Verſtopfungen hob man durch andere Mittel (12). Auch Junghans hat ſie wirkſam wider Wechſelfieber gefunden; er fand in ihnen ein ſtarkes ſchweißtreibendes Mittel.

Man hat ſie auch verſchiedentlich wider die Würmer in den Gedärmen gebraucht (13). Ein Arzt gab ſeinem 18 jährigen Sohne, wider die Epilepſie von Würmern, 10 Gran einer geraſpelten Brechnuß ohne Schaden, welchen Verſuch er auch nachher bey andern wiederholte (14). Auch die ſpirituöſe Eſſenz iſt, 4mal täglich zu 50 Tropfen gegeben, wider die Würmer, inſonderheit die Spuhlwürmer, wirkſam geweſen; ſo auch das harzige Extract, aber mit andern Dingen vermiſcht (15).

Auch wider einige Nervenkrankheiten hat man ſie gebraucht. Mit dem beſten Erfolge hat ſie Büchner, und nach ihm Junghans, wider Hypochondrie und Mutterbeſchwerden angewandt. Bey einem hypochon-

 dri=

(10) *Wedel* Amoen. mat. med. p. 337.

(11) Ph. Brand. p. 61.

(12) *Hartmann* diſſ. de cicuta, merc. &c. p. 17.

(13) Sidren, a. ang. O. S. 112, fgg.

(14) *Schulz* Mat. med. p. 404, beſtätigt dieſe Wirkung auch nachher in Praelect. Ph. Brand. p. 143.

(15) *Junghans*, a. ang. O. S. 13.

driſchen periodiſchen Wahnſinne hat ſie, nach dem Zeugniſſe des Thebeſius (16), wirkliche Erleichterung geſchafft. Durch 2 bis 8 Gran von ihr, hat man Wütenden Schlaf zuwege gebracht, wozu man Mohnſaft vergeblich gebraucht hatte (17). In No. 32 des leipz. Int. Bl. v. J. 1766, S. 291, f. berichtet Hr. D. Z. daß er 6 Maniacos mit dieſem Mittel geheilt habe (18). Wider den Biß der tollen Hunde hat man ſie in der Latwerge vom Ey empfohlen (19). In Lappland nimmt man eine halbe Nuß mit Waſſer oder Branntwein wider Kolikſchmerzen (20).

Zu-

(16) Nova Acta Acad. N. C. To. I. p. 175.

(17) *Albin* beym *Alſton* Mat. med. T. 2. p. 41.

(18) Er hat bey ſolchen Patienten vorher ein Vomitiv aus 2 Scr. 1 Dr. Gallae Theophraſti vel Vitrioli albi gebraucht und darauf folgende Pillen.

Rec. Pulv. Nucum Vomicar. ℥j.
Extr. helleb. nigr. ℥ß.
cort. caſc. ℥j.
c. Melle roſar. vel. Rob. ſambuc. q. ſ. f. Pil. pond. gr. ij.

täglich, nach Proportion der Patienten in Anſehung des Geſchlechtes, Alters ꝛc. 12, 15 bis 20 Stück, 3, 4 bis 6 Wochen gegeben, und dabey ein Decoctum Herbae Anagallidis fl. purpureo trinken laſſen, auch Aderlaſſe daneben verordnet.

(19) *Schulz* Mat. med. p. 404. Thebeſius, a. ang. O. Auch nach der Verſicherung des Hrn. D. Z im lpz. Int. Bl. a. ang. O. iſt das Pulvis nucis vomicae wenn ſolches bey Zeiten, und ehe die völlige Waſſerſcheu vor alle flüſſige Sachen überhand genommen hat, wider die tollen Hundesbiſſe ein richtiges Specificum, wenn ſolches entweder in Form obiger (Anm. 18) Pillen, oder in einer Latwerge, oder Bolo gegeben wird, und der Herba Anagallidis & Matriſylvae weit vorzuziehen. Die Art, ſolche zu pulveriſiren, wegen ihrer hornichten Subſtanz, iſt nicht ſo ſchwer oder gar unmöglich, wie insgemein geglaubt wird: denn man darf dieſelben nur klein ſtoßen und wohl trocken werden laſſen, ſo laſſen ſie ſich nicht ſo gar ſchwer klein ſtoßen.

(20) *Montin* diſſ. de Med. Lappon. in Collect. *Hall.* To. 6. p. 742.

Zuverläſſiger kann man von ihrer Wirkſamkeit wider die Ruhr urtheilen, die **Hagſtröm** (21) durch einige hundert Beyſpiele beſtätigt hat. In einer Epidemie dieſer Krankheit gab er die Nuß im Pulver bis zu 1 Scrupel; vorher aber reichte er immer ein Pulver aus Rhabarber und Weinſteinrahm. Einige Kranke aber ſind bloß durch dieſes Pulver, welches man ihnen früh morgens 3 oder 4 Tage nach einander gab, geneſen. Man gab es mit warmen Waſſer oder Bier, wornach die Wirkung beſſer und milder war, als wenn man es mit kalter Flüſſigkeit reichte. Zärtlichern Perſonen reichte man ſie in einem Biſſen mit Scordienlatwerge. Bey einer ausſätzigen Frau curirte **Odhel** (22) die Ruhr durch 15 Gran dieſer Nuß, morgens und abends gegeben. Das Bauchgrimmen und die öftern Stuhlgänge zu ſtillen, ſind, nach **Dahlberg's** Erfahrung, einem Erwachſenen 10 bis 12 Gran, täglich zweymal gereicht, hinlänglich. Bey Kindern, aber in kleiner Doſis, hat man ſie auch nützlich befunden.

Von den verſchiedenen Curen, die man mit der Brechnuß und dem weißen Vitriole, in eingewurzelten Scharbock, Flechten und andern Geſchwüren, verrichtet hat, erzählt **Wiel** (23), auch wider Rheumatismen und Gicht, und wider die Waſſerſucht hat man die Brechnuß allein gebraucht, doch hat er hievon nicht ſo deutlich und beſtimmt gehandelt, wie billig

(21) Vetenſkap. Acad. Handling. 1773, p. 301: und im 35 B. der überſ. Abhandl der königl. ſchwed. Akad. der Wiſſ. (Lpz. 1780, gr. 8.) S. 281, fgg.

(22) Vetenſk. Ac. Handl. 1774, p. 270; und im 36 B. der Ueberſetz. S. 275.

(23) *Jo. Pet. Wiel* diſſ de uſu nucis vomicae & vitrioli albi. D. überſ. u. d. T. Jo. Pet. Wiels Bemerkungen über den innerlichen nützlichen Gebrauch der Krähenaugen und des weißen Vitriols in gefährlichen Krankheiten. Aus dem Lat. ins Deutſche überſ. Wittenb. 1772, 4. 6 B.

zu wünſchen iſt. Er gebraucht entweder 5, 40, 80 bis 100 Tropfen von der Tinctur, die aus 1 Pfund dieſes Samens, mit 4 Pfund gereinigten Weingeiſt, in einer Phiole digerirt, nachher ausgepreßt, und wegen des Wohlſchmackes Zuckerſyrup hinzu geſetzt war; oder 2 Gran ſchwere Pillen, die aus dem Pulver der Brechnuß und Liquiritienſafte, oder dem Bitterklee-extracte, zu gleichen Theilen, beſtanden, von welchen er täglich 5 Stück nehmen ließ, und welche Doſe er allmählich vermehrte, ſo, daß er ſie zuletzt zu 2 bis 6 Quent in einem Tage reichte.

Von dem Gebrauche der Krähenaugen gegen den Fleiſch- oder Leder- und Knochenwurm des Rindviehes, ſ. im XLI Th. S. 496, f.

Was die Zubereitungen und Zuſammenſetzungen betrifft, ſo ſind ſelbige: die Eylatwerge, die Campher Latwerge, und Büchner's Brechnußtinctur oder Eſſenz.

Die Eylatwerge, Electuarium de ovo, Ph. Brand. p. 61, iſt eine widerſinnige Zuſammenſetzung verſchiedener Arzeneyen, unter welchen ſich auch Eydotter, Theriak und Brechnuß befinden. Dem Kaiſer Maximilian I. ſoll ſie von einem unverſchämten Quackſalber aufgedrungen worden ſeyn. Verbeſſert hat ſie Cnöffel (24). Man hat ſich geſtritten, ob ſie ſchädlich oder heilſam ſey. Auch in Anſehung der Gabe von ihr, iſt man uneins. Wider die Tollheit, den tollen Hundsbiß und die Peſt, hat man ſie von 1 Scr. bis zu 1 oder 2 Quent gegeben. Jo. Bapt. Gemma (25) hat einem Erwachſenen eine ganze Unze von ihr gereicht.

Nic. Hovel de peſte, cauſis & ejus ſignis, & electuario de ovo. Pariſ. 1573, 8.

Die

(24) *A. N. C.* Dec. I. A. 6. 7. App. p. 29.
(25) De curandis carbunculis & bubonib. peſtilential.

Die Campherlatwerge, Electuar, camphoratum, Ph. Brand. p. 56, enthält gleichfalls Brechnuß und Theriak. Ihr Erfinder iſt Kegler. Sie wird jetzt nicht mehr gebraucht. Von den egriſchen Nonnen wird ſie auch als ein Gegenmittel wider Gift verkauft, und heißt egerſcher oder egriſcher Theriak.

Büchner's Brechnußtinctur oder Eſſenz. Nachdem man die Nüſſe von den auf ihrer Oberfläche ſitzenden Haaren befreyet hat, röſtet man ſie bey gelindem Feuer ſo lange, bis ſie ſchwarzbraun werden, reibt ſie zu Pulver, und beſprengt ſie mit geſtoßnem Weinſteinöhl; alsdann, wenn dieſe Flüſſigkeit wieder verflogen iſt, übergießt man ſie mit Weingeiſt, und zieht die Eſſenz heraus. Die Doſis von ihr ſind 45 Tropfen, alle 2 bis 3 Stunden mit Waſſer oder Kamillenthee. Man giebt ſie für ein höchſt wirkſames und völlig ſicher zu gebrauchendes Mittel aus.

Ueberhaupt gehört die Anwendung der Krähenaugen, als Arzeney, nur für erfahrne Meiſter in der Kunſt, die mit Einſicht und Behutſamkeit zu Werke gehen.

In Inſpruck wurde, im J. 1788, allen Materialiſten bey ſchwerer Strafe verbothen, die Krähenaugen, wegen ihres beſonders ſtarken Giftes, fernerhin zu führen; und die Aerzte hatten die Anweiſung, ſie überall zu vertilgen, wo ſie dieſelben fänden.

Die Indianer nutzen den Krähenaugenbaum ſelbſt zu Zäunen, und bereiten aus dem Samen, nachdem ſie ihn in Waſſer eingeweicht und gekocht haben, ein ſchönes Lampenöhl.

Seuter de Nuce Vomica. Leid. 1601.

Diſſ. de nucis vomicae viribus & uſu Praeſ. *Ern. Ant. Nicolai A. F. Cappel*, Jen. 1784, 4. 4 u. e. h. B.

Man hat noch eine andere Art von Krähenaugen, die der vorhergehenden völlig ähnlich iſt. Der Baum davon heißt Modira Caniram *Hort. Malab.* Solanum arbo-

arboreſcens Indicum, foliis Napecae majoribus, magis mucronatis, fructu rotundo, duro ſpadiceo, nigreſcente, ſemine orbiculari, compreſſo *Breyn.* Nux vomica Offic. vera, & ipſiſſimum Lignum Colubrinum, *Commel.* Commelin verſichert, daß dieſe Krähenaugen und das Schlangenholz von eben dem Baume kommen; Hermann hingegen behauptet, daß dieſe Krähenaugen von einem andern Baume kommen. Vielleicht haben beyde Recht, wenn es nämlich wahr iſt, daß man Früchte, die von einander nicht verſchieden ſind, und von dieſen beyden Bäumen kommen, unter einerley Namen ohne Unterſchied zu uns bringt.

Man bringt zuweilen von dieſen Bäumen ein ſehr bitteres Holz, unter dem Namen Schlangenholz, welches in der That eben die Kräfte beſitzt, als das wahre Schlangenholz; man kann es aber daran unterſcheiden, daß es viel ſchwammichter, und nicht ſo hart iſt.

Es giebt auch eine Art von Krähenaugen, die man ſehr ſelten in den Apotheken findet. Sie iſt kaum dem dritten Theile der gemeinen Krähenaugen gleich; übrigens kömmt ſie mit dieſen an Figur, Farbe, Geſchmack und Conſiſtenz überein. Das Holz von dem Baume, welcher ſie trägt, wird ſehr gebraucht; man nennt es Schlangenholz, wovon ich an ſeinem Orte handeln werde.

Viele Aehnlichkeit mit den Krähenaugen, hat auch die im XXIX Th. S. 431, fgg. beſchriebene Ignatiusbohne.

Die Krähenaugen wollen unſere Vorfahren auch verſteinert gefunden haben; denn ihrer gedenken das Muſeum Brakenhofer. p, 10; Scheuchzer, Spec. lithogr. helvet. p. 44, und Fig. 60; eben Derſelbe, in der Oryctogr. helvet. p. 242, im Muſeo dilu-

diluviano, n. 207, und im Herbario diluviano, p. 106, n. 534; Grew, Muſ. p. 266. Allein, man hat völligen Grund dieſe Verſteinerung zu läugnen. In der oben angeführten Scheuchzeriſchen Zeichnung wird man den Fungiten nicht verkennen, den man hier vor ſich ſieht. Unter den Porpiten finden ſich verſchiedene, welche die natürlichſte Bildung der Krähenaugen haben; und eben ſind das, aller Wahrſcheinlichkeit nach, alle diejenigen Körper, welche unſere Vorfahren verſteinerte Krähenaugen nannten. Schon Kundmann (*) hatte ihre Wahrheit bezweifelt. Hrn. Superint. Schröter litholog. Lexikon. 3 B. S. 347.

* * *

Figürlich nennt man Krähenaugen, auch die ſonſt ſo genannten Hühneraugen, d. i. eine erhabene und zuweilen ſpitzige Erhöhung an den untern Theilen der Füße, und beſonders der Zehen, welche eine ſtechende ſchmerzhafte Empfindung verurſacht. Siehe Leichdorn.

Krähen-Beere, die Frucht des im XXII Th. S. 735, fgg. beſchriebenen Felſenſtrauches Empetrum *L.* Dän. Krageberre, entweder wegen ihrer ſchwarzen Farbe, oder auch von dem alten, noch im Engl. üblichen Crag, Careg, ein Felſen.

Krähen-Dohle, ſ. oben, S. 522.

Krähen-Fuß, 1. Der Fuß einer Krähe.

2. Im gem. Leben und im Scherze, nennt man Krähenfüße, (Hühnerpfoten, Hühnerſchrift, Krackelbeine) ungeſchickt geſchriebene Züge oder Buchſtaben; eine ſchlechte unleſerliche Schrift; ein Geſchreibe, das ſo ausſieht, als ob es die Hühner gekratzt hätten; eine Kritzeley, oder ein Gekritzel von lauter übel gebildeten Buchſtaben und unordentlichen Zügen, wie

(*) Rariora nat. & artis, S. 150.

wie es die Kinder in ihren erſten Schreibſtunden zu machen pflegen; Fr. Griffonnage.

3. Ohne Plural, eine Pflanze, welche eine Art des Wegerichs iſt, und gleich breite gezähnte Blätter hat, wegen einiger Aehnlichkeit der Geſtalt der Blätter; Fr. Pied de Corneille. Um eben deswillen führen auch einige Arten des Hahnenfußes, Ranunculus amplexicaulis, bulboſus und repens *L.* an einigen Orten, und an andern die Bluthirſe, Panicum ſanguinale *Linn.* (ſ. im XXIII Th. S. 796,) wie auch die Schweinskreſſe, Cochlearia Coronopus *L.* den Namen Krähenfuß.

Der Krähenfuß, welcher eine Art des Wegerichs iſt, wird auch Rappenfuß, und weil die Blätter, wegen der Geſtalt ihrer Ausſchnitte und Rippen, kleine Hirſchgeweihe vorſtellen, Hirſchhorn oder Hirſchgras, (Herzgras) Fr. Corne de cerf, Herba Stella, ſ. Cornu cervinum *Dod.* Coronôpus ſilveſtris hirſutior *Bauh.* Plantago foliis linearibus pinnato dentatis *Royen.* Plantago foliis ſubhirſutis ſemipinnatis, pinnis raris lanceolatis *Hall.* Plantago Coronopus, foliis linearibus dentatis, ſcapo tereti *Linn.* genannt. Er wächſt in ganz Europa auf grobſandigem Boden und an den Wegen wild, blühet im Sommer, und ſtirbt im Herbſte ab. Eine Varietät dieſes wilden Krähenfußes, iſt der Gartenkrähenfuß, Grevinne, Coronopus hortenſis *Bauh.* Ital. Coronopo domeſtico, Engl. common Buck's-horn. Holl. Gravinne, Gravinne-kruyt. Die dürre faſerige Wurzel treibt einen Stängel, welcher ſich in viele Zweige theilt, die alle auf der Erde hinkriechen. Die Blätter ſind der Länge nach federartig eingeſchnitten, und die Einſchnitte ſtehen meiſtentheils wechſelweiſe, und ſind öfters wieder zerſchnitten. Am Blätterwinkel und in den Abtheilungen der Zweige ſitzen viele Blumen bey einander und platt auf. Sie beſte-

hen

hen aus 4 kleinen Kelch- und aus 4 kreuzweiſe geſtellten, weißen Blumenblättern, 6 Staubfäden, und einem kurzen, mit einem köpfigen Staubwege beſetzten Griffel. Die Frucht iſt ein kleines, breites Schötchen, welches einen ſtumpfen Rand, und eine rauhe, mit kleinen Warzen beſetzte Oberfläche zeigt; der Griffel fällt ab, und das Schötchen erhält eine nierenförmige Geſtalt. Es öffnet ſich mit zwey Klappen, hat zwey Fächer, und in jedem Fache liegt ein kleiner rundlicher Same. Die Geſtalt der Schote macht den Unterſchied zwiſchen dieſer Pflanze und dem Löffelkraute aus. Die Pflanze kommt, dem Geſchmacke nach, faſt mit der Gartenkreſſe überein, iſt aber etwas gelinder. In dem weſtlichen Theile von England wird ſie, wie die Kreſſe und Pimpinelle, zum Salat gebraucht.

Man kann entweder, wo ſie wild wächſt, Pflanzen derſelben ausnehmen, und in den Garten ſetzen, oder von der wilden den erſten Samen nehmen, und ſie in den Garten zu ſäen. Man ſchneidet in dieſer Abſicht, im Auguſt die nackten Samenſtängel ab, wenn Stängel und Kapſeln braun zu werden anfangen, und läßt ſie in einem Gefäße, oder auf Leinen, nachreifen. Wenn alles trocken iſt, ſtreift man die Kapſeln ab, da dann die obere Hälfte ſich von der untern theilt, und der Same heraus fällt. Dieſen Samen ſäet man im März, in ein beliebiges Erdreich. Jeder Pflanze giebt man 4 Zoll Raum. Läßt man ſie keinen Samen tragen, ſo dauern ſie 3 bis 4 Jahr. Sobald der Same reif iſt, ſtirbt die Pflanze ab. Man darf ſie nicht aufs neue ſäen, weil aus dem ausgefallenen Samen Pflanzen genug hervor kommen.

Die verbrannte Pflanze wird zu dem bekannten Mittel der Jungfer Stephens gegen den Stein angewendet.

Krähen-Hütte, ſ. oben, S. 473, fgg.

Krähen-Klaue, 1. Die Klaue einer Krähe.

2. Fia

2. Figürlich, wegen einiger Aehnlichkeit in der Geſtalt, wird an einigen Orten des im XLIII Th. S. 289, fgg. beſchriebene gemeine Kolbenmos, Lycopodium clavatum *L.*, an andern aber der im XXXIX Th. S. 573, fgg. beſchriebene Hornklee, Lotus corniculatus *L.*, Krähenklaue genannt.

Krähen-Specht, Krähſpecht, ſ. Specht.

Krähen-Tod, ſ. oben, S. 463.

Krähen-Zehe, an einigen Orten ein Name des Waſſerwegerichs, Plantago maritima *L.* welcher auch Rabenfuß genannt wird.

Krähen, ein Zeitwort, welches ehedem ſchreyen überhaupt bedeutete, aber jetzt nur noch von dem lauten Schreyen des Haushahnes gebraucht wird; L. canere, cantare ut gallus gallinaceus; Fr. chanter. Der Hahn krähet, hat gekrähet. Darnach wird kein Hahn krähen, im g. L., darum wird ſich niemand bekümmern, niemand wird es verlangen, es wird niemand Anſpruch (Anforderung, Prätenſion) daran machen.

Bey dem Ottfried krahen, irkraen, im Tatian, craan, im Niederſ. krayen, kreyen, kreggen, im Engl. crow. Es iſt eine Nachahmung des Schalles, und wurde ehedem für ſchreyen überhaupt gebraucht, welche Bedeutung noch das Franz. crier, Engl. crie, und unſer ſchreyen hat, welchem nur der Ziſchlaut vorgeſetzt worden iſt. Daher war ehedem auch Krey und Gekrey, ſo viel wie Geſchrey, und in engerer Bedeutung das Feldgeſchrey. Im Niederdeutſchen hieß vor dieſem krähen oder krayen, nicht nur das Schreyen des Hahnes, ſondern ein jedes öffentliches Ausrufen. Als: T. III. Script. Brunſv. S. 140.

Einen Turney ließ er kreyen,
Fürſten, Grafen und Freyen,
Zu Lüneburg auf dem Gefilde.

Unter den fremden Endungen, die durch das Turnieren in die deutſche Sprache gekommen ſind, iſt auch aus freyen kreyren, und Niederdeutſch. kreyeren geworden. Als: Jeroſchin M. S. Es ward ſehr gecreyiret, d. i. ausgerufen, bey dem Turnier.

Daher

Daher ankrähen welches Mattheſius in ſeiner Sarepta hat: die Bergwerke haben viel Ankrähens oder Anſpruch der Großen. Das Hebr. קרא, das Griech. κραζειν, und unſer kreiſchen, kreiſſen, krächzen, Krakeel, u. a. ſind genau damit verwandt. Von dem Krähen der Hähne haben die Italiäner ein anderes Onomatop. cucurire, womit das böhmiſche kokrhati, und das in den niedrigen Sprecharten übliche Kükerükü, das Geſchrey des Hahnes nachzuahmen, und Kükerühahn, ein Haushahn, gehören.

Krahn, **Kraan**, **Kran**, **Kranich**, **Cran**, **Gran**, **Hebekrahn**, **Schiffkrahn**; L. Geranium, Grus; Fr. Grue, Gruau: Ital. Altalona. Ein vornämlich in den Schiffhäfen und bey dem Bauweſen gebräuchliches Hebezeug, oder Gerüſt, wodurch man nicht nur bey Schiffen, Güter und andere Laſten vom Ufer oder Lande in die Schiffe hinein, oder aus dieſen heraus auf das Land oder an das Ufer bringt, ſondern auch bey dem Bauweſen allerley Baumaterialien in die Höhe fördert.

Im Niederſ. Kraan, im Engl. Crane, im Dän. Krane, im Schwed. Kran, im Angelſ. Craen, im Walliſ. Garan, im Franz. Crone, im Griech. Γερανιον. Da alle dieſe Wörter auch zugleich einen Kranich bedeuten, ſo hat, der gemeinen Meinung zu Folge, dieſes Werkzeug ſeinen Namen von der Aehnlichkeit mit dem Halſe und Schnabel dieſes Vogels, daher es auch an einigen Orten der Kranich genannt wird. Indeſſen ſteht es dahin, ob nicht dieſe Aehnlichkeit bloß zufällig iſt, und ob nicht der Begriff des Ziehens in dieſem Worte der herrſchende iſt. In den turiniſchen Statuten von 1360, bey dem Carpentier, kommt wirklich cranare für tranare, ziehen, vor, und im Niederſ. bedeutet Kraan, auch einen Zapfen, eine Zapfröhre. Siehe Krahn-Balken.

Der weſentlichſte Theil dieſes Gerüſtes, iſt ein dicker Ständer, d. i. ſenkrecht aufgerichteter Baum, die Krahnſtänder genannt, Fr. grand arbre, worauf die ganze Maſchine ruhet, und welcher von ſchief eingeſetzten Streben (oder Strebe-Bändern, Fr. Liens en contrefiche,) die in eine Bettung oder

Grundſohle von ſtarken Balken (dans des racinaux) eingezapft ſind, in ſeiner aufrechten und ſtehenden Lage erhalten wird, und deſſen Kopf ſich oben in eine ſtufenweiſe abnehmende Spitze endigt. Dieſe obere und dünnere Theil des Ständers wird die Pinne, Fr. le poinçon, genannt, und um ihn dreht ſich, vermittelſt der an ihn anſchließenden Querbänder (Moiſes), und ſteigenden Bänder (Liens montans), die ganze Maſchine, oder der Krahn und deſſen Gehäuſe (Krahngehäuſe), d. i. die Seitenwände deſſelben, frey herum. Ueber dem Kopfe des Ständers liegt, in einem eiſernen Zapfen, der nach allen Seiten wendbare Krahnbalken, Fr. l'échelier, le rancher, oder la volée, Holl. Kraanbalken, d. i. ein langes, ſchräge ſich herunter ſenkendes Holz, welches, wie eine Leiter, mit Sproſſen verſehen iſt, und an deſſen Schnabel ſich meſſingene Kloben befinden, über die ein ſtarkes Tau geht, welches die von einem Haken ergriffene Laſt in die Höhe zieht, indem es ſich unten um die horizontale Welle (Fr. Treuil) eines Rades, worin Menſchen gehen, die daſſelbe durch ihre Schwere ſteigend umdrehen, und welches das Krahnrad, Tret oder Trittrad, Fr. Timpan, genannt wird, oder welches auch vom Waſſer umgetrieben wird, oder auch um einen Haſpel ſich herum wickelt. Zuweilen wird, wie ſonderlich in Seeſtädten, oder andern an großen ſchiffreichen Flüſſen gelegenen Städten, geſchieht, das ganze Gerüſt mit einem Gehäuſe verwahret, und mit einem Dache bedeckt. Uebrigens wird die ganze Maſchine nach ihrem Gebrauche, und inſonderheit nach der Laſt, die damit gehoben werden ſoll, eingerichtet; und hienächſt ſieht man darauf, daß ſie jedesmal genug Höhe bekomme, um die dadurch gehobene Laſt zu ſchwingen, und an gehörigen Ort bringen zu können.

Was für eine höchſt wichtige und nützliche, ja ganz unentbehrliche Sache es ſey, Quaderſteine und Werk-

ſtücke bey einem groſſen, inſonderheit hohen, Bau bequem in die Höhe zu bringen, auch bey Schiffen große Laſten und Güter leicht einzuladen, iſt Jedem bekannt, welcher dergleichen geſehen oder nöthig hat. Daher man, nach Beſchaffenheit des Ortes und der Laſt, mancherley Arten ſolcher Hebezeuge erfunden hat, worunter inſonderheit diejenigen ſich auszeichnen, womit man nicht nur die Laſt von einem Orte wegnehmen und in die Höhe heben, ſondern auch an eine andere Stelle oder auf eine andere Seite bringen kann, als: aus dem Schiffe die Laſt aufheben, und hernach dieſelbe an das Ufer, oder gar auf den Wagen, bringen; imgleichen, einen Stein vom Bauhofe erheben, und alsdann in dem Gebäude an die gehörige Stelle wieder nieder laſſen. Von beyderley Arten werde ich die vornehmſten Erfindungen beſchreiben; und zwar zuerſt diejenigen, welche Leupold, im Theatro machinarum, S. 100, f99. anführt.

Ein Krahn mit den Haſpel und Wendung, Fig. 2716. AB. ein Kreuz zum Fuß oder Geſtelle, wie ſolches Fig. 2717 im Grundriß zu ſehen iſt. Bey den Löchern, C, D und E, ſind drey Säulen oder Hölzer, HGF befeſtigt, welche oben bey I mit einander verbunden ſind, davon aber das mittelſte, G, noch ferner hinaus läuft, und ſich bey K in einer runden Spindel endigt, worauf oben ein etwas ſtarker Balken, die Krahnbracke genannt, LN, ruhet in einer beweglichen Pfanne unter M. Dieſer Balken iſt mit 2 Streben OP verſehen, welche auf einem Brete oder einer Scheibe Q befeſtigt ſind, die aber um die Spindel IK beweglich iſt. Ferner ſind die drey Balken GHF, bey I mit einer Steife oder Stütze R verſehen, die unten in ein Kreuz bey G befeſtigt ſind. An dieſer Steife ſind durchaus Löcher gebohrt, und Stäbe oder Sproſſen eingeſteckt, daß eine Perſon hinauf ſteigen, und das Seil einhängen kann, indem das Seil oben im Balken

zwey Scheiben bey L N hat, worüber daſſelbe geht. Zwiſchen dem ſtehenden Balken G und der Steife I R, iſt ein Horizontalbalken T V befeſtigt, von dem ein anderer perpendikulärer Balken W herab geht. Zwiſchen dieſem und dem Balken Z iſt der Haſpel X eingelegt, welcher auf beyden Seiten mit Hörnern ins Kreuz verſehen iſt. ⊙ zeigt die Laſt an.

Hiebey iſt zwar kein Maßſtab; man hat aber ſolche Maſchine nach der Laſt und dem Gebrauche einzurichten. Inſonderheit muß dieſelbe allemal wenigſtens die doppelte Höhe einer Etage von einem Gebäude haben, damit man nicht nur die Baumaterialien zu einer völligen Etage, ohne daß man den Haſpel oder Krahn fortſetzen und ein neues Gerüſte machen dürfe, aufwinden könne, als auch, daß man genug Höhe habe, die Baumaterialien zu ſchwingen und an gehörigen Ort zu bringen.

Man kann auch ſtatt des Balkens L N, weil derſelbe kurz iſt, und die Maetrialien nicht weit in das Gebäude hinein bringen kann, den Aufſatz Fig. 2718, zu Hülfe nehmen, entweder daß man nur den Balken A B D E allein braucht, oder, wenn dieſer noch zu kurz wäre, den Balken F G aufſetzt, und denſelben mit den eiſernen Ringen a b c, und dem hölzernen Bande p befeſtigt, ſo kann ein großes Stück beſtrichen werden; denn obgleich die Haſpelſtütze ſich nicht mit bewegt, ſo giebt doch das Seil ſo viel nach, daß man meiſt einen halben Zirkel wird beſtreichen können.

Ein Krahn mit einem dreybeinigen Bocke, Fig. 2719. Dieſes Hebezeug beſteht aus zwey ſtarken Pfoſten A B, die unten in einer Schwelle C befeſtigt ſind, oben aber bey D mit einem Riegel, welche bey E zuſammen gehen, daß nur ein anderer ſchmaler Pfoſten K dazwiſchen hat, der als eine Strebe dient, die Maſchine aufrecht zu erhalten. Zwiſchen beyden Bäumen oder Pfoſten iſt ein Balken F befeſtigt, und an dieſen

ſen zwey perpendikuläre L M; dazwiſchen aber iſt der Haſpel G eingeſetzt, von dem die drey Seile über eine Flaſche mit drey Scheiben gehen. Es kann aber auch nur ein Seil, nach dem die Laſt iſt, gebraucht werden. Dieſes Hebezeug iſt ſehr bequem und leicht von einem Orte zum andern bringen, und es kann doch eine große Laſt damit gehoben werden, wie denn 4 Männer an ſolcher arbeiten können.

Ein anderer Krahn mit einem horizontalen Kreuzhaſpel, Fig. 2720. Dieſer Krahn, welchen Wilhelmi in ſeiner bürgerl. Baukunſt angegeben hat, iſt bey dem Baue beſonders bequem. Es beſteht derſelbe aus einem Fuße von 4 Bäumen, AB, C, D und E. Auf den Balken A B, als dem ſtärkſten, ſteht ein ſtarker und hoher Baum, F G, nach Beſchaffenheit und Nothwendigkeit des Gebrauches, perpendikulär aufgerichtet, welcher bey H und I mit 4 Streben, K, L, M, N, an dem Fuße geſtützt und befeſtigt iſt. Dieſe Säule hat oben bey G einen eiſernen Zapfen. Unten bey N geht ein kurzer Arm T hervor mit einem Loche. In dieſem und im Zapfen G ruhet der Schnabel oder die Kranbracke. Es beſteht aus dem Balken O P, dem perpendikulären Holze Q, und einer Strebe R. Bey O und P ſind zwey bewegliche Scheiben, worüber das Seil geht, wie alles beſſer aus dem Riſſe zu erſehen, als zu beſchreiben, iſt. Zwiſchen die beyden Stützen M und N iſt der Haſpel S eingelegt, und oben darüber mit dem Eiſen befeſtigt. Obgleich die beyden Zapfen G und T nicht perpendikulär über einander ſtehen, wie es billig ſeyn ſollte, ſo wird es doch nicht viel zu ſagen haben, weil die Wendung meiſt nur auf ein Viertel vom Zirkel ankommt.

Ein ganz ſimpler Krahn, wie ſolcher in Holland, als: Haarlem, Rotterdam und an andern Orten gebräuchlich iſt, die Güter aus den Schiffen

zu bringen, Fig. 2721. Es wird ein Ständer, d. i. ein ſtarker und feſter Baum, 8 bis 10 Fuß hoch, welcher oben bey B einen ſtarken runden Zapfen hat, bis A in der Erde befeſtigt. Ferner wird ein feſter Baum CD, von 17 bis 20 F., zur Krahnbracke genommen, und in deſſen Mitte, oder wie es die Stärke und Länge des Baumes geſtattet, ſetzt man ein ſtarkes Holz, und richtet es dergeſtalt zu, daß es unten mit der Linie horizontal zu ſtehen kommt, und legt in daſſelbe eine ſtarke eiſerne Platte, daß der Zapfen a ſich darin bewegen kann. Dieſes Holz oder dieſer Unterſatz, E, wird mit eiſernen Bändern wohl befeſtigt, und wenn der Baum zu ſchwach iſt, wird obenher, noch ein Baum FG aufgeplattet, doch bey d und e eingeſchnitten, wie eine Klammer, daß der Balken CD ſich nicht biegen kann. Ferner wird ein Rahmen gemacht, wie Fig. 2722 zeigt, da H den Balken CD abgiebt, I aber das Loch, worin die Säule AB ſteckt; dieſes Loch iſt ſo weit, daß es ſich um die Säule willig drehen läßt. Unter dieſem Rahmen iſt, wie aus Fig. 2721 zu erſehen iſt, ein Haſpel angeordnet, auf beyden Seiten mit einem ſolchen Haſpelrade, wie hier h i k vorſtellt, und im Grundriſſe bey l m und n o, Fig. 2722, zu ſehen iſt. Das Seil iſt erſtlich bey D an einem Haken angeſchlungen, geht alsdann über die Scheibe K mit dem Haken L, von da über die Scheiben D, M und N, und endlich auf der Welle des Haſpels, welche etwa nur 2½ bis 4 Fuß hoch ſtehen muß, damit man die Haſpelhörner recht erlangen und faſſen könne. Iſt die Laſt zur Genüge erhoben, wird ein Baum durch die Haſpelräder und den Baum HI geſteckt, und der Balken bey C nur hingedrehet, wo man das Gut niederlegen will. Es können hier wenigſtens 8 Perſonen zugleich Hand anlegen; und weil die Flaſche K die Kraft verdoppelt, kann dadurch ſo viel, als mit 16 Perſonen, ausgerichtet werden. Wenn man nur das Horn gegen

gegen die Welle wie 10 zu 1, und auf einen Mann 50 ℔ oder ½ Ctn. rechnet, ſo beträgt es eine Kraft von 80 Centnern.

Eben dergleichen Krahn, welcher aber an Holzwerke verſtärkt iſt; Fig. 2723. AB iſt eine ſtarke, wohl verwahrte und mit Streben befeſtigte Säule, welche bey B einen ſtarken Zapfen hat, worauf eine Pfanne C liegt, die in einem Stocke CI befeſtigt iſt, und dieſer mit den Zapfen a, a, a, a, an dem Baume DE. Letzterer geht nicht gerade aus, wie der vorhergehende, ſondern iſt von F bis G unter ſich gebogen, damit man alles viel kürzer faſſen könne, und der Arm GH nicht ſo lang ſeyn dürfe. Damit aber ſolcher Baum aller Laſt genug widerſtehen möge, iſt erſtlich eine Strebe HI, welche auf GH ruhet, untergeſetzt, und dieſe noch mit einer andern KL verſtärkt, die den Balken LM zur Gegenſtämmung hat. Damit auch alles in einander wohl befeſtigt ſeyn möge, iſt es mit dem eiſernen Stabe NC verbunden. Die Scheiben, Flaſche, Seil und Haſpel, ſind insgeſammt mit vorigen einerley, und es iſt alſo, weiter etwas davon zu ſagen, nicht nöthig.

Ein Krahn mit einem ganz ſchwarzen Baume, der aber doch aller Laſt hinlänglichen Widerſtand thut; Fig. 2724. Man ſieht hier bloß den Balken AB, welcher ſehr ſchwach iſt; damit er ſich aber nicht krümme, iſt in der Mitte bey D eine Strebe CD aufgeſetzt, und es geht über ſolches ein ſtarker Stab Eiſen, oder eine ſolche Kette, die bey A und B wohl befeſtigt iſt; dieſes verhindert, daß der Baum ſich nicht biegen kann, es ſey denn daß die Kette oder der Stab ABC reißt. Je höher der Stab CD iſt, deſto höher iſt auch die Spannung. Wie der Balken zum Gegenhalt und der Haſpel auszumachen ſey, zeigen die Linien E, F. Die Welle des Haſpels iſt G. Auf ſolche Weiſe kann ein ſchwacher Baum große Laſt

tragen, ohne daß er ſich biegt, und doch iſt wenig Holz und Riegelwerk nöthig.

Dieſe Art kann auch bey verſchiedenen, inſonderheit Schiffbrücken gebraucht werden, daß man alſo die Bäume ſo lang nehmen kann, als man ſie findet, und doch wenig Schiffe braucht.

Ein Krahn mit einem ſehr langen Schnabel, welcher bey dem Baue ſehr bequem iſt, oder der franzöſiſche große Baukrahn (*); Fig. 2725. Erſtlich iſt unten auf dem Horizonte ein Kreuz, welches in Fig. 2726 beſonders vorgeſtellt iſt. In der Mitte A ſteht ein ſtarker Baum oder Spindel, der von B bis C viereckig, von C bis D aber rund iſt. Bey D iſt ein eiſerner Zapfen, auf welchen ein langer Baum EF liegt, der von D ſo weit hinaus gerückt wird, als man den Schnabel haben will. Damit ſich aber dieſer Balken nicht biege, ſind zwey Streben, GH und IK, untergeſetzt. Damit auch dieſe nicht ſtark ſeyn dürfen, und ſich doch nicht biegen, ſind ſie mit zwey Riegeln LM und NO verbunden; beyde aber ruhen auf dem Rahmen KP, und ſind wieder mit einem andern Rahmen QR befeſtigt, vermitttelſt der Spindel CD, die durch den Balken QR geht, und den Balken FE faſſet.

Das Erheben der Laſt vermittelſt des Seiles, geſchieht durch das Aufwinden auf die Welle, die, anſtatt der bisherigen Haſpelhörner, ein Lauf = oder Tretrad hat, worin 2, 3 oder 4 Perſonen gehen können.

Die Structur der Radarme zeigt Fig. 2727. Das gedachte Laufrad hängt in zwey Armen, davon der eine S, an den Rahmen KP und QR, und dem Balken E, der andere aber bloß an dem Rahmen KP befeſtigt iſt; beyde ſind durch die Streben T und V verwahrt, daß ſie ſich nicht aus einander begeben.

Den

(*) Eine franzöſiſche Erfindung, aus den *Felibien* und *Perault* Architecture.

Den Rahmen K P mit ſeinen Riegeln zeigt Fig. 2728 im Grundriß, und wie die andern Stücke in ihm verbunden ſind. Auf gleiche Weiſe wird auch der Rahmen Q R bereitet. Das Seil geht vom Wellbaume W über die Scheiben X Y, F. Der ganze Baum E F iſt durchaus mit Sproſſen verſehen, damit man hinauf ſteigen, und das Seil einhängen könne, welche aber in der Abbildung weggelaſſen ſind. Die Säule A B iſt mit 8 Stützen, welche in den Löchern a a, Fig. 2726 befeſtigt ſind, verwahrt. Die Kraft, welche zwey Perſonen verrichten können, kömmt auf die Proportion der Welle und des Rades an, und nach dem ſie weit von der Linie der Ruhe gehen. Hat z. B. die Welle 1 F. im Diameter, und der Radius des Rades 8 F., ſo iſt es wie 1 zu 8. Wenn nun eine Perſon 1 Ctn. ſchwer iſt, und ſie auf der halben Abwucht oder 2 Fuß vom Centro gehen, ſo beträgt ihre Kraft 8 Ctn. Es kann ſolchemnach eine Laſt von 5 bis 6 Ctn. durch zwey Perſonen bequem gehoben werden.

Ein ſtarker Krahn mit zwey Laufrädern, die nebſt dem Schnabel und einem Stücke Dach beweglich ſind, dergleichen in Seeſtädten zum Ein- und Ausladen dienen; Fig. 2729, ſtellt den Schnabel und das eine Rad ſeitwärts im Profil; Fig. 2730, die beyden Räder vorwärts im Proſpect; und Fig. 2731, die Verbindung des Bodens, darin die Spindel ſich bewegt, und den ganzen Krahn, wie er von auſſen in die Augen fällt, dar.

A W, die Spindel, iſt das Hauptſtück der ganzen Maſchine, und muß daher ſehr ſtark und von gutem feſten Eichenholze ſeyn. Sie ſteht unten, bey D, mit einem ſtarken eiſernen Zapfen in einer Pfanne; bey C aber iſt ſie rund, glatt, und in ein Rahmenwerk, wie in Fig. 2731 bey S und C zu ſehen iſt, eingeſchloſſen, welches den Boden des Gehäuſes abgiebt; und in ſolcher Rundung wird die Spindel gedrehet. An dieſe

Spindel A W iſt ein Rahmenwerk E F und G H, befeſtigt, daran wieder auf beyden Seiten zwey ſtarke Pfoſten, E G und F H, eingelaſſen ſind; in deren Mitte, bey X und Y, gehen zwey Zapfen von der Welle I, daran zwey Laufräder K und L befeſtigt ſind, deren Verbindung aus der Figur deutlich genug erhellt. Um dieſe Welle wickelt ſich das Seil M, welches von da über eine Scheibe B, und dann noch ferner über eine bey Z, geht, und iſt in P befeſtigt, hat aber bey O eine Flaſchenſcheibe, wodurch die Kraft verdoppelt wird. T N iſt der Schnabel, welcher gleichfalls in die Hauptſpindel A B eingeſchnitten, und mit der Stütze a befeſtigt iſt. Dieſer Schnabel läßt ſich nebſt den beyden Rädern K L, und dem Stück Dache Q R R zu-zugleich umdrehen, V, iſt die Treppe im Krahn.

Die Vermehrung der Kraft kommt auf die Proportion der Welle und auf die Größe der Räder an, und daß, wenn es nöthig iſt, 4 und mehr Perſonen ihre Kraft anwenden können. Wollte man die Kraft ungefähr berechnen, ſo findet ſich, nach dem Maßſtabe, der halbe Diameter der Welle 1 Fuß, und des Rades 7 Fuß. Sollten die zwey Männer nur 5 F. weit von der Achſe im Rade gehen, und einer nur 1 Ctn. ſchwer ſeyn, ſo betrügen beyde Räder 20 Ctn.; dieſes durch 2 mit der Flaſche multiplicirt, thut 40. Sollte man in jedem Rade noch zwey Männer, 3 F. von da abſtehend, und ebenfalls 1 Ctn. ſchwer, anſtellen, würde es auch in jedem Rade 6, und in beyden 12, und mit der Verdoppelung der Flaſche 24, und alſo mit vorigen 40, an 60 Ctn. betragen, welches zum wenigſten mit dieſem Krahne präſtiret werden kann.

Ein Krahn, welcher dem vorigen faſt gleich iſt, nur daß alles feſt ſteht, und der Schnabel beweglich iſt; Fig. 2732. Dieſer Krahn, welcher in Bremen befindlich iſt, hat ebenfalls zwey Laufräder an einer Achſe oder Welle, wie in Fig. 2733 bey A B C

zu ſehen iſt, die in zwey Balken der Seitenwände DD ruhen, aber feſt ſind, daß man ſie nicht horizontal wenden, noch drehen kann. Von der Welle C geht das Seil in die Höhe noch über die Scheibe E, von da zwiſchen zwey perpendikulär ſtehende Walzen bey F, und endlich über die Scheibe G am Ende des Schnabels H, von da es um eine Flaſchenſcheibe gezogen, und oben bey dem Haken N feſt iſt. Damit nun der Schnabel H gewendet werden kann, iſt ſolcher in einem perpendikulär ſtehenden Balken IK nebſt der Stütze OP, befeſtigt, und ſteht unten bey K in einer Pfanne in dem Balken L, der mit zwey eiſernen Bolzen an zwey Säulen vom Gehäuſe befeſtigt iſt. Oben bey I geht gleichfalls ein eiſerner Zapfen in einem ſtarken Eiſen Im, welches auch in dem Gehäuſe verwahrt iſt, ſo, daß ſolcher Schnabel gar leicht und bequem, ja mit einer Hand, gewendet werden kann. Damit aber das Seil keine Verhinderung mache, geht es bey F zwiſchen zwey perpendikulär ſtehenden Walzen, wie ſolche beyde neben einander in Fig. 2733 bey rs zu ſehen ſind; in Fig. 2732 ſieht man ſolche mit ihren Zapfen in zwey eiſernen Bolzen, welche durch den Baum gehen und hinten mit Müttern verwahrt ſind. Hiebey iſt zu beobachten, daß die Zapfen von dieſen Scheiben recht perpendikulär über die Zapfen des Schnabels bey I und K zu ſtehen kommen.

Dieſer Krahn erfordert kaum halb ſo viel Koſten, als der vorige, iſt weit dauerhafter, und thut doch eben die Dienſte, nur daß man das Gut nicht um und um, ſondern nur auf dem halben Zirkel, welches aber auch genug iſt, drehen kann. Der Schnabel kann ſo lang, als nöthig iſt, gemacht werden. Wenn er ſehr lang ſeyn muß, und die Stützen PO nicht hinreichend ſeyn ſollten, kann man ſolche durch Arme, VW, die bey V mit eiſernen Bändern befeſtigt ſind, verſtärken. Auch muß der Arm H bey I wohl verwahrt ſeyn, weil

er daſelbſt die meiſte Gewalt auszuſtehen hat, und ein bloßer Zapfen oder Nagel nicht genugſamen Widerſtand thun können.

Die Größe der Räder kann nach denen Laſten, die man an demſelben Orte führt, eingerichtet werden. Vor allen aber iſt noch zu erinnern, daß man dem Seile von der Welle C bis zu der Scheibe E genugſame Höhe giebt, damit es Raum habe auf der Welle, und nicht einen ſo ſcharfen Winkel machen, auch ſich nicht reiben dürfe, welches auch bey allen andern Maſchinen zu beobachten iſt.

Ein Krahn mit einem Laufrade, welcher nebſt dem Schnabel beweglich iſt; von Fortenbach der Steinmetzenzug benannt; Fig. 2734. AB, iſt ein hoher, langer und ſtarker Baum; durch denſelben gehen bey A und C zwey Riegel, daran zwey perpendikuläre Hölzer D und E mit Zapfen befeſtiget ſind, zwiſchen welchen ein Laufrad mit ſeiner Welle hängt. Oben iſt eine Spindel AB, mit einem feſt verriegelten Geråhme verbunden, daß ſich ſolche in der Mitte drehen kann. FG, iſt der Schnabel. H, die Laſt, welche mit einer Steinzange ab gefaſſet iſt. Wie das Seil über die Scheiben geht, iſt aus der Figur zu erſehen. Die ganze Kraft kommt auf die Welle und das Laufrad an. Das Vornehmſte iſt die gute und feſte Verbindung des Gehäuſes; allein, wenn die Laſt groß iſt, möchte die Spindel AB ſich über dem Gehäuſe ziemlich beugen, daher noch eine Strebe, wie mit Puncten bey HI angezeigt iſt, nöthig ſeyn dürfte.

Ein ganz ſimpler und leichter Krahn, den Kaufleuten, die am Waſſer wohnen, gebrauchen können, um damit kleine Stückgüter auszuladen; Fig. 2735. AB, iſt eine feſt eingegrabene Säule, welche unten bis C viereckig, oben aber rund ſeyn kann. Hierauf wird von ſtarken Pfoſten ein Gehäuſe DEFGH gemacht, und dazwiſchen werden Stücke Holz K, L, M, ge-

M, genagelt, ſo, daß zwiſchen beyden zu den Scheiben Raum bleibt. In dem Stücke D und L geht unten die Säule, und oben bey L ein Zapfen. In den beyden Stücken E E, iſt ein Haſpel eingerichtet, worauf das Seil ſich windet. Weil an dem Haſpel vier Männer arbeiten können, auch das Seil vorn mit der Flaſche angeordnet iſt, kann eine große Laſt gehoben werden. Ein ſolcher Krahn kann auf einem Hofe, wo viel zu laden iſt, gute Dienſte thun, und leicht erbauet werden.

Um mehrerer Deutlichkeit willen, iſt der Schnabel F G, wie er von Pfoſten, und auch aus einem maſſiven Stücke Holz zu machen iſt, wie auch das Stück D, beſonders gezeichnet.

Ein Krahn des Beſſonius, welcher zwar mühſam und koſtbar iſt, aber von keiner großen Dauerhaftigkeit zu ſeyn ſcheint; *Fig.* 2736. A B C, iſt eine feſt ſtehende Säule; ſie hat bey A den erſten Abſatz, woran eine ſtarke viereckige Platte befindlich iſt. B, iſt der zweyte Abſatz, gleichfalls mit zwey über einander viereckig gefügten Platten, worin ein Gerüſt mit drey Bäumen T E F verbunden, die vorn mit einem Querriegel zuſammen gefüget ſind, auf welchem zwey Säulen H, I, ſtehen, in welche bey K die Krahnbracke mit befeſtigt iſt. In den beyden Platten L, M, iſt in der Mitte eine runde Hülſe N befeſtigt, welche ſich an dem Ständer C wendet. Oben auf dieſem Ständer iſt wieder ein runder Baum, welcher auch inwendig ein rundes Loch hat, aufgeſetzt und mit eiſernen Ringen verwahrt. Alle drey Stücke, als: die Platten bey B, die Platten L, M, und der Cylinder O, ſind mit Streben a a a an einander gehängt und befeſtigt, ſo, daß alles zugleich mit einander umgedrehet werden kann. Durch das runde Holz, oder den Cylinder O, geht der Balken auf die Krahnbracke, deſſen Ende oder Schnabel in der Abbildung weggelaſſen iſt. Weil aber ſolcher Balken bey dem Beſſonius ſehr ſchwach ange-

angegeben iſt, ſo hat ihn Leupold durch die Stütze P, und durch die beyden Eiſen Q R verſtärkt, welches mehr Haltung giebt, als vier ſolche Balken; ja, dieſe Spannung verurſachet, daß es unmöglich iſt, daß er brechen, oder ſich in etwas biegen kann. Bey S iſt eine Welle mit einem Rade und einer Schraube ohne Ende angelegt, die man durch eine Kurbel umtreibt. Durch den Arm T wird die ganze Maſchine gedrehet.

Ein Krahn mit einer Schraubenſpindel, Fig. 2737. Da in dem viereckigen Gehäuſe IKL zwey Männer mit den Hebeln herum gehen müſſen, ſo muß daſſelbe wenigſtens 4 Ellen weit ſeyn. In der Mitte deſſelben iſt eine Schraubenſpindel aufgerichtet, welche von A bis C ohne Gewinde, aber mit zwey Hebeln oder Hörnern verſehen iſt, daß zwey Männer dieſelbe umdrehen können. Oben von C bis B, iſt der Schraubengang mit ſeiner Mutter D, die auf beyden Seiten Lappen oder Arme hat, welche in den Nuthen der Stäbe E und F gehen, damit ſich ſolche nicht zugleich mit der Spindel umdrehe. Das Seil DGH iſt an der Mutter D befeſtigt, und geht bey G und H über zwey Scheiben.

So weit iſt die Maſchine gut, und kann großen Effect thun, wenn auch der Gang ſich verhält wie 1 zu 12, und der Hebel gegen die Dicke der Schraube wie 18 zu 1, wäre etwann 1½. Iſt die Spindel von 4 Z. im Diameter, ſo könnte ein Mann wenigſtens 100 Ctn. heben, welches mit andern Krahnen nicht zu präſtiren iſt, ob ſie gleich noch 4mal ſo großen Platz einnehmen.

Aus dem Fuße MN und dem Arme O ſcheint es, daß die Maſchine auch als ein Krahn gedrehet werden ſoll. Dies iſt aber gar nicht möglich; denn wo ſoll die Spindel, worauf das ganze Werk ruhen muß, befeſtigt ſeyn? und wo ſoll ſie zu einer ſo großen Laſt genug Widerſtand hernehmen? zumal da der Arm BN ſo lang, und

und die Laſt ſo groß iſt, indem zwey Männer, wenn ſie die Zeit nicht vergeblich anwenden ſollen, wenigſtens 200 Ctn. heben müſſen, welches weder der Fuß, noch eine eiſerne Spindel aushalten kann. Die Maſchine iſt demnach wohl als ein Hebezeug zu gebrauchen, aber eine Laſt damit aufzuwinden, dient ſie nicht.

Damit man aber doch eine ſolche compendiöſe Invention als einen Krahn brauchen, und die Laſt bequem von einem Orte zum andern bewegen möge, kann man ſich der an dem bremiſchen Krahne, Fig. 2732 vorgeſtellten Invention bedienen, daß man nur den Schnabel beweglich macht, welches gar leicht und bequem anzubringen iſt, und alſo eine Maſchine bekommen, die wenig Platz einnimmt, auſſer was der Platz zum Umdrehen der Hebel erfordert. Stellt man aber zwey Männer an, dürfen die Hebel auch nicht lang ſeyn, und einen großen Zirkel machen; doch kommt es darauf an, wie groß die Laſt ſeyn ſoll, die man zum äuſſerſten heben will, welche man bey Anlegung der Schraube beobachten muß. Es ſoll z. B. die größte Laſt 40 Ctn. ſeyn, und ein Hebel oder Horn 2 Ellen lang bis zur Anfaſſung, die Schraube 6 Z. dick, iſt wie 1 zu 8, dieſe in 40 dividirt, kommen noch 5, und ſo viel Kraft muß ich durch das Gewinde erlangen, wenn nichts zur Friction gerechnet wird. Die Peripherie der Spindel iſt dann 7, giebt 22, was 6? thut $18\frac{6}{7}$, dafür wir nur 18 behalten; wenn alſo ein Gewinde oder ein Schraubengang 3 Z. hoch genommen wird, ſo kommt, 6, ſo, daß ſich die Höhe gegen den Umgang, oder die Peripherie verhäl wie 1 zu 6; und da wir nur 5 brauchen; ſo bleibt noch 1 übrig, und iſt das Vermögen 48; rechnet man 2 Männer auf 1 Ctn., ſo bleibt noch 1 Ctn. Ueberſchuß zur Friction. Wollte man aber doch mit dieſer Maſoine 80 Ctn. heben, ſo kann auſſen am Schnabel das Sei doppelt, und mit einer Flaſche angeleget werden, wie in Fig. 2731

und

und 2732 zu ſehen iſt. Auf dieſe Art kann auch ein Mann 40 Ctn. heben, allein nur halb ſo hoch als die Schraube iſt, welches aber nicht allemal anzubringen iſt.

Hiebey iſt noch zu bemerken, daß das Seil von der Mutter D nicht ſchräg nach G geführt wird, wie hier angezeigt iſt, ſondern, ſo viel möglich, ganz perpendikulär an der Schraube hinweg, als nach B, denn auf jene Weiſe zieht die Laſt die Spindel oder die Mutter auf die Seite, und verurſacht weit mehr Friction, welches aber bey gerader Linie nicht zu befürchten iſt.

Der Krahn auf dem Packhofe in Berlin, iſt meiſtens auf die Art, wie Fig. 2729, 2730 und 2731 zeigen angelegt, ſowohl mit der ſtehenden Spindel, als auch mit dem beweglichen Dache, nur daß, an ſtatt der zwey Treträder, in der ſtehenden Spindel eine Schraube ohne Ende, mit einem Rade, an deſſen Welle zwey Walzen ſind, worauf das Seil gewunden wird, angebracht iſt. Weil es hier nur auf die Schraube ohne Ende und deren Zugehör ankömmt, ſo iſt ſie auch nur hier auf unterſchiedene Art vorgeſtellt.

Fig. 2738 a), zeigt das Rad A mit den beyden Walzen B C vorwärts. D, iſt die Spindel von der Schraube ohne Ende. E, das Schwungrad an der Schraube; das andere, F, iſt hier nicht zu ſehen. Die Welle, woran das Rad und die beyden Walzen B C ſtecken, iſt zwiſchen zwey ſtarken Bohlen H und I befeſtigt; dieſe aber an dem Balken K L, welcher wider die Gewalt durch zwey Streben M N befeſtigt iſt. O P, iſt ein anderer Querbalken, welcher auf den Bohlen H und I befeſtigt iſt, und da bey Q die Spindel von der Schraube durchgeht. R S, ein Stück der ſtehenden Spindel, worauf das oberſte Stück Dach ruhet, und welche den Schnabel und die ganze Laſt trägt, daher auch ſehr ſtark iſt.

Fig.

Fig. 2738 b), zeigt eben dieſe Stücke von der andern Seite, da man zwar das Rad und die Schraube völlig zu ſehen bekömmt, aber die beyden Walzen, worauf das Seil ſich windet, hinweg fallen; auch kommen beyde Schwungräder E, F, an der Welle der Schraube mit ihren Handhaben a b im Profil zum Vorſchein. Alle Stücke führen mit Fig. 2738 a) einerley Zeichen oder Buchſtaben. c d und e f, ſind metallene Scheiben, gegen die Friction.

Fig. 2738 c), d), und e), zeigen ebenfalls eine ſolche Maſchine, nur daß hier das Rad gleich in der Spindel ſteht, und alſo auch die Schraube zugleich mit verdeckt iſt, daher weiter nichts als die beyden Walzen an der Spindel oder Welle des Rades zu Geſicht kommen. Die Zapfen hievon gehen entweder in einem recht ſtarken eiſernen Bügel c d, oder es iſt unten und oben ein Stück Holz angeſetzt, wie e f, und auf dieſes eine eiſerne Platte geſchraubet, wovon in Fig. 2738 e), die Schraube g zu ſehen iſt. Die Schraubenſpindel h i, iſt auf beyden Seiten vermittelſt der dabey befindlichen Schrauben, mit ſtarken eingeſetzten Platten k l befeſtigt. Fig. 2738 e, ſtellt dieſe Art auf die Hälfte im Grundriß vor. Die Schwungräder ſind von eiſernen Stäben, welche ein ſchwacher eiſerner Ring zuſammen hält. An den vorgehenden Spitzen ſind bleyerne Gewichte befeſtigt.

Herrn J. T. Deſaguliers Anmerkungen über den Krahn, und Verbeſſerungen deſſelben, wovon der kön. Geſellſch. d. Wiſſ. in London die Modelle vorgelegt worden ſind (*), mit Anmerkungen des Uebersetzers (**).

Wenn

(*) Aus dem XXXVI B. der Phil. Transact. for the year 1729, No. 411, S. 194, ſgq.
(**) In der von Ge. Wilh. Pötzinger und Jo. Paul Röder aus den wichtigſten franzöſ. und engl. Werken überſetzten Samml

Wenn ſtarke Laſten von einer großen Tiefe in die Höhe gebracht, und nahe an einem gefährlichen abhängigen Orte auf Wagen geleget werden ſollen, wie z. B. an dem Rande eines Steinbruches, ſo muß der Krahn feſt ſtehen, und nur der Zugbalken deſſelben beweglich ſeyn, an welchem die Laſt hängt. In Fig. 2739, geht das Seil R r r nach der gemeinen Art über den Ziehbalken zwiſchen den zwey Rollen P und Q, welche in dem Horizontalbalken A Q T X über dem Krahne ſich drehen. Unter dieſem Horizontalbalken iſt der Zugbalken mit ſeiner Axe B G V, welche man leicht von der rechten gegen die linke Hand, oder von W nach w drehen kann, damit dadurch die Laſt über den Wagen könne gebracht werden, auf welchen man ſie niederlaſſen will. In dieſer Abſicht iſt ein dünnes Seil, welches man das Leitſeil nennt, an der Laſt, oder an dem obern Theile des Zugbalkens, bey deſſen Ende in g befeſtigt, vermittelſt deſſen ein Mann denſelben um ſeine Axe drehet, und die Laſt an den Ort bringt, wo ſie ſoll los gemacht werden. Weil nun aber bey dieſem Drehen das Zugſeil der Mitte des Zugbalkens nicht parallel bleibt, ſo bekömmt die Laſt eine Neigung, ſich gegen die Seite zu bewegen, wo die Abweichung iſt, und dieſes geſchieht oft ſo geſchwinde, daß man viele Sorgfalt und Mühe anwenden muß, wofern man verhüten will, daß die Laſt durch ihren Schwung gegen oder von dem Wagen nicht alles entzwey brechen ſoll, was ſie unterweges antrifft. Manchmal bringt man, an ſtatt des Leitſeiles einen Ziehbengel in der Axe des Zugbalkens über der Gegend B an, wodurch derſelbe gedrehet wird. Es iſt aber hier die Kraft ſo gar ungleich, wenn die Laſt gedrehet wird, daß bey dieſen Mitteln das Leben derer, welche aufladen, öfters von der

lung von Machinen und Inſtrumenten, (Nürnb. f.) S. 18, f88.

der Achtſamkeit deſſen dependirt, welcher die Laſt herum drehet. Dieſe Unbequemlichkeiten kann man durch keine Veränderung in der Lage der Rollen wegräumen, wie ſich bey Erklärung der Fig. 2741 zeigen wird.

Wenn aber an der Axe des Zugbalkens ein eiſernes Kronrad y befeſtigt wird, welches man durch einen Kumpf oder Trilling u herum treibt, den man vermittelſt des Rades x dreht, deſſen Axe durch die Säule TZ geht, ſo iſt ein Mann, der an dieſem Rade ſteht, nicht nur ſelbſt auſſer aller Gefahr, ſondern er kann auch, vermittelſt der Arme dieſes Rades, die Laſt an jedem erforderten Orte erhalten, wenn ſie auch ihre Neigung ſich zu ſchwingen bekömmt; denn dieſe kann an den Armen des Rades x kaum empfunden werden. Hr. Allen, Poſtmeiſter zu Bath, hat dieſen Zuſatz zuerſt in ſeinem Steinbruche gebraucht, wo die Laſten zu 80 bis 140 Ctn. anwachſen.

Es iſt unnöthig zu erinnern, daß die Laſt hier durch eine aufrecht ſtehende Winde RO in die Höhe gezogen wird, an welche man Pferde ſpannt, damit die Laſt etwas geſchwinde in die Höhe komme. In der Figur iſt ſie mit Ziehbengeln f, e, gezeichnet, weil ſolche nach Erfordern auch durch Menſchen gezogen werden kann.

Eben dieſer Hr. Allen läßt die Steine auf Wagen von einer beſondern Erfindung legen, welche ſo eingerichtet ſind, daß ſie auf einem abhängigen Wege, welcher $1\frac{1}{2}$ engl. Meilen lang iſt, in einem hölzernen Geleiſe, bequem bis an den Fluß gebracht werden können. An dem Fluſſe iſt eine Kay zum Aus- und Einladen der Schiffe, und zugleich ein anderer Krahn, welcher dazu beſonders eingerichtet iſt, daß man dadurch die Steine von dem Wagen nehmen, und ſogleich in die Schiffe, welche ſolche verführen, niederlaſſen kann. Bey der Beſchreibung dieſes Krahnes werde ich zeigen, wie viele Zufälle dadurch vermieden werden. Es iſt

derſelbe von der Art, welche man Rat's Tril Crane, oder, hier zu Lande, den franzöſiſchen Krahn nennt. Fig. 2745. Er dreht ſich um eine ſtarke Pfoſte, wie eine Windmühle, und kann alſo mit ſeiner Ladung rings herum gedrehet werden. Die Axe Bb, auf welche ſich das Seil wickelt, liegt hier horizontal, wie in einer gewöhnlichen Winde. Damit man aber in der Kraft einigen Vortheil gewinne, wird ſie, an ſtatt des gewöhnlichen Tretrades CA, durch ein Sternrad, welches aus dem Ganzen geſchnitten iſt, und einen Kumpf, herum getrieben; oder es wird ein doppeltes Rad an der Axe davor gebraucht. In den gemeinen Krahnen dieſer Art wird ein bloßer Sperrkegel, EKA, Fig. 2743 angebracht, welcher die aufgewundene Laſt in der Höhe erhält, wenn man den Krahn umdreht, die Laſt an den gehörigen Ort niederzulaſſen. Wenn nun der Krahn gedrehet iſt, wird der Sperrkegel ausgehoben, und man kann auf ſolche Weiſe die Laſt, ſo weit es nöthig iſt, niederlaſſen. Manchmal wird eine ausgeſchweifte halbe Peripherie von Holz, DIIB, oder ein Mantel, an das hölzerne Rad Ww angedrückt, damit die Laſt nicht zu geſchwinde niedergehen und dadurch Schaden anrichten kann. Weil aber in beyden Fällen traurige Zufälle erfolgen, wenn derjenige, der den Krahn regiert, nicht ſorgfältig genug iſt, ſo hat Hr. Padmore, welchen Hr. Allen bey Verfertigung der Maſchinen vornämlich braucht, die Sache ſo eingerichtet, daß der Mantel, oder der Hebel, wodurch derſelbe an das Rad angedrückt wird, mit dem Sperrkegel zuſammen hängt. Wenn es nämlich je geſchieht, daß der Mann, welcher darauf Acht haben ſoll, es verſieht, ſo fällt der Sperrkegel ſogleich ein, und dadurch werden alle Zufälle verhütet, wie ſich bey Erklärung der Fig. 2743 und 2744 zeigen wird.

Wenn man Waaren hoch zu heben, oder tief niederzulaſſen hat, wie bey dem Laden und Auspacken der Schiffe

Schiffe geſchieht; oder, wenn beyde vorige Arbeiten zugleich erfordert werden, und die Laſt nicht über 40 bis 60 Ctn. iſt: ſo iſt eine Schraube ohne Ende, die in ein Sternrad greift, mit zwey Kurbeln, die einander entgegen geſezt ſind, oder auch mit einer Kurbel und einem Gegengewichte, ſehr nützlich, zumal wenn man nicht Leute genug hat. Denn die Zähne des Rades werden durch die Laſt ſo ſtark an die Gänge der Schraube gedrückt, wenn es nieder geht, daß man die Kurbel allenthalben ſicher kann fahren laſſen, und die Bewegung ohne Sperrkegel hemmen, ſo daß man nicht die geringſte Gefahr befürchten darf, oder daß die Laſt zurück fallen ſollte. Will man aber dieſelbe etwas geſchwinde niederlaſſen, ſo kann dieſes nicht durch das Zurückdrehen der Kurbel geſchehen, weil ſolche in Anſehung der Laſt einen ſehr großen Raum zu durchlaufen hat, und ohne eine ſehr ſchnelle Bewegung der Kurbel hat die Laſt keine genugſame Stärke zum Niederſteigen; man muß alſo der Kurbel einen Schwung rückwärts geben. Wenn nun die Schraube wohl geſchmiert iſt, ſo werden die beyden Kurbeln, oder die Kurbel und ihr Gegengewicht, die Stelle des obern Schwunges in dem gemeinen Bratenwender vertreten, und die Bewegung der Laſt ſo einrichten, daß ſie, wie das Gewicht des Bratenwenders zwar beſtändig nieder geht, abrr doch nicht allzu ſchnell. Will man dieſe Bewegung hemmen, ſo faſſet man die Axe der Schraube an ihrem runden Theile zwiſchen der Schraube und Kurbel mit der Hand, ſo wird ſich ſolche kaum noch 2 bis 3 mal herum drehen.

Die ſchlechteſte Art von Krahnen iſt, welche von einem Manne in einem Tretrade gezogen wird, weil ſich, wegen des kleinen Raumes zwiſchen den Füßen des Mannes, täglich Unglücksfälle dabey ereignen. Man kann dieſes verhüten, wenn man vierfüßige Thiere dabey braucht, deren Länge eine genugſame Grund-

fläche giebt, daß das Zurücklaufen des Rades dadurch gehindert werden kann.

Erklärung der Figuren.

Fig. 2739, ſtellt einen feſt ſtehenden Krahn vor, mit einem Zugbalken, der ſich um eine aufrecht ſtehende Axe dreht.

A a Q, iſt die Bedeckung über den Krahn, wodurch das Seil R T r vor dem Regen verwahrt wird, wenn man den Zugbalken V G g gegen y dreht, und alſo unter das Dach bringt.

A T, iſt der obere Querbalken.

X, Y, Z, die drey Pfoſten, welche oben und unten mit Eiſen beſchlagen ſind.

D S, M N, I E, drey eingemauerte Unterſchwellen, in welchen die hölzernen Nebenſtützen ſammt den Pfoſten ſtehen. Dieſe werden durch eiſerne Bänder auf beyden Seiten befeſtigt, welche an die Schwellen genietet werden. Wenn der Krahn nicht auf Steinen ſteht, ſo macht man dieſe Schwellen aus einem ſtarken Balken, welcher von D bis E reicht.

H I, h E, die Seitenſtützen des vornehmſten Pfoſtens des Krahnes; dieſe werden nicht nur länger, ſondern auch ſtärker gemacht, als die übrigen. Dieſer Pfoſten wird noch mit einem Querbalken befeſtigt, deſſen Kopf durch & in der Figur angezeigt iſt, damit er nicht im geringſten wanken kann.

R O, die Winde, an welcher ſich das Seil oder die Kette aufwindet. In der Figur iſt ſie mit Ziehbengeln bezeichnet, bd, fd, ed. Der untere Theil wird über und unter den Löchern, wodurch dieſe Stangen gehen, mit eiſernen Reifen eingefaßt. Ganz unten hat dieſelbe einen eiſernen Bolzen, welcher in einem Loche des Holzes geht, ſo hier mit F angezeigt iſt.

P P, zwey Schrauben, durch welche das Band befeſtigt wird, innerhalb deſſen ſich der obere Theil dieſer Winde dreht.

C B. der Schaft oder die Axe des Zugbalkens, mit Zapfen und eiſernen Bändern oben und unten, nebſt dem eiſernen Kronrade. Dieſes Rad wird durch einen Kumpf U getrieben, welcher an der Axe des Rades x eingeſchnitten iſt. Vermittelſt der Arme dieſes Rades kann ein Mann bey H das Ende des Zugbalkens g, nebſt dem Haken r, und der daran hängenden Laſt, ſowohl gegen die rechte als auch gegen die linke Hand drehen, und den Zugbalken in jeder Stellung gar leicht erhalten.

C T P Q, ein ſtarker Block, in welchem drey Rollen laufen, davon die eine in die Höhe ſteht, die andern beyden hingegen horizontal liegen. Das Zugſeil geht über der erſten, und zwiſchen den beyden andern.

Fig. 2740, ſtellt den obern Theil des Krahnes in ſeiner horizontalen Stellung vor, wie er von oben durch das Dach würde anzuſehen ſeyn. Die Theile ſind durch eben die Buchſtaben, als in Fig. 2739, angezeigt. Inſonderheit iſt T die aufwärts ſtehende Rolle, über welche das Seil gezogen iſt; P und Q, aber ſind die Horizontalrollen, zwiſchen welchen das Seil geht.

Fig. 2741, zeigt die Beſchwerlichkeiten bey der Bewegung des Zugbalkens.

L B, E D, ſtellt einen Theil der Kay an dem Waſſer oder dem abhängigen Orte des Steinbruches vor.

T P Q, der Block mit den drey Rollen, welcher in den beyden vorhergehenden Figuren mit eben dieſen Buchſtaben bezeichnet iſt.

s g r G, der Zugbalken, Fig. 2739 mit V g bezeichnet.

T die aufwärts ſtehende Rolle.

P, Q, die zwey horizontal liegenden Rollen, welche bey p, q, in einer andern Lage vorgeſtellt ſind,

 als

als ob ihre Mittelpuncte von m und y, vorwärts nach n und t geſezt wären.

C iſt ein Punct, welcher gerade über der Mitte des aufrecht ſtehenden Balkens C B, Fig. 2739, liegt, mit welchem ſich der Zugbalken dreht.

C 1, C 2, C 3, C 4, C 5, ſtellt die Linie vor, oder vielmehr die ebene Fläche, welche den Zugbalken in ſeinen verſchiedenen Lagen in zwey gleiche Theile abtheilt, wenn er von ſeiner geraden Linie gegen die rechte Hand gedrehet wird.

C 6, C 7, C 8, zeigt die verſchiedenen Lagen eben des Zugbalkens, wenn man ihn gegen die linke Hand dreht.

r, iſt die äuſſerſte Rolle an dem Ende des Zugbalkens gerade über der Laſt, und dieſe geht in dem Zirkel 5, 4, 3, 2, 1, 6, 7, 8.

Wenn der Zugbalken in der Lage C g ſteht, ſo iſt das Seil gerade über ſeiner Mitte, und man braucht eine ganz kleine Kraft an dem Puncte r, ihn in dieſer Lage zu erhalten, die Laſt, welche durch den Krahn in die Höhe gezogen wird, mag ſo groß ſeyn als ſie will. Wenn die Horizontalrollen in p und q ſind, ſo wird man den Zugbalken auch in der Lage C 2 zur Rechten, und C 6 zur Linken, ohne Mühe erhalten können, wie auch in der Lage C 1. Wenn aber der Zugbalken über die Kay bey 4 auf der rechten, und bey 8 auf der linken Hand gebracht wird, ſo wird das Seil nicht mehr über der Mitte des Balkens ſtehen, ſondern von derſelben abweichen, ſo, daß es mit der Mittellinie den Winkel q 4 t, oder p 8 n, macht. Es wird alſo die Laſt durch dieſe Bewegung des Zugbalkens um ſo viel erhöhet, als der Unterſchied zwiſchen den Linien q 4 und t 4, oder p 8 und n 8, beträgt. Deswegen muß die Laſt eine Neigung haben, wieder zurück gegen g zu gehen, welche dem Unterſchiede dieſer Linien proportionirt iſt, welches nothwendig die Perſon,

ſon, welche an dem Leitſeile bey r zieht, mit fortreißt.

Anmerkung. Weil dieſes das vornehmſte Stück der Schwierigkeit bey der vorhabenden Maſchine iſt, ſo müſſen wir ſolches hinlänglich erläutern.

Wenn die Laſt durch die Winde zur verlangten Höhe gebracht iſt, ſo geht anfangs, ſo lange der Zugbalken gerade ſteht, das Seil über den Mittelpunct C des Schaftes, um den er gedreht wird. Sobald man aber denſelben dreht und er bis zu einem gewiſſen Winkel mit ſeiner geraden Linie kommt, der von der Lage der Horizontalrollen dependirt, ſo legt ſich das Seil an eine von dieſen Rollen, weil dieſelben ſich nicht verſchieben laſſen, und ſtellt alſo eine gerade Linie vor, welche die Peripherie der Rolle berührt, und von dem Puncte 6, 7, 8 ꝛc. gezogen iſt, wo ſich die Mitte des Zugbalkens befindet. Ob nun gleich dieſe Linie 8 p kürzer iſt, als die Linie 8 n, an welche der Mittelpunct der Rolle gezogen wird, ſo hindert doch dieſes nicht, daß nicht das ganze Seil in der Krümmung T C p 8 länger ſeyn ſollte, als in ſeinem erſten Zuſtande T C g. Damit wir dieſes bequem und leicht beweiſen können, ſo wollen wir ſetzen: die Rolle p liegt ſo, daß das Seil T g dieſelbe gleich in ſeiner erſten Lage berührt, wie es auch in der Figur vorgeſtellt iſt; dreht man nun den Zugbalken in die Lage C 8, ſo iſt die Länge des Seiles in der erſten Lage T C + C g = T C + C 8. In der andern Lage hingegen beſteht ſie aus der Linie T C, dem Bogen C p, um den das Seil ſich gelegt hat, und der berührenden Linie p 8. Wenn man alſo beweiſet, daß der Bogen C p nebſt der Linie p 8 größer iſt, als die gerade Linie C 8, ſo wird der Satz des Hrn. Deſaguliers keine Schwierigkeit haben. Nun iſt aber nichts leichter, als dieſer Beweis. C 8, iſt eine gerade Linie, welche vom Mittelpuncte der Bewegung bis an die äuſſerſte Rolle des Zugbalkens geht; C p und p 8 hingegen ſind 2 andere Linien, die von ihr abweichen, doch aber in jeder Lage des Krahnes mit ihren äuſſerſten Puncten in den Mittelpunct der Bewegung, und das Ende des Zugbalkens mit ihrem Ende ſtoßen. Geſetzt alſo, es wäre C p nur eine gerade Linie, ſo würden die zwey Seiten des Triangels C p und p 8 ſchon größer ſeyn, als die dritte, welches hier um ſo viel mehr gilt, da der Bogen C p größer iſt, als

ſeine Sehne. Es iſt alſo klar, daß das Seil T C P 8 über dem Zugbalken ſich um ſo viel mehr verlängert, je weiter derſelbe gegen die rechte oder linke Hand herum gedrehet wird. Im Anfange iſt die Abweichung von der geraden Linie ſehr klein, ſie wächſt aber immer, je weiter der Balken gedrehet wird. Hieraus läßt ſich nun leicht begreiffen, wie durch Unvorſichtigkeit des Mannes, der an dem Leitſeile zieht, der Balken zurück ſchnellen könne. Im Anfange dreht ſich der Balken leicht; wird nun ſolcher langſam und ſtet herum gezogen, ſo wird zwar der obere Theil des Zugſeiles immer mehr geſpannet; weil dieſes aber ſehr langſam geſchieht, und bloß durch die Kraft des Mannes, der ſolches zieht, ſo iſt er auch allezeit im Stande, dieſen Balken durch eben die Kraft in jeder Lage zu erhalten. Zieht er hingegen geſchwinde, ſo wird der Balken durch zwey Kräfte herum getrieben; erſtlich durch die Kraft des Mannes, und ferner durch den Schwung, welchen die Laſt bey der geſchwinden Bewegung erhält. Soll nun der Balken endlich gehalten werden, ſo iſt die Spannung, vermöge welcher das Seil ſich zuſammen zu ziehen ſucht, viel ſtärker als die Kraft, mit welcher der Mann zuletzt an dem Leitſeile gezogen hat. Wofern er ſich alſo nicht mit einer weit größern Kraft bemühet, das Leitſeil feſt zu halten, ſo wird das Zugſeil ſich oben wirklich verkürzen, und dadurch den Zugbalken mit einer ſchnell zunehmenden Geſchwindigkeit zurück reiſſen. Es muß aber die Kraft, welche er dabey anzuwenden hat, deſto größer ſeyn, weil das Leitſeil unter einem Winkel, der wenig von dem rechten abweicht, der Bewegung des Balkens entgegen ſteht. Wer dieſes überlegt, wird nun deutlich einſehen, warum Hr. Deſaguiers die Gefahr dabey ſo groß macht.

Wenn man, dieſe übeln Folgen zu verhüten, die Rolle x etwas weiter hinterwärts nach Q ſetzt, ſo wird das Zugſeil, wenn die äuſſere Rolle nach 4 oder 8 kömmt, über der Mitte des Balkens bleiben, und alſo leicht in dieſer Lage erhalten werden können. Wenn es aber nöthig iſt, die Laſt in die Gegend 5 zu bringen, ſo wird das Seil, welches die Rolle bey t berührt, wieder einen Winkel mit der Linie C 5 machen, und die oben angeführte Schwierigkeit wird wieder Statt finden.

finden. Auſſerdem wird das Zugſeil in der Bewegung von 3 gegen 4, wenn es ſich an die Rolle anlegt, eine ſchnellende Bewegung annehmen, welche vorwärts geht, bey 5 hingegen wird dieſe Bewegung wegen Ausdehnung des Seiles wieder zurück gehen.

Anmerkung. Aus der vorigen Anmerkung wird man ſehen, daß das Zurückſchnellen des Zugbalkens nicht ſowohl von der Lage des Seiles über der Mitte deſſelben, als vielmehr von der Spannung deſſelben, abhängt. Dieſe Spannung findet hier auch in der Lage t 4 Statt, nur daß ſie nicht ſo ſtark, als in der Lage t 5; wie ſich aus den vorhin angeführten Gründen leicht begreifen läßt. Die vorwärts ſchnellende Bewegung des Seiles aber kommt daher: Das Seil legt ſich anfangs nur an den äuſſern Rand der Rolle; wenn aber die Spannung zunimmt, ſo verurſachet dieſelbe, daß das Seil auf einmal in die Vertiefung der Rolle hinein ſpringt. Auſſerdem erhält dieſe ſchnellende Bewegung auch dadurch eine gröſſere Geſchwindigkeit, weil das Seil nicht, wie vorhin, in dem Mittelpuncte der Bewegung C anliegt, und alſo bey dem Herumdrehen zugleich nach der Quere geht, bis es an der Rolle anliegt. Dieſe ſchnellende Bewegung aber kommt allezeit mit in die Laſt, ſo, daß ſie entweder etwas in die Höhe gezogen wird, oder ſchnell um etwas niederfährt, welches letzte bey großen Laſten allezeit mit Gefahr verknüpft iſt.

Setzt man die Horizontalrolle noch weiter zurück, z. B. wie bey P, und will man die Laſt in der Gegend 8 erhalten, ſo wird ſie eine Neigung haben, ſich gegen den Punct C zu bewegen, welche der Länge proportionirt ſeyn wird, um die das Seil in der Lage m 8 kürzer iſt, als die Linie n 8. Die Laſt wird ſich alſo etwas ſenken, und wenn dieſes zur Bewegung kömmt, welche ihr durch das Leitſeil gegeben wird, ſo bekömmt die Laſt einen Schwung, welcher leicht Unglück anrichten kann, wenn die Laſt ſehr groß iſt, und die Arbeiter ſich nicht wohl vorſehen. Man kann der Sache unmöglich durch die Lage der Rollen helfen. Es ſind nur drey Lagen des Zugbalkens möglich in der ganzen

zen Rundung, welche er beſchreiben kann, wo er ſtill ſtehen kann, wenn eine Laſt daran hängt. Es iſt alſo das Kronrad y nebſt dem Fig. 2739 angezeigten Zugehör von ungemeinem Nutzen, wenn große Laſten gehoben werden ſollen.

Anmerkung. Die drey Lagen des Zugbalkens, deren hier gedacht wird, ſind erſtlich T C g, wo das Zugſeil in einer geraden Linie liegt, ohne an den Horizontalrollen anzuliegen. Die zwey andern finden nur in denen Fällen Statt, wo die Rollen P und Q etwas von der Linie T g entfernt angenommen werden, daß ſie das Seil in ſeiner geraden Stellung nicht berühren, und ſind diejenigen, da das Seil jede von dieſen Rollen nur berührt, ohne ſich noch um dieſelben zu ſpannen. Ob man nun aber gleich die angezeigten Beſchwerlichkeiten durch die bloſſen Rollen nicht ganz vermeiden kann, laſſen ſich ſolche doch in etwas vermindern, wenn man die Horizontalrollen ſo klein macht, als es wegen der andern Umſtände möglich iſt, wie aus den vorigen Anmerkungen erhellt.

Fig. 2742, iſt das doppelte Rad an der Axe, oder das Sternrad und der Kumpf, welches an ſtatt des Tretrades, F. 2745, gebraucht wird.

c c, die Axe mit zwey Kurbeln. P, iſt der Kumpf, welcher das Sternrad P R treibt, damit das Seil R Z auf die Axe R gewunden wird.

K A, ein Stück von dem Sperrkegel, wodurch das Rad gehindert wird, ſich zurück zu bewegen.

W w, ein hölzernes Rad, welches etwas ſtark gemacht iſt, und, wenn der Sperrkegel ausgehoben iſt, durch die ausgeſchweifte halbe Peripherie des Mantels I. i. aufgehalten wird, daß es die Laſt nicht allzu ſchnell niedergehen läßt. Es wird nämlich dieſer Mantel an den untern Theil dieſes Rades feſt angedrückt, und dadurch ſein allzu ſchneller Lauf gehindert.

C c, die Zapfen, um welche die Axe R ſich dreht.

L F, ein Theil des Hebels, wodurch der Mantel von dem Rade wieder abgezogen wird, daß es ſich frey

drehen kann, wenn man den Mantel nicht in die Höhe zieht.

IIB, der eine Theil des Mantels, welcher an das Rad gedrückt wird; der andere Theil iſt in dieſer Figur nicht vorgeſtellt, ſondern in der folgenden.

Fig. 2743, zeigt die Art, die Laſt, nach dem es nöthig iſt, langſam oder geſchwinde niederzulaſſen. Es ſtellt ſolche nämlich den Durchſchnitt vor, wo der Sperrkegel und Mantel wechſelweiſe wirken.

PP und pp, zwey Säulen, welche an dem Gebäude des Krahnes auf eine ſolche Art befeſtigt werden, daß die drey Puncte K, k und L, um welche die Bewegung geſchieht, bequem liegen.

Wenn das Seil RrZ bey r, oder wo man will, über eine Rolle geht, und an der Axe nach der Richtung Rr zieht, ſo wird ſolches durch den Sperrkegel, wenn das eine Ende deſſelben in A eingreift, unbeweglich erhalten. Zieht man aber an dem Stücke bey H, ſo geht der Hebel, GF bey F in die Höhe, und zieht zugleich das Ende B von dem Mantel BD aufwärts. Und weil ſich dieſes um den Punct x dreht, ſo zieht ſein anderes Ende D, vermittelſt der daran befeſtigten Stange DE den Punct E nieder, dadurch wird nun der Sperrkegel bey A ausgehoben, daß die Laſt an dem Seile niedergehen kann. Geht ſolche ein wenig zu ſchnell, ſo zieht man bey H etwas ſtärker, daß der halbe Zirkel Ii an das Rad gedrückt, und dadurch die ſchnelle Bewegung der Laſt in etwas gehemmet wird. Zieht man aber noch ſtärker, ſo kann man dadurch dieſe Bewegung gar hemmen. In dieſem Falle ſind der Hebel, Mantel und Sperrkegel in der Lage, welche durch die punctirten Linien und kleinen Buchſtaben angedeutet wird. Sollte aber ja die Perſon, welche in H zieht, das Seil aus Unachtſamkeit fahren laſſen, ſo wird das Gewicht Q nieder gehen, und der Mantel in B nieder ziehen, das andere Ende in D hingegen

gegen aufwärts drücken. Dadurch wird der Sperrkegel wieder in die Zähne des Rades gedrückt, und die ganze Bewegung ohne alle Gefahr aufgehalten.

Fig. 2744, zeigt das Rad und den Kumpf auf der andern Seite der Axe, wo durch einerley Buchſtaben mit den vorigen, eben dieſelben Theile angedeutet werden.

Fig. 2745, ſtellt den Krahn mit einem Tretrade vor, welcher ſich mit ſeinem ganzen Zugehör um den ſtarken Pfoſten S drehen läßt. Der Pfoſten wird von den Querbalken und ſchiefen Stützen, L, L, L, aufrecht erhalten. Wenn man, an ſtatt des Tretrades, den Kumpf und das Sternrad brauchen will, bleiben alle übrige Theile, wie ſie hier angezeigt ſind.

f F, der Zugbalken mit Leiterſproſſen. Letztere dienen dazu, daß man dem Seile bald helfen kann, wenn es aus den Rollen glitſcht, oder wenn ſonſt etwas daran fehlt.

E, N, M, F, ſind die Rollen, in welchen das Zugſeil geht, an welchen die Laſt H hängt. Man kann über dieſe Maſchine ein kleines hölzernes Dach machen.“

In den Abhandl. der kön. ſchwed. Acad. d. Wiſſ. a. d. J. 1742, (*) liefert der Mechanicus, Pet. Elvius, folgende Beſchreibung eines von ihm angegebenen, und bey dem Baue eines Hauſes von Grauſtein gebrauchten Krahnes.

„Zu einem Waſſerwerkgebäude, welches ich im vorigen Sommer aufzuführen vernahm, wurde ich veranlaſſet, einen Krahn anzugeben, den großen Grauſtein auf die Hausmauern zu erheben.

Der Krahn wurde, in Anſehung der Wirkung, auf die gewöhnliche Art eingerichtet, nämlich, daß Steine

(*) Im 4 B. der Käſtneriſchen Ueberſetz. (Hamb. 1750, gr. 8.) S. 306, ſgg.

Steine dadurch ſenkrecht, von der Erde bis auf die Höhe, da ſie auf der Mauer liegen ſollten, erhaben, und hernach wagerecht über die Mauer an ihren rechten Ort geſchwungen werden konnten. Aber aus einer Urſache, die gleich angeführt werden ſoll, fand ich bequemer, den Krahn ſo einzurichten, daß er mit der Hand konnte getrieben werden, als daß er getreten werden ſollte, wozu die gewöhnlichen Krahne mit Treträdern eingerichtet ſind. Dieſes Handſpiel war bey dem Krahne ſo angebracht, daß ſeine Axe auf dem Krahnſchwängel ſenkrecht ſtand, und zugleich in der Fläche war, in der ſich des Krahnes Axe befand, wie man aus der Zeichnung dieſes Krahnes, Fig. 2746, ſehen kann, wo A B C die Krahnaxe iſt, die lothrecht auf ihrem Fuße ſteht, und von drey Streben unterſtützt wird; F A H, der Krahnſchwängel mit ſeinem Geſtelle, wodurch erwähnte Axe geht; F G, die Axe zum Treiben mit der Hand, nebſt ihren vier Armen; der Durchmeſſer ihres Cylinders, worauf das Seil gewunden wurde, war 1 Fuß, und eben ſo hoch ungefähr wurde der Stein bey jedem Verdrehen erhoben. Dieſer Krahn wurde in die Mitte in einem Hauſe geſtellt, ſo, daß er, ohne verrückt werden zu dürfen, auf allen vier Seiten zu gebrauchen war, weil das Haus faſt ſo lang, als breit, war.

Folgendes veranlaſſete mich, den Krahn zum Treiben mit der Hand einzurichten. 1. Weil ich fand, daß ſich die Arbeitsleute mit Treten nicht ſo ſehr angreifen, als mit Schwingen und Ziehen, wenn ſie mit der Hand arbeiten; daher das Treten wohl dienlich iſt, wo eine beſtändige Wirkung geſchehen ſoll, aber nicht, wenn ſie nur eine kurze Zeit dauern ſoll, und die Arbeiter dazwiſchen entweder ruhen, oder etwas leichteres zu thun haben, wie hier beym Steinhinaufziehen, da die längſte Zeit angewandt wird, die Steine auf die Mauer recht zu ſtellen und einzulegen, welches gleichwohl durch

das

das Wenden und Senken mit dem Krahne ziemlich geſchwinde zugieng. 2. In den Tretkrahnen können die Treter nicht das geringſte zum Schwingen mit dem Krahne ausrichten, wozu alſo beſondere Leute erfordert werden; dagegen kann dieſer Krahn von derjenigen Perſon, die bey dem Handgetriebe ſteht, leicht geſchwungen werden, indeſſen ſie den Stein damit in der Höhe hält, welches bey dieſer Gelegenheit ſich deſto beſſer ſchickt, da das Schwingen oft weitläuftiger, als die Erhebung ſelbſt iſt, und wohl über 2 oder 3 Seiten des Hauſes geſchehen konnte, weil die Gelegenheit des Hauſes ſo beſchaffen war, daß es nur einen Platz gab, von dem die Steine konnten erhoben werden. 3. Daß das Tretrad der koſtbarſte Theil dieſer Maſchine iſt, dagegen die Koſten des einfachen Handſpieles wenig zu rechnen ſind; und der Unterſchied in den Koſten war deſto mehr in Acht zu nehmen, weil das Gebäude nicht ſo weitläuftig war, daß man viel Koſten auf eine Maſchine hätte wenden ſollen, die nach ein Paar Monaten unbrauchbar geweſen wäre.

Die Koſten dieſes Krahnes konnte ich dieſerwegen nicht höher, als 30 Dal. Kupfermünze rechnen, was die Materialien und Arbeit betrifft, doch das Seil und beyde Blöcke ausgenommen, die wieder anders zu gebrauchen war. Der Nutzen dagegen war, daß ein Grauſteinhaus, 15 Ellen lang, 14 E. breit, und 9 E. hoch, in 6 Wochen von 2 Maurern und 3 Handlangern zum Steinerheben und Kalkſchlagen, aufgeführt wurde, und man daſelbſt ihr ganzes Arbeitslohn nicht höher, als 300 Dal. Kupfermünze, rechnen konnte. Auſſerdem verurſachte dieſer Krahn eine ſolche Willigkeit bey den Arbeitern, die ich auch nicht für wenig rechne, da ſie ſonſt ein unerträgliches Geſchleppe mit den ſchweren Steinen hätten vornehmen müſſen, wovon ihnen, wie ſie ſagten, Körper und Kleider zerriſſen wären."

Nach

Nach dem Berichte des 8 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Acad. d. Wiſſ. a. d. J. 1746, S. 141, f. verlangte ein Unbekannter, unter dem Namen Thor Aenda-Fram, durch einen Brief von der Academie einige Erläuterung über vorſtehende Beſchreibung des Hebekrahnes, und beſonders darüber: „wie die Leute dazu kommen ſollen, das „Handſpiel F G zu brauchen, das auf dem Krahnſchwengel „F A H ſenkrecht ſteht, und vom Fuße des Krahnes E über „5 Ellen erhaben iſt. Vom Boden, ſagt er, können diejenigen, welche das Spiel ziehen ſollen, nicht hinauf reichen, „und im Krahnſchwengel, der eine ſchief liegende Fläche iſt, „zu ſtehen, iſt ganz unmöglich“. Nachdem die Academie hievon dem Verfaſſer der Beſchreibung Nachricht gegeben hat, ſo hat derſelbe folgende Erläuterung mitgetheilt. Wenn die Arbeiter vom Boden das Spiel nicht erreichen können, werden ſie wohl ſelbſt ſo klug ſeyn, ſich mit etwas Höhern, darauf zu treten, zu verſehen, welches auch ſchon durch die punctirte Linie I K angezeigt iſt, die ungefähr $2\frac{1}{2}$ Elle unter den Spielarmen liegt, ſo hoch nämlich, daß ein Kerl das Spiel bequem regieren kann. Aber der Verf. vergnügt ſich darüber, daß ihm hiedurch Gelegenheit gegeben wird, noch etwas wichtigeres zu erinnern, das in der Figur fehlt, aber bey dem gebaueten Krahne war beobachtet worden. Zwiſchen dem Krahnſchwengel F A H, und dem untern Riegel G B muß ein Querriegel parallel und nicht weit vom Spiele F G gehen, der nothwendig iſt, dieſes Ganze zuſammen zu halten.

Verſuch von Tretkrahnen, von P. Elvius (*).

„Unter die gebräuchlichſten Arten, Leute oder Handlanger bey Gebäuden zu nutzen, und den Bauzeug oder Steine durch ihre Hülfe in die Höhe zu bringen, iſt das Treten. Es beſteht darin, daß man 2, 3, 4 bis 5 Perſonen in einem mit Fußtritten verſehenen Rade herum gehen läßt, ſo, daß vermittelſt dieſer Leute Schwere das Rad zugleich nebſt ſeiner Welle und jedem daran befindlichen Seile gleichförmig herum

(*) Im 6 B. der kön. ſchwed. Acad. d. Wiſſ. Abhandlungen ꝛc. a. d. J. 1744, (Hamb. 1751,) S. 190, fgg.

herum getrieben, und folglich die angehängte Laſt gleichförmig erhoben wird, indem ſich das Seil aufwindet.

Man ſieht dieſes hier in Stockholm täglich bey dem königl. Schloßbaue, und an andern Orten, wo an großen Gebäuden gearbeitet wird. Auch wo man zum Grunde der Gebäude Pfähle einrammen muß, wird der Knecht, oder das Gewicht, mit welchem man den Pfahl niederſchlägt, auf dieſe Art erhoben. Bey der Glashütte hier auf Kungsholm, werden die Stämpel, womit der Zeug zum Glaſe klein geſtoßen wird, eben auf dieſe Art erhoben. Von den Bauleuten werden ſolche Hebezeuge gemeiniglich **Tretkahne** genannt; aber nach ihrem beſondern Gebrauche nennt man ſie **Hebekrahne, Tretkrahne, Stampfkrahne.**

Da mir der Hr. Admiral **Ankarkroná** im verwichenen Frühlinge auftrug, den Stampfkrahn für die Glashütte zu unterſuchen, und anzugeben, ob etwas dabey zu verbeſſern wäre, welches geſchehen ſollte, da man ihn anders aufzurichten Willens war, ſo nahm ich mir vor, die Wirkungen verſchiedener Tretkrahne zu unterſuchen, nämlich wie viel Laſt erhoben, und wie geſchwinde ſie in die Höhe geführt würde. Dabey beobachtete ich auch den Gang der Perſonen, welche im Rade traten, als wonach ſich die Wirkung richten mußte, nach dem er ſchneller oder langſamer, mehr oder weniger jähe im Rade iſt. Ich will alſo die Verſuche, die ich angeſtellt habe, aus denen ſich ſchließen läßt, nebſt meinem daraus gezogenen Schluſſe anführen, und hoffe, ſie werden einige Anleitung bey Einrichtung der Tretkahne geben können.

I. Verſuch. **Mit einem Hebekrahne bey dem königl. Schloßbaue.**

1. Ein gothländiſcher Stein in die Form eines Parallelepipedi gehauen, 6 F. 3 Z. lang, 13 Z. breit und 11 Z. dick; wurde gehoben
2. zu einer Höhe von ungefähr 30 Fuß,
3. in einer Zeit von 4 Min. genau, oder 240 Secund.
4. von 2 Perſonen, die neben einander giengen,
5. in einem Tretrade von 12 Fuß im Durchmeſſer,
6. darinnen ſie ihre Schritte dergeſtalt thaten, daß der letzte Fuß auf das genaueſte lothrecht unter der Axe des

des Tretrades ſtand, ehe ſie ihn nächſt darauf aufhoben.

7. Bey jedem Umlaufe thaten ſie 18 ſolche Schritte.

8. Der Umlauf des Rades geſchah beynahe in 18 Sec.

Hieraus folgt:

Die Schwere, welche gehoben wurde, betrug $46\frac{1}{8}$ Ließpfund. Dieſes findet ſich, wenn man die Größe des Steines aus den angegebenen Maßen berechnet, wie ſich ſolche im 1 Abſatz befinden, wobey man annehmen muß, wie ich die eigentliche Schwere des gothländ. Steines $2\frac{1}{2}$ mal ſo groß als des Waſſers ſeine gefunden habe. Ein Kubikfuß Waſſer aber wiegt ungefähr 3 Ließpfund (*).

Die Geſchwindigkeit des Erhebens beträgt $\frac{1}{8}$ F. jede Secunde, nach dem 2 und 3 Abſatze.

Die Wirkung einer Perſon iſt beynahe 3 Ließpfund, welche er jede Secunde 9 Fuß hoch erhebt, wenn man nämlich die gefundene Schwere mit der gefundenen Schwierigkeit multiplicirt, und für jeden der beyden Treter die Hälfte deſſen, was heraus kommt, nimmt.

Der Gang der Treter iſt ſolchergeſtalt beſchaffen, daß ſie jede Minute 68 Schritte thun, und jeder Schritt 4 Z., oder $\frac{1}{3}$ F. hoch und 2 F. lang, iſt; welches auch aus dem 5, 6, 7 und 8 Abſatze folgt.

Die Geſchwindigkeit in dem Umfange des Tretrades, iſt $2\frac{1}{2}$ F. in jeder Secunde, nach dem 5 und 6 Abſatze.

II. **Verſuch.** **Beym Stampfkrahn für die kungsholmer Glashütte.**

1. Es ſind 4 Stämpel, jeder beſteht aus einem Eichenſtamme, 8 F. lang, 6 Z. breit, und 4 Z. dick, und aus einem eiſernen Beſchläge, welches, wie gemeldet wurde, 18 ℔ (ſkolp) wiegen ſollte. Dieſe wurden erhoben,
2. zu einer Höhe von 10 Z., zuweilen etwas höher, zuweilen nicht völlig ſo hoch, nach dem mehr oder weniger Zeug unter den Stämpeln war.
3. Sie thaten hundert Schläge in 4 Minuten, und wurden
4. von zwey Perſonen getrieben, die neben einander

(*) Der Fuß iſt nicht in Decimal= ſondern Werkzolle getheilt, deren alſo 12 auf den Längenfuß gehen, daß der Kubikfuß 1728 Kubikzoll beträgt.

5. in einem Tretrade von 13 Fuß und 3 Zoll im Durchmeſſer giengen, worin
6. die Stellung des Schrittes ſo war, daß der hintere Fuß 1 bis $1\frac{1}{2}$ Viertel hinter der lothrechten Linie ſtand, welche von der Welle des Rades gefüllt wurde, nächſt zuvor ehe ſich der Fuß erhob, und
7. jeden Umlauf 14 ſolche Schritte geſchahen; zu einem Umlaufe aber
8. 12 Stunden erfordert wurden.

Hieraus folgt:

Die Schwere aller 4 Stämpel zuſammen $18\frac{4}{5}$ Liefpf., nach der Ausmeſſung des 1 Abſ. dabey ein Kubikfuß trocken Eichenholz $2\frac{3}{4}$ Liefpf. wiegt.

Die Geſchwindigkeit beym Aufheben iſt 4 Z. oder $\frac{1}{3}$ F., und ein wenig drüber, in jeder Secunde; ich habe nämlich die Höhe des 2 Abſ. mit der Zeit zwiſchen zwey Schlägen im 3 Abſ. dividirt.

Die Wirkung einer Perſon iſt ſo groß, daß 3 Liefpf. Schwere mit der Geſchwindigkeit eines Fußes in 1 Secunde erhoben werden. Dieſes habe ich eben ſo, wie im vorhergeh. Verſ. berechnet, indem ich alle 4 Stämpel als eine einzige Laſt angeſehen habe, welche gleichförmig und beſtändig zu einer ſo großen Höhe erhoben würde, als ein einziger Stämpel die ganze Zeit über, welche zwiſchen zwey Schlägen verſtreicht, gehoben wird. Ich kann dieſes bey gegenwärtigen Umſtänden thun, da das Tretrad weit, und an dem Umkreiſe ſchwer iſt, oder einen ſtarken Schwung hat, und die Erhebung ſehr ſchnell geſchieht.

Der Gang der Treter iſt ſo beſchaffen, daß ſie in jeder Minute 70 Schritt thun; jeder Schritt iſt 4 bis 5 Z. hoch, und 3 F. lang, welches ſich alles auf den 5, 6, 7 und 8 Abſatz gründet.

Die Geſchwindigkeit im Umkreiſe des Tretrades iſt $3\frac{1}{2}$ F. in jeder Secunde, nach dem 5 und 8 Abſatz.

„In dieſen beyden Verſuchen iſt die Höhe von der Männer Schritten nach derſelben Stellung im 6 Abſ. beſtimmt, und zwar folgendermaßen. Der Tritt AB im Tretrade, deſſen Achſe C iſt, **Fig.** 2747 a, ſey in der Mitte in F gleich getheilt; und weil man durch den Verſuch AE nämlich die Entfernung des hintern Fußes A von der lothrechten Linie CE weiß, indem ſolcher von A erhoben wird, ſo weiß man auch EF oder CH, welche auf die lothrechte Linie HF ſenkrecht

recht gezogen ſind, weil ſolches in der Länge einen geringen Unterſchied giebt, wenn die Männer gleich niedrig unter die Welle des Rades zu gehen kämen. Aber wegen der Aehnlichkeit der Dreyecke CFH und ABD, verhält ſich CH: CF = AD: AB, und CF, iſt der Halbmeſſer des Rades, AC die Höhe des Schrittes, und AB deſſelben Länge. Das iſt gewiß, daß es etwas ſchwer fällt, die Stellung des Schrittes bey dem Tretrade genau zu beobachten, aber dagegen jeder Fehler in der Höhe des Schrittes ſo vielmal geringer, als der Fehler der Obſervation, ſo vielmal die Länge des Schrittes kleiner iſt, als der Halbmeſſer des Rades. Mittlerweile habe ich mich von der Richtigkeit dieſes einigermaßen dadurch verſichert, daß ich die Wirkung mit der treibenden Gewalt verglichen habe. Dieſes habe ich folgendermaßen angeſtellt. Ich habe die Höhe jedes Schrittes mit der Zahl aller Schritte in jeder Minute multiplicirt, und, was heraus kam, mit 60 dividirt, um die Geſchwindigkeit oder die Höhe zu haben, mit welcher der Mann ſeinen Körper erhebt, oder wieder in jeder Secunde mit dem Rade zurück gehen läßt, hernach habe ich dieſe Geſchwindigkeit mit 8 Liespf. multiplicirt, welche ich für die Schwere eines Mannes annahm. Dieſe treibende Gewalt hat ziemlich genau mit der Wirkung überein getroffen. Man nimmt wohl mittelmäßig die Schwere eines Mannes für 10 Liespf. an, aber ich habe ſie hier nicht höher, als 8, rechnen können, denn das übrige gieng für die Friction und andere Verhinderungen ab, die ich nicht in Betrachtung ziehen konnte. Es würde eben darauf hinaus gekommen ſeyn, und eben die Uebereinſtimmung gegeben haben, wenn ich das Gleichgewicht zwiſchen der Laſt, welche erhoben wird, und dem Gewichte des Treters betrachtet hätte, die erſte nämlich mit der Welle GC Halbmeſſer multiplicirt, und die lezte mit der Entfernung CH zwiſchen der Axe und der lothrechten Linie HF, welche von dem Mittelpuncte des Schrittes des Mannes, da die Schwere in der Mitte des Schrittes iſt, aufgerichtet wird, multiplicirt hätte.

III. Verſuch. An einem Pfahlkrahne zum Schloßbaue hier in Stockholm, den Hr. Gerdes eingerichtet hatte.

1. Der Knecht, ein achteckiges Prisma von gegoſſenem Eiſen, deſſen Höhe $2\frac{1}{2}$ F. war, die Dicke quer zwiſchen

den Parallelſeiten ungefähr $1\frac{1}{2}$ F. betrug, aber an 4 Seiten Vertiefungen hatte, ſo, daß ich ſeinen körperlichen Inhalt $4\frac{1}{2}$ Kubikfuß fand, wurde

2. zu einer Höhe von $12\frac{1}{2}$ Fuß,
3. in einer Zeit von 55 Secunden erhoben,
4. durch vier Männer, welche
5. in einem Tretrade von 15 Fuß im Halbmeſſer giengen.
6. worin die beyden erſten ihre Schritte neben einander gegen die halbe Bruſt des Rades thaten, oder ſo, daß ſie mit den vordern Füßen 40 bis 45 Grad von der Linie, welche vor der Axe des Rades lothrecht herunter gelaſſen wird, traten; ihnen folgen die beyden übrigen dergeſtalt, daß allemal ein Schritt zwiſchen ihnen und dem erſten blieb, wie in Fig. 2747 b).
7. Der Boden oder Umkreis des Rades war in 36 Stufen zwiſchen Querleiſten eingetheilt.
8. Ein Umlauf des Rades geſchah innerhalb 40 Secunden.

Hieraus folgt:

Die Schwere, welche erhoben wurde, beträgt 99 Lieſpf. nach der Ausmeſſung des 1 Abſatzes, da ein Kubikfuß gegoſſenes Eiſen 22 Lieſpf. wiegt, welches bey einem Lieſpfunde genau mit demjenigen überein trifft, was geſchmiedetes Eiſen nach ſeiner eigenthümlichen, nach Triewald's Vorleſungen, wiegen ſoll.

Die Geſchwindigkeit des Erhebens beträgt $\frac{2}{9}$ F., und etwas darüber in jeder Secunde, nach dem 2 und 3 Abſatze.

Die Wirkung jeden Mannes iſt ſo groß, daß $4\frac{2}{5}$ Lieſpf. mit der Geſchwindigkeit eines Fußes in jeder Secunde erhoben werden, wenn man nämlich zwiſchen denen, die voran gehen, und denen, die nachfolgen, keinen Unterſchied macht. In Betrachtung des ungleichen Ganges dieſer Leute aber iſt die Wirkung eines von den vordern $5\frac{1}{2}$ Lieſpf. und etwas darüber, und eines von den hintern 3 Lieſpf. und etwas darüber.

Der Gang der Treter iſt ſo beſchaffen, daß ſie 56 Schritt in 1 Minute thun; ein Schritt iſt $1\frac{1}{2}$ F. lang, und die vordern 9 bis 10 Zoll hoch, die hintern aber $4\frac{1}{2}$ bis 5 Z.

Die Geſchwindigkeit im Umkreiſe des Tretrades iſt $1\frac{1}{5}$ F. in jeder Secunde.

IV. Ver-

IV. Verſuch. Mit einem Pfahlkrahne bey eben dem Schloßbaue, den der Hr. Commerc. Rath Polhem eingerichtet hat.

1. Der Knecht war ungefähr von eben der Größe mit dem im vorigen Verſuche, und wurde erhoben
2. zu einer Höhe von 12 Fuß,
3. in einer Zeit von 35 Secunden. Dieſes geſchah
4. von 4 Männern, welche alle neben einander
5. in einem Tretrade von 6 F. 4 Z. im Durchmeſſer giengen,
6. darin ſie ihre Schritte ſenkrecht gegen die Mitte des Rades thaten, wie Fig. 2747 c) zeigt.
7. Das Rad hatte 24 Tritte, welche aus Bretern beſtanden, die ſenkrecht an ſeinen Umkreis befeſtigt waren.
8. Ein Umlauf des Rades geſchah in 20 Secunden.

Hieraus folgt:

Die Schwere, welche erhoben wird, 99 Lieſpf.
Die Geſchwindigkeit des Erhebens $\frac{1}{3}$ F. jede Secunde.
Die Wirkung jedes Mannes 8 Lieſpf.
Der Gang der Treter iſt ſo beſchaffen, daß ſie 72 Schritt in 1 Minute thun, und ein Schritt 10 Z. hoch iſt.

Die Geſchwindigkeit im Umkreiſe des Tretrades iſt $\frac{1}{2}$ F. in jeder Secunde.

Wenn man nun dieſe Wirkungen mit einander vergleicht, findet man, daß ſie bey den erſten beyden Verſuchen am geringſten ſind, nämlich bey dem Hebekrahne zum königl. Schloßbau, und bey dem Stampfkrahne in der Glashütte, und daß ſie bey dem Pfahlkrahne, welchen Hr. C. R. Polhem eingerichtet hat, am größten iſt. Der Unterſchied beträgt ſo viel, daß nur 3 Perſonen bey dem letztern Krahne eben ſo viel thun, als 8 bey den beyden erſten, und ſolchergeſtalt mehr Vermögen mit einem kleinen Rade haben, als mit einem von noch einmal ſo großem Durchmeſſer, wovon doch insgemein gerade das Gegentheil geglaubt wird.

Die Schuld, daß die Wirkung an dieſen beyden Krahnen, bey dem Schloſſe und bey der Glashütte, ſo geringe geweſen iſt, liegt nicht an den Tretern; den aus ihrem Gange findet man, daß ſie ſich angreifen, ſowohl geſchwinde als lange Schritte zu thun, wie ſie bey einem gewöhnlichen und mittelmäßigen Gange zu thun pflegen; doch ſind die Tritte bey der Glashütte länger, nämlich 3 F., geweſen,

ſen, da ſie mittelmäßig nur 2 zu ſeyn pflegen; aber es iſt auch leichter auf dem Tretrade weite Schritte zu thun, da ſowohl der Fuß als der Tritt, auf den man ſteigen ſoll, gegen einander zurücken. Wenn man aber den Gang der Treter weiter betrachtet, ſo fällt es nicht ſchwer, den Fehler zu entdecken, welcher alſo darin beſteht, daß ihre Tritte nicht hoch genug werden, und die Urſache hiezu iſt wieder eine allzu geringe Laſt oder Schwere, welche ſie in dieſen Krahnen zu erheben haben. Daher die Männer nicht bis gegen die Mitte des Rades gehen, wo ſie höhere Schritte thun würden.

Was den Schloßkrahn betrifft, ſo zeigt ſich ſelbſt, wie große Laſt er erheben ſoll, nämlich einen gewiſſen gehauenen Stein; und es kommt alſo nur darauf an, die Welle und das Seil mit dem Blocke nach der Schwere dieſer Steine, wie ſie mittelmäßig vorkommen, einzurichten. Was die Glashüttenſtämpel betrifft, ſo kann die Gewalt ſowohl durch ſchwerere Stämpel, als durch längere und ſchwerere Hebarme, vergrößert werden.

Daß es möglich iſt, innerhalb eines Tretrades eben ſo hohe Schritte zu thun, als, nach des Hrn. C. R. Polhem Einrichtung, auſſerhalb deſſelben, zeigt ſich aus dem dritten Verſuche, da die drey erſten Treter, ſo gar 9 bis 10 Z. hohe Tritte thun; daß aber die Wirkung eines Mannes in dem erſten Krahne noch größer iſt, als eines von dieſen dreyen in den letztern, kommt auf die Geſchwindigkeit an, mit welcher die Männer ihre Tritte auſſen an dem Tretrade thun müſſen, damit ſie ſich nicht die Füße an den Stufen beſchädigen. Und wenn es die Treter aushalten, ſo geſchwinde Schritte bey dem einen Krahne zu thun, ſo ſehe ich nicht, warum ſie nicht eben ſo geſchwinde Schritte auch bey den andern aushalten ſollten. Ich ſahe auch wirklich eine Probe davon an dieſem Pfahlkrahne; denn wie die Treter merkten, daß ich beſonders auf ihren Gang Achtung gab und zugleich die Zeit nach der Uhr bemerkte, griffen ſie ſich ſo an, daß ſie den Knecht innerhalb 40 Sec. erhoben, da ich zuvor fand, wenn ſie ihren gewöhnlichen Gang hielten, daß ſolches 55 Sec. betrug, wie ich bey Erzählung des Verſuches ſelbſt angeführt habe. Indeſſen iſt es ein großer Vortheil bey Hrn. Polhem Krahne, daß er die Leute antreibt ihre Geſchwindigkeit anzuwenden, auſſerdem daß auch ein kleineres Rad durch das Reiben in ſeinen Zapfen nicht ſo

viel von der Wirkung wegnimmt, als ein großes, und daher ſind dieſe Art Treträder den beyden gewöhnlichen Krahnen vorzuziehen, wenigſtens bey allen ſolchen Gelegenheiten, wo immer einerley Laſt, und gleichförmig erhoben wird. Denn hier iſt der Krahn im voraus ſo einzurichten, daß die Schwere des Mannes ziemlich genau mit der Laſt, welche erhoben werden ſoll, das Gleichgewicht hält, weil ſie nur eine einzige gewiſſe Stelle haben, wo ſie ſtehen, nämlich gegen die Bruſt oder die Mitte des Rades. Bey den gewöhnlichen Krahnen richten die Männer ſelbſt dieſes ſo ein, indem ſie ſo viel näher nach der Bruſt zu, oder weiter davon ab, rücken, als die Schwere größer oder geringer iſt. Iſt die Wirkung ungleich, ſo ſind dieſe Räder auch nicht zu verachten, und dienen, die Maſchine in gleichem Gange mit ihrem Schwunge zu erhalten.

Ich hatte großes Verlangen, die Wirkungen ſolcher Tretmaſchinen, wo die Leute nur vermittelſt ihrer Schwere wirken, mit denjenigen zu vergleichen, wo ihre Stärke zugleich wirkt, wo ſie nämlich ihre Hände oder ihre Kräfte auf einige andere Art brauchen können. Aber bisher hat ſich noch keine Gelegenheit dazu ereignen wollen, da ich zuverläſſig alles hätte beobachten können, was die Wirkung ſolcher Maſchinen zu beſtimmen, erfordert wird. Indeſſen will ich doch hier einen Verſuch anführen, den Hr. Sauveur bey der kön. franz. Akad. d. Wiſſ. in dieſer Sache gemacht hat. Er befeſtigte eine Rolle über einer erforderlichen Tiefe, und hing verſchiedene Gewichte an das Ende eines Seiles, welches über die Rolle in die Tiefe nieder gieng, da indeſſen das andere Ende von einem Manne wagerecht gezogen, und dadurch das angehängte Gewicht erhoben wurde. Aber wenn er 35 franz. Kramerpfunde daran hing, fand er, daß der Mann daran ſeine gehörige Laſt zu ziehen hatte, ſo, daß er mit dieſer Arbeit 1 oder 2 Stunden hinter einander aushalten konnte, wobey ſeine Geſchwindigkeit 1000 Toiſen in einer Stunde betrug. Dieſe Wirkung iſt, wie ich durch Rechnung gefunden habe, ſo groß, als wenn einer $2\frac{2}{3}$ fr. Liefpf. mit der Geſchwindigkeit eines Fußes in jeder Secunde erheben ſollte; und alſo beynahe ſo groß, als die geringſte Wirkung bey den Treträdern.“

Da der gewöhnliche Schiffkrahn bloß aus einem großen Rade mit der Welle beſteht, und das Seil, vermittelſt deſſen die Güter aus den Schiffen gezogen werden, ſich um die Welle windet, ſo wie dieſe durch die Arbeiter in dem Tretrade gedrehet wird, dieſe Maſchinen aber keine Hemmung haben, welche die Laſt vom Zurückfalle verhindern kann, wenn einer von den Arbeitsleuten in dem Rade von ungefähr ausgleitet oder fällt, und daher dieſelbe nieder ſinkt, das Rad ſchnell rückwärts dreht, und die Leute mit Gewalt mit ſich herum treibt, welches ſie öfters nicht nur um ihre geſunde Gliedmaßen, ſondern auch um ihr Leben bringt; ein ſolcher Krahn überdies auch nur eine einzige Kraft für alle Laſten hat, ſo, daß insgemein bey Hebung einer kleinen eben ſo viel Zeit, als bey einer großen, verſchwendet wird: ſo ſuchte Ferguſon (*), in England, dieſen Gefahren und Unvollkommenheiten abzuhelfen, und erfand, in dieſer Abſicht einen Krahn, der mit einem gehörigen Geſperre verſehen iſt, um obgedachte Gefahr zu verhüten, und wobey verſchiedene Kräfte, nach den unterſchiedenen Laſten, angebracht werden können, ſo, daß dabey ſo wenig Zeit, als möglich, verloren geht. Dieſer Krahn kann in einer 8 Fuß weiten Kammer angeleget werden, und wird durch ein Rad in Bewegung geſetzt, welches drey Kräfte beſitzt, wodurch drey Gewichte, deren ein jedes größer als das andere iſt, in die Höhe gebracht werden, ſo, daß die Zeit, welche zur Erhebung der größern Gewichte erfordert wird, bey Erhebung der kleinern nicht verloren geht.

Eine Verbeſſerung an dem Krahnrade, ſo daß man ſicher damit arbeiten kann (**).

Da

(*) The deſcription of a new and ſafe Crane, which has four different powets, invented by Mr. *James Ferguſon*, ſt. im LIV B. der Phil. Tranſact. for the year 1764, Art. 3, S. 24 — 28.

(**) Im 7 B. des aus dem Engl. überſ. Muſeum ruſticum & commerciale, (Lpz. 1767, 8.) S. 198, 199.

„Da ich vor einigen Jahren in London war, und den täglichen Anzeiger las, ſand ich folgende traurige Nachricht darin.

„Den 27 Sept. 1754. Geſtern geſchah es, daß ein Mann und ein Knabe ſich bey einem Krahne an der Hans-Kay befanden, ein Faß Zucker in ein Schiff niederzulaſſen. Da ſie aber zu dieſer Arbeit nicht ſchwer genug waren, ſo gieng der Krahn mit ihnen zurück. Der Knabe warf ſich augenblicklich heraus, und kam unbeſchädigt davon; der unglückliche Mann aber wurde mit großer Gewalt in dem Krahne herum geworfen, und zuletzt zwiſchen dem Krahne und der Pfoſte geklemmt. Er wurde zwar von da noch lebendig heraus gebracht; allein, da man ihn in das St. Thomashoſpital ſchaffen wollte, ſo ſtarb er.“

„Und wiederum, in der Londoner Abendpoſt, v. 6. Jun. 1756, habe ich eine Nachricht von einem andern ähnlichen Unglücke gefunden, nämlich:

„Am Sonnabend wären beynahe zwey Männer, welche bey einem Krahne an einer Kay an dem Ufer des Fluſſes in dieſer Stadt arbeiteten, um das Leben gekommen. Einer davon hatte ſich die Haut von der Hirnſchale abgeriſſen, das Schlüſſelbein, einige Rippen und einen Arm gebrochen; der andere war an verſchiedenen Theilen ſeines Leibes überaus zerſtoßen, und hatte einen Schenkel zerbrochen. — Wie ſehr iſt es nicht zu beklagen, daß man noch keine Methode ausfindig gemacht hat, die vielen traurigen Zufälle dieſer Art zu verhindern, und jährlich vielen von Sr. Majeſtät Unterthanen das Leben zu erhalten!“

„Seitdem ich die vorerwähnten Nachrichten leſe, habe ich ſchon verſchiedenemal mehrere von dergleichen Fällen gefunden. Dieſes trieb mich an, auf ein Mittel zu denken, dergleichen ſchrecklichen Unglücksfällen in Zukunft vorzubeugen; und ich glaube, man wird dieſen Endzweck dadurch am beſten erreichen, wenn der Mann nicht in, ſondern auſſer dem Rade arbeitet, als wodurch man beſonders folgende zwey große Vortheile erhalten wird. Erſtlich, wenn der Mann auswendig an dem Rade, auf die Art, die ich angeben werde, arbeitet, ſo kann er dadurch, bey ſich ereignenden Fällen,

len, zweymal ſo viel und noch mehr ausrichten, als durch ſeine Schwere; und ſieht er, daß er der Gewalt nicht widerſtehen kann, ſo kann er den Augenblick und mit völliger Sicherheit ſich von dem Rade entfernen. Zweytens, wenn der Mann an der äuſſern Seite des Rades arbeitet, ſo wird er beſtändig wenigſtens mit zweymal ſo großer Stärke arbeiten, als wenn er ſich in dem Rade befindet; welches leicht daher zu erweiſen iſt, weil der Hebel, an welchem er arbeitet, in dem erſten Falle mehr als zweymal ſo viel Gewalt hat, als in dem letzten Falle. Damit alles, was die Art und Weiſe, mit dieſem Krahne zu arbeiten, betrifft, deſto beſſer möge verſtanden werden, habe ich einen Abriß von einem Theile des Krahnrades mit geſendet, nebſt einer Beſchreibung deſſelben, und der Art damit zu arbeiten.

Harborough,
d. 10 Jan. 1765.

S. R.

Erklärung der Vorſtellung auf der Kupferplatte, von einem Theile des neu erfundenen Krahnrades; Fig. 2748 a).

ABD, ſtellt einen Theil des Krahnrades vor, um deſſen äuſſern Rand Tritte, 6, 7 bis 8 Zoll von einander, wie man es am bequemſten erachtet, gezeichnet ſind. C, die Achſe des Rades, um welche ſich das Seil CEF, an welches die Laſt, die man in die Höhe heben will, befeſtigt iſt, windet. G, die Rolle des Krahnes. H, die Laſt, welche aufgezogen werden ſoll. An der einen Seite des Rades, und ein wenig über der Horizontallinie, welche durch den Mittelpunct deſſelben geht, iſt eine Art eines Gerüſtes, oder Ruheortes, IL, errichtet, auf welchem der Mann ſteht, wenn er ſeine Arbeit an dem Rade anfängt. Auf jeder Seite des Mannes iſt eine Querſtange K, an welche der

der Mann ſich mit beyden Händen feſt anhält. Ueber ſeinen Achſeln müſſen ein Paar lederne Riemen ſeyn, dergleichen die Sänftenträger, wenn ſie eine Sänfte tragen, haben; dieſe Riemen müſſen über die Enden der beyden vorerwähnten Querſtangen gezogen werden. Alsdann iſt der Mann in gehörigen Stand geſetzt, das Rad in Gang zu bringen, welches dadurch geſchieht, daß er von dem Gerüſte weg auf die Tritte des Rades ſteigt, und einen um den andern mit ſeinen Füßen nieder tritt. Hiedurch wird das Rad mit einer Stärke umgedrehet werden, welche (wenigſtens) der Schwere des Mannes gleich iſt, der in der Weite des halben Diameters des Rades von dem Mittelpuncte *C* ſteht. Ja, noch mehr, der Mann wird im Stande ſeyn, (durch das Feſthalten der Querſtangen, und durch Hülfe der auf ſeinen Schultern und um die Querſtangen liegenden Riemen,) bey ſich ereignendem Falle, zweymal ſo ſtark, und noch ſtärker, zu heben, oder wenigſtens zu widerſtehen, als er durch ſeine Schwere thun kann; und ſieht er endlich, daß er nicht vermögend iſt, der Gewalt zu widerſtehen, ſo kann er in einem Augenblicke von den Tritten des Rades herunter ſpringen, und ſich auf das Gerüſt I L in Sicherheit begeben.

Noch lieber wollte ich rathen, daß man zwey Reihen Tritte für einen Mann machte, darauf zu arbeiten, und daß dieſe Tritte wechſelweiſe geſtellet würden, wie Fig. 2748 b), zeigt, wo der eine Tritt mit des Mannes rechtem, der andere mit deſſen linkem Fuße getreten wird. Dieſes wird, meines Erachtens, überaus bequem für den Mann ſeyn, welcher arbeitet, indem er dadurch mehr Raum bekömmt, und ungehinderter treten kann.

Ein Krahnrad, welches bereits aufgerichtet und dazu eingerichtet iſt, daß innerhalb dem Rade gearbeitet werden ſoll, kann mit ſehr wenigen Koſten ſo zubereitet

reitet werden, daß es, auf die beſchriebene Art, von auſſen getrieben wird. Auch können die Krahnräder, welche auswendig getrieben werden, eben ſo wohl, als diejenigen, welche inwendig getrieben werden, ſo eingerichtet werden, daß 1, 2 oder 3 Mann zuſammen dieſelben treiben können".

Auch in England, hat Hr. Pinchbeck eine Maſchine erfunden, ſchwere Laſten damit zu heben, die mit ſolchem Mechanismus verſehen iſt, daß das Tretrad immer in gleicher Bewegung bleibt.

Fig. 2749. Perſpectiviſcher Riß des Modelles dieſes Krahnes, nach einem Maßſtabe von dem vierten Theile eines Zolles zu einem Fuße.

A, der Fußboden, auf welchem der Krahn errichtet iſt.

B, die Pfoſten des Geſtelles ſind 1 F. 11 Z. hoch, und 1 Z. dick im Viereck.

C, C, C, C, vier Seitentrame, welche 1 F. 11 Z. lang ſind; die zwey obern haben 1 Z. im Viereck, und die zwey untern ſind 1$\frac{1}{4}$ Z. breit, und 1 Z. dick.

D, D, zwey Quertrame, welche 7 Z. in der Länge, und 1 Z. im Viereck haben.

E, das große Tretrad, in welchem die Männer, welche die Maſchine bewegen, gehen. Es hat 1 F. 7 Z. im Durchmeſſer, und ſein Umfang iſt 4$\frac{1}{4}$ Z. breit.

F, F, die Achſe des Tretrades iſt 6$\frac{1}{2}$ Z. lang von Schulter zu Schulter; 4$\frac{2}{8}$ Z. von dieſer Länge haben 2$\frac{5}{8}$ im Viereck; und der runde Theil oder der Cylinder, auf welchen das Seil aufgewunden wird, hat 2 Z. im Durchmeſſer.

G, ein Kammrad, welches 3$\frac{1}{8}$ Z. im Durchmeſſer, und 96 Zähne hat. Es bewegt den Trieb H und die Kurbel I.

H, ein eiſerner Trieb mit 8 Zähnen. Die Spindel dieſes Triebes dreht ſich in einem meſſingenen Gehäuſe,

welches

welches an dem untern Seitentrame in der vordern Seite des Geſtelles feſt gemacht iſt. An dem Ende der Spindel iſt eine Kurbel von $\frac{1}{2}$ Z. im Halbmeſſer. Sie iſt mit dem fütternden Blaſebalge (*) L durch die eiſerne Stange K verbunden.

I, eine Kurbel, welche an dem viereckigen Vorderende der Spindel des Triebes H befeſtigt iſt.

K, eine eiſerne Stange, welche $14\frac{1}{2}$ Z. lang iſt. Ihr Oberende hängt an der Kurbel I, ihr Unterende aber geht durch ein Loch des Bodens, und iſt an dem untern Brete des fütternden Blaſebalges L vermittelſt eines eiſernen Stiftes befeſtigt.

L, das Ende des fütternden Blaſebalges, an welchem die Stange K befeſtigt iſt.

M, eine Zifferplatte, oder ein Regulator, welcher $1\frac{1}{4}$ Z. im Durchmeſſer hat, und auf einem Fußgeſtelle am Boden der Maſchine ſteht. Ein Abſchnitt dieſer Platte iſt in 3 gleiche Theile abgetheilt. Ihr Zeiger beſtimmt die Bewegung des Tretrades auf folgende Weiſe. Wenn der Zeiger auf No. 1 weiſet, ſo wird die Oeffnung g, welche die Luft aus dem Blaſebalge los läßt, in ihrer größten Weite aufgethan, folglich giebt ſie der ganzen Luftladung auszufahren Platz. Iſt aber der Zeiger auf No. 3 geſetzt, ſo ſteht die Oeffnung in ihrer kleinſten Weite, wodurch der obere Blaſebalg einen Theil der Luft, welche er von dem untern Blaſebalge bekommen hat, bey ſich behalten muß. Auf dieſe Weiſe wird der obere Deckel des obern Blaſebalges ſo viel in die Höhe getrieben, daß er den Heber Q mit ſeiner ganzen Zurüſtung auftreiben kann.

N, eine

(*) Durch den fütternden Blaſebalg verſteht man den untern Theil des ganzen Blaſebalges, weil dieſer Theil durch die Bewegung der Stange die äuſſere Luft an ſich zieht, und dieſelbe in den obern Theil des Blaſebalges, welcher unbeweglich iſt, und folglich keine Luft für ſich ſaugen kann, hinein treibt. Der obere Theil des Blaſebalges wird alſo gleichſam durch den untern Theil gefüttert.

N, eine ſenkrechte eiſerne Spindel, welche $\frac{1}{4}$ Z. im Durchmeſſer und 5 Z. in der Länge hat. Sie geht durch den Mittelpunct der Zifferplatte M, und hat an ihrem Oberende einen Zeiger, und an dem Unterende eine Kurbel von $\frac{1}{4}$ Z. im Halbmeſſer.

O, ein meſſingener Arm oder Führer, welcher $1\frac{1}{8}$ Z. lang, $\frac{1}{24}$ Z. dick, und von vorn $\frac{1}{4}$ Zoll breit iſt. Er dient, den Schieber P zu öffnen und zu ſchließen. Zu dem Ende iſt an ſeinem Vorderende ein Stift verniethet, welcher durch die Kurbel geht; an dem andern Ende hat er ein Loch für den eiſernen Stift, welcher an dem Schieber P verniethet iſt.

P, ein Schieber, welcher in einer Nuth an dem Deckel des obern Blaſebalges läuft. Er iſt $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, $\frac{7}{12}$ Z. breit, und $\frac{1}{12}$ Z. dick. Dieſer Schieber wird durch den Zeiger der Zifferplatte M regulirt. An dem Unterende der Spindel der Zifferplatte iſt der Führer und die Kurbel angemacht. Fig, 2751.

Q, ein Heber, oder beweglicher Stab, welcher $1\frac{5}{8}$ Z. lang, und $\frac{1}{4}$ Z. dick iſt. Er hat auf ſeinem Oberende eine hölzerne Scheibe von $1\frac{1}{2}$ Z. im Durchmeſſer, und $\frac{1}{8}$ Z. in der Dicke. Er geht durch den Boden des Krahnes, und erſtreckt ſich unter demſelben, bis er auf den Deckel des obern Blaſebalges anſtößt, welcher ihn in die Höhe hebt, wenn das Tretrad ſich zufälliger Weiſe mit einer zu ſtarken Geſchwindigkeit bewegt.

Dieſer Hebeſtab, der Winkelhaken, der Schiebriegel, und die übrigen Bewegungswerkzeuge, welche mit ihnen eine Verbindung haben, bleiben in einem beſtändigen Ruheſtande, bis das Tretrad durch einen Zufall heftig bewegt wird; in welchem Falle die Ausdehnung des Blaſebalges ſo groß wird, daß der Stab ꝛc. ſie augenblicklich in die Höhe treibt.

R, ein eiſerner Winkelhaken, welcher von ſeinem Bewegungspuncte b, bis an den rechten Winkel c, 2 Z. lang iſt. Der Arm c d, hat $1\frac{1}{2}$ Z. in der Länge.

Länge. Der auf ſeinem Bewegungspuncte ſtehende Hahn b, e, hat $1\frac{3}{24}$ Z., und von b bis an den Schnabel f ſind $\frac{7}{12}$ Z. Der Haken iſt $\frac{2}{12}$ Z. breit, und $\frac{1}{12}$ Z. dick. Der Arm c, d, wird durch den Stab Q in Bewegung geſetzt. Fig. 2750 und 2752.

S, eine krumme Feder, welche $4\frac{1}{2}$ Z. lang, und, wo ſie an dem Boden des Krahnes feſt gemacht wird, 1 Z. breit iſt. Ihre Spitze, welche unter dem Schiebriegel liegt, iſt $\frac{1}{3}$ Z. breit. An dieſem Ende der Feder iſt ein viereckiges Loch, durch welches der Hahn des Winkelhakens frey aus= und eingehen kann, ſo oft die Spitze der Feder durch das Stückchen Meſſing, welches unten an den Schiebriegel angemacht iſt, gedrückt wird. Fig. 2750 und 2752.

T, ein flacher Schiebriegel, welcher 11 Z. lang, $\frac{1}{3}$ Z. breit, und $\frac{1}{12}$ Z. dick iſt. An jedem Ende des Riegels iſt ein viereckiges Stückchen Meſſing angemacht, welches ſeine Bewegung ſtellt, wenn entweder das Tretrad oder das Gewicht, und der Boden W, Z, ihn gegen die Klammer V, V, ſo weit getrieben haben, als erfordert wird, damit das krumme Stückchen Meſſing l die Spitze der Feder S niederdrücken könne; denn dadurch wird der Schnabel des Winkelhakens entweder daran feſt geſtellt, oder davon los gelaſſen; Fig. 2749 und 2752. Das Gewicht W und der Stellbogen C, ſind mit dem Schiebriegel vermittelſt der Seile i, k, verbunden.

U, zwey Rollen, welche Zoll im Durchmeſſer haben. Sie laufen an einem am Boden des Krahnes befeſtigten meſſingenen Gehäuſe, und dienen, das Seil i in einem rechten Winkel von dem Schiebriegel T an die obere Rolle Y, und das Seil k an den Stellbogen Z zu führen. Siehe U, i, k, Fig. 2749 und 2750.

V, V, zwey Klammern, welche mit Holzſchrauben an den Boden der Maſchine befeſtigt ſind. Sie

leiten den Schiebriegel, und ſtellen zugleich denſelben, wenn das Tretrad oder die Gewichte denſelben bis an den gehörigen Ort gezogen haben. Die Klammer, welche faſt unter dem Mittelpuncte des Tretrades ſteht, hat eine hinlängliche Höhe, daß der Riegel darin aufſteigen, und die Zapfen a, a &c. des großen Rades ergreifen könne. Die zweyte Klammer aber hat nur eine Oeffnung, durch welche der Schieber ſich bequem hin und her ſchieben läſſet.

W, drey Gewichte von Bley oder Eiſen, deren jedes, wenn der Krahn groß iſt, ungefähr 50 Pf. wiegt. In der Mitte haben ſie ein Loch, durch welches das Seil i geht; und an ihren Unterflächen iſt eine Höhlung, die abgeſonderten Knöpfe des Seiles zu faſſen. Dieſe Knöpfe ſind ungefähr 3 Zoll von einander, und halten die drey Gewichte auf, da ſie, eines nach dem andern, allmählich durch die fortrückende Bewegung des Schiebriegels T in die Höhe gehoben werden. Durch dieſe ſinnreiche Erfindung wird das Rad in ſeiner größten Geſchwindigkeit ſo langſam und ſanft geſtellt, daß die Männer, welche das Rad treten, den Stoß kaum empfinden.

X, eine gewundene oder Spiralfeder, welche gerade ſo ſtark iſt, daß ſie ſich ungefähr 4 Zoll eher ausdehne, als das erſte Gewicht aufgehoben zu werden anfängt. Die übrigen zwey Gewichte werden, eines nach dem andern, durch ihre eigene Knöpfe auf dieſelbe Art in die Höhe gezogen. Der ſcharfſinnige Erfinder hat dieſe Feder und die Knöpfe ſehr geſchickt auf dem Seile i angebracht, um zu verhindern, daß es nicht durch ſeine plötzliche Ausſtreckung, oder durch den Stoß, abbreche, den es ſonſt von der geſchwinden Bewegung des Schiebriegels bekommen hätte. Das Seil i geht durch die Windungen der Feder, und iſt an jedem Ende deſſelben befeſtigt, doch ſo locker, daß

die Feder ſich ungefähr 4 Zoll ausſtrecke, ehe das Seil mit dem Gewichte angezogen wird.

Y, eine Rolle von $1\frac{1}{2}$ Z. im Durchmeſſer, welche an der untern Seite des vordern Quertrames D feſt gemacht iſt.

Z, ein Stellbogen. Ein Ende deſſelben iſt an dem hintern Quertrame der Maſchine; und das andere Ende vermittelſt eines Seiles an dem Schiebriegel befeſtigt, wodurch der Bogen, nach Umſtänden, auf die Peripherie des Rades herunter gezogen wird, und eine ſolche Friction bey ihm verurſacht, daß ſeine Bewegung allmählich abnehmen muß, bis einer von den Zapfen a des Rades an die innere Klammer des Schiebriegels ſtößt. Fig. 2749 und 2750.

a, a &c. zwölf meſſingene Zapfen, welche an dem Umfange des Tretrades mit Schrauben angemacht ſind, und die Bewegung deſſelben gänzlich zu hemmen dienen, wenn etwa dieſe Bewegung zufälliger Weiſe zu ſtark vermehrt worden iſt.

e, die Spitze an dem Hahne des Winkelhakens; Fig. 2752.

f, der Schnabel des Winkelhakens; Fig. 2749 und 2752.

g, die Oeffnung, durch welche die Luft aus dem obern Blaſebalge los gelaſſen wird, wenn der Schieber P gehörig darauf geſchoben worden iſt; Fig. 2751.

h, ein meſſingener Backen, welcher an dem Fußboden der Maſchine befeſtigt iſt, und den Centralſtift b des Winkelhakens R faſſet; Fig. 2752.

i, ein Seil, welches an dem Schiebriegel T befeſtigt iſt, und an welchem die Gewichte W hangen.

k, ein Seil, welches an dem Stellbogen Z, und dem Schiebriegel T, feſt gemacht iſt.

l, ein krummes Stückchen Meſſing, welches an dem Schiebriegel T angemacht iſt.

Fig. 2750.

Q, der runde Deckel des Hebers, oder des beweglichen Stabes.

R, der eiſerne Winkelhaken; F. 2749.

S, die krumme Feder; F. 2749.

T, der Schiebriegel.

U, die Rollen.

V, V, die Klammern.

c, d, der Arm des Winkelhakens.

e, die Spitze des Hahnes an den Winkelhaken F. 2752.

h, der Backen, in welchem der Winkelhaken ſich bewegt.

i, das Seil für die Gewichte.

k, das Seil des Stellbogens.

l, das krumme Stückchen Meſſing, welches die Spitze der Feder S niederdrückt.

Fig. 2751.

M, die Zifferplatte, oder der Regulator mit ſeinem Zeiger.

N, die Spindel des Regulators.

O, der Arm des Führers, welcher den Schieber öffnet und ſchließt.

P, der Schieber.

g, die Oeffnung, durch welche die Luft los gelaſſen wird.

Fig. 2752.

R, der Winkelhaken mit ſeinem Backen oder Stütze.

b, der eiſerne Stift, um welchen der Winkelhaken ſich dreht.

c, d, der Arm des Winkelhakens.

f, der Schnabel des Hahnes an dem Winkelhaken.

h, der Backen oder die Stütze des Winkelhakens.

Fig

Fig. 2753.

Q, der runde Deckel des beweglichen Stabes; F. 2749.

Dieſer neu erfundene Krahn iſt der Commitee, von der Mechanik zu unterſuchen übergeben worden, welche der Meinung war, daß dieſe Methode den Unglücksfällen, welche ſich nur gar zu oft bey dem gemeinen Tretkrahnen ereignen, vorzubeugen, gänzlich neu, ſinnreich, und zu Erreichung des vorgeſetzten Endzweckes vollkommen hinlänglich ſey. Man hat Proben davon zu verſchiedenemalen auf dem Dice Kay oder Anfuhrte mit einem Faſſe Pottaſche, welches 16000 Pf. gewogen hat, angeſtellt. Die Commitee hat dafür gehalten, daß dieſe Erfindung bey allen Vorfallenheiten die verlangten Abſichten zu erfüllen im Stande ſey, und die Maſchine ſelbſt mit geringen Koſten angeſchaffet werden könne. Sie hat daher der Geſellſchaft vorgeſchlagen, den Hrn. Pinchbeck, wegen ſeiner ſinnreichen und nützlichen Erfindung, mit der goldenen Medaille zu beehren, welches die Geſellſchaft d. 3 Jun. 1767 verwilligt hat.

Beſchreibung der nützlicher Maſchinen und Modelle, welche in dem Saale der zur Aufmunter. der Künſte, Manufact. und Handelſchaft errichteten Geſellſchaft aufbewahret werden, durch Will. Bailey, aus dem engl. in das Deutſche überſ. von J. K. (München, 1776, gr. 4.) S. 261, fgg.

Beſchreibung eines ſchwebenden Krahnes, von Gilbert Shelton, Oberſchiffbaumeiſter bey der königl. Kriegsflotte (*).

„Die Kanonen auf die Schiffe der königl. Kriegsflotte zu Karlskrona zu bringen, oder davon auszuladen, brauchte man ſonſt Maſchinen, die viel Mannſchaft und Zeit erforderten, zumal wenn die Kriegsſchiffe ganz leer ſollten gemacht werden, daß man ſie in die Schiffsdocke bringen konnte, und wiederum, wenn ſie ſollten ausgerüſtet werden, nachdem ſie aus

(*) Im 35 B. der Abhandl. der königl. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1773, nach der Käſtneriſchen Ueberſez. (Leipz. 1780, gr. 8.) S. 144, fgg.

der Docke gekommen waren. Man mußte da Kanonen und Munition an eine Stelle bringen; des Schiffes Rundholz auf eine andere; die Takelung und das Zugehörige auf eine dritte; den Ballaſt, als das Schwerſte, der größten Theils aus Eiſen und alten Kanonen beſteht, an die vierte. Zu dieſer Abſicht mußte das Schiff von einer abgelegenen Stelle an die andere gebracht werden, es mochte nun in die Docke ſollen, oder heraus gekommen ſeyn; das verurſachte anſehnliche Koſten und Zeitverluſt. Dieſes zu vermindern, und der Krone Erſparung zu verſchaffen, fand ich für den beſten Ausweg, eine Brücke nahe am Lande anzulegen, da das Schiff daran könnte geleget werden, und das eine mit dem andern von des Schiffes Zurüſtung, theils auf der Brücke, theils nahe dabey auf dem Lande, ſeine bequeme Lage hatte. Hierzu wurde ein bequemer Wendekrahn erfordert, von der Höhe und Beſchaffenheit, daß er nicht nur für das Geſchütz und Rundholz diente, ſondern auch aus dem tiefſten Schiffsraume, im größten und breiteſten Schiffe, mit Bequemlichkeit den ſchwerſten Ballaſt aufnehmen, und nebſt Kanonen und Mörſern auf die Brücke legen kann. So unternahm ich nur mit zwey Balken und etwas altem Tauwerke, auf eine ganz neue und ungewöhnliche Art, einen dienlichen ſchwebenden Krahn zu dieſer Abſicht vorzurichten. Dieſe einfache Maſchine kann bey mancherley Vorfällen dienen, und wird noch unbekannt ſeyn. Ich halte mich alſo verbunden, ſie der kön. Akademie zur Prüfung vorzulegen.

Erklärung des Riſſes, Fig. 2754, und Gebrauch der Brücke mit dem Krahne.

A, die Brücke mit ihrer Verpfählung am Lande, oder dienlichen Vorrichtungen, bequem zu transportiren, was auf der Brücke nicht Platz hat.

B, Steinkiſten zwiſchen dem Pfahlwerke, rund um die Brücke, Kugeln und Ballaſt hinein zu legen.

C, der

C, der Ständer, welcher zwiſchen Pfählen, 6 bis 7 Fuß unter der obern Kante der Brücke befeſtigt wird. Er hat bey dem obern Ende ein Loch, durch welches das Tau oder der Leiter geht, und an dem obern Ende einen Einſchnitt, der als ein Kopf für das Rücktau dient. Dieſer Ständer iſt vorwärts geneigt, ſo, daß ſeine vorderſte Seite lothrecht über den Fuß oder die Pfanne unter dem Krahne fällt. Gleiche Neigung bekommt auch der Ständer, nach der Seite, wohin der Krahn ſchweben ſoll, aus der Urſache, daß der Krahn durch ſein eigenes Gewicht geneigt ſeyn ſoll, vorwärts zu hängen und nach der Seite zu, wohin er ſchweben ſoll, und nicht etwa mit einer ſchweren Laſt rückwärts über ſtürzt, und ſo das Werk zerbricht oder beſchädigt, welches geſchehen könnte, zumal da kein Rücktau an der Seite iſt, das den Kopf des Krahnes unterſtützt, und der Leiter aus ſeinem Schwebungswinkel kommt.

D, der Krahnbaum (Schnabel) beſteht aus einem langen Föhrenbalken, 12 bis 14 Z. dick, am obern Ende mit einem krummen Kopfe von Eichenholze verſehen, in welchem zwey Scheiben für den großen Flaſchenzug ſind, und weiter hinunter ein feſter Block, mit einer Scheibe auf jeder Seite für die beyden Laufſeile der großen Flaſche. Das untere Ende des Krahnholzes iſt rund, und mit ein einem ſtarken eiſernen Beſchläge verſehen.

E, kurze und breite zuſammen geſetzte Eichenhölzer, 14 Z. dick. Sie werden für den Fuß bis in das halbe Holz hinein ausgehöhlt; darein wird eine eiſerne Pfanne für den Krahnfuß gelegt, daß er darin bequem geleitet werden und ſchweben kann.

F, zwey Streben, 8 Z. ins gevierte, die an des Ständers innere Kante kommen, gegen welche ſie etwas eingezapft und befeſtigt werden, ſowohl als gegen die Brücke ſelbſt.

G, zwey Rücktaue von alten Seilen, wie zu Beſeſtigung der Maſte gebraucht werden; ſie müſſen etwas ſtark ſeyn. Sie werden mit ihrer Beugung um des Ständers Kopf gelegt, und gehen mit ihren beyden Enden nieder, das eine nach der Ecke hin, das andre quer über die Brücke. Ihr Dienſt iſt, den Ständer beym Schweben des Krahnes zu verſtärken; denn das mag nun längſt oder quer der Brücke gehen, ſo dienen doch eines, oder beyde, zur Haltung. Dieſe Rückſeile werden ſtraff angezogen, und an Pfahlwerk oder Balken befeſtigt, durch Seile über Rollen gezogen, u. d. gl.

H, das Tau, oder der Leiter, iſt mit einem Ende um des Krahnes Kopf I feſt, und geht durch den Ständer C, und herunter nach der Rolle K, womit es nach Gefallen regiert wird, nach dem man den Krahn, wie der punctirte Bogen zeigt, gegen L aufwärts richten, oder nach M zu ſenken will. Dieſer Leiter hält vornämlich den Kopf des Krahnes, und trägt zunächſt die Laſt mit dem Krahne, beſonders wenn der Krahn gegen M niedergelaſſen wird, weniger, wenn man den Krahn nach L erhebt, nachdem derſelbe immer näher und näher lothrecht zu ſtehen kommt. Aber bey dem ſeitwärts Drehen, wenn der Krahn nach dem punctirten Bogen gegen N zu ſchweben kommt, und ſo nach der Kante der Brücke zu hängt, vertheilt ſich die Laſt auf den Ständer, welcher da von dem Rücktaue G gehalten wird, das längſt der Brücke an der Ecke O befeſtigt iſt.

P, ein Tau, das am untern Ende des Kopfes des Krahnes feſt iſt, von da es erſt über eine andere Rolle am obern Ende des Ständers geht, darnach durch eine andere Rolle, etwas weiter hinunter am Krahnbalken, von da wieder über die dritte Rolle, welche etwas über der halben Höhe des Ständers befeſtigt iſt, von da geht ſie an den Fuß, und wird vermittelſt einer kleinen Scheibe feſtgemacht

macht, deſto bequemer des Krahnes Senken, Erheben und Schweben zu unterſtützen.

Q, die Flaſche mit drey Rollen, eine oben, zwey unten; dadurch und über die Scheibe im Kopfe des Krahnes, wird das Lauffeil gezogen, ſo, daß ſeine beyde Enden über Krahnſcheiben gehen, die ſich oben im Krahnkopfe befinden; von da gehen die Seile weiter, längſt des Krahnbalkens, durch den Rollenblock R im Fuße nach der Winde S, mit welcher beyde Seile aufgewunden werden. Mit zwey Seilen und ſo viel Winden gewinnt man alſo Zeit, und wenn man zwey Mann bey jeder Winde hat, kann man die ſchwerſte Laſt heben. Hat man aber Zeit genug, und wenig Leute, ſo braucht man nur eine Winde. Sollte man einen Maſt, oder etwas dergleichen, was an zwey Stellen angefaſſet werden muß, aufwinden, ſo hängt man noch eine Scheibe zur Hülfe an den Krahnkopf.

T, zwey Leitſeile, eines an jeder Seite des Krahnkopfes, womit der Krahn, nach dem punctirten Bogen N, nach Belieben gewandt und zum Schweben gebracht wird. Sie können auch über einzelne Rollen geführt werden.

Die Brücke, die ich bey Karlskrona angelegt habe, iſt ſo lang und ſchwer, daß ſie an einem Ende eine Hütte hat, und ſo viel Kanonen bergen kann, als zwey große Schiffe zu verſehen gehört, und noch mehr. Auch iſt der Krahn ſo ſchwer, als die Zeichnung zeigt. Verlangt aber ſonſt jemand einen ſchwebenden Krahn, Steinblöcke, Anker, kleine Kanonen, Hanfbunde, oder ſonſt allerley Laſten, aufzuwinden, ſo läſſet ſich eine ſolche Vorrichtung, mit Erſparung von Holz und Tauwerk, kleiner machen. Seine Erhaltung iſt leicht; beſonders kann das Tauwerk, welches dem Verderben am meiſten unterworfen iſt, im Winter, oder wenn der Krahn nicht gebraucht wird, ausgezogen

werden, da man es dann mit Rollen und Winden unter Dach verwahrt. Der Krahnbaum wird mit einer Kappe über den Kopf und die Scheibenlöcher bedeckt, auch ſo die Pfanne am Fuße; ſo bleibt der Krahn aufrecht ſtehend beym Ständer, bis man ihn wieder brauchet".

Beſchreibung der von eben demſelben erfundenen Hebewalze, womit hölzerne Gebäude, Schiffe und andere große Laſten gehoben werden können, ſiehe im XXII Th. S. 562, fgg. und die dazu gehörige Fig. 1286.

Nach dem Berichte Hrn. Jac. Bernoulli, in einem Briefe, d. d. Wien, d. 7 May 1785 (*), befindet ſich in Wien ein großer Mechanikus, Namens Ludwig Knaus, welcher im Dienſte der Artillerie ſteht, und mehrere Maſchinen zu deren Behuf erfunden hat. Unter andern hat er auch der Unbequemlichkeit, da der Wellbaum eines gewöhnlichen Krahnes nur auf ſeinem Zapfen ſich herum drehen kann, ohne aus ſeiner Stelle zu treten, durch folgende Einrichtung abgeholfen. Es ſey, Fig. 2755, der Arm A B, der gewöhnliche Schnabel des Krahnes, und er trage das Gewicht P, welches man vermittelſt einer Kurbel Q in die Höhe hebt. A C, iſt ein anderer Arm, auf welchem eine Rolle mit dem Gewichte R, das mit P das Gleichgewicht hält, damit die Maſchine nicht umkippe, ſich ſchieben kann. Allein, da P nicht immer ſich gleich bleibt, ſo läſſet man, vermittelſt der Kurbel T, die den Wellbaum S bewegt, das Gewicht R zu A näher oder weiter davon, rücken. Dieſer Wellbaum hat zwey Cylinder von ungleichen Halbmeſſern; und das Seil, nachdem es über den kleinern Cylinder ſich gedre-

(*) Im 1 St. des leipz. Magaz. für die Mathematik, 1786, S. 136.

gedrehet hat, geht über die Rolle C, und kommt in gegenſeitiger Richtung über den größern Cylinder ſich zu drehen. Je nachdem man alſo die Kurbel bald auf die eine, bald auf die andere Seite führt, wird R näher zu, oder weiter von, A zu ſtehen kommen. Die ganze Maſchine ruhet auf einem Wagen, den man mit Hülfe zweyer Kurbeln fort rückt. Dieſe Kurbeln haben mit zwey Schrauben ohne Ende gemeinſchaftliche Achſen, und dieſe Schrauben greifen in zwey Getriebe ein, welche mit den Rädern des Wagens dieſelben Achſen gemein haben.

Wie ein Krahn vor den Blitzſtrahlen in Sicherheit zu ſetzen ſey, ſiehe im XVIII Theil S. 297, f.

Das Recht einen Krahn zu errichten, oder einen öffentlichen Krahn zu halten, wird das Krahnrecht, (Gran-Recht) oder die Grangerechtigkeit, Lat. Jus geranii, genannt. In engerer Bedeutung verſteht man darunter das Recht des Landesherren, die Schiffer zu verbinden, daß ſie alle ihre Waaren an einem Orte ausladen und verzollen müſſen; oder das Recht, vermöge deſſen eine hohe Obrigkeit verordnet, zu Verhütung des Betruges der Schifffahrenden, und zum Nutzen der Zölle, die vorbey zu ſchiffenden Güter auszulegen, aus den Schiffen heben zu laſſen, und zu wägen oder zu meſſen, um zu ſehen, ob ſie im Zolle richtig angegeben ſeyn, alſo, daß man an einem gewiſſen Orte mit den Waaren ſtill halten und anlarden muß. Und hierin iſt das Krahnrecht von der Stapelgerechtigkeit unterſchieden, vermöge welcher die Güter nicht nur ausgeladen und viſitiret, ſondern auch auf der Stelle verkauft, oder wenigſtens in andere, an dem Orte zu Hauſe gehörige Schiffe umgeladen werden müſſen.

Die

Die fürſtlichen Einkünfte aus dem Krahnrechte, oder dasjenige, was für den Gebrauch des Krahnes bey Ein- und Ausladung der Schiffe bezahlt wird, nennt man die Krahngefälle. Sie ſtecken oft nur unter andern Namen der Abgaben an Zoll, Acciſe oder andern Impoſt von allerley Waaren, die auf Ströhmen und Flüſſen ankommen und abgehen.

Deſignation der churmaynziſchen Krahngefälle, d. d. 10 Mart. 1749, ſt. in den Maynz. Pol. und Kommerc. Verordn. 1 Samml. S. 109.

Die in den Wage-Pack- und Kaufhäuſern beſtellten Leute, welche die Gewichte auf die Wageſchale und wieder davon heben, das Packhaus und die dahin gehörigen Güter in richtiger Ordnung halten, den Tag ihres Einbringens und Ausholens in gewiſſen Fällen notiren, und den Krahn, mit welchem die Güter aus dem Schiffe gehoben und in daſſelbe gebracht werden, regieren müſſen, werden Krahnknechte genannt. Ihnen iſt der Wagemeiſter, Krahnmeiſter, oder der Pack-Hof- und Kaufhausſchreiber, Krahnſchreiber, auch wohl der älteſte Güterbeſtäter, vorgeſetzt, nach deſſen Befehle ſie ſich zu richten haben.

Der Krahnmeiſter, iſt, in Häfen und Handelsſtädten an großen Flüſſen, derjenige, welcher die Aufſicht über einen Krahn hat, die Ein- und Ausladung der Waaren beſorgt, und zuweilen zugleich den geſetzten Zoll für dieſelben einnimmt. Der Schreiber bey einem Krahne, welcher dir Rechnungen über die ein- und ausgeſchifften Waaren u. ſ. f. führt, wird der Krahnſchreiber genannt.

Im 141 und 142 St. der leipz. Sammlungen ꝛc. (1756, 8.) S. 821, fgg. theilt Hr. Hofr. Zincke folgendes Muſter einer Inſtruction für einen Krahnmeiſter und für Krahnknechte mit.

I. Inſtructionspuncte,

wonach der Krahnmeiſter ſich zu achten hat.

1. Hat derſelbe, gleich allen übrigen herrſchaftlichen Bedienten, ſich überhaupt eines nüchternen und ehrbaren Lebens und Wandels zu befleißigen.
2. Soll derſelbe alltäglich, von früher Morgenszeit an, bis auf den Abend, bey dem Krahne gegenwärtig ſeyn, und ohne vorherige Anzeige und Erlaubniß davon ſich nicht entfernen.
3. Gleichwie den ſechs Krahnknechten gewiſſe Inſtructionspuncte ertheilt ſind, welche dieſelben zu beobachten haben: ſo liegt ihm, dem Krahnmeiſter, ob, ſich nicht nur dieſelben, in ſo weit ſolche den Krahn, deſſen Erhaltung und die dabey vorfallende Arbeit angehen, zur gleichmäßigen Nachachtung dienen zu laſſen, ſondern auch ohne die geringſte Nebenabſicht dahin zu ſehen, daß die Krahnknechte denſelben in allen Stücken nachleben müſſen, immaßen er, wenn gedachte Knechte überhaupt, oder ein und der andere von ihnen ſolchen zuwider handeln, und die wiederholte Warnung nichts fruchten will, fürſtlicher Rentkammer davon die gebührende Anzeige thun ſoll.
4. Und da es die unumgängliche Nothdurft erfordert, daß der Krahn in beſtändigem, tüchtigem und brauchbarem Stande erhalten werde: ſo wird er, der Krahnmeiſter, hiemit ein für allemal angewieſen, den Krahn, und die dazu gehörigen Geräthſchaften; als: Ketten, Seile, Rolle ꝛc. alle Morgen, und ehe der Krahn gebraucht wird, mit Beyhülfe der Krahnknechte, zu viſitiren, um zu ſehen, ob alles ſo beſchaffen ſey, daß der Krahn ohne Bedenken angelaſſen werden könne. Es hat ſich derſelbe aber hiebey nicht ſchlechterdings auf die Krahnknechte zu verlaſſen, indem,

wenn

wenn er, der Krahnmeiſter, ſeine Schuldigkeit hierunter nicht beobachten wird, man, wegen des dadurch verurſachten Schadens, ſich lediglich an denſelben halten, und ihm überlaſſen will, ſeinen Regreß zu ſuchen, gegen wen er ſolchen zu haben vermeine.

Sollte ſich indeſſen bey dieſer Viſitation ergeben, daß entweder der Krahn, oder ein und anderes Stück der dazu gehörigen Geräthſchaften, ſchadhaft ſey, hat er, der Krahnmeiſter, fürſtlicher Rentkammer zwar davon Anzeige zu thun, gleichwohl aber ohne den geringſten Anſtand in dem erſten Falle zu der ungeſäumten Herſtellung des Krahnes, unter Aſſiſtenz des Baumeiſters, das Nöthige zu veranſtalten, auch in dem andern Falle ſofort an die Stelle des abgängigen Stückes ein anderes zu nehmen. Jnmaßen, und damit es hierunter an nichts fehlen möge, wenigſtens ein Stück von einer jeden Gattung beſtändig vorräthig gehalten, und von ihm, den Krahnmeiſter, darauf der Bedacht genommen werden ſolle, daß alles in dem ihm zu ſeiner Aufſicht anvertraueten Jnventario gehörig verwahret, und die unbrauchbaren Geräthſchaften nach eingeholter Approbation zum Nutzen der Herrſchaft anderweitig gebraucht werden.

5. Jſt zwar auf der einen Seite die Arbeit bey dem Krahne nicht zu vervielfältigen, und dadurch zu gegründeten Beſchwerden Anlaß zu geben, auf der andern Seite aber auch der Krahn nicht zu überläſtigen. Daher der Krahnmeiſter allezeit bey dem Aus- und Einladen der Waaren, Güter, Effecten und Baumaterialien zugegen ſeyn, und alles dabey dirigiren ſoll.

6. Hat der Krahnmeiſter durchaus nicht zu dulden, daß unter und neben dem Krahne die Güter zur

Ver=

Verwahrung hingeleget, ſondern möglichſter Maſſen entweder fort- oder doch wenigſtens beyſeit geſchaffet werden, damit dieſelben dem Krahne in keinem Stücke hinderlich fallen.

7. So wie jedermann, der ſich des Krahnes bedienen will, nach aller Möglichkeit befördert werden muß: ſo ſoll allen und jeden, ſo wie ſie ſich melden, abgeholfen, und keiner wider Willen oder ohne dringende Noth in der Abfertigung zurück geſetzt, und ſolchemnach von dem Krahnmeiſter ohne die geringſte ordnungswidrige Nebenabſicht zu Werke gegangen, und daß die Krahnknechte dagegen nicht angehen, von ihm fleißige Obſicht gehalten werden.

8. Da es bey dem einmal geordneten Krahngelde ſein ungeändertes Bewenden hat, und, bey Strafe der Caſſation, darüber, es geſchehe auch unter was für Vorwand es immer wolle, nichts genommen werden darf: ſo hat der Krahnmeiſter ſowohl für ſeine Perſon ſich hienach genau zu achten, als auch darauf Acht zu haben, daß ſolches von den Krahnknechten nicht geſchehe.

9. Hat der Krahnmeiſter dieſe verordnere Krahngelder ſofort zu erheben, jeden Poſten zu notiren, und die den Tag über eingenommenen Gelder, nebſt der von ihm und den die Wacht habenden Krahnknechten zu unterſchreibenden Speeiſikation, dem Zollverwalter zu Berechnung unfehlbar einzuliefern, hiebey aber, bey Strafe der Entſtehung und anderer harten Ahndung, ſo wenig für ſich einigen Unterſchleif zu practiciren, als dergleichen den Krahnknechten und andern zu geſtatten, ſondern die Defraudanten ſofort anzuhalten, und davon fürſtlicher Rentkammer die ſchuldige Anzeige zu thun.

10. Allermaßen nun die Hauptabſicht bey Erbauung des Krahnes unter andern auf die Beförderung des Commercii gerichtet iſt, und dann dieſelbe durch

prompte,

prompte, bereitwillige und redliche Begegnung mit erhalten wird: als wird ihm, dem Krahnmeiſter, hiemit ein für allemal ernſtlich eingebunden, ſich ſowohl für ſeine Perſon gegen alle und jede, die ſich des Krahnes bedienen, ſolchergeſtalt zu betragen, als auch die Krahnknechte zum gleichmäßigen Verhalten anzuſtrengen, daß keiner mit Beſtand darüber ſich zu beſchweren Urſache haben möge; wogegen ihm aber auf der andern Seite, wie ſich gebührt, begegnet werden ſoll.

11. Da der Krahn unter der Direction fürſtlicher Rentkammer ſteht, und daher er, der Krahnmeiſter, ſchuldig und gehalten iſt, von allen den Krahn angehenden Sachen gedachter fürſtl. Rentkammer die gehörige Anzeige zur weitern Verordnung zu thun: ſo hat derſelbe dieſes pflichtmäßig und ungeſäumt jederzeit zu beobachten, und derſelben, wie ſich ohnedies von ſelbſt verſteht, nachzukommen, ſondern er wird auch hiemit ein für allemal angewieſen, alljährlich beym Schluß des Jahres eine Tabelle über den Krahn, woraus man nicht nur die Einnahme, ſondern auch die Ausgabe, und wie viel alſo derſelbe nach Abzug der letztern wirklich ausgeworfen habe, einſehen kann, aufzuſtellen, und ſolche Tabelle ſowohl, als auch eine Abſchrift von dem Inventario deſſelben beyzufügen und einzuſchicken. Welchen Inſtructionspuncten er, der Krahnmeiſter, ſchuldigſt nachzuleben hat ꝛc.

II. Inſtructionspuncte,

wonach ſich die zur Krahnarbeit, bis auf anderweite Verordnung, angenommenen Krahnknechte zu verhalten haben.

1. Sollen dieſelben ſich von früher Morgenszeit an, bis auf den Abend, bey dem Krahne aufhalten.

2. Haben

2. Haben dieſelben für allen, durch ihre eigene oder der Ihrigen Verwahrloſung und Nachläſſigkeit ſowohl an dem Krahne ſelbſt, als auch beym Aus- und Einladen, oder Aufheben der Waaren und Güter entſtehenden Schaden, einer für alle, und alle für einen zu ſtehen.

3. Gleichwie die Hauptabſicht bey dieſem Krahne, auf die beſſere Aufnahme des Commercii gerichtet, und daher unumgänglich nöthig iſt, daß die Schiff- und Handelsleute, und überhaupt jedermann ohne den geringſten Unterſchied, ſie ſeyn Auswärtige oder Ausländiſche, welche Waaren und Güter, ſie beſtehen auch worin ſie wollen, vermittelſt des Krahnes ein- oder ausladen, oder vom Lande auf den Wagen ausheben zu laſſen, verlangen, wo ſie ſich dieſelben diesfalls melden, mit aller Bereitwilligkeit ohne den geringſten Aufenthalt befördert, und denſelben beſcheidentlich begegnet werde: ſo werden die Krahnknechte hiemit nachdrücklich angewieſen, dieſes zu bewirken, und hierunter zu keinen gegründeten Beſchwerden Anlaß zu geben.

4. Wird denſelben hiemit ein für allemal unterſaget, keine fremde Güter und Waaren mit dem Krahne eher ein- oder ausladen zu laſſen, es ſey denn zuvörderſt das herrſchaftliche Zollzeichen, daß nämlich der Zoll berichtigt iſt, vorgezeigt, immaßen ſie, die Krahnknechte, wenn ſie einige Unterſchleife verſpüren, ſchuldig und gehalten ſeyn ſollen, davon ſobald den Zollbedienten gebührende Anzeige zu thun, indeſſen aber den oder diejenigen, die dergleichen Unterſchleife begangen haben, bis zur ausgemachten Sache anzuhalten.

5. Und da, vermittelſt eines mit dem Krahn angeſchlagenen gedruckten Patentes verordnet worden iſt, daß von den aus dem Schiffe auf das Land oder auf den Wagen zu hebenden Waaren ein Kreuzer, und

von den vom Lande auf den Wagen gehobenen Waaren und Gütern $\frac{1}{2}$ Kreuzer pro Centner, ohne einigen Unterſchied an Krahngelde, einſchließlich ihres davon zu verabreichenden Lohnes genommen werden ſolle: ſo wird ihnen, den Krahnknechten hiemit ernſtlich und bey ſchwerer Strafe befohlen, nichts weiter, es geſchehe unter dem Prätexte einer Erkenntlichkeit aus gutem Willen, wegen Beförderung oder ſonſt und was für Vorwand es immer wolle, zu nehmen, ſondern mit dem ihnen ausgeworfenen Lohne, als der Hälfte des Krahngeldes, zufrieden zu ſeyn.

6. Sollen dieſelben ſchuldig ſeyn, die Krahngelder bey jedem Vorfalle ordnungsmäßig zu erheben, und davon nichts ausſtehen zu laſſen, auch alle Abende, die den Tag über eingenommenen Krahngelder, nebſt einem namentlich, und von denjenigen, die die Wacht gehabt haben, unterſchriebenen richtigen Verzeichniſſe dem Zollverwalter, zur Berechnung einzuhändigen.

NB. Dieſer Punct könnte nach der Inſtruction des Krahnmeiſters abgeändert, und den Krahnknechten nur befohlen werden, daß ſie die etwann eingenommenen Gelder dem Krahnmeiſter ſofort überliefern, dabey nichts unterſchlagen, und die Specification mit unterſchreiben ſollen.

7. Und wie ihnen, mehrgedachten Krahnknechten, überhaupt obliegt, ſich eines nüchternen Lebens zu befleißigen, und auf das herrſchaftliche Intereſſe bey dem Krahne zu ſehen, allen Schaden abzuwenden, im widrigen Falle aber für allen, durch ihre oder der Ihrigen Nachläſſigkeit und Verwahrloſung daran entſtehenden Schaden, nach Maßgabe des 2 §., zu ſtehen: ſo ſollen ſie ins beſondre den ihnen unter Aufſicht des Krahnmeiſters anvertraueten Krahn wohl in Obacht nehmen, damit daran nichts verdorben,

den, vielmehr derſelbe im Schmieren der Rollen, vorſichtiger Handhabung der Seile und Ketten ꝛc. in gebührender Ordnung erhalten, auch von dem ihnen zugelieferten Inventario nichts entwendet werde, immaßen man ſich dieſerhalb lediglich an ſie halten wird.

8. Sollen ſie, mehrgedachte Krahnknechte, in allen den Krahn und die dabey vorfallende Arbeit angehenden Sachen, dem beſtellten Krahnmeiſter die ſchulſchuldige Folge ohne die geringſte Widerſetzlichkeit leiſten, und von den dabey ſich ereignenden auſſerordentlichen Vorfallenheiten ſowohl, als auch, wenn daran etwann einige Veränderung, ſie beſtehe auch worin ſie wolle, vorzunehmen nöthig wäre, demſelben ſofort davon die Anzeige thun; für ihr eigenes Haupt aber in dem Krahne, und was dazu gehört, keine Aenderung machen.

Welchem allen ſie, die Krahnknechte, ſo gewiß gebührend nachkommen ſollen, als gewiß die Contravenienten ohne Anſtand dieſer Arbeit und ihres Krahnamtes ſofort nicht nur entſetzet, ſondern auch noch dazu mit ohnnachläſſiger Strafe angeſehen werden ſollen. Zu dem Ende ſie einen leiblichen Eid zu Gott geſchworen, und ihren Reversbrief übergeben haben.

Urkundlich ꝛc. ꝛc.

Für den Krahnknecht auf dem Packhof in Berlin, enthält das Reglement des Acciſeweſens in Berlin ꝛc. v. 24 Nov. 1733, folgende Inſtruction.

1. Muß der Krahnknecht gute Achtung auf den Krahn haben, die meſſingenen Scheiben, ſo oft es nöthig iſt, einſchmieren, auch denſelben jederzeit rein halten.

2. Fleißig das Eiſenwerk, wie auch die Wellen am Krahn viſitiren, ob an denſelben was ſchadhaft ſey.

3. Zu rechter Zeit neue Krahntaue, zu Verhütung Unglücks fordern.
4. Die Bühne, worauf die Kaufmannsgüter geſetzt werden, rein und ſauber halten, auch wenn ſich in der Bühne oder Schälung einige Löcher finden ſollten, es dem Zollamte ſofort anzeigen, damit ſelbige wieder in Zeiten verſchlagen werden.
5. Hat der Krahnknecht keinem Schiffe oder Kahne zu verſtatten, daß dieſelben nahe am Krahn rein gemacht, viel weniger Unfläthereyen, Steine, Holz ꝛc. allda eingeworfen werden.
6. Desgleichen iſt keinem Schiffer zu verſtatten, daß die großen Fiſchbacken nahe am Krahn gelegt werden, ſondern ſo weit der Schnabel des Krahnes um ſich greift, ein freyer Platz bleibe, damit die ausladenden Schiffe nicht anſtoßen, auch dadurch die Umdrehung des Krahntaues nicht verhindert werde.
7. Liegt dem Krahnknechte ob, alle Abend den Krahnſchlüſſel in hieſigem Zollamte abzuliefern, denſelben auch an keinen Schiffer zu *extradiren*, ſondern den Krahn ſelbſt auf= und zuzuſchließen, desgleichen auch dem Zollamte täglich zu berichten, welcher Schiffer aus= und einlade.
8. Hat der Krahnknechte ſich täglich beym Krahn finden zu laſſen, damit, wenn die aus= und einladenden Schiffer oder Fuhrleute, Schaden daran verurſachen, derſelbe es ſogleich dem Zollamte anzeigen könne, und der Verbrecher, dem Befinden nach, zu Erſetzung des Schadens gezogen werden möge.
9. Er muß auch keine Arbeit in der Stadt annehmen, ohne zuvörderſt deshalb Erlaubniß zu haben; auf dem Packhof aber kann er allezeit mitarbeiten, wenn nämlich der Krahn nicht gebraucht wird, und und dabey nichts zu thun iſt.
10. Wie er denn auch, ſonderlich Winters, da beym Krahn keine Arbeit iſt, wenn er vom Zolldirector zum Einfahren des Holzes, oder ſonſt einer Hausarbeit, verlanget werden ſollte, ſolches willig mit verrichten muß, wofür er jederzeit eine *Diſcretion*, oder etwas zum neuen Jahr zu ge-

wärtigen hat; übrigens aber überhaupt monatlich 1 Rthlr. 8 Gr. Gehalt; aus den Krahngeldern zu empfangen haben ſoll.

2. In den Ankerſchmieden nennt man Kran, oder Kranich, Fr. Grue, ein Hebezeug, womit bey dem Schmieden eines Ankers, die Ruthe und die Arme aus der Eſſe auf den Amboß gebracht, darauf regiert und umgekehrt werden. Es iſt eine Art von Gabel, welche an beyden Enden ihres ſenkrecht ſtehenden Baumes zwey eiſerne Spitzen hat, an welchen ſie ſich drehet. Der Baum, welcher nicht weit von der Eſſe angebracht iſt, iſt ſo hoch, als die Werkſtatt, ſo, daß er vermittelſt ſeiner Zapfen, die unten und oben in Pfannen laufen, nach Belieben umgedrehet werden kann. An dieſem Baume befindet ſich ein ſtarker mit Streben und Ankern befeſtigter Arm, und an demſelben ein, mit Zähnen verſehener, eiſerner Haken, der in einem eiſernen Bande, welches an dem Arme hin und her geſchoben werden kann, beweglich hängt, ſo, daß ſein mit einem Kopfe verſehener Zapfen umgedrehet werden kann. Auf dieſe Weiſe kann die ſchwere Laſt des Eiſens, welches zum Anker gebraucht wird, nach der Eſſe, oder nach dem Amboß gebracht werden. Ueberdem ſind oben an der Decke der Schmiede Querbalken angebracht, und daran Rollen oder Kloben mit Seilen befeſtigt; denn das Ende, welches geglühet und geſchmiedet wird, wird durch den Krahn mit den Haken oder Ketten gehoben und regiert, das andere aber, um das Gleichgewicht mit dem erſten zu halten, wird durch Hülfe der Seile regiert. Man kann alſo, vermitteſt dieſer beyden Einrichtungen, den größten Anker mit aller Bequemlichkeit bey dem Schmieden und Glühen regieren. Ein Mehreres hievon, wird in den Supplem., im Art. Anker, beyzubringen ſeyn.

Krahn-Balken. 1. Der Balken auf dem Ständer eines Krahnes, an deſſen Ende die Zugrolle befindlich iſt; Fr. Arbre de grue. Siehe oben, S. 546.

2. Zwey vorn am Schiffe, über dem Gallion (éperon), vorſpringende Balken, woran man den Anker, wenn er vor der Klüſe, oder dem Loche, wo das Kabel heraus geht, in die Höhe gebracht worden iſt, aufwindet und vollends aus dem Waſſer hebt. Jeder dieſer Balken heißt im Franz. un boſſeur oder boſſoir, und iſt, zum Behuf des Aufwindens, vorn mit einer oder zwey Rollen verſehen. Auf beyden ruhet der aufgewundene Anker. Das Seil am Krahnbalken, womit der Anker aus dem Waſſer gehoben wird, heißt im Fr. Boſſe du boſſoir.

Da hier die Aehnlichkeit mit dem Kroniche wegfällt, ſo muß wenigſtens in dieſer Bedeutung der Begriff des Ziehens (ſ. oben, S. 545, Anm.), oder auch der Hervorragung (ſ. **Kragen**, oben, S. 442, und **Kragſtein**, S. 439), der herrſchende ſeyn.

Die krumme Stütze des Krahnbalkens am Vorderſteven eines Schiffes, deſſen obere Spitze gemeiniglich wie ein Mohrenkopf gebildet iſt, wird der **Krahnbalkenträger**, Fr. Porte-boſſoir, genannt.

Krahn-Bracke, ſ. oben, S. 547.

Krahn-Gefälle, ſ. oben, S. 604.

Krahn-Gehäuſe, ſ. oben, S. 546.

Krahn-Gerechtigkeit, ſ. oben, S. 603.

Krahn-Karren, ſ. im XXXV Th. S. 170.

Krahn-Knechte, ſ. oben, S. 604; Inſtruction für dieſelben, S. 608, fgg.

Krahn-Meiſter, ſ. oben, S. 604; Inſtruction für denſelben, S. 604, fgg.

Krahn-Rad, ſ. oben, S. 546.

Krahn-Recht, ſ. oben, S. 603.

Krahn-Schreiber, ſ. oben, S. 605.

Krahn-Ständer, ſ. oben, S. 545.
Krail, ſiehe Kräuel.
Krain, Crain, L. Carniola, Fr. Carnie, oder Carniole, eine unter die Erdländer des Hauſes Oeſtreich gehörige Provinz mit dem Titel eines Herzogthumes, in Deutſchland, in dem öſtreichiſchen Kreiſe gelegen. Die Einwohner ſelbſt nennen ihr Land Krajnſka deshéla.

Der Name Krain iſt ſlaviſchen Urſprunges; denn Kraj heißt in allen Dialecten der Slaven die Gränze, und Krajna ein Land. Daher ſtammt auch die Benennung der Ukraine und Ukermark, womit das alte römiſche Carnia (wovon einige den Namen Krain, oder Crania, herleiten wollen, welcher in den neuern Zeiten in Carniola verwandelt worden iſt,) gewiß in keiner Verbindung ſteht (*). Das Land zwiſchen den Flüſſen Gurk, Culp und Sau, iſt ehedeſſen die windiſche Mark, und, wegen ſeiner Lage an der Gränze von Slavonien, Marchia Slavoniae oder Slavonica, genannt, und 1374, dem Lande Krain einverleibet worden. Der Name kommt noch in dem Titel des öſterreichiſchen Hauſes vor, als welches ſich Herr der windiſchen Mark nennt.

Dieſes Herzogthum gränzt gegen Mitternacht an Kärnthen und Steyermark; gegen Abend, an Friaul, die Grafſchaft Görz, und einen Theil des venediger Meerbuſens, oder des adriatiſchen Meeres; gegen Mittag, an das Antheil von Hiſterreich (Jſtrien), welches die Republik Venedig beſitzt, und an denjenigen Theil des adriatiſchen Meeres, welcher der Meerbuſen von Carnero genannt wird; und gegen Morgen, an Liburnien, Dalmatien und Kroatien. Zur Zeit des erſten abendländiſch-römiſchen Reiches ſtießen in dieſem Lande die Gränzen ganz unterſchiedener Länder und

(*) Linhart's Geſchichte von Krain, und der übrigen ſüdlichen Slaven Oeſterreichs, I. B. S. 418.

Völker zuſammen, nämlich: Pannonia Illiricum, (in ſo fern nämlich Japidia dazu gehöret hat.) Noricum und Italia.

Das Land hat in ſeiner größten Ausdehnung von Morgen gegen Abend an 30, und von Mitternacht gegen Mittag an 25 deutſche Meilen. Der Flächeninhalt beträgt 214 geogr. Quadratmeilen. Im ganzen Herzogthum zählte man, im Jahr 1778, überhaupt 66,185 bewohnte und 6275 unbewohnte Häuſer, und darin 75,788 Familien; 16 Städte 22 Märkte, über 200 Schlöſſer, und 3307 Dörfer und benannte Oerter.

Es wird ſeit 1748, in drey Kreiſe, als den laybacher, neuſtädtler und adelsberger Kreis, oder uneigentlicher, in Ober- Unter- und Innerkrain, abgetheilt; da ſich aber dieſe Kreiſe ohne genaue Karten nicht beſtimmen laſſen, ſo werde ich die ſonſt gewöhnliche Abtheilung in Oberkrain, Unterkrain, Mittelkrain, Innerekrain und Hiſterreich, beybehalten.

In Oberkrain, Görenſka Stran ſind 5 Städte, als: Laybach, Biſchoflack, Krainburg, Ratmansdorf, Stein; und 12 Märkte, als: Asling, Neumärktl, Weißenfels, Eisnern, Mötnik, Watſch, Michelſtetten, Münchendorf, Feuchting, Apfaltern, Billichgrätz, und die Herrſchaft Veldes.

In Unterkrain, Dalenſka Stran, ſind 4 Städte, als: Gurkfeld, Landſtraß, Rudolphswerth oder Neuſtädtl, Weichſelburg; 4 Märkte, als: Lithay, Naſſenfuß, Ratſchach, Seiſſenberg; 2 Klöſter, als: Sittich, Pletriarch; und 5 Herrſchaften, als: Schärfenberg, Ainöd, Schönberg, Weißenſtein, Geyeraus.

In Mittelkrain, Merliſhke Krain, wozu das ſo genannte trockne oder dürre Krain, gehört, welches ein Strich Landes von 4 bis 5, (und wenn man den zu Unterkrain gehörigen Temnitzer Boden,

wel-

welcher auch kein Waſſer hat, dazu rechnet, von bis 7 Meilen iſt, welcher Strich Landes aber doch mit großen und kleinen Dörfern wohl beſetzt iſt, ob er gleich faſt allenthalben bergig und ſteinig iſt, und die Einwohner bisweilen 2 bis 3 Meilen weit nach Waſſer gehen müſſen, ſind 4 Städte, als: Gottſchee, Laas, Möttling, Tſchernembl; und 8 Märkte, als: Auersberg, Cirkniz, Methule, Freyenthurn, Koſtl, Roſenhof, Reiffniz, Weiniz, Zobelberg.

In Innerkrain, worunter man den Strich Landes am Karſt und Poig verſteht, befinden ſich: die Stadt Lybein; 11 Märkte, als: Adlsberg, Alben, Brem, S. Johannis, Loitſch, Oberlaybach, Senoſetſch, Klan, Wipach, St. Veit, Prewald; die Karthauſe Freudenthal; und 4 Schlöſſer und Herrſchaften, als: Haasberg, Lueg, Neukoſtl, S. Serf.

Hiſterreich, oder der öſtreichiſche Antheil an Iſtrien, beſteht 1. aus der Grafſchaft Mitterburg, in welcher 5 Städte, als: Mitterburg, Biben, Galligniana, Berſchez, Laurana; 11 Märkte, als: Boglion, Krink, Paßberg, Lindar, Schwingk, Berno, Terviſo, Corridigo, Shumberg, Werdo, Kerſchan; und 3 Schlöſſer und Herrſchaften, als: Zepitſch, Belkay, Wachſenſtein, zu bemerken ſind. 2. Aus der Herrſchaft Caſtua, welche aber eigentlich in Liburnien liegt, und worin: Caſtua, eine Stadt; Volouska, ein Markt; S. Jacob am Meere, eine Auguſtinerabtey; Vapriniz, ein Schloß; und Moſcheniza, ein Markt, zu bemerken ſind.

Des Freyherrn von Valvaſor Ehre des Herzogthums Krain. Laybach, 1689, f. 4 Bände, mit vielen Karten und Kupferſtichen.

Bened. Franz Hermanns Reiſen durch Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, Italien, Tyrol, Salzburg und Bayern, im J. 1780, in Briefen an den Hrn. Hofr. v. S. in W. Erſtes Bändchen. Wien, 1781, 8. Zweytes, 1782. Drittes. 1783.

Die vornehmſten Flüſſe ſind: 1. die Sau, L. Savus, welcher ſchiffbare und ungemein ſchnelle Strom in Oberkrain bey dem Dorfe Ratſchach, zwiſchen Cranau und Weißenfels entſpringt, und viele und große Flüſſe mit ſich führt. Sie vermiſcht ſich bey Belgrad in Servien mit der Donau. 2. Die Laybach, entſteht in Innerkrain bey Oberlaybach, und fällt 1½ Meile unter der Stadt Laybach bey Oſterberg in die Sau. Sie iſt ſchiffbar und fiſchreich. 3. Die Gurk, entſteht bey Obergurk, und fließt in die Sau. 4. Der Kulp, oder die Kulpa, entſpringt in Mittelkrain, zwiſchen Koſtel und Fiume, und wird bey Siſſek in Kroatien von der Sau verſchlungen. Dieſer Fluß iſt von Fiume an ſchiffbar.

Unter den Landſeen, ſind der Feldeſſer- und der Wocheinerſee in Oberkrain, und der Cirknitzer- (Czirknitzer-) See, L. Lacus Circonienſis, in Mittelkrain, die vornehmſten. Letzterer hat viel Merkwürdiges; denn im Sommer läuft das Waſſer durch unterirdiſche Höhlen ab, worauf man alsdann fiſcht. Hernach wächſt Gras darin, welches man abmähet; ſodann wird der Boden gepflüget, und mit Hirſe beſäet; nach der Hirſeärnde wird allerley Wild darin gejaget. Dieſes geſchieht aber nicht alljährlich, indem das Waſſer bisweilen in drey und mehr Jahren nicht abläuft, da es hingegen ein andermal in einem Jahre 2 bis 3 mal, auch wohl im Winter, abläuft. Wenn der Ablauf im Sommer nicht zeitig genug erfolgt, ſo kann nichts geſäet werden; und wenn es zu bald wieder kömmt, ſo iſt die Saat verloren. Der Anlauf erfolgt bisweilen bey ſtarkem Donnerwetter, welches die Erde erſchüttert, ſo ſchnell, daß der See in 18 bis 24 Stunden wieder voll iſt, worauf ſich Waſſervögel in Menge einfinden.

An account from Dr. Edw. *Brown*, concerning an uncommon Lake, called the Zirchnitzer-Sea, in Carniola, ſt. im Philoſ. Tranſact. Vol. IV, for the year 1669, No. 54. S. 1083 — 1085.

Some Queries and anſwers, relating to an account, given in Numb. 54, by Dr. *Edw. Brown*, of a ſtrange Lake in Carniola, call'd the Zirchnitz-Sea: the Queries were made by a curious perſon in France: the anſwers given by the Author of the ſaid accompt, ſt. im IX B. derſ. a. d. J. 1674, No. 109, S. 194 — 197.

An extract of a Letter, written to the Royal Society out of Carniola, by *John Weichard Valvaſor*, being a full and accurate deſcription of the wonderful Lake of Zircknitz in that country, ſt. n. 1. K. T. in No. 191 der Phil. Tranſ. for Dec. 1687, S. 411 — 427.

Lacus Cirknicenſis, rariſſimi Carniolae cimelii, potiora phaenomena ex principiis phyſicis & mathematicis explanata, per *Jo. Weichardum Valvaſor*, ſt. in den Act. Erud. Lipſ. A. 1689, M. Dec. p. 634 — 644. n. 1. K. T.

Jo. *Zahn*, im II Th. ſeiner Speculae phyſ. math. hiſtorr. (Norimb. 1696, f.) Diſquiſ. I. S. 34, handelt de campo mirabili in Carniola, ſ. Lacu Zirknicenſi, admiratione omni digniſſimo.

Deſcription du Lac de Zirchnitz en Hongrie, ſt. im Nouvelliſte oecon. & litter. To. XXVIII. p. l. m. de Janv. F. & Mars 1759, (à la Haye, 1759. 8.) S. 50 — 53.

Von mir überſ. u. d. T. Beſchreibung des Czirknitzer Sees in Ungarn, im 13 St. des Neuen Hamb. Magaz. (1767, 8.) S. 56 — 64.

F. A. v. Steinberg gründliche Nachricht von dem im innern Krain liegenden Czirknitzer See. Gräz, 1761, 4.

Beſchreibung des Czirknitzer Sees im Herzogthum Krain, ſt. im 3 St. des 2 B. der vermiſchten Beyträge zur phyſikal. Erdbeſchreibung, (von Hrn. geh. Secr. Otto, Brandenb. 1776, 8.) S. 255 — 273.

Die 12 Blatt Kupferſtiche bey dem Phyſikaliſchen Almanach, a. d. J. 1786, Wien, ſtellen Höhlen am Czirknitzer See und Beſchäftigungen der Anwohner vor; nebſt einer Karte deſſelben Sees.

In Krain befinden ſich auch verſchiedene mineraliſche Quellen, oder Geſundbrunnen und Bäder. Nach Hrn. v. Crantz (*), ſind die Geſundbrunnen dieſes Herzogthumes in Wahrheit einem harten Schickſale ausgeſetzt; denn die Aerzte dieſes Landes geben ſich keine

(*) Heinr. Joh. v. Crantz Geſundbrunnen der öſterreichiſchen Monarchie, (Wien, 1777, gr. 4.) S. 107, fgg.

keine Mühe, dieſelben zu unterſuchen, und ſchicken auch niemand, der ſolches auf ſich nähme. Wenn man die zwey, die Hr. Pollini verſchaft hat, ausnimmt, ſind keine chemiſch unterſucht worden.

1. Alten Einödt, Geſundbrunnen in Krain. Mitten im Herzogthum Krain; zu Auersberg, Roſſek, Altenninödt, und an andern Orten mehr, trifft man die leuhafteſten und vortrefflichſten Brunnen an.

2. Bilichgratz, Brunnen in Krain. Nahe bey Bilichgratz iſt ein Brunnen, deſſen Waſſer in Augenkrankheiten nützlich seyn ſoll.

3. Freudenthal, Geſundbrunnen in Krain, nach den Verſuchen des Hrn. Prof. v. Cranz. Dieſes Waſſer quillt am Fuße des Berges, an welchem das Karthäuſerkloſter Freudenthal liegt, hervor, welches von der krainer Hauptſtadt Laybach 3 bis 4 Stunden entlegen iſt; es wurde Hrn. v. Cranz friſch und unverfälſcht von dem laybacher Practicus Hrn. Pollini zur Uunterſuchung überſchickt. Als man es ihm nach Wien überbrachte, war es zwar klar, doch etwas flockig. Dieſes Waſſer hatte keinen ſonderlichen Geſchmack; auf die letzt war es trocknend, im Verſuche nicht geiſtig. Nach den Verſuchen mit den Gegenmitteln, und nach der Abdampfung, welche aus 2 Pfund an fixen Theilen 6 Gran übrig ließ, befand man, daß dieſer Brunnen folgende Beſtandtheile hatte: 1) Reines lauteres Waſſer. 2) Wenig Kalkerde. 3) Ziemlich kräftige in dieſem Waſſer aufgelöſete Eiſentheile. 4) Sehr wenig Bitterſalz. Am Ende des Trippers, um die geſchwächten Theile zu ſtärken, hat Pollini dieſes Waſſer oft mit Nutzen gegeben. Eine weitläuftigere chemiſche Unterſuchung deſſelben, findet man in Dietl Diſſertation. Wien 1772.

4. In Innerkrain, bey Karſt und Poyſch, ſind viele Geſundbrunnen.

5. In Unterkrain iſt ein Wald, den man Keſſelwald nennt, in deſſen Mitte ein vortrefflicher Brunnen zu finden iſt.

6. In Unterkrain, bey Klingenfels, entſpringt ein warmes Bad aus einem Felſen, mit einer ergiebigen Quelle; es iſt aber nur mittelmäßig warm, und ſcheint daher mit einer kalten Ader vermiſcht zu ſeyn.

7. Bey Kroppa, befindet ſich ein Brunnen, welcher, bey dem Urſprunge getrunken, die Verſtopfungen der Eingeweide eröffnet, und laxieret, in einer kleinen Entfernung von dem Urſprunge aber ſeine Kraft verliert.

8. Unten am Berge Loybl iſt ein Brunnen von einem Bauer enedecket worden, in welchem D. Petermann Schwefel, Vitriol, Gold und Eiſen entdeckt haben will. Es beſitzt derſelbe eine gelinde abführende Kraft, und dient in Milz- und Leberverſtopfungen, oder hypochondriſchen Zufällen.

9. In Oberkrain bey Natoplitze, unweit Sagur, befindet ſich ein von den Einwohnern ſo genanntes warmes Bad, welches aber weder Gebäude, noch andere Einrichtungen, hat.

10. Bey dem Dorfe Novouzacka, unweit Galneck, entſpringt ein Brunnen aus einem Felſen, welcher in der von Gliederreiſſen zurück gelaſſenen Erſchlaffung heilſam iſt.

11. In Oberkrain, bey Krop, nahe an dem Dorfe Polſchiza, entſpringt ein warmes Bad, welches vormals häufig beſucht worden iſt.

12. Am Berge Roſcheck befinden ſich der Roſcheza Sauerbrunnen, welcher im Durchfall, in der ro-

then Ruhr, und den Gallſüchtigen im Fieber ſehr dienlich iſt.

13. In dem Jagnedetzer Walde, nahe bey Schäfenberg, wird der von den Einwohnern ſo genannte Brunnen Straveſtudenz, oder die Geſundbrunnquelle, mit großem Zulauf der Nachbarn häufig beſucht, die auch für ihre Kranken das Waſſer nach Hauſe mitnehmen.

14. In Oberkrain, in dem weldenſiſchen Gebiete, war das warme Bad bey Schalkendorf vor Zeiten ſehr berühmt. Es entſpringt in zwey Quellen am Fuße eines Hügels, unter freyem Himmel. Die zwey ziemlich ſtarken, ungefähr 8 Schritt von einander entfernten Adern fließen in einen Graben zuſammen, worein ſich die Kranken ſetzen. Dieſer Graben ergießt ſich in den nahe dabey gelegenen Teich. Dieſes Bad iſt beſonders in alten und garſtigen Geſchwüren, wie auch andern Ausſchlägen und Hautkrankheiten, dienlich.

15. In dem innern Krain iſt bey Hilzeneck, in einem Walde, der ſo genannte Brunnen Stergar, welcher im blutigen Durchbruch heilſam iſt.

16. In Unterkrain entſpringt das töplitzer warme Bad aus einer zweyfachen Quelle zwiſchen dem Gebirge, unweit der Stadt Neuſtadt, an den kroatiſchen Gränzen, wovon ich in einem beſondern Artikel ausführlicher handeln werde.

17. Der Utſchkabrunnen entſpringt auf dem Berge dieſes Namens, bey der fanatiſchen Landenge.

18. Das Wördelbad, zwiſchen Wördel and Weißkirchen.

Tob. Grubers Briefe hydographiſchen und phyſikaliſchen Inhalts aus Krain, an J. Edlen von Born. Wien, 1781, 8. 11 B. u. 29 Vign. u. 3 K. T.

Das Land iſt gröſtentheils gebirgig. Die Berge ſind theils bewohnt, theils unbewohnt; theils mit Wald bewach=

bewachſen, theils bloß. Viele ſind auf ihrem Gipfel beſtändig mit Schnee bedeckt. Oberkrain iſt allenthalben mit ſolchen Schneebergen beſetzt. Die Bauern bedienen ſich im Winter, wenn der Schnee hoch liegt theils kleiner Körbe, welche ſie unter die Füße binden, theils ſolcher langen, aber dünnen und ſchmalen Breter, wie die Lappländer, auf welchen ſie, mit Hülfe eines ſtarken Steckens, von den Bergen in größter Geſchwindigkeit herab fahren. Wenn der Schnee gefroren iſt, binden ſie Fußeiſen an die Füße. Die merkwürdigſten Gebirge ſind: in Oberkrain, der Terglon, der Kalenberg, und der Loibel oder Löbel; in Unterkrain, der Kumberg; in Innerkrain, der Karſt, und der Birnbaumerwald. Der Terglon oder Terglao, iſt der höchſte Berg im Lande, und 1549 pariſ. Lachter über das Seeniveau erhaben (*). Der Kalenberg, an der Sau, bey dem Schloſſe Ruzing, iſt als das Ende des Montis Cetii anzuſehen. Der Loibel oder Löbel, bey den Krainern Lubel, iſt ein hoher, felſiger und ſteiler Berg, auf welchen ſich der Fahrweg ſchlangenweiſe eine Meile weit hinein ſchlingt. Nach Valvaſor's Beſchreibung iſt oben, wo dieſer Berg hat nicht gebahnt werden können, durch denſelben ein Gang gehauen, der ungefähr 150 geometr. Schritte lang, 12 Werkſchuh hoch, und 9 breit, iſt. Dieſer unterirdiſche Gang aber iſt jetzt nicht mehr, ſondern die ſchöne breite Straße, welche unter Karl VI. angelegt wurde, führt ſchlangenweiſe über den Berg, auf deſſen äuſſerſten Spitze ſich Kärnthen von Krain ſcheidet. In Unterkrain iſt der Kumberg der höchſte. Mittelkrain iſt überall bergig, und gleichſam eine Kette an einander hängender Hügel. Im innern Krain iſt der Karſt (Caruſadius), auf welchem man nichts als

(*) Phyſikaliſche-politiſche Reiſe, von Hacquet, Th. 1, S. 67.

als Steine, ohne Gewächſe, erblickt, und vornämlich der Birnbaumerwald (in alten Zeiten ſchlechten Pyrn oder Byrn, d. i. Berg, auf krainiſch Hruſheza (*), welcher vor Alters bald Alpes iuliae, bald Alpes carnicae, geheißen hat. Es iſt ein hohes und waldiges Gebirge, welches ſich vom Urſprunge der Sau an, durch ganz Krain, weit in das türkiſche Gebieth hinein, erſtreckt, und an den ſchmahleſten Stellen doch 3 Meilen Breite hat. Es hat zwar einen ganz ſteinigen Boden, man ſieht aber doch auf demſelben die höchſten Bäume empor ſteigen. Der hohe Berg Nanas liegt zwiſchen Wipach und S. Veit.

Im Innern ſind dieſe Gebürge wegen der vielen Grotten und Höhlen ſehr merkwürdig. Aus dieſen Berghöhlen hat man in ältern Zeiten viel größere Wunderdinge gemacht. Inſonderheit iſt in Innerkrain die adelsberger Grotte wegen ihrer vielen und ſchönen Tropfſteinfiguren berühmt. Mangab gab ſie ehemals auf 2 deutſche Meilen in der Tiefe an, da ſie doch aufs höchſte nur ein Paar hundert Schritt haben ſoll. Man ſieht hier mancherley ſeltſame Figuren, als: natürliche ſteinerne Schaubühnen, ſteinerne Brücken ꝛc. Nahe bey dem Eingange der Höhle fällt der Fluß Poig, welcher eine Meile davon aus einem Berge kommt, in ein Felſenloch, und fließt unter der Höhle weg. Die Höhle S. Maria Magdalena, welche ½ Stunde von Adelsberg liegt, iſt ungemein ſchön; man meint, man gienge in dem verfallenen Mauerwerke eines alten prächtigen Pallaſtes herum, von welchem noch die theils unbeſchädigten, theils abgebrochenen Pfeiler und Säulen in

(*) Von dem krainiſchen Hruſhka, ein Birnbaum. Man hat nämlich das alte galliſche Pyrn, ein Berg, welches ſchon in dem hieroſolymitaniſchen Itinerario auf dieſem Gebirge unter dem Namen ad Pirum vorkommt, mit der Benennung eines Birnbaumes verwechſelt, und dieſen Begriff auch in das Krainiſche übergetragen.

in die Augen fallen. Bey Lueg iſt auch eine merkwürdige Grotte, welche 1 Meile lang iſt, viele angenehme Gegenden, und mancherley Figuren von Tropfſtein, enthält. Bey S. Serf, iſt gleichfalls eine ſehenswürdige Grotte.

Die Luft iſt, die Gegenden bey Laybach ausgenommen, im ganzen Lande geſund, und die Witterung ſo beſchaffen, daß ſie aller Fruchtbarkeit und allem Wachsthume ſehr beförderlich iſt, daher dieſes Land keinem an Naturgaben weicht. Der Boden von Krain iſt zwar an eingen Orten ſteinig, an andern aber deſto geſegneter. Die Gegenden am Sauſtrohm, und um Laybach, haben den beſten Getreideboden. In Oberkrain hat der Landmann Eigenthum, daher iſt auch dort der Ackerbau ſehr gut. In Unterkrain findet ſich gerade das Gegentheil, daher dort die ſchönſten und fruchtbarſten Gegenden in Vergleichung nur ſchlecht bebauet ſind. In ganz Oberkrain iſt der Boden ſo vortrefflich, daß man gemeiniglich des Jahrs zweymal ärndet; und wenn man den Rocken, Weizen und die Gerſte eingeſammelt hat, ſo beſäet man den Acker mit Heidekorn (welches die Einwohner Haden nennen,) und welches, nebſt andern Hülſen- und Feldfrüchten, als: Erbſen, Linſen, Bohnen, Hirſe, Hanf und Flachs, vortrefflich geräth. Allerley Gartengewächs und Obſt, wächſt in Krain, wegen des milden Klima, und weil der Winter ſehr gelinde iſt, nicht nur in großer Menge, ſondern auch von ungemeiner Güte. Inſonderheit kömmt das krainiſche Obſt dem italiäniſchen völlig bey, vornämlich in Innerkrain, um die Gegend von Wippach. In der Herrſchaft Waagensberg in Unterkrain, wachſen überaus ſchöne Kirſchen. In der Ebene bey S. Veit am Flaum, wachſen vortreffliche Feigen. An Mandeln, Pomeranzen, Limonien und Citronen, iſt in Krain kein Mangel. Von Haſelnüſſen und Kaſtanien

giebt es daſelbſt ganze Wälder, und beide Früchte ſind überaus groß und dick. Nächſt dem muß man auch die in Krain in Menge wachſenden Olivenbäume, und das daher häufig daſelbſt zu habende Baumöhl nicht vergeſſen. Der Weinbau iſt ebenfalls ganz vortrefflich, wie denn Krain, nebſt Ungarn, Italien, Oeſtreich und Tyrol, eines der beſten Weinländer iſt, und man ohne Vergrößerung ſagen kann, daß zu Krainburg in Oberkrain mehr Wein, als Waſſer, iſt. Inſonderheit ſind die um Trieſte herum wachſenden Weine: Vino del Re, Vino di Santi Martiri, der Proſechnerwein oder der Rainfall, welcher letztere ſchwarz und dick iſt, aber einen ſehr angenehmen Geſchmack hat, und gar nicht in den Kopf ſteigt; ingleichen der um S. Veit am Flaum, vornämlich aber um Wippach im Krainiſchen, wie auch am adriatiſchen Meere wachſende Wein, welcher ebenfalls wie der Rainfall ausſieht und ſchmeckt, und denen, die ihn trinken, den Hunger ſtillt, vor andern ſehr berühmt und beliebt. Auf den krainiſchen Gebirgen, inſonderheit um Trieſte und St. Veit am Flaum, wachſen hiernächſt viele herrliche Arzeneykräuter, vornämlich Salbey, wie den auch in Krain, hauptſächlich auf dem Karſt, der wohlriechende Rosmarin in Menge angetroffen wird. An ſchönen Holzungen hat Krain ebenfalls keinen Mangel; vornämlich iſt es reich an Aeſchen, Föhren, Büchen und Erlen; man trifft auch vortreffliche Fichten- Tannen- und Birkengehölze daſelbſt an.

Jo. Ant. Scopoli Flora Carniolica, exhibens plantas Carniolae indigenas, diſtributas in claſſes naturales. Vienn. 1760. gr. 8. 607 S.

Ob die gemeinſchaftlichen Huthweiden in dem Herzogthum Krain nützlich oder ſchädlich ſind? Wie ſolche im erſten Fall am leichteſten und eheſten abgeſtellt, im zweyten Falle aber dem Lande überhaupt, und dem gegenwärtigen Beſitzer ſelbſt, in Zukunft nützlicher und fruchtbarer gemacht werden könnten? ſt. in Jo. Fr. Mayers Fortſetz. der Beytr.

und Abhandl. zur Aufnahme der Land- und Hauswirthſchaft, (Frf. M. 1770, 8.) S. 55—90.

Plantae alpinae carniolicae. Collegit & deſcripſit *Balthaſar Hacquet* Vienn. 1782. gr. 4. 2 B. n. 5. K. T.

Die Viehzucht iſt ſtark und ſchön. Das Rindvieh an den Orten zwiſchen Trieſt und S. Veit am Flaum, iſt zwar klein, wie es an den meiſten gebirgigen Orten zu ſeyn pflegt, doch ſtark und nutzbar; und an andern Orten in Krain giebt es ſchöne große Kühe, daher es auch an Milchwerk, Butter und Käſe nicht mangelt. An Schafviehe, wie auch an Ziegen, fehlt es gleichfalls nicht, und iſt inſonderheit das Fleiſch der Schafe und Ziegen, die auf dem Gebirge um S. Veit an Flanm herum weiden, von überaus gutem Geſchmack, welches von dem Genuſſe der daſelbſt häufig wachſenden wilden Salbey herrührt. Es werden auch daſelbſt anſehnliche Stutereyen gehäget, und inſonderheit im öſtreichiſchen Iſtrien am Karſt die beſten Pferde gezogen; desgleichen ſind zu Preſtari und Leipiza, gegen Trieſte zu, ſehr gute, den Erzherzogen gehörige Stutereyen, worin auch viele neapolitaniſche Pferde gehalten werden. Die fürſtlich Auersbergiſchen Stutereyen zu Pöland und Sonneck, ſind ebenfalls anſehnlich. Da dieſes Land nicht allein mit andern, reichlich mit Waldung verſehenen Ländern gränzt, ſondern auch ſelbſt viele Waldungen hat, ſo fehlt es daher nicht an Wildbret, inſonderheit Schwarz- und Rothwildbret. Vorzüglich iſt die Herrſchaft Reuttenburg wegen ihrer Waldungen, welche voll Schwarz- und Rothwildbret ſind, bekannt; desgleichen die Herrſchaft Haasberg in Innerkrain, wo es ſehr viele Haſen, wilde Schweine und ungemein große Hirſche giebt, wie denn überhaupt im Herzogthume Krain das Schwarz- und Rothwildbret viel größer als in andern Ländern, ausfällt. Der wilden Steinböcke, wilden Ziegen und Gemſen, giebt es auf den ſteilen Bergen und Felſen genug. Bären, Luchſe, wilde Katzen,

Steinmarder, deren Felle beynahe ſo vortrefflich, als der Zobel ihre, ſind; Füchſe, und dergleichen uneßbare wilde Thiere, ſind auch nicht ſelten. Vor andern aber findet ſich in dieſem Herzogthume die Bilch-Maus, oder große Haſelmaus; ſ. im XXII Th. S. 197, f. Das Federvieh, ſowohl wildes als zahmes, wird im großem Ueberfluſſe daſelbſt angetroffen. Ferner giebt es viele Bienen daſelbſt, daher denn auch Krain an Honig einen Ueberfluß hat, woraus im Lande ein vortrefflicher Meth geſotten wird; auch delicate Pfefferkuchen gebacken werden. Endlich muß ich auch nach einiger Inſecten gedenken, welche in dieſem Lande beſonders anmerkungswerth ſind. So giebt es z. B. viele Purpurſchnecken in Krain, welche man in den Ritzen der Felſen findet. In Innerkrain trifft man in den Steinfelſen ſchwarze lebendige Schnecken an, welche ſich in den von einander geſchlagenen Steinſtücken befinden, ſo groß wie eine Fauſt ſind, und von den Einwohnern für delicat zu eſſen gehalten werden. In vielen Gegenden dieſes Herzogthumes, inſonderheit in Oberkrain, giebt es auch viel Schlangen und Scorpionen, welche letztere gefangen, und auswärts geſchaffet werden.

Jo. *Ant. Scopoli* Entomologia Carniolica, exhibens inſecta Carniolae indigena, & diſtributa in ordines, genera, ſpecies, varietates, methodo Linnæana, Vienn. 1763. 8. 1 A. 4 B.

Die dortigen Teiche ſind mit allen Arten von Fiſchen beſetzt; ja, die vielen Seen und Flüſſe enthalten eine ungeheure Anzahl Fiſche. Auſſer denen Fiſchen, welche der See von Trieſte und S. Veit am Flaum in Menge liefert, und die ſehr gut und wohlſchmeckend ſind, hägt der Fluß Ftumara oder Reka, welcher ganz nahe an der Stadt S. Veit am Flaum vorbey fließt, überaus ſchöne Lachsforellen. In dem Meerbuſen von Carnero oder Quarner, befindet ſich auch ein groſſer Segen von Fiſchen, unter andern auch der Gatto.

In

In dem Hafen bey Buccari, und auch bey Porto Re, fängt man eine Gattung von Fiſchen, Tonina genannt, welche man für ſehr köſtlich an Geſchmack hält, und die öſters 5 bis 6 F. lang ſind. In dem Czirknitzerſee fängt man Hechte, Forellen, Aale, Aeſchen, Schleihe, Karpfen, Barſche ꝛc. In dem kleinen Fluſſe Ibrizza bey dem Queckſilberbergwerke zu Idria, halten ſich ebenfalls viele Fiſche auf, worunter die ſchönſten Forellen ſich befinden, die nicht das geringſte vom ihrem guten Geſchmacke verlieren, obgleich ihr Element auf lauter Queckſilbergrunde fließt. Das Fiſchwerk in dem Fluſſe Laybach und Gurk, iſt ebenfalls beträchtlich. Unter andern giebt es in dem Fluſſe Gurk viele große Krebſe. Zu Thurm, in Unterkrain, iſt, nebſt einem Forellenteiche, auch ein vortrefflicher Schildkrötenteich anzutreffen.

Das Mineralreich iſt nicht minder fruchtbar; denn, ob es gleich keine Gold- und Silberbergwerke daſelbſt giebt, ſo ſind dagegen andere nützliche und ſehr ergiebige Bergwerke vorhanden. Am einträglichſten iſt das Queckſilberbergwerk zu Idria, von welchem ich an ſeinem Orte handeln werde. Nächſt dieſem ſind die Stahl- und Eiſenbergwerke ein großer Schatz dieſes Landes. In dem S. Mörtnerboden, nahe bey Slatnick zu Mölpach, wird auch Bley gegraben und geſchmolzen. Auſſer dieſen Metallen hägt Krain noch ſehr viele andere Mineralien und Bergarten, als: Alaun, Vitriol, Spießglanz, Laſur und Zinnober, Federweiß, Gyps ꝛc. Beſonders aber trifft man daſelbſt Bolus, in großer Quantität und von beſonderer Güte an. Bey dem Dorfe Straholm, in dem Walde Jaſblasnick, findet auch ſich Drachenblut. An Edelſteinen von allerley Gattungen giebt es in Krain eine beträchtliche Menge. So trifft man in der Grafſchaft Auersberg recht ausgewachſenen Kryſtall in großer Menge, desgleichen auf dem Berge Slivenza, über

dem Czirknitzerſee, viele, doch nur ganz kleine, Kryſtalle, und inſonderheit zu Laybach eine ſtarke Kryſtallader an, in der auch ſchöne Hyacinthe brechen. Unter dem Lilienberge findet man Achate, und bey Strobelhof Jaspiß. Marmor kann dieſes Herzogthum ſowohl in großer Menge, als auch von beſonderer Schönheit, aufweiſen. So findet ſich z. B. in der Herrſchaft Ainödd, über dem Gurkfluſſe, ein ſchwarzer Marmor, der zwar ſehr zart und ſubtil, doch überaus hart und zur ſchönſten Polirung geſchickt iſt. Bey Dobraule, in der Herrſchaft Tybein, bricht man in großen Stücken einen ſchwarzen weiß geſtreiften Marmor, welcher ſtark nach Venedig verkauft wird. Nicht weit von Laybach, hat man noch eine dritte Art ſchwarzen Marmor, mit großen und kleinen weißen Adern, welcher zu Tiſchen, Geſimſen, Altären ꝛc. verbraucht wird. Eben in dieſer Gegend von Laybach wächſt auch ein grauer Marmor, von dreyerley Art, als: aſchfarbig und weiß geädert, grau und weiß getüpfelt, und dann mit kurzen und langen, wie zerſpaltenen Strichen. Zu Wagensberg findet man Marmor, welcher ſchwarz iſt und hochgelbe Flecken hat; ferner mit gelben Streifen und Adern durch den ſchwarzen Grund; imgleichen grauen Marmor mit gelben Tüpfeln. Vor andern aber iſt diejenige Art des Marmors ſchön, welche man zwiſchen den Schlöſſern Wildeneck, Tuffſtein und Lichteneck, bricht; er iſt aſchgrau, mit zarten rothen Adern, welche durch die Politur ungemein ſchön fallen. Den ſchönſten weiſſen Marmor findet man in der Grafſchaft Auersberg. Unter dem Schloſſe Sauenſtein, auch zu Tribelero, zwiſchen Laybach und S. Märten auf dem Gebirge, bricht ein rother Marmor, welcher hochroth, bleichroth und durch einander geſprenkelt iſt. Zu Aisling fällt ein ſchöner bunter Marmor mit braunen, grauen, gelben, ſchwarzen und andern Flecken, woraus man ſchöne Statüen verfertigt. Beſonders giebt es in Krain

eine

eine Menge Adlerſteine, wovon einige ziemlich groß ſind, und eben die Kraft und Wirkung, als die neapolitaniſchen, haben ſollen. Auf dem Berge zwiſchen Laybach und Grünhof, findet man auch Blutſteine, welche aber nicht ſonderlich hart ſind. Endlich findet man auch in Krain, als einem gebirgigen Lande, überaus viele Verſteinerungen. Der hier befindlichen Geſundbrunnen und Bäder, iſt bereits oben S. 619, fgg. Erwähnung geſchehen.

Oryctographia Carniolica, oder phyſikaliſche Erdbeſchreibung des Herzogthums Krain, Iſtrien, und zum Theil der benachbarten Länder. (Von Hacquet.) Erſter Theil, Lpz. 1778. gr. 4. 162 S. nebſt einer Karte von Krain, Titelkupf. und 3 Vign. Zweyter Theil, 1781. 1 A. 4 B. Dritter Theil, 1784. 1 A. vierter und letzter Theil 1789.

Einige Manufacturen und Fabriken hat das Land jetzt ſchon von Beträchtlichkeit, die Induſtrie iſt aber in Oberkrain und einem Theile von Innerkrain ſtärker, als in Unterkrain. Die wichtigſten ſind die Leinwandmanufacturen; es wird im ganzen Lande ſehr ſtark in Leinwand und Spitzen gearbeitet. Faſt jeder Landmann iſt Weber, und jede Frauensperſon ſpinnt, oder verfertigt Spitzen; doch ſind die letztern mehrentheil nur grob. Es wird auch viel feine ſchmale Leinwand, eine Art Schleyer, gemacht. Die Ausfuhre von allen dieſen iſt beträchtlich, und bringt jährlich gegen 400,000 Gulden. Der ſtärkſte Abſatz iſt nach Italien, vornämlich Sinigaglia. Holzwaaren, als: Küchengeräth, Spielzeug, u. d. gl. Strohwaaren, pferdehaarene Siebe, u. d. gl. machen ein beträchtliches Gewerbe aus, welches theils in den öſtreichiſchen Ländern, theils in Italien großen Abſatz hat. Töpferwaaren, werden ungemein viel gemacht und ausgeführt. Nur eine einzige Glashütte iſt bis jetzt im Lande. Die Eiſenhämmer ſind ſehr wichtig, und liefern an Draht, Nägeln, Stab- und Stangereiſen,

eiſen, Schienen und Stahl, jährlich über 24,000 Ctn. davon das meiſte, vorzüglich nach Italien ausgeführt wird. Es werden auch Sicheln und Senſen gemacht. Eigentliche Tuchmanufacturen ſind nur in Laybach, welche grobe Tücher zum inländiſchen Gebrauch liefern. Wollene Strümpfe, Zeuge, u. d. gl. werden ſehr viele gemacht, inſonderheit in Weichſelburg, Neumarktl, u. ſ. f. Im J. 1770. zählte man im ganzen Lande doch nur überhaupt 672 Weberſtühle von aller Art, und 56 Eiſenhämmer. Indeſſen macht ſich der Landmann faſt alles Benöthigte ſelbſt. Die Ledermanufacturen ſind ſehr beträchtlich, vornämlich in Laybach, Neumarktl, Weichſelburg und Asling, wo ſich zuſammen bey 1700 Menſchen damit beſchäftigen. Das hieſige Corduan- und ſämiſche Leder iſt ſehr berühmt. Seiden und Baumwollen- nebſt vielen andern Manufacturen, fehlen noch ganz, doch kann die Induſtrie der Oberkrainer insbeſondre bey gehöriger Aufmunterung, Leitung und Unterricht, noch in der Folge ſehr wichtig werden, da jetzt Religionsduldung auch hier dem Bergbewohner Muth und dem Ausländer Neigung, ſich unter ihm niederzulaſſen, macht.

Von den Induſtrialgewerben, welche ſich mit der Landwirthſchaft am beſten vertragen, zumal in Krain, von K. von Zahlheim. Wien, 1775. 8. 3 B.

Die große Bevölkerung des Landes bey den ungeheuern Gebirgen, zeugt immer von leichtem Fortkommen; aber die Einwohner ſelbſt, die aus mancherley Miſchungen beſtehen, ſind zum Theil noch zu ungebildet, und daher abſchreckend. Sie ſind eigentlich ſlaviſchen Urſprunges. Sie ſind theils eigentliche oder rechte Krainer, theils Gottſcheer, theils Walachen, theils Krabaten oder Chrobaten, theils Wipacher, theils Karſtner, theils Tſchitſchen, theils Poyker, theil Fiumer, oder Dalmatiner und Liburnier, theils Hiſterreicher.

In

In Ober- und Unterkrain ſind eigentliche Krainer, ein hartes Volk, welches rauher Witterung, ſchwerer Arbeit und anhaltender Anſtrengung gewohnt iſt. Ehemals waren ſie insgeſammt Samer eigentlich Saumer, oder Saumroßführer; ſeitdem man aber überall fahrbare Straſſen angelegt hat, werden die Waaren nicht mehr zu Pferde, ſondern auf der Axe, befördert. Saumroßführer ſind alſo ſelten geworden. Ehemals wurde bey Weißenfels lauter Deutſch, und zu Bitina oder Feuchting eine aus der deutſchen und ſlavoniſchen vermiſchte Sprache geredet. Aber jetzt wird zu Weißenfels, an der Gränze Kärnthens, nur ſehr wenig deutſch geſprochen, und zu Bitino, einem Dorfe unweit der Herrſchaft Lak, welche Otto II. im J. 973, an Abraham, Biſchof von Freiſingen, ſchenkte, ſind von der deutſchen Sprache nur noch die Familiennamen der meiſten Einwohner übrig. Vielleicht ſind ſie Abkömmlinge einer bayeriſchen Colonie, welche einmal ein Freiſingiſcher Biſchof hieher geſandt haben mag. Aber nun ſind ſie, der Sprache, den Sitten und der Kleidung nach, ganz Slaven.

In Mittelkrain, ſind vielerley Einwohner, die in der Sprache, Kleidung und Lebensart, ganz von einander abgehen. Die Einwohner um Gottſchee, Pöland ꝛc. heißen Gottſcheer, eigentlich Hotſchevarie, oder Chotſchevarie. Mitten in einem ſlaviſchen Lande, von allen Seiten mit Slaven umgeben, bewohnen ſie eine unfruchtbare Gegend zwiſchen rauhen Gebirgen, und unterſcheiden ſich durch Sprache, Kleidung und Sitten, von allen Eingebornen des Landes. Ihre Sprache iſt ein alter, verdorbener, unverſtändlicher, deutſcher Dialekt; denn da ſie von ihren deutſchen Brüdern abgeſchnitten ſind, ſo konnten ſie an der Cultur ihrer Sprache nicht Theil nehmen. Ihre Kleidung iſt faſt jene der angränzenden Kroaten; nur hat ſie nicht das kriegeriſche Anſehen. Valvaſor, im II Th. 6 B.

S. 300, und Hacquet, in ſeiner Oryct. Carn. 3 Th. haben getreue Abbildungen davon geliefert. Sie ſind übrigens fleiſsig, friedfertieg, gehorſam aus Gefühl ihrer Schwäche, und aus Religion, miſstrauiſch gegen die Krainer, mit denen ſie ſich nicht leicht in Heuraths-verbindungen einlaſſen. Wahrſcheinlich ſind ſie durch Grafen v. Ortenburg, welche einſt Herren von dieſem Bezirke waren, aus irgend einem deutſchen Lande hieher verpflanzt worden.

Zwiſchen Rudolphswerth und Möttling, wohnen Walachen, oder, wie ſie ſich ſelbſt nennen, Vlachen, welche im 15 Jahrh. aus dem türkiſchen Gebiethe entflohen, und ſich in Krain niederlieſſen, daher ſie auf krainiſch Uskoki, d. h. Ueberläufer, genannt werden. Ihr ſteiniger Boden nöthigt ſie, mit allerley Kramwaaren, Früchten, u. d. gl. in andern Ländern umher zu ziehen. Eigentlich können ſie unter die Einwohner Krains nicht gerechnet werden, weil die Gegend, wo ſie wohnen, ſchon in Kroatien liegt.

An den Kulpfluſſe, bey Möttling, Freyenthurn, Weiniz, Tſchernembl ꝛc. wohnen Krabaten, eigentlich, Her- oder Chervaten, deren Sprache die rechte kroatiſche und von der krainiſchen etwas unterſchieden iſt. Sie beſitzen gutes Ackerfeld zur Viehweide, und das beſte Weingebirge. Die übrigen Einwohner ſind rechte Krainer, und in der Kleidung und Sprache den Unterkrainern gleich.

In Innerkrain ſind: Wipacher (Vipauge,) um Wipach, Leytenberg und S. Veit herum, welche von den Krainern merklich unterſchieden ſind; Karſtner (Krashauze,) welche auf dem Karſt wohnen, das Krainiſche grob reden, und eine beſondere Kleidung tragen; Tſchitſchen, welche zwiſchen Neuhaus und S. Serf wohnen, und den Karſtnern in der Kleidung gar nahe kommen, aber eine beſondere Sprache reden; und Poyker (Piuzchene,) welche bey Klan, Jablaniz und

in

in da[illegible]ger Gegend an der Poyk wohnen, und in der Kleidung und Sprache von allen Anwohnenden etwas haben.

In dem hiſterreichiſchen Theile, ſind zweyerley Einwohner, nämlich 1) Fiumer oder Dalmatiner, und Liburnier, welche dalmatiſch ſprechen; und 2) die eigentlichen Hiſterreicher, welche theils die gemeine hiſterreichiſche oder dalmatiſche Sprache, theils ſchlechtes Italiäniſch, reden.

Der Handel der Einwohner beſteht gröſtentheils in den oben erwähnten Natur- und Kunſtproducten ihres Landes, inſonderheit in ihren Feld- und Gartenfrüchten, als: Getreide, Flachs, Hanf, Mandeln, Feigen, Pomeranzen, Citronen und Limonien; ferner in Haſelnüſſen, die unter dem Namen der italiäniſchen oder wälſchen Haſelnüſſe weit und breit verführt werden; in Kaſtanien, die unter dem Namen der Maronen häufig verſendet werden; in Baumöhl; Weinen, welche man gemeiniglich für italiäniſche Weine auszugeben, die unterkrainiſchen Weine aber insbeſondre Marchweine zu nennen, und alle dieſe Waaren weit in das römiſche Reich hinein, vornämlich aber nach Wien, Gräz, Salzburg, Görz, und andern Orten mehr, zu verführen pflegt; ferner in Ochſen, und anderm eßbaren zahmen und wilden Viehe, Geflügeln und Fiſchen, welche inſonderheit ſtark nach Venedig gebracht und daſelbſt theuer verkauft werden, vornehmlich die Fiſche aus dem See von Trieſte und S. Veit am Flaum, desgleichen die Toninen, Forellen und Krebſe, imgleichen die Wolle, die weit außer Landes verführt wird; und Schafkäſen, die ſo gut und delicat ſind, daß ſie in Deutſchland oft für Parmeſankäſe verkauft werden; in Pferden, die weit und breit, inſonderheit nach Italien, verführt und verkauft werden; in Pelzwerk, ſonderlich in den oben erwähnten Bilchfellen, welche ebenfalls weit verſendet werden; in Honig, welcher häufig nach Salzburg

burg gebracht wird; in Vipern und Scorpionen, die nach Holland, England, Frankreich und Deutſchland gebracht werden, von welchen ſodann in den Apotheken das Oehl bereitet wird; in Queckſilber, welches ſonderlich nach Deutſchland, Ungarn, Holland und andern Ländern geht; in Stahl, Eiſen (*), Marmor, und daraus verfertigten Sachen, welche ebenfalls weit und breit verführt werden; in Leinwand, welche ſtark nach Wien, Gräz, Görz, Salzburg und Italien, geht; in einem gewiſſen wollenen Zeuge, welcher Maslan (**) genannt, faſt in allen oberkrainiſchen Dörfern in groſſer Menge gewirkt, und in verſchiedene Länder geführt wird; endlich in den Siebböden, und dem rothen und ſchwarzen Corduan, mit welchem weit in das römiſche Reich hinein gehandelt wird. Alles dieſes wird theils auf der Axe, theils zu Schiffe auf der Sau oder auf der Laybach, verführt.

Was die ausländiſchen Waaren anbelangt, die nach Krain gebracht werden, ſo iſt jetzt in Krain, wie in allen öſtreichiſchen Landen, deren Einfuhre, inſonderheit der auswärtigen Manufacturwaaren, um die inländiſchen Manufacturen in die Höhe zu bringen, ſehr eingeſchränkt, und beſonders die Einfuhre aller Galanteriewaaren; imgleichen der ausländiſchen Stoffe und Zeuge, die Tücher ausgenommen, verbothen.

Der kaiſerl. königl. ökonomiſchen Geſellſchaft in Krain, wird an ſeinem Orte Erwähnung geſchehen.

Von den in Krain üblichen Münzen, Maßen und Gewichten, und andern den Handel betreffenden Dingen, werde ich im Art. Oeſtreich handeln.

In

(*) Die Ausfuhre der Eiſenwaaren kann beynahe auf 150,000 Fl. gerechnet werden, worunter die Nägel allein 70,000 Fl. betragen.

(**) Nicht Meſalän, wie ihn Hr. Büſching nennt; auch nicht Mäsalan, wie ihn Ludovici nennt. S. Journ. von und für Deutſchl. 10 St. v. J. 1788. S. 323.

In Krain ſind vier Landſtände, nämlich: 1. der geiſtliche, dahin die Biſchöfe von Laybach, von Freyſingen, von Brixen, von Trieſt, und von Biben, der Comthur zu Laybach, der Dompropſt daſelbſt, der Propſt zu Rudolphswerth, die Prälaten von Sitich, von Landſtraß und von Freudenthal, der Domdechant zu Laybach und ſechs Chorherren daſelbſt, gehören. 2. Der Herrenſtand, welchen die Fürſten, Grafen und Freyherren ausmachen. 3. Der Ritterſtand, dahin die Ritter- oder Landleute gehören. 4. Die landesfürſtlichen Städte. Wer auf dem Landtage erſcheinen will, muß vorher ein Landmann werden, oder die Landmannſchaft annehmen, auch ſolche bey den löblichen Landſtänden ſuchen, und auf dem Landtage erlangen.

Die chriſtliche Lehre iſt hier von der zweyten Hälfte des 8ten Jahrh. an, nach und nach angenommen worden. Die lutheriſche Lehre erhielt im 16ten Jahrh. vielen Beyfall; **Matthäus Klobner**, Secretär der löbl. Landſchaft in Krain, bekannte ſie zuerſt öffentlich, und der laybachiſche Domherr **Primus Truber** predigte ſie das erſtemal im J. 1544; ſie iſt aber wieder ausgerottet worden, und alle Einwohner bekennen ſich nun zur römiſch-katholiſchen Kirche, die Walachen oder Uskoken ausgenommen, welche der griechiſchen Kirche zugethan ſind, und ſich Staroverzi, d. i. Altgläubige, nennen.

In Krain waren ehemals drey Bisthümer: das Bisthum zu Laybach, worunter eine Anzahl Pfarren in Krain, 21 Pfarren in Steyermark, und 16 Pfarren in Kärnthen gehörten; das Bisthum zu Biben, worunter 2 Städte und 11 Dörfer, überhaupt 14 Pfarren, gehörten; und das Bisthum zu Trieſt. Man zählte überhaupt 24 Klöſter, 4 Comthureyen, und 134 Pfarren. Joſeph II. gab in ſeinen wenigen Herſcherjahren der hierarchiſchen Verfaſſung in Krain eine

eine neue Geſtalt. Die Biſthümer Biben und Trieſt wurden aufgehoben, das erſtere mit jenem zu Zeng und Modrus in Dálmatien vereinigt, das letztere aber nach Gradiska in der Grafſchaft Görz übertragen. Das Biſthum Laybach wurde, kraft päbſtlicher Bulle vom 8 März, und mit Placito regio v. 8 Apr. 1788. zum Erzbiſthum erhoben; das Erzbiſthum Görz, deſſen Sprengel ſich über einen großen Theil Krains, Kärnthens und der Steyermark, bis an die Drave, erſtreckte, vernichtet, der krainiſche und ſteyermärkiſche aber den Biſthümern Gurk und Lavant unterworfen. Mehr als die Hälfte der Klöſter wurden aufgehoben; mehr als hundert neue Pfarren und Local-Capellaneyen errichtet.

Die Landerbämter in Krain und in der Windiſchen Mark, werden von folgenden Häuſern verwaltet. Das Erblandhofmeiſteramt, von den Grafen **von Thurn**; das oberſte Erblandkämmereramt und das Erblandmarſchallamt von dem gräfl. **Auersbergiſchen** Hauſe; das Erblandſtallmeiſteramt, von den Fürſten **von Lamberg**; das Erblandmundſchenkenamt, von den Grafen **v. Kobenzl**; das Erblandtruchſeſſenamt, von den Freyherren **v. Hohenwart**; das Erblandjägermeiſteramt, von dem Grafen **v. Gallenberg**; das Erblandſilberkämmereramt, von den Grafen **Kaztaner v. Katzenſtein**; Erblandſtäbelmeiſteramt, von den Freyherren **v. Eck**; das Erblandvorſchneideramt, von den Grafen **Sauer v. Aukenſtein**; und das Erblandfalkenmeiſteramt, von den Grafen **v. Lanthieri**. Das Erblandküchenmeiſteramt verliehe der Kaiſer, im Jahr 1786. dem älteſten aus der freyherrlichen Familie **v. Wolkensberg**.

Der Landeshauptmann, welcher das Land regiert, hat ſeinen Sitz zu Laybach, und auf dem daſigen Schloſſe einen Burggrafen. In ſeiner Abweſenheit ver-

vertrat ehemals der Landesverweſer (Praetor provinciae) ſeine Stelle im Landgerichte; es wurde auch oftmals noch ein anderer Vice-Landeshauptmann unter dem Titel eines Landesverwalters beſtellt, welcher auch die Stelle des Landeshauptmannes verſahe, wenn dieſer nicht an dem gewöhnlichen Orte wohnte. Der Landesvizdom ſchlichtete die Rathsſachen der landesfürſtlichen Städte, Märkte und Bauern; unter ſeiner Aufſicht und Verwaltung ſtanden die Kameralgüter und Rechte im Lande. Die Wirthſchaftsſachen der gemeinen Landſchaft, gehörten für eine beſondere Stelle, welche aus einem Präſidenten und etlichen Beyſitzern, die Verordnete genannt wurden, beſtand. Allein, der Landesverweſer, Landesverwalter, und Landesvizdom, beſtehen ſchon ſeit 1748 nicht mehr. In eben dem Jahre wurde auch das ſo genannte Hoftheyding- oder Schrannengericht, welches die vornehmſte Inſtanz im Lande war, gemeiniglich das Land- und Hofrecht hieß, und vornämlich von dem Landeshauptmanne gehalten wurde, aufgehoben, dafür aber eine Landesregierung, welche Anfangs Deputation, ſodann Repräſentation, und endlich Landeshauptmannſchaft, hieß, in Laybach niedergeſetzt. Dieſe Landeshauptmannſchaft beſtand aus einer politiſchen und einer gerichtlichen Abtheilung. Der politiſchen Abtheilung wurden nach der Zeit, je nach dem die Geſetzgebung dieſen oder jenen Zweig einer beſondern Aufmerkſamkeit würdigte, ſo genannte Commiſſionen untergeordnet, und als vollziehende Stellen drey Kreisämter, die ihren Sitz zu Laybach, Neuſtädtl und Adelsberg erhielten, errichtet. Die Beſorgung des Zollweſens ſowohl in Krain, als auf der adriatiſchen Seeküſte, wurde einer eigenen Bancogefällenadminiſtration in Laybach, welche Anfangs nur von der Miniſterial-Banco-Hofdeputation in Wien abhieng, hernach aber der Landeshauptmann-

ſchaft

ſchaft untergeordnet wurde, aufgetragen. Nur allein die verordnete Stelle blieb noch, wiewohl mit Einſchränkung ihrer Macht, in ihrer vorigen Verfaſſung. Die gerichtliche Abtheilung hatte das Urtheil erſter Inſtanz über Stände, Geadelte, Güterbeſitzer, landesfürſtliche Beamte und Communitäten. Bürger aber wurden von ihren Magiſträten, und Unterthanen von ihren unmittelbaren Obrigkeiten gerichtet. Von da wurde in verſchiedenen Zeiten bald an die inneröſtreichiſche Regierung zu Gräz, bald an die oberſte Juſtizſtelle in Wien appellirt. Dieſe Einrichtung dauerte bis auf das Jahr 1783. In dieſem Jahre aber hob der Kaiſer die Landeshauptmannſchaft, die Bancoadminiſtration, und die verordnete Stelle, auf. Doch wurde die Bancoadminiſtration 1785. wieder hergeſtellt. Die politiſchen und ſtändiſchen Geſchäfte wurden an das inneröſtreichiſche Gubernium in Gräz übertragen; im Lande blieb ein unwirkſamer ſtändiſcher Ausſchuß, und die drey Kreisämter erhielten eine ausgedehntere Macht, doch immer mit der Abhängigkeit vom inneröſtreichiſchen Gubernio. Für die gerichtlichen Geſchäfte erſter Inſtanz über Stände, Geadelte, Güterbeſitzer und Communitäten in Kärnthen und Krain beſtehen die vereinigten Landrechte in Laybach mit einem Präſidenten, und ſieben Räthen. Ungeadelte Beamte, und jene Mittelclaſſe von Menſchen, die man Honoratiores nennt, ſind den Magiſträten der Hauptſtädte in jedem Lande zugewieſen worden. Der Appellationszug geht nach Clagenfurt, wo das inner- und oberöſtreichiſche Appellatorium iſt.

Zur Unterhaltung der Kriegsmacht des öſtreichiſchen Hauſes, mit Inbegriff der Mittelmauthen, des ſtändiſchen Aufſchlages, und der Acciſe, trägt Krain jährlich 445583 F. 2 Kr. bey So viel bisher. Was es künftig beytragen wird,, bleibt bis zur Vollen-

dung der neuen Steuerregulirung, die der Kaiſer in allen Ländern ſeiner Monarchie unternommen hat, noch unbeſtimmt.

* * *

Valentin Zberné, ein guter und verſtändiger Landwirth in Krain, welcher in der Bienenzucht ſowohl als Pferdezucht große Kenntniſſe beſitzt, verdient hier auch ſo mehr ſeinen Raum, da deſſen Kenntniſſe in erſtberührten Fächern nicht nur in den kaiſerl. königlichen Landen, ſondern auch im Ausland den vollkommenſten Beyfall ſich erworben. Hr. Prof. Hacquet hat ſolchen bey ſeinem Aufenthalte in Laibach perſönlich kennen lernen, und giebt ihm die dortige ökonomiſche Geſellſchaft das beſcheidendſte Zeugniß, daß obgleich dieſer Mann kein Autor wäre, und weder leſen noch ſchreiben könnte, ſo habe er ſich dennoch um die Bienenzucht, beſonders aber um die Pferdezucht in dieſem Lande ſehr verdient gemacht.

Ein Beweiß des gerechteſten Zutrauens ſeiner Kenntniſſe legt ſich dadurch an den Tag, daß ihm auch von dem kaiſ. kön. Hofe die Belegung der Hengſten für das ganze Land iſt anvertrauet worden, ſo daß man durch deſſen Verwendung der beſten Pferdezucht von Zeit zu Zeit entgegen ſehen kann.

Die Zubereitung der Bienenſtöcke in dieſem Lande ſind auch durchaus als Beweiſe ſeiner tiefen Einſichten und Erfahrungen angenommen worden. Die Zuſammenſetzung derſelben beſteht aus ſechs Stück Breter, und iſt dieſe Methode in dieſem Lande um ſo vortheilhafter, da die dortigen Bienen im Sommer wegen Mangel an Futter überführet werden.

Sollte Hr. Prof. Hacquet uns fernere Beweiſe von dieſem thätigen und biederen Landmanne aufſtellen, ſo nehmen wir ſolche mit dem größten Danke an.

Der Name dieſes Mannes heißt zwar nach der ſchlaviſch-illyriſchen Mundart nicht Valentin ſondern Balentin Zherné, indem nach ſolcher das V. in B ſich verwandelt. Und wenn ein Deutſcher Zherné ſchreiben wollte, ſo würde er ſchreiben Tſchernej, welches aber falſch wäre.

Dieſe Nachricht verdient hier um ſo mehr einen Platz, als ohne Vorurtheile die wahren Verdienſte des Gelehrten ſowohl als Ungelehrten nach gleichem Maßſtabe beurtheilt werden müßen.

Krak, Crack, eine Art ſchwediſcher und däniſcher Schiffe, die auf der Oſtſee gebraucht werden. Sie haben drey Maſten ohne Körbe, und ſind mit den im VII Th. S. 644, beſchriebenen Caracken nicht zu verwechſeln. Siehe auch Kreyer.

Krakau, Krakow, Crakau, Lat. Palatinatus Cracovienſis, eine Woiwodſchaft in Klein- oder Oberpolen, welche gegen Morgen an Sendomir, gegen Mitternacht an Siradien, gegen Abend an Schleſien, und gegen Mittag an Ungarn, gränzt. Die Provinz Kleinpolen hat 1772 einen ſtarken Verluſt erlitten, da das Haus Oeſtreich aus den, jenſeits der Weichſel liegenden, davon abgeriſſenen Stücken ein ganzes Königreich unter dem Namen Galizien und Lodomerien errichtet hat; daher begreift jetzt die Woiwodſchaft Krakau (Wojewodztwo Krakowſkie) nur noch drey Powiaty oder Diſtricte, die unter fünf Staroſteyen ſtehen, welche der Oberſtaroſt von Kleinpolen (Staroſta General Malo Polſki,) beſitzt.

1. Im Diſtrict Krakau, befinden ſich 1. die adelichen Güter. Auſſer den Dörfern, die Städte: Chrzanow, Modrzejow, und Nowagora. 2) Die geiſtlichen

lichen Güter, eine Anzahl Dörfer, und die Städte: Slawkow und Skaka. 3) Die königlichen Güter; außer den Dörfern, die Städte; Krakau, Claratomba oder Mogila, Bedzin, und Olkusz. 4) Die große krakauische Procuratur; auſſer 18 Dörfern, die Städte; Slomniki, Proszowic (Proſchowitz,) und Koſzyce.

2. In dem Proszowizkiſchen Diſtricte: 1) Die adelichen Güter; auſſer den Dörfern, die Stadt Dziakoszyce. 2) Die geiſtlichen Güter; außer den Dörfern, die Städte: Brzeskonowe, und Skalmierz.

3. In dem Xionſiſchen Diſtricte: 1) Die adelichen Güter; auſſer den Dörfern, die Städte: Koszow, Wodzislaw, Xiaz (Kſions) oder Wielki (Groß) Xiaz, und Maly (Klein) Xiaz. 2) Die geiſtlichen Güter; eine Anzahl Dörfer, und die Städte: Jedrzejow, und Miechow. 3) Die königlichen Güter; 20 Dörfer, und die Städte: Wolbrom, und Zarnowiec.

4. In dem Lelowſchen Kreiſe: 1) Die adelichen Güter; viele Dörfer, und die Städte: Janow, Kromolow, Mrzyglod, Ogrodzieniec, Pilca, Szczekociny, Wlodowice, und Zarki. 2) Die geiſtlichen Güter; auſſer den Dörfern, die Städte: Klobucko, und Mſtow. 3) Die königlichen Güter, auſſer den Dörfern, die Städte: Czeſtochowa (Tſchenſtochowa,) Krzepice, Lelow, Olsztyn, und Prupow.

Der Adel hält ſeine Landtage zu Proszowie, und der Unterkämmerer des Diſtrictes Krakau hat das Recht, ihn zuſammen zu berufen. In dieſer Woiwodſchaft ſind drey Senatoren vom erſten Range, nämlich: der Biſchof, der größere Kaſtellan, und der Woiwode von Krakau.

Die große krakauiſche Procuratur (Wielkorzady Krakowſkie,) iſt zur Verwaltung gewiſſer königlicher Güter und Einkünfte in der Gegend von Krakau verordnet worden, und kommt beym Dugloß ſchon im J. 1356. vor. Allein, heutiges Tages verdient ſie den Namen der großen, gar nicht mehr. Ihre Einkünfte beſtehen, auſſer den oben erwähnten Oertern, jetzt nur aus gewiſſen Gefällen von Wirthshäuſern, Mühlen, der Acciſe, welche in den Thoren der Stadt Krakau erlegt wird, und aus dem Zehnten von dem Holze, welches die Weichſel hinab geführt wird. Der Pächter zahlt dafür jährlich in den königl. Schatz ungefähr 20000 poln. Gulden guter Münze; und das zu dieſer Procuratur gehörige Amt Niepolomitz, bringt ungefähr eben ſo viel ein.

Die Woiwodſchaft hat Mangel an Holz, daher die 1787. entdeckten Spuren von Steinkohlen wichtig ſind. Der michinſche Berg enthält ſchönen Marmor. Zu Buſko iſt eine Salzſiederey.

Die Hauptſtadt der Woiwodſchaft Krakau gleichwie des ganzen Königreiches Polen, iſt Krakau, Lat. Cracovia, Carodunum, Fr. Cracovie. Dieſe berühmte Stadt, welche man auch das polniſche Rom neunt, liegt an der Weichſel und Rudawa, welche letzte hier in die erſte fällt, in einer fruchtbaren Gegend, und beſteht eigentlich aus vier beſondern Städten, deren jede ihre eigene Obrigkeit hat. Dieſe ſind: Krakau, in beſonderm Verſtande; Kaſimiers, am Fluſſe Rudawa; Stradom, durch welche die Weichſel läuft; und Kleparz. Die Stadt und ihre Vorſtädte, nehmen eine große Strecke Landes ein, ſind aber ſo ſchlecht bevölkert, daß ſie kaum 16000 Einwohner haben. Im J. 1778. hatte die Stadt, ohne die Vorſtädte, nur 8893 Seelen, unter welchen 600 Weltgeiſtliche, Mönche und Nonnen, und 132 Studenten waren. Die meiſten Einwohner ſind Fremde; die Künſtler meiſtens alle Deut-

ſche

ſche, und die mehreſten von den vornehmſten der Stadt, entweder von Geburt, oder doch urſprünglich Italiäner.

Krakau liegt von Berlin 74, von Breslau 34, von Cleve 137, von Halberſtadt 98, von Halle 94, von Hamburg 102, von Königsberg in Preuſſen 79, von Magdeburg 92, von Minden 117, und von Stettin 80 Meilen entfernt.

Die eigentliche Stadt Krakau iſt mit Mauern, Wall und Graben umgeben. Die hohen Mauern von Backſteinen ſind mit runden und viereckigen Thürmen von abgeſchmackter Form, nach der Bauart der alten Befeſtigungskunſt, beſetzt. Dieſe Mauern wurden von dem böheimiſchen Könige Wenzel, während jenem kurzen Zeitpuncte, da er über Polen herrſchte, gebauet. Der große Platz in der Mitte der Stadt iſt ſehr geräumig, und hat viele wohl gebauete Häuſer, die einſt prächtig eingerichtet, und wohl mit Einwohnern beſetzt waren, davon aber die meiſten jetzt entweder unbewohnt, oder in einem traurigen Verfall, ſind. Viele Straßen ſind breit und ſchön, aber beynahe alle Gebäude tragen die auffallendſten Spuren verfallener Größe an ſich. Die Kirchen allein ſcheinen ihren alten urſprünglichen Glanz behalten zu haben. Die Verwüſtung dieſer unglücklichen Stadt wurde bey dem Anfange dieſes Jahrh. von den Schweden angefangen, die es unter Karl. XII. belagerten und eroberten; aber mehr noch als die Feindſchaft jenes nordiſchen Lärmers, haben ihr die Drangſale geſchadet, die ſie während den letzten innerlichen Unruhen ausſtehen mußte, da ſie oft belagert wurde, und bald in der Gewalt der Ruſſen, bald in die der Conföderirten, kam. Noch ſieht man an den Mauern und Häuſern die Spuren von den Kanonen- und Musketenkugeln. Kurz, Krakau ſtellt die Ueberbleibſel einer großen ehemaligen Pracht dar, und ſieht vollkommen einer zerfallenen Hauptſtadt ähnlich. Aus der Menge der verwüſteten und zerfal-

lenden Häuſer ſollte man glauben, daß der Ort vor kurzem geplündert, und ſo eben vom Feinde verlaſſen worden ſey (*).

An der Abendſeite iſt eine Vorſtadt, in welcher ſchöne Gärten ſind; und neben derſelben iſt das königl. Luſthaus mit den dazu gehörigen Gebäuden, Gärten und Fiſchteichen, die mit einer Mauer umgeben ſind. Auf der Süderſeite, nach der Weichſel zu, erblickt man das weitläuftige königliche Schloß auf einem Felſen, welches mit Mauern, Thürmen und Bollwerken umgeben iſt, und einer kleinen Stadt ähnlich ſieht. Es gehören dazu der königl. Pallaſt, welcher ehedem die Reſidenz des Königs geweſen iſt, die Domkirche, zwey andere Kirchen, und verſchiedene Häuſer.

Der Pallaſt, welcher für die Stadt eine Art von Citadelle iſt, wurde von **Ladislaus Jagello** angelegt, heutiges Tages aber ſieht man nicht viel mehr von dem alten Gebäude, weil der größte Theil deſſelben im J. 1702, von **Karl XII.** zerſtört wurde, da er nach der Schlacht bey Cliſſow als Sieger in dieſe Stadt einzog. Seit dieſer Zeit iſt der Pallaſt wieder hergeſtellt worden. Die Ueberbleibſel des alten beſtehen in einigen wenigen Gemächern, welche man in ihrem alten Zuſtande gelaſſen hat, wie ſie im vorigen Jahrh. waren. Die Wände des erſten aus jenen Gemächern ſind wie Malereyen verziehrt, welche Turnierſpiele darſtellen. Im zweyten Gemache iſt die Krönung eines polniſchen Königs gemalt, welches die Krönung **Ladislaus I.** vorſtellen, und ſchon zu jener Zeit gemalt worden ſeyn ſoll, wie derjenige, welcher Hrn. **Coxe** das Gebäude zeigte, behauptete; allein, der Styl des Gemäldes beweiſet, daß es weit jünger ſey. Die Oberdecke

(*) Wilh. Coxe Reiſe durch Polen, Rußland 2c. aus dem Engl. von J. Pezzl. 1 B. (Zürich 1785, gr. 4.) S. 105.

Decke des dritten Gemaches iſt in mehrere Fächer abgetheilt, die mit geſchnitzten Köpfen von auſſerordentlicher Größe und grotesker Bildung verziert ſind. Alle Gemächer des Pallaſtes ſind ziemlich geräumig, enthalten verſchiedene Ueberbleibſel von ehemaliger Pracht, ſind aber mit keinem häuslichen Geräthe verſehen. Dieſer Pallaſt war ehedem die Reſidenz der polniſchen Könige, welche ſeit Ladislaus Loketec zu Krakau gekrönt wurden.

Ueber den Zeitpunct, wann die Beherrſcher dieſes Landes den königlichen Titel angenommen haben, ſind die polniſchen und deutſchen Geſchichtſchreiber nicht einig; doch iſt es am wahrſcheinlichſten, daß Premislaus im Jahr 1295. den königlichen Titel angenommen habe, und von dem Erzbiſchofe von Gneſen, in der Stadt Gneſen gekrönt worden ſey. Auf Premislaus folgte Ladislaus Loketec, welcher durch ſein eigenſinniges und tyranniſches Betragen die Polen ſo ſehr gegen ſich aufbrachte, daß er ſchon vor ſeiner Krönung wieder abgeſezt wurde. Statt ſeiner wurde der böheimiſche König Wenzel zum König gewählt, und im J. 1300. zu Gneſen geſalbet und gekrönt. Ladislaus mußte aus ſeinem Lande fliehen, eine Menge Widerwärtigkeiten ausſtehen, und lernte endlich einſehen, wie unbillig er gehandelt habe. Er gewann die Liebe ſeiner Unterthanen wieder, wurde noch bey Lebzeiten Wenzel's in den Beſitz eines Theiles ſeiner Länder eingeſezt, und erhielt ſie nach dem Tode jenes Monarchen, im Jahr 1305. alle wieder. Er regierte einige Jahre lang, ohne den Titel eines Königes zu führen; endlich aber wurde er im J. 1320. zu Krakau gekrönt, wohin er die Ceremonie der Krönung verſezt hatte. Nachher verordnete er auch, daß künftig ſeine Nachfolger in der Domkirche dieſer Stadt ſollten geſalbet werden. Seit dieſem Zeitpuncte iſt in den Geſezen Polens ausdrücklich feſtgeſezt worden, daß Krakau der Krönungsort ſeyn ſoll; und die Polen haben ſtets eine ſo übertriebene Anhänglichkeit für dieſe Verordnung bezeigt, daß die polniſchen Patrioten ſich heftig jener Neuerung wiederſezten, da Johann Sobieski, nach ſeiner Erwählung zum König, ſich wegen der Nachbarſchaft ſeiner Armee, die er

gegen die Türken führte, zu Lemberg wollte krönen laſſen. Er ſahe ſich genöthigt, zur Vollbringung dieſer Ceremonie nach Krakau zu gehen. Alle nach Ladislaus folgende Könige ſind ſeit dem in Krakau gekrönt worden, den Stanislaus Leſzinski, und den jetzigen König, Stanislaus Auguſt, Fürſt von Poniatowski, ausgenommen, welche ſich zu Warſchau haben krönen laſſen. Schon vor des jetzigen Königs Erwählung, im J. 1764. wurde von dem Convocationsreichstage eine Verordnung gemacht, daß für dieſesmal die Krönung zu Warſchau gefeyert werden ſollte, doch ohne daß dieſe Ausnahme dem alten Rechte der Stadt Krakau für die Zukunft nachtheilig ſeyn ſoll. Dieſe Clauſel wurde bloß eingeſchaltet, um das Volk zu beruhigen; und allem Anſcheine nach wird ſie nicht verhindern können, daß die künftigen Könige nicht ſollten zu Warſchau gekrönt werden, welches jezt zur Hauptſtadt Polens, und zum Sitz der Könige geworden iſt.

Nicht weit von dem Pallaſte, und innerhalb den Mauern der Citadelle, liegt die Schloß- oder Domkirche, in welcher der Gottesdienſt bey Tag und Nacht fortgeſetzt wird. Sie iſt unter allen Kirchen in Krakau die vorzüglichſte; ſie enthält viele Reichthümer und Koſtbarkeiten, die Säulen ſind von ſchwarzem Marmor, die Zierrathen vor den Beichtſtühlen ſind mit ſilbernen Platten belegt, die Wände mit einer ſammtenen Tapete überzogen, und mit handbreitem Golde beſetzt. In der Mitte der Kirche ſteht von reinem Silber der Sarg des heiligen Stanislaus, von dem die Kirche ihren Namen führt, der hier Biſchof geweſen, und im J. 1076. von dem Könige Boleslaus II. weil er demſelben mit ſeinen vielen Ermahnungen und Moraliſiren zur Laſt fiel, am Altar mit eigener Hand umgebracht worden iſt. Der jetzige Biſchof hat dieſer Kirche einen vortrefflichen goldenen Kelch geſchenkt, der in Italien verfertigt worden iſt. Die ganze Leidensgeſchichte Jeſu iſt darauf ſo ſchön und fein dargeſtellt, daß man nicht aufhören kann, ihn mit Bewunderung

und

und Vergnügen anzuſehen. Die Faßon dieſes Kelches hat allein 300 Ducaten gekoſtet. Unter andern hier befindlichen Koſtbarkeiten von Gold und Silber, ſind noch vorzüglich: das Haupt des heiligen Florian, in einer goldenen, mit ächten Steinen beſetzten Kapſel; auf welcher ſeine ganze Lebensgeſchichte in Gold ausgearbeitet iſt; ein goldenes Crucifix von anſehnlicher Größe; ſehr viele Meßgewänder, von denen die mehreſten ſtark mit Gold geſtickt und beſetzt, und einige ganz mit ächten Perlen überzogen ſind; ferner eine große Anzahl Biſchofsmützen, die alle ſehr koſtbar, und mit ächten Steinen beſetzt ſind. Wo die zwölf Apoſtel von Silber ſind, weiß, oder will kein Menſch wiſſen; vielleicht thun ſie ihre Pflicht, gehen hin, und lehren alle Heiden. In dieſer Kirche wird auch ein Theil der Reichskleinodien verwahrt; die übrigen ſind im königl. Pallaſt, wo der Reichsſchatzmeiſter die Aufſicht über dieſelben hat. Die Schlüſſel zu den Behältniſſen derſelben ſind in den Händen des Caſtellanus von Krakau, und der Woiwoden von Krakau, Poſen, Wilna, Sandomir, Kaliſch und Trotzk.

In der Domkirche werden ſeit 1320. nach der Gewohnheit, und ſeit 1564 und 69, vermöge der Geſetze, die Könige gekrönt, und ſie haben auch hier ihr Begräbniß.

In dieſer Domkirche ſind alle polniſche Könige, ſeit Ladislaus Loketec, begraben worden; nur folgende wenige ausgenommen: Ludwig und Ladislaus III. welche zugleich Könige von Ungarn und Polen waren, und deren Körper in Ungarn ſind begraben worden; Alexander, welcher zu Wilna ſtarb und dort beerdigt wurde; Heinrich von Valois, der in Frankreich begraben iſt; und der lezte König Auguſt III.

Die polniſchen Geſetze ſind in Verordnung der Begräbnißfeyerlichkeiten ihrer Könige eben ſo deutlich und pünctlich, als in Vorſchreibung der Wahl und Krönung derſelben. Da einige beſondere Umſtände bey einem ſolchen

beobachtet werden, ſo wird es nicht überflüſſig ſeyn, ſie dem Leſer zu beſchreiben.

Seitdem Warſchau zur Reſidenz und zum Wahlplatz der polniſchen Könige geworden iſt, muß der Leichnam des verſtorbenen Königs erſt nach dieſer Stadt gebracht werden, wo er ſo lange bleibt, bis der neue König erwählt iſt. Wenn dieſes geſchehen iſt, wird er mit großem Pompe nach Krakau geführt, und zwey Tage vor dem angeſetzten Krönungstage begleitet der neu erwählte König, unter Vortretung der hohen Staasbedienten, die ihre Amtsſtäbe zur Erde geſenkt tragen, den Leichenzug, ſo wie er durch die Straßen geht, und folgt dem Leichnam bis zur Kirche des heil. Stanislaus, wo das Todtenamt gehalten wird, nach welchem der Körper in der neben dem Pallaſte liegenden Domkirchen beygeſetzt wird. Die polniſchen Geſetze zeichnan ſich dadurch beſonders aus, daß, vermöge derſelben, das Leichenbegängniß des verſtorbenen Monarchen unmittelbar vor der Krönung des neuen Königs gefeyert werden, und daß der neu erwählte König nothwendig bey dem Begräbniſſe ſeines Vorfahrs zugegen ſeyn muß. Einige Geſchichtſchreiber haben mit gutem Grunde daraus geſchloſſen, daß dieſe ſonderbare Verordnung darum gemacht worden ſey, um den neuen König an die Hinfälligkeit aller irdiſchen Hoheit zu erinnern, und ihm, durch die vereinigte Darſtellung der Schrecken des Todes mit der Pracht und Würde ſeines neuen Amtes, ſeine Pflichten deſto lebhafter einzuprägen. Dieſe Vorſicht iſt zwar ſehr wohlgemeint, allein, ſie hat bis jetzt noch keine ſichtbare Wirkung gethan, indem es nicht zu erſehen iſt, daß die Könige von Polen je mit größerer Weisheit und Gerechtigkeit geherrſcht haben, als andere Fürſten. Wahrſcheinlicher iſt es, daß dieſe Ceremonie ihren Urſprung von dem Blendwerke der äuſſerlichen Unterwürfigkeit erhalten habe, welche die Polen ihrem Könige zu bezeigen ſich beſtreben, vermuthlich zum Erſatz für ſeine weſentliche Hoheitsrechte, die ſie ihm geraubt haben. Dieſes Gepränge von falſcher Ehrfurcht ſetzen ſie noch bis jenſeit des Grabes fort; und dafür, daß ſie dem regierenden Könige kaum den Schatten einer wahren Gewalt laſſen, überhäufen ſie den Todten mit allem möglichen Gepränge königlicher Ehren.

Die Gräber der polniſchen Könige zeichnen ſich durch keine beſondere Pracht aus. Ihre Bildniſſe ſind in Marmor gehauen, aber nicht eben ſehr künſtlich; und einige haben ſo gar keine Inſchriften.

Coxe, a. ang. O. S. 110, fgs.

Der Biſchof von Krakau, iſt zugleich Herzog von Severien. Seine geiſtliche Gewalt erſtreckt ſich über die drey Woiwodſchaften von Kleinpolen im eigentlichen Verſtande, und an Einkünften übertrifft er alle Biſchöfe, auch ſelbſt den Erzbiſchof von Gneſen. Das Bisthum trägt jährlich 40000 Thaler ein.

Das Domcapitel beſteht aus 36 Canonicis und andern Prieſtern, die insgeſammt reiche Einkünfte haben.

Gleich neben dem Schloſſe liegt die Vorſtadt Stradom, in welcher einige Kirchen, Klöſter und Hoſpitäler ſind; und aus derſelben kömmt man über die Weichſel, vermittelſt einer Brücke, in die von dem Könige Caſimir II. benannte Stadt Kazimierz, Kaſimiers, oder Caſimirs, welche als der zweyte Theil der geſammten Stadt Krakau anzuſehen iſt, derſelben gegen Morgen jenſeit eines Armes der Weichſel liegt, mit Mauern umgeben, und von Caſimir dem Großen angelegt iſt. Sie iſt eben ſo lang, als Krakau ſelbſt. Da, nach den Verträgen vom J. 1776. zwiſchen der Krone Polen und dem Hauſe Oeſtreich, die Weichſel die Gränze der öſtreichiſchen Beſitzungen in Polen ſeyn ſollte, ſo gehörte mit Recht auch die Stadt Caſimirs zum öſtreichiſchen Polen; da aber der Verluſt dieſer Stadt, der an ſich ſchon anſehnlich iſt, beſonders aber des Handels wegen, für Polen ſehr ſchmerzhaft war, indem die alte Weichſel nicht mehr ſchiffbar iſt, und dadurch Krakau ganz zu Grunde gieng, ſo ſuchte Polen auf die geſchickteſte Art, d. i. durch den Weg der Geiſtlichkeit, der Kaiſerin Thereſia, die Sache bedenklich, und eine Gewiſſensſache daraus zu machen, da ſie

alſo

alsdann, nach ihrer bekannten Gerechtigkeitsliebe, auf Caſimirs lieber Verzicht that, als in der Beſorgniß ſeyn wollte, es vielleicht unrechtmäßig zu beſitzen; und ſo geſchahe es, daß es bey der Krone Polen blieb. Ihre Einwohner ſind mehrentheils Juden, die vorzüglich mit Pelzwerke, Tuch und Leinwand handeln, und auch eine Synagoge daſelbſt haben.

Das Vornehmſte in Caſimirs, iſt die Univerſität, zu deren Errichtung der König Caſimir im J. 1343. den Anfang machte, und 1364. den Stieftungsbrief gab, an ihrer Vollendung aber durch den Tod gehindert wurde, daher ſie 1401. vom König Ladislaus Jagello, und ſeiner Gemahlinn Hedwig, zu Stande gebracht wurde. Sie hat 11 Collegia, und der Biſchof von Krakau iſt beſtändiger Kanzler derſelben. Im J. 1780. wurde ihr der Name Schola regni beygelegt, und zur Hauptſchule der Künſte und Wiſſenſchaften in dem Königreiche Polen eingerichtet; auch wurde ein Seminarium angelegt, in welchem diejenigen gebildet werden ſollen, die Lehrer der Nationalſchulen zu werden wünſchen. Anſtatt der ehemaligen vier Facultäten, ſind nun vier Collegia, von welchem das vierte nicht Philoſophicum, ſondern phyſicum heißt, und jedes hat einen Präſes. Die Bibliothek hat 4400 Handſchriften, ohne die hebräiſchen. Unter andern befindet ſich daſelbſt ein türkiſches Buch, welches zwar keinen innern Werth hat, aber doch als eine Seltenheit betrachtet wird, weil es unter der Beute nach dem Treffen bey Chozim gefunden, und von Johann Sobieski der Univerſität zum Andenken jenes Sieges geſchenkt wurde, der ſein Land vor der Verwüſtung ſchützte, und ihn ſelbſt auf den polniſchen Thron erhob.

Die krakauiſche Univerſität wurde ehedem die Mutter der polniſchen Gelehrſamkeit genannt, und zwar mit Recht; den ſie verſahe hauptſächlich die übrigen Gymna-

ſien

ſen mit Profeſſoren und gelehrten Männern. Allein, ihr ehemaliger Glanz iſt durch die Verſetzung der königlichen Reſidenz nach Warſchau, und noch mehr durch die leztern bürgerlichen Kriege in Abnahme gekommen. Ihr blühendſter Zeitpunct war unter Sigismund Auguſt, im 16ten Jahrh. da ſich verſchiedene deutſche Reformatoren vor den Verfolgungen Kaiſer Carl's V. flüchteten, und in Krakau ihre Freyſtätte fanden. Sie gaben verſchiedene Ueberſetzungen der heil. Schrift und anderer theologiſchen Werke heraus, wodurch die Reformation in einem großen Theile von Polen verbreitet wurde.

In Caſimirs iſt auch ein ehemaliges Jeſuitercollegium, und ein Collegium piarum ſcholarum.

Endlich iſt noch gegen Norden das Städtchen, oder die Vorſtadt Klepars (Clepardia,) zu merken, welches keine Mauern hat, aber einige Kirchen und den biſchöflichen Pallaſt enthält.

In Krakau wurde die Buchdruckerkunſt am erersten durch Haller in Polen eingeführt. Eines der erſten gedruckten Bücher waren die von Caſimir dem Großen zuſammen getragenen, und von ſeinen Nachfolgern vermehrten Satzungen und Statuten. Die Buchſtaben ſind gothiſch, ſo wie ſie bey Erfindung der Buchdruckerkunſt allgemein gebräuchlich waren. Die großen Anfangsbuchſtaben mangeln, welches beweiſet daß ſie wahrſcheinlicher Weiſe gemalt worden und nachher verdorben ſind. Man weiß nicht beſtimmt, in welchem Jahre dieſe Sammlung gedruckt worden iſt, ganz gewiß aber war es vor dem J. 1496., weil es die von Johann Albert in jenem Jahre gemachten Verordnungen nicht in ſich enthält.

In der großen Stadt Krakau findet ſich nur ein ſehr mittelmäßiger Buchladen. Der Verfaſſer einer Reiſe nach Krakau, im J. 1782. (*), ließ ſich den Ca-

ta-

(*) In Hrn. J. E. Fabri's geograph. Magaz. 2 B. 6 Heft, S. 170, ſqq.

talogus geben, und fand einen kleinen Theil Nationalſchriften, noch mehr Ueberſetzungen aus dem Polniſchen, am allermeiſten aber Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen in das deutſche oder Polniſche. Für dieſe letzte haben die Polen das größte Vorurtheil; denn ſo ſehr ſie für die franzöſiſchen Producte eingenommen ſind, ſo ſehr ſind ſie wider die Deutſchen. Ueberſetzt daher ein Pole ein deutſches Werk in das Polniſche, ſo ſetzt er mehrentheils dabey: „aus dem Franzöſiſchen überſetzt" wenn es gleich aus dem Deutſchen iſt. An dieſem Vorurtheile ſind vielleicht wir Deutſche ſelbſt Schuld, da wir uns ehemals nichts zutraueten, und nur das ſchätzten, was aus Frankreich kam.

In Krakau wird ſehr viel Deutſch geſprochen, beſonders unter den Kaufleuten, und einige von mittlerm Stande. Franzöſich ſpricht man wenig.

Die krakauiſchen Bürger haben das Vorrecht, daß von dem Stadtrathe nicht anders, als an den König appellirt werden, dieſer aber ſowohl ihre, als auch die Sachen der Städte Kazimierz und Kleparz, nicht anders, als in Krakau, richten kann. Der hieſige Woiwode hat das Recht, den Rath zu wählen, aber nicht abzuſetzen. Der Caſtellan von Krakau hat von Alters her, einer unbekannten Urſache wegen, den Rang vor dem hieſigen Woiwoden, und allen andern Woiwoden, und bekömmt den Titel Vaſtris. Sonſt hat er, auſſer dem Namen und den Einkünften, mit den andern Caſtellanen nichts gemein, ſondern iſt bey ſeiner Ehrenſtelle von allen andern Aemtern ganz frey, im Rath aber muß er doch mit ſitzen. Es iſt hier auch eine Staroſtey, welche der Oberſtaroſt von Kleinpolen beſitzt. Auf dem Schloſſe wird das Landgericht des krakauiſchen Diſtrictes gehalten. Die Einwohner haben das Recht, ſich Landgüter anzukaufen, und dieſelben zu beſitzen, doch müſſen ſie nicht über 10 Meilen von der Stadt entfernt ſeyn.

Die

Die mehreſten vornehmen Polen in Krakau, gehen deutſch nach der neueſten Mode gekleidet, die auf dem Lande aber mehrentheils in ihrer Nationaltracht. Die Damen aber gehen faſt durchgängig, ſowohl die vom Lande, als auch aus der Stadt, nach der neueſten deutſchen Mode. Sehr befremdend iſt es auch für einen galanten Reiſenden, wenn ihm bey dem Morgenbeſuche bey einer Dame, anſtatt des Eau de Lavande-geruches ein Kornbranntweinſpiritus entgegen duftet. Der Pole giebt noch heutigen Tages ein treues Bild von der Liebe zum Trinken der alten Deutſchen. Nicht hundert Schritte geht man auf der Straße, ohne einem Wankenden zu begegnen, der nicht ſelten ſeine Ruheſtelle in einer Goſſe findet. Bey den Bauern befördert der Trunk größten Theils die Gewohnheit, daß der Bauer gezwungen iſt, eine gewiſſe Quantität Brantwein von ſeinem Herrn als Lohn anzunehmen, er mag ihn trinken oder nicht. Bey dem Vornehmen hingegen mag nun wieder die müßige Lebensart zum Trunk verführen, da ihm ſeine Wirthſchaft wegen ihrer größern Einfachheit, und wegen der ſehr großen Fruchtbarkeit des Bodens, wenig Beſchäftignng giebt, und er an ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften noch nicht Geſchmack genug findet.

Sehr befremdend iſt für einen Reiſenden, wenn er weder in Caſimirs, noch in Krakau, ein Wirthshaus antrifft. Daß aber auch hier kein Wirth beſtehen könnte, wird dadurch wahrſcheinlich, weil die Polen an ſich wenig in ihrem Vaterlande, auſſer zum Reichstage, und mehr auſſer Landes, reiſen; ferner, da mehrentheils nur der Edelmann reiſet, indem, wegen der Leibeigenſchaft, wenige Geld dazu haben, ſo kehrt dieſer allezeit bey einem andern Edelmanne ein, wenn er ihn auch nicht kennen ſollte, und dieſes hat die Gaſthöfe vielleicht unnütz gemacht. Wer daher wohlfeil und ziemlich bequem logiren will, der muß nach Podgur-

gurze, einem neuen, von dem Kaiſer bey Krakau, jenſeit der neuen Weichſel angelegten Städtchen, gehen. Man ſollte es billig keine Stadt nennen, da es bloß aus einer Anzahl ohne Ordnung gebaueter Häuſer beſteht, die von keiner Mauer eingeſchloſſen ſind; indeſſen hat es ein Poſtamt, eine Mauth, und einen Anfang von einem Magiſtrate. Das ſchöne neu erbauete Mauthhaus giebt zur Vermuthung Anlaß, daß man glaubt, die öſtreichiſche Gränze werde ſich nie jenſeits der Weichſel ausdehnen, wie manche es bald erwarten wollten. Dieſes Podgurze iſt der nagende Wurm an dem ehemals blühenden Zuſtande von Krakau, welches dadurch ganzlich in Abſicht des Handels in Verfall gekommen iſt. Je mehr ſich jenes erhebt, deſto mehr fällt dieſes. Die anſehnlichſten Kaufleute von Krakau haben ſich daher genöthigt geſehen, um ihrem Untergange zu entgehen, ſich zwey Comtoire zu errichten, eines in Krakau, und eines in Podgurze, wodurch ſie ihren Handel ziemlich beträchtlich gemacht haben, und ſowohl im Polniſchen als auch im Oeſtreichiſchen handeln können, welches ſonſt nicht geſchehen könnte. Krakau kann nunmehr nie ein glänzender Handelsort werden, es müßte denn unter öſtreichiſche Hoheit kommen; wäre dieſes, ſo könnte ſie eine der blühendſten Städte ſeyn; wegen ihrer guten Lage an der Weichſel, die ſich unweit dem alten Schloſſe vorbey zieht, ſogleich aber ſich in zwey Arme theilt, von denen der eine ſich dicht an Krakau hält, und die alte Weichſel genannt wird, der andere aber um die beyden Städte, Stradom und Caſimirs herum geht, und die neue Weichſel heißt.

Indeſſen iſt der Handel dieſes Ortes noch immer beträchtlich, da ihn ſeine Lage gleichſam zum Sammelplatz vieler aus Schleſien und Ungarn nach Polen ein- und ausgehenden Waaren macht. Die öſtreichiſche Nachbarſchaft und die neuerlichen Verbothe dieſes Hofes,

ſes, beſonders in Rückſicht wollener Tücher, die Krakau theils aus den Manufakturen in Großpolen, theils aus denen in Oberſchleſien, zog, und Gallizien, Lodomerien, und einen Theil von Ungarn damit verlegte, iſt für den Ort ein eben ſo empfindlicher Streich, und die Nachbarſchaft der neuen Handelsſtadt, welche der Kaiſer, erwähnter Maßen, bey Podgurze hat anlegen laſſen, bereitet es zu gleichem Schickſal, als Thorn, vor. Holz und Fiſche, die Oberſchleſien gegen baare Bezahlung überläßt; Oberungarweine, die faſt ganz Großpolen über Krakau zieht; Wachs, Honig, und rohe Leinwand, ſind noch die beträchtlichſten Zweige ſeines ehedem blühenden Handels, der, auſſer den ſchon erwähnten Urſachen, noch durch den in der Ukraine, und in Lublin ſich empor hebenden Handel immer mehr beſchränket, und von ſeinen vorigen Geſchäften bis zur Kommiſſion herab geſetzt wird.

Der Bürgerſtand, der hier den Handwerker in ſich begreift, würde, wegen des wohlfeilen Preiſes ſeiner Waare, der das Auge täuſcht, und häufig geſucht wird, noch der glücklichſte und nahrhafteſte ſeyn, wenn der Luxus weniger, und die Sucht zum Vergnügen und Wohleben hier nicht eben ſo allgemein, als in Rußland, unter dieſen Leuten wäre. Ein einziger Tag auf den der Handwerker Wochen und Monate geſparet hat, nimmt den Verdienſt wieder weg, opfert ihn theils der Pracht und Mode, theils aber der Schwelgerey, auf, und die Dürftigkeit, in welcher er ſich am Abend eines ſolchen Tages wieder ſieht, wird der Sporn neuer Betriebſamkeit. An dieſer Krankheit liegt beſonders der Ausländer — der Deutſche, der durch Güte, und Faßon ſeiner Arbeit, alles an ſich reißt, ſich überjüdiſch dafür bezahlen, und zu einem unerträglichen Stolz, der oft mit der größten Unverſchämtheit ſeinen Betrug deckt, verleiten läßt. Faſt jeder deutſche Handwerker und Künſtler, der nach einem Jahre

ſich aus der Armuth, in welcher er ſich unter dieſer Nation niederließ, aufrafſte, fällt auf dieſes Extrem, und nie wird man mehr Grobheit an der Seite offenbarer Betriegereyen, als in Polen und Rußland, unter dieſer Gattung von Deutſchen ſehen. Eine Folge davon iſt der üble Ruf, das Mistrauen beyder Nationen gegen den Deutſchen, den man mit dem Beynamen, grober Deutſcher — belegt, und den das Vorurtheil über die ganze Nation verbreitet. Weder der Pole, noch der Ruſſe ſind ſo gefährlich, als jene, — wenigſtens nicht ſo unverſchämt grob, laſſen ſich eher behandeln, und ſind, was man bey dem wenigen Verdienſte, der ihnen vom Ausländer gelaſſen wird, kaum erwarten ſollte, — faſt durchgehends wohlhabender.

C. F. E. Hammards Reiſe durch Oberſchleſien nach der Ukraine ꝛc. 1. B. Gotha, 1787, gr. 8. S. 96, fgg.

Ein Pfund zu Krakau wiegt 27 Loth, 3 Quent nach dem leipziger Gewichte.

In Hrn. Fabri geograph. Magazin, 1. B. 3tes Heft, S. 289, befindet ſich ein Auszug eines Briefes aus Kleinpolen, von 1782, u. d. T. Etwas über den Zuſtand des Ackerbaues beſonders um Krakau, welcher nach Hrn. v. Carosi Urtheil, ſeine Landesleute in den Augen des nicht unterrichteten, vielleicht ſchon gar vorgefaßten, Publikum erniedrigt, faſt unter die Wilden herunter ſetzt. Letzterer hat daher gegen denſelben eine Ehrenrettung des Feldbaues in der krakauer Gegend, d. d. Mogila, d. 13. Jan. 1784, in das 4te Stück des von Leske und Hindenburg herausgegeb. Leipz. Magazin zur Naturkunde, Mathem. und Oekon. Seite 464, fgg. einrücken laſſen, welche auch Hr. Fabri in das 11te Heft des 3ten B. ſeines geogr. Magaz. S. 360, fgg. in einem Auszuge eingerückt, und worüber er einige Anmerkungen nachfolgen zu laſſen, verſprochen hat. Hier iſt der Aufſatz ſelbſt, mit Hrn. v. Carosi Anmerkungen darüber.

„Im Anfang des Septembers war bereits faſt allgemein zugeſäet.

Anmerkung. Dieſes kann wohl nicht ſeyn, da noch zu dieſer Zeit bey weitem nicht alles eingeärndet iſt. Ich bewohne dieſe Gegend ſchon das 6te Jahr, und habe nie ſo etwas bemerkt, vielmehr ſteht im Anfang Septembers meiſtens noch Getreide auf den Feldern, beſonders das Sommergetreide. Es iſt zwar der Ausdruck: im Anfang, nicht genau beſtimmt, ich nehme ihn aber ſo, wie er eigentlich zu nehmen iſt, d. h. vom 1ten bis 8ten oder 10ten.

„Und das Land ſehr kläglich beſtellt."

Anmerkung. Mit welchem Recht dieſes jener vorgebliche Beobachter von unſerer Gegend ſagen könne, ſehe ich nicht ein, und wie unrichtig er geſehen, wird ſich aus dem Folgenden ergeben. Es ſind unſerer ſo viele in andern Ländern, nicht ohne Augen geweſen, wir haben ſo manche Landesart in Beſtellung des Ackers geſehen, und wir müſſen, der Wahrheit zu Ehren geſtehen, daß in unſerer Gegend der Acker beſtmöglichſt ſeiner Natur und Lage nach bearbeitet wird.

„Die Beete waren nirgends über vier Furchen breit"

Anmerkung. Dieſes iſt, allgemein genommen, eine offenbare Unwahrheit; denn es finden ſich bey uns bis doppelt ſo breite Beete. Unſre Landleute richten ſich in dieſem Stücke nach dem Boden. Auf dem platten Lande ſind die Beete gemeiniglich 6, auch wohl bisweilen 8 Furchen breit, wo es die Schwere des Bodens, und die Schwierigkeit ihn zu bearbeiten nicht verbietet; in gebirgigen, abſchüßigen und ſehr unebenen Gegenden aber ſind ſie ſchmähler, und haben nur 4 bis 5 Furchen. Die Erfahrung hat hiebey unſern Landwirthen zur Richtſchnur gedient, und, wie mich dünkt, ſo iſt doch wohl dieſer der beſte Lehrmeiſter. Wir machen auf unebenen, abſchüſſigen, gebirgigen Aeckern deshalb ſchmahle Furchen, um damit den Regen- und Schneewäſſern einen ungetheilten Abzug zu

verſchaffen, und eben dadurch zu verhindern, daß ſie uns unſre Aecker nicht zu tief und breit auswaſchen, und dadurch Aecker und Aernden verderben, welches bey breiten Beeten, und alſo tiefern Zwiſchenfurchen unausbleiblich ſeyn würde, weil ſich in den leztern mehr Waſſer ſammeln müßte, wodurch es auch mehr Gewalt bekäme, und nothwendig tiefe und breite Waſſerriſſe verurſachen würde. Unſer meiſte Boden iſt ein im Waſſer ſehr bald ſich zertheilender Lehm, das iſt, ein Thonmärgel, worin ſehr feiner Sand, und etwas zarter Glimmer, ob wohl nicht ſtets der lezte mehr ſichtbar iſt, enthalten. Je gebirgiger die Gegend iſt, deſto geringer iſt die darin enthaltene Modererde, weil ſie die Regen und Schneewäſſer immer mit ſich in die Thäler zu allererſt reiſſen. Wenn man nun einem ſolchen Boden breite, hohe Beete, und tiefe Furchen geben wollte, wie würde er nach jedem ſtarken Regen, wie nach dem plözlichen Thauwetter, und nach den anhaltenden Schlackerwettern des Herbſtes ausſehen! Wir können durch alle mögliche Vorſicht und Sorgfalt nicht verhüten, daß uns nicht, beſonders in den Schluchten, an hohlen Wegen, und bey etwas ſteilen Gehängen, vieles Land durch die angezeigten Urſachen verdorben werde; wenn wir nun noch unſer Hochland ſo wie das platte behandelten, ſo würden wir in Kurzem nicht mehr wo auszuſäen haben. Der Hr. Beobachter hätte nicht nur blos ſehen, ſondern auch ſich hübſch von den Urſachen des Geſehenen belehren laſſen ſollen, ſo würde er kein ſchiefes, unbilliges und unfreundliches Urtheil, unüberlegt, gefället haben. Allein er reiſete mit Vorurtheilen aus, und brachte ihrer zehnfach mehr zurück; und auf ſolche Art hätte er beſſer gethan, wenn er ganz zu Hauſe geblieben wäre.

„Nirgends geegt, auch nur ein Mal gepflügt.“

Anmerkung. Dies iſt wahrlich die gröſte Unwahrheit, die ſich nur denken läßt, beſonders aber von der krakauer Gegend; von einem oder dem andern weit entfernten, vernachläſſigten Dorfe würde ich es noch einiger Maßen zugeben. Sie müſſen wiſſen, mein Herr Beobach-

Beobachter! daß bey uns der Acker zur Winterſaat 7 Mal bearbeitet wird, ehe denn er beſtellt iſt. Gleich im Frühjahr wird, ſobald nur die übrige Feldarbeit es erlaubt, der Acker umgeſtürzt, ſodann noch vor Johannis quer geackert, und nach kurzer Zeit wieder gepflückt und geeget; im Herbſt wird er wieder quer geackert, ſodann gepflückt, beſäet und geeget. Dies iſt unſre gemeine Verfahrungsart; heißt das kläglich beſtellt, nirgends geegt, auch nur einmal gepflügt? Heißt dies das Land kläglich beſtellen? Thun Sie, mein Herr Beobachter! mehr auf ihren Acker? allein, laß uns weiter!

„Nirgends konnte man gedüngten Boden und Abführung des Düngers von den Höfen gewahr werden.“

Anmerkung. Nirgends? Wenn Sie die Augen aufgethan hätten, ſo würden Sie es gewiß geſehen haben. Wo ſollen wir denn den Dünger hinthun? Doch nicht, wie die Aegyptier, verbrennen? Unſre Viehzucht iſt allerdings nicht auf der Stufe der Vollkommenheit, auf der ſie ſeyn könnte und ſollte; wir könnten und ſollten allerdings mehr Fleiß und Anſtrengung derſelben widmen, wiewohl ſie nicht auf allen Höfen gleich iſt. Indeſſen, was uns in hieſiger Gegend, allgemein genommen, an Hornvieh und Schafzucht mangelt, erſetzen an Dünger die vielen Pferde; ein Dünger, der unſerm, meiſt kalten Boden zuträglicher iſt, als der vom Hornvieh. Zwey Mal des Jahrs wird Dünger auf die Felder bey uns gefahren, im ſpäten Herbſt, wann alle Winterſaat beſtellt iſt, und im Frühling. Die Herrenhöfer wiſſen den Werth des Düngers ſo ſehr genau zu ſchätzen, als Sie ſich, mein Herr Beobachter! nicht einbilden. Denn da in jedem Dorfe oft ſo viel Miethleute, als Wirthe ſind, und jeder Miethmann ſeine Kuh, oder auch zwey, nebſt etlichen Schweinen, u. ſ. w. hat, ſo weiſet der Gutsbeſitzer dieſen ein Stück Brache nach der Menge ſeines Düngers an, und läßt es ihm durch Hofdienſt beſtellen,

worauf dann gemeiniglich Sommergerſte oder Hafer geſäet wird. Dieſes ſeine Aernde iſt, wie Sie ſich leicht vorſtellen können, geringe, deſto beſſer aber befindet ſich der Hof fünftiges Jahr dabey, wann er von dieſen Stücken ſein Wintergetreide ärndet. Ueberhaupt ſey Ihnen dieß aber zur Nachricht geſagt, daß wir hier, wo möglich, alle 2 bis 3 Jahr unſere Felder düngen, und ſie nicht gern vier Jahre ungedüngt laſſen.

„An vielen Orten ſtand noch das Getreide auf den Feldern.

Anmerkung. Iſt denn das was Auſſerordentliches, wenn bey naſſen Jahren zumal, noch Getreide im Anfange des September ſteht? Und findet ſich dieſes nicht auch in Deutſchland? Hier kann der Wirth nichts thun, es kommt auf Witterung, und beſonders auf Landestemperatur und Art an. Das kleine uns übrig gelaſſene Stückchen der krakauer Woywodſchaft ärndet nicht an allen Orten gleich, denn es kommt natürlicher Weiſe auf die Temperatur an, welche über das Reifen der Saaten entſcheidet.

„Der Grund dieſer Unordnung iſt größtentheils der Deſpotismus der Großen.

Anmerkung. Die heutigen Großen ſind nicht, zum größten Theil mit denen der vorigen Zeiten zu vergleichen. Seit einem Jahreszehend, haben die meiſten ihren eigenen Vortheil in dem beſſern Behandeln ihrer Unterthanen eingeſehen. Beyſpiele hievon anzuführen, wäre viel zu weitläuftig. Selbſt ein anſehnlicher Theil des kleinern Adels, thut was er kann, die Bürde der Leibeigenſchaft zu vermindern, und die Bauern zu bereden, Freyheit und Eigenthum gegen billigere Bedingungen anzunehmen: allein der Bauer, zu lange zur Faulheit gewöhnt, will lieber die Sorge für ſeine Erhaltung dem Herrn überlaſſen, als ſich ſelbſt damit behaften. Ich habe einen Freund, der ſeinen Bauern

Bauern alles, was ſie haben, das iſt Haus, Hof, Vieh, Schiff und Geſchirr, auf ewig ſchenken, die Aecker emphyteotiſch verſchreiben, und ihnen einen Frohntag in der Woche erlaſſen wollte, mit der Bedingung, daß ſie von nun an für ſich, und das ihrige, wie billig, ſorgen ſollten. Glauben Sie wohl, daß es die Bauern annehmen wollten? Nein. Andre Gutsbeſitzer, die ein Anſehnliches thun möchten, kenne ich viele, allein die Bauern wollens nicht annehmen. Was werden Sie nun zu dieſem Deſpotismus ſagen? Vielen iſt es gelungen, den gemeinen Mann zu beſſerer Kenntniß zu bringen, wovon ich Ihnen, wie geſagt, ein langes Verzeichniß geben könnte. Bey dieſem allen läugne ichs wieder nicht, daß es Herrn giebt, die mehr oder weniger hart mit ihren Unterthanen verfahren, und denen ich ſelbſt mehr Erkenntniß ihrer eigenen Vortheile, zum Beſten und Ehre der Menſchheit, wünſchte. Allein, in allen geiſtlichen Gütern iſt der Unterthan für ſich und die Seinigen völlig frey, und hat vollkommenes Eigenthum, nur beſitzt er ſein Feld aufs zeitliche, beſtimmte Emphyteoſe, z. B. bis ins dritte Glied, wo er wieder ein neues Privilegium löſen muß; Haus, Hof, u. ſ. w. aber iſt unbeſchränktes Eigenthum, und können geiſtliche Unterthanen ſehr leicht von der Majeſtät Erlaubniß erhalten, mit ihren Herrn den Weg Rechtens zu gehen, wovon ich viele Beiſpiele weiß, und zwar ſo, daß jene ihren Proceß förmlich gewonnen haben. Kann man da wohl billig über Deſpotismus klagen? Wer auf der Extrapoſt reiſet, lernt kein Land kennen; und läßt ſich ein ſolcher Reiſender unglücklicher Weiſe einfallen, Bemerkungen zu machen, ſo ſind ſie ſo flüchtig als ſeine Reiſe.

„Der Bauer darf ſein Getreide nicht eher einärnden, bis der Fürſt Biſchof, der den Zehnten bekommt, ſeine Abgeordneten ſchickt.

Anmerkung. Wo haben Sie denn, mein Herr! dieſe wichtige Nachricht her? Erlauben Sie mir, zu verſichern, daß es eine derbe Lüge iſt. Der Fürſt Biſchof

ſchof weit gefehlt, daß er irgend woher Zehnten bekåme, muß ſelbſt von ſeinen Gütern denſelben entrichten. Sie werden mich fragen: an wen? Ich antwortete Ihnen, an den Dom, die Kollegiaten des Stifts, und an Klöſter, Kirchen und andere milde Stiftungen. Dieß iſt ſo bekannt, daß es Ihnen jedes altes Weib ſagen wird. Sie ſehen alſo, wie übel Sie ſind berichtet worden. Und ſolch Zeug in die Welt hinein zu ſchreiben, iſt doch wohl eben ſo unüberlegt, als unbillig. Allein, ſie haben wohl läuten, aber nicht zuſammenſchlagen gehört. Das Kapital, und andere Kirchen und Klöſter, erheben, wie geſagt, einen groſſen Theil des Zehnten im krakauiſchen Sprengel; wenn nun das Getreide geſchnitten, gegarbt und in Schoben zuſammen geſtellt iſt, ſo ſchicken die, denen der Zehnte gehört, ihre Abgeordnete ab, um bey Ueberzählung der Garben und Schocke aufs Recht zu ſehen. Es wird aber, jedem Dorfe ein, auch 2 Tage vorher, die Ankunft eines ſolchen Abgeſandten kund gemacht. Kommt er dann, und findet alles bereit, um ſeiner Abſendung Genüge leiſten zu können, ſo ſezt er ſeinen Stab weiter fort, und dann geſchieht dies zuweilen, daß, aus gegenſeitigem Troz, auch beyde Seiten mehr oder weniger verlieren, indem nicht eher darf eingefahren werden, bis nicht der Abgeordnete wiederkommt. Allein, dieß geſchieht ſeltener, als mans glaubt, weil der beyderſeitige Verluſt klüger ſeyn gelehrt hat. Zu dem, ſo ſind an den meiſten Orten, die Zehnten entweder auf Geld geſezt, oder die Gemeinde kauft den von ihr zu entrichtenden jährlichen Zehnten dem ab, dem er gehört, und årndet dann, nach Gutbefinden, ohne alle Störung ein.

„Doch dieſer ſäume oft ſo lange, bis das Korn darüber ausfällt, und årndet der Bauer gar nicht, damit der Biſchof nur kein en Zehnten bekommt.“

Anmerkung. Dieſes iſt ſchon gröſtentheils als unwahr aus dem Vorhergehenden zu erkennen. Daß aber der Bauer im geſezten Fall gar nicht årnden ſollte, folgt wieder

wieder daraus als falſch und erdichtet, weil er ſonſt größtentheils Hungers ſterben müßte. Wie geſagt, das Einfahren wird bisweilen etwas verzögert, aber weder der, dem der Zehnte gehört, noch der, der ihn geben muß, ſind ſo unklug, ſich ſelbſt durch dergleichen Verfahren den größten Schaden zu verurſachen, es wäre denn, daß darauf kommendes ſchönes Wetter das Einfahren verhinderte.

„Der ihm nun doch Samen und Brodkorn geben muß.“

Anmerkung. Wie käme der Fürſt Biſchof zu dieſer Ehre? Vielmehr fiele die größte Laſt davon auf die Gutsbeſitzer, die, wenn ſich ſo etwas zu oft und mit beträchtlichem Verluſt ereignen ſollte, gewiß auf den Land und Reichstagen dieſerhalb ſehr bittere Klagen führen, und dafür ſorgen würden, damit einem ſolchen Uebel geſteuert werden möchte.

Krake, Vogelwicke, Vicia crocea *Linn.*; ſiehe Wicke.

Krakeel, (der) ein nur in den gemeinen Mundarten übliches Wort, einen heftigen Zank und Streit zu bezeichnen. Lat. Litigium, Rixa; Fr. Noiſe, Querelle. Krakeel anfangen.

Daher krakeelen, heftig zanken, und der Krakeeler, ein Zänker, welcher überall Zank und Streit anfängt; Fr. Ferrailleur.

Holländ. Krackeel; Schwed. Krakel. Richey hält es für eine Verderbung des Franz Querelle und Quarell. Allein, es ſcheint vielmehr eine Nachahmung des Geräuſches, ein Ausdruck des mit einem heftigen Zanke verbundenen Schreyens zu ſeyn, und folglich zu dem Geſchlechte der Wörter krähen, ſchreyen, krächzen, krachen, zu gehören. Krijolen iſt in den niedrigen Sprecharten für laut ſchreyen üblich,

Kraken, (der) Kraak, Kraaken, Kraxen, eine norwegiſche Benennung des größten bekannten Seeungeheures in der ganzen Welt, welches ſich zuweilen in den nördlichen Gewäſſern ſehen laſſen ſoll, und gegen welches die Wallfiſche Zwerge ſind, wenn alle die Erzählungen wahr ſind, welche die Norweger davon haben, und welche **Pontoppidan**, vielleicht mit zu vieler Leichtgläubigkeit geſammelt hat. Einige nennen es die **Seekrabbe, Horve, Seehorve, Ankertroll.** Die Geſchichte von demſelben, iſt lange für Wahrheit verkauft worden. Wer hätte ſie auch für Fabel halten ſollen, wenn man **Pontoppidans** Geſchichte von Norwegen geleſen hat? Mit wie vielen gerichtlichen Zeugniſſen und Eidſchwüren iſt ſie beſtätigt worden! Vielleicht hat hier die Liebe zum Wunderbaren wieder vieles zur Erhaltung dieſer Fabel beygetragen. Wäre der Kraken, oder vorgeblich Seepolyp, nicht von ſo ganz ungeheurer Größe, daß ſein Körper wie eine Inſel von einigen Meilen im Umfange, und ſeine Fühlarme, wie Thurmſpitzen, angegeben wären, ſo hätte ſich wohl die Fabel nicht ſo lange gehalten. Man wollte aber vielleicht zu den unendlich kleinen Infuſionspolypen, auch das entgegen geſetzte unendlich Große in der Natur haben. Ich werde dasjenige, was für, und wider die Wirklichkeit des Krakens geſagt worden iſt, anführen.

Der norwegiſche Biſchof **Pontoppidan**, iſt der Erſte, welcher uns eine umſtändliche und deutliche Nachricht von dieſem Seethiere gegeben hat, wovon Folgendes ein Auszug iſt.

„Unter die vielen großen Dinge,“ ſagt **Pontoppidan** (1); „welche in dem Weltmeere ſich befinden, und

(1) In ſeinem Verſuch einer natürlichen Hiſtorie von Norwegen, aus dem Däniſchen überſetzt von Jo. Adolph Scheiben, 2. Th. Kopenhagen, 1754, gr. 8. S. 395, fg. Siehe auch Neue

und vor unſern Augen verborgen ſind, oder ihnen doch nur auf wenige Augenblicke dargeſtellet werden, iſt der Kraken zu rechnen. Er iſt das größte und erſtaunlichſte unter allen lebendigen Geſchöpfen. Unſere Fiſcher ſagen gleichſam mit einem Munde, und ohne den geringſten Wiederſpruch, daß, wenn ſie inſonderheit in warmen Sommertagen, einige Meilen hinaus in die See rudern, ihre Nahrung zu ſuchen, und ſie, nach der Kenntniß der Seegründe, welches ſie ihre Mee nennen, wie gewöhnlich, eine Tiefe von 80 bis 100 Klafter finden ſollten, ſie zuweilen noch 30, 20, oder noch weniger Klafter Waſſer antreffen, darin ſie aber auch zugleich ganz gewiß den allergrößten Ueberfluß deſſen, was ſie ſuchen, inſonderheit an Dorſchen, Längen und Brosmern (Schell- und Stockfiſchen) finden. Ihre Angeln ſind kaum ausgeworfen, ſo können ſie dieſelben ſchon ganz voller Fiſche wieder aufziehen. Daraus merken ſie, daß der Kraken im Grunde iſt, und dieſe ungewöhnliche Erhöhung verurſachet. Sie fahren inzwiſchen mit Freuden fort, ſich dieſer guten Gelegenheit zu bedienen, und zuweilen verſammeln ſich in einem mäßigen Umfange, wohl 20 und mehrere Böthe. Das einzige, worauf ſie alsdann Achtung geben, iſt dieſes: ob die Tiefe unter ihren Seilen eben dieſelbe bleibt, oder ob ſie nach und nach höher, und das Waſſer ſeichter wird. In dieſem leztern Falle merken ſie, daß der Kraken ſich erhebt, und höher hinauf geht. Alsdann iſt es keine Zeit mehr, länger zu warten. Sie geben ihre ganze Fiſcherey auf, ergreiffen alle Riemen, die ſie an Bord haben, und rudern auf der einen Seite ſo geſchwinde fort, als es möglich iſt, um der Gefahr zu entkommen. Wenn ſie nun ihre

Neue Manigfaltigkeiten, 3ter Jahrgang, Berlin, 1776, gr. 8. S. 817, ſgg. und Stuttgarter allgemeines Magazin, v. Jahr 1768. S. 449, ſgg.

re gewöhnliche Tiefe wieder erreicht haben, und folglich in Sicherheit ſind, ſo halten ſie ſtille, und nach wenigen Minuten ſehen ſie, daß das Seeungeheuer, das ſeines gleichen nicht hat, auf das Obertheil des Waſſers in die Höhe kommt, und ſich daſelbſt zeigt, obſchon nicht in ſeiner völligen Geſtalt und Größe, wie man denken kann, als welche vermuthlich niemals ein menſchliches Auge zu betrachten Gelegenheit gehabt hat, (auſſer in ſeiner Brut, oder in ſeinen Abkömmlingen, von denen ich hernach reden werde,) ſondern blos mit dem Obertheile ſeines Körpers, der, dem Augenſchein nach, eine Viertelmeile (einige ſagen noch mehr, ich will aber, der Sicherheit wegen, die geringſte Größe angeben,) zu ſeyn ſcheint, und anfangs nicht anders läſſet, als ob eine Menge kleiner blinder Scheeren daſelbſt im Meere wären, die alle mit etwas das daſelbſt herum ſchwimmt, und dem Tang, oder Meergraſe gleich kommt, behängt wären. Hier und da bemerkt man eine größere Erhöhung, wie Hügel, worauf verſchiedene kleine Fiſche herum ſpringen, bis ſie endlich über die Seiten hinab rollen. Endlich erheben ſich einige glänzende Spitzen und Zacken in die Höhe, die immer dicker werden, je weiter ſie über das Waſſer hervor kommen; allein ſie werden zuweilen ſo hoch, wie mäßige Maſtbäume, ſo, daß wenn auch eines der größten Orlogſchiffe von ihnen getroffen würde, ſolches mit dieſem Ungeheur zu Grunde gehen müßte, denn nach einem kurzen Zeitverlauf fängt der Kraken, wieder zu ſinken, und begiebt ſich wieder hinab in die Tiefe. Wenn dieſes geſchieht, ſo iſt die Gefahr eben ſo groß, wie zuvor, wenn man ſich nahe dabey befindet, weil deſſen ſinkende Bewegung einen ſo großen Seeſchlund im Meere verurſacht, der durch das Anziehen alles mit ſich herunter zieht, nicht anders als der Maelſtrohm bey Moſköe. Da nun dieſes erſchreckliche Seethier am füglichſten ad genus polyporum

porum, oder zur Art des Kreuzfiſches kann gerechnet werden, wie ich hernach zeigen will, ſo ſcheinen diejenigen Theile, die man davon zu ſehen bekommt, deſſen antennae, tentacula, oder Arme und Fühlhörner, zu ſeyn, mit denen es ſowohl ſich bewegt, als auch ſeine Nahrung einſammelt. Doch in Anſehung dieſer letztern Abſicht hat der große Schöpfer noch eine andere Anſtalt gemacht, nämlich durch die ſtarke Ausdunſtung, die dieſes Thier zu gewiſſen Zeiten von ſich geben ſoll, wodurch es gleichſam die große Menge von Fiſchen an ſich lockt, oder zu ſich zieht. Aus der Erfahrung, die manche Fiſcher ſeit langer Zeit ſich erworben haben, weiß man dieſes, daß der Kraken einige Monate frißt, und einige darauf folgende Monate hingegen ſich von ſeinem Unflathe wieder erleichtert. Wenn dieſe Ausleerung geſchieht, ſo kann die Oberfläche des Waſſers davon angefärbet werden, ja, ſie wird gleichſam dick und moderig. Man ſagt, dieſer Moder wäre, dem Geruche oder dem Geſchmacke nach, oder nach beyden zugleich, den Fiſchen ſo angenehm, daß ſie ſich von allen Seiten dabey verſammelten, und wenn ſie ſich alsdann ebenfalls über dem Kraken aufhielten, ſo eröffnete er ſich oben, um dieſe angenehme Gäſte zu verſchlingen, und ſie in eine neue Lockſpeiſe für andere Fiſche zu verwandeln. So wird geſagt, relata refero, und ich kann davon keine ſo gewiße Erfahrung angeben, als von der Hauptſache ſelbſt, ob ich ſchon ſonſt nichts gegen die Natur ſtreitendes darin finde. Weil man ſonſt nicht auf Gelegenheit hoffen kann, dieſes grimmige Seethier lebendig genauer zu unterſuchen, ſo beklage ich es um ſo viel mehr, daß ſich niemand der ſo ſeltenen Gelegenheit dazu bedient hat, die, nach folgendem Berichte einsmals ſoll vorgefallen ſeyn, und die vielleicht nicht öfter wieder kommen möchte. Der Hr. Conſiſt. Aſſeſſor Friis, Prediger in Bodöe in Nordland, hat im letzt verwichenen Jahre,

als

als er hier in Bergen war, Folgendes erzählt. Im J. 1680 ſoll ein Kraken, (vielleicht ein junger und unvorſichtiger) in die Bucht Ulvangen, im Kirchſpiel Alſtahough, gekommen ſey, da es ſonſt ſeine Gewohnheit iſt, ſich einige Meilen vom Lande aufzuhalten, daher er denn auch hier umkommen mußte. Dieſe Sache ſoll folgender Geſtalt geſchehen ſeyn. Es ſollen ſeine ausgeſtreckte lange Zacken oder Fühlhörner, die er, wie es ſcheint, nach Art der Schnecken dazu gebraucht, damit hin und wieder herum zu fühlen, vielleicht in einigen dicht an der Bucht ſtehenden Bäumen hangen geblieben ſeyn, die aber gar leicht konnten losgeriſſen werden; aber vornämlich, und wie man hernach geſehen hat, ſind ſie in einige offene Spalten, Steinritzen und Klüfte an den Klippen gerathen, woran ſie ſich ſo feſt geheftet hatten, daß ſie daran hängen geblieben waren, daß er ſich daher nicht wieder losarbeiten konnte. Dadurch kam das Thier an demſelben Orte, um wo es auch zugleich verfaulte, da denn deſſen langſam verfaultes Aaß einen großen Theil bemeldeter Bucht Ulvangen ſoll angefüllt haben, wodurch denn dieſe Seite den Leuten, die eine zarte Naſe haben, ganz unwegſam geworden iſt. Von dieſem Thiere haben die Fiſcher hier in Norwegen dieſe wahrſagende Redensart angenommen, wenn ſie ſagen: Du mußt auf dem Kraken gefiſcht haben; welche ſie von einem gebrauchen, der in ſeinem Fange vor ſeines gleichen beſonders glücklich geweſen iſt; indem ſie meinen; es wäre keine Kunſt, wenn er einen ſo fiſchreichen Grund angetroffen hätte. Daß der Kraken jemanden einen wirklichen Schaden ſollte zugefüget haben, (er müßte denn einem das Leben genommen haben, ſo, daß man davon nichts hätte erfahren können,) davon habe ich nichts gehört, auſſer einem einzigen Exempel. Man erzählt, es habe ſich vor wenig Jahren bey Fridrichſtadt im Stifte Aggerhuus zugetragen, daß ein Paar Fiſcher un-

unvermuthet, und zu ihrer großen Verwunderung, mit ihrem Bothe in eine ſolche Stelle auf dem Waſſer gerathen ſeyn, die, nach voriger Beſchreibung, faſt ganz moraſtig und ſchleimig war. Sie verlieſſen ſie daher ſchleunig; allein, ſie hatten nicht ſo viel Zeit, geſchwinde genug umzuwenden, daß nicht eine der Zacken des Krakens hätte an ihr Both ſchlagen ſollen, wodurch denn das Obertheil deſſelben ganz zerſchmettert wurde, daß ſie auch darauf, wie auf einem Wrack, kaum ihr Leben bergen konnten, obgleich das Wetter ganz ſtille war. Allein, dieſes Ungeheuer kommt, ſo wie die Seeſchlange, niemals in einem andern Wetter zum Vorſchein.

„Bisher habe ich von dieſem allergrößten, aber noch wenig oder gar nicht bekannten, Seethiere ſo viel Nachricht gegeben, als ich davon erfahren können. Nunmehr will ich ferner melden, was mir ſcheint wahrſcheinlicher Weiſe und ganz vermuthlich dahin gehören zu können, und wodurch die Sache aufgeklärt, wie auch noch mehr kann beſtätigt werden. Lucas Debes meldet, in ſeiner Beſchreibung der Inſel Färoe, verſchiedenes von Inſeln, die plötzlich zum Vorſchein kommen, und eben ſo plötzlich wieder verſchwinden, deren Beſchaffenheit niemand begreifen könnte, ſo, daß man ſich über den gemeinen Mann nicht verwundern dürfte, indem wohl klügere Leute die kurze Erſcheinung ſolcher flüchtigen Eylande an ſolchen Oertern, wo man durch tägliches Befahren wüßte, daß keine Scheren, geſchweige Eyland, vorhanden wären, für teufeliſche Vorſtellungen, und Gaugelſpiele eines ſolchen Geiſtes hielten, der ſich bey dem Unglücke der Menſchen freuete, welches auch dadurch zuweilen ſoll verurſachet worden ſeyn. Denn wenn ſeefahrende Leute meinen Land zu ſehen, wo doch keines iſt, ſo werden ſie folglich verwirrt gemacht, und ſie machen eine unrichtige Muthmaßung oder falſche Rechnung, die ſie von ihrem Laufe ableiten, und nachher in die größte Gefahr ſtürzen kann. Manche Seefahrende, beſonders hier in der Nordſee, berichten eben daſſelbe von dieſen plötzlich verſchwindenden Anzeigen eines Landes, wo keines iſt. Weil nun von den in den friſchen, und faſt ſtillſtehenden Gewäſſern natür-

natürlicher Weiſe ſchwimmenden kleinen Inſelchen, dergleichen hier in Norwegen und anderwärts anzutreffen ſind, unmöglich zu glauben iſt, daß ſie in dem brauſenden Weltmeere dauern können, welches die ſtärkſten Schiffe zerbricht und zerſchmettert, ſo gerathen die Unwiſſenden auf ſolche Gedanken, weil ſie keine andere Ausflucht wiſſen, als daß ſie dem Teufel die Schuld alles dieſes Unglückes, ſo wie alles andere, beymeſſen. Allein, da man, nach den Regeln der Wahrheit, ihm nicht das geringſte Unrecht thun, oder ihm etwas Schuld geben ſoll, woran er nicht Schuld iſt, ſo bin ich der Meinung: der Teufel, der ſo plötzlich ſchwimmende Inſeln macht, ſey nichts anders, als der Kraken, den einige Seeleute auch Seedraulen, d. i. Seetroll, Seeteufel, nennen. Dasjenige, was mich in dieſen Gedanken beſtärkt, iſt folgende Begebenheit, die von dem ſchwediſchen Naturkündiger **Urban Hierne** (2) angeführt wird. Die Nachricht ſelbſt iſt ſonſt aus des Barones **Carl Griepenhi lm**, Generaldirektors des Comtoirs der Feldmeſſer, Schreiben genommen, und ſie lautet, auszugsweiſe, folgender Maßen: „In den Scheren, (bey Stockholm) „ſieht man zuweilen einige Merkmale eines Landes, das „ſonſt nicht geſehen wird, und zuweilen ſcheint es auf einer „ganz andern Stelle zu liegen. **Buräus** hat in ſeiner „Karte daſelbſt eine Inſel angemerkt. Die Bauern nennen „es **Gumarsöre**, und ſagen, daß ſie es nicht allezeit ſehen. „Es liegt in dem großen Fahrwaſſer, ich habe es aber niemals angetroffen. An einem Sonntage, als ich bey den „Scheren war, um deren Grund aufzunehmen, trug es ſich „zu, daß ich an einem Orte in der See drey Spitzen erblickte. „Mir ward dabey nicht wohl zu Muthe, und ich meinte, „ich wäre aus Verſehen bey den Scheren vorbey gegangen. „Ich rief den Bauer, und fragte ihn nach Gumarsoere; „allein, da der Bauer kam, konnte ich nichts mehr davon „ſehen. Der Bauer ſagte, es wäre richtig genug, und verkündigte einen großen Sturm, oder viel Fiſche.“ Wer ſieht nicht ohne alle weitläuftige Erklärung, daß das bald ſichtbare, bald verſchwindende Gumarsoere mit den Spitzen und der Verkündigung von Fiſchen, ſeyn muß, oder nach aller er-

(2) Urban Hierne korta Anledningen til athſkillige Malmer och Bergarters Etterſpörjande, S. 98.

erſinnlichen Möglichkeit nichts anders ſeyn kann, als der Kraken, oder Seehorven, welcher von Buräus unverdienter Weiſe die Ehre erhalten hat, als ein feſter Grund in ſeine Seekarte aufgezeichnet zu werden, indem dieſes Ungeheuer vermuthlich daſelbſt ſich gewöhnlich aufhält, und unter den Scheeren oft aus der Tiefe zum Vorſchein kommt. Was der leichtgläubige Olaus Magnus (3) von einem Wallfiſche ſchreibt, der ſo groß iſt, daß ſein Rücken für eine Inſel angeſehen wird, auf welcher man gleichſam an das Land geht, ein Feuer anzündet, und verſchiedene Geſchäfte verrichtet, iſt eine offenbare Fabel und lächerliche Erdichtung. Allein dasjenige, was Gelegenheit gegeben hat, das Wahrſcheinliche mit dem Ungereimten auszuſchmücken, dürfte blos eine Erſcheinung des erwähnten Seeungeheuers ſeyn, von welchem man ſich in der Ferne eingebildet hat, daß dieſes oder jenes darauf vorgenommen werden könnte. Daß Plinius zu ſeiner Zeit bereits von dergleichen Seethiere, von welchem wir hier reden, einiges Gerücht gehört habe, wird aus ſeinen unten angeführten Worten (4) geſchloſſen. Wenn der doppelte Begriff, der hier von dieſem Thiere gegeben wird, zuſammen gefüget wird, daß es entweder einem Rade mit einigen Speichen, oder einem Baume mit ſo großen Zweigen, der durch keine Meerenge kommen kann, ähnlich ſey, ſo ſchickt ſich dieſes zu vor-

(3) Unde plerumque elevato dorſo ſuo ſuper undas, a navigantibus nihil aliud creditur eſſe, quam inſula. Itaque nautae ad illum appellunt, & ſuper eum aſcendunt, palos figunt, naves alligant, focos pro cibis coquendis accendunt. Donec tandem cetus, ſentiens ignem, ſeſe in profundum mergat — — Arenas aliquando dorſo ſuo tollit, in quibus, ingruente tempeſtate, nautae terram ſe inveniſſe gaudentes, anchoris demiſſis, falſa firmitate quieſcunt, ac ignis accenſos bellua ſentiens ſubito commota ſe in aquas mergit, hominesque cum navibus, niſi anchoræ rumpantur, in profundum attrahit. *Hiſt. ſeptentr.* L. 20. c. 25.

(4) Maximum animal in Indico mari Priſtris & Balæna eſt, in gallico oceano Phyſeter, ingentis columnæ modo ſe attollens, altiorque navium velis diluviem quandam eructans. In Gaditano oceano *Arbor*, in tantum vaſtis diſpenſa ramis, ut ex ea cauſa fretum nunquam intraſſe credatur. Apparent & *Rotae* appellatæ a ſimilitudine, quaternis diſtincta radiis, modiolos eorum oculis duobus utrinque claudentibus. *Hiſt. nat.* L. 9 c. 4.

vorbemeldten] Nachrichten von dem Kraken nicht übel, der ſo viele große Zacken oder Zweige hat, die aus ſeinem runden Körper heraus geſchoſſen ſind (5). Beydes beſtärkt meinen vorigen angenommenen Grundſatz, nämlich, daß dieſes Seethier ad genus Polyporum, oder zur Gattung der Kreuzfiſche, oder Seeſterne gehört. Inſonderheit ſcheint es mir zu denjenigen Polypis zu gehören, die die Holländer Zee-Sonne, Rondelet und Gesner aber Stella arboreſcens nennen, d. i. ein Stern, der Strahlen und Zweige nach Art der Bäume ausſchießt, welches alles mit der genauern Beſchreibung, die davon gegeben worden iſt, übereinſtimmt. Ich habe ſelbigen Stern anderswo Caput Meduſae genannt, und geſagt, daß dieſe Methapher ſich zur Fabel vom Neptun gar wohl ſchickte. Dasjenige, was ich hier noch erinnern will, iſt dieſes, daß gedachter lockichter Kreuzfiſch mit ſeinen vielen artigen Zweiglein, insgemein an dem im tiefen Seegrunde wachſenden Seebäumen hängt, an, welche er ſich haftet, und womit er durch die Schnüre der Fiſcher heraus gezogen wird. Wenn dieſe Thiere getrocknet, und die Zweiglein zuſammen geſchrumpft ſind, ſo betragen ſie ſelten 6 oder 8 Finger über den Diameter. Allein, wenn ſie erſt kürzlich aus dem Waſſer gezogen ſind, ſo können ſie ſo groß wie eine mäßige Schüſſel ſeyn; ja, ein gewiſſer Mann will ſie von der Größe der allergrößten Schüſſel geſehen haben; und von andern habe ich gehört, daß ſie einige gefunden haben, die ſo groß wie ein Tiſch geweſen ſind, und mit ihren vielen Aeſtlein im Waſſer geplätſchert haben. Dieſe Capita Meduſae werden von einigen Strandbewohnern und Seeleuten in Norwegen, für die Jungen oder für die Brut jenes

(5) In einem alten Manuſkripte, Speculum Regale, genannt, weil es dem nordiſchen Könige Sverre zugeſchrieben wird, hat Ol. Worm einige wenige Worte gefunden, welche auf dieſes allergrößte Seethier zu zielen ſcheinen. Denn da dieſer Author, in ſeinem Muſaeo, pag. 279. einige Arten der Wallfiſche daraus anführt, ſo wird das Verzeichniß pag. 280 mit folgenden Worten beſchloſſen: Reſtat una ſpecies, quam *Hafguſe* vocant, cuius magnitudo latet, cum raro conſpiciatur. Illi, qui ſe corpus vidiſſe narrant, ſimiliorem inſulae quam beſtiae volunt, nec unquam eius inventum cadaver, quo circa ſunt, qui exiſtiment, non niſi duo eius generis in natura eſſe.

jenes großen Seekrakens gehalten, und vielleicht ſind ſie deſſen allerſubtilſte Eyerchen. So viel iſt gewiß, daß gewiſſe Polypen zu einer ungeheuern Größe anwachſen. **Kircher** (6) ſpricht, daß im ſicilianiſchen Meere eine Art Kreuzfiſche mit 10 Füßen oder Zweigen gefunden werden, die einen Leib von der Größe wie ein Menſch haben; doch dieſes will gegen die Größe eines Wallfiſches, die **Athenäus** (7) einigen derſelben beylegt, nur wenig ſagen. **Plinius** (8) gedenkt einer andern Art der Polypen von ungeheurer Größe, unter dem Namen Ozoena, weil ſie eine ſtarke Ausdunſtung von ſich gibt, daher andere Fiſche darnach gehen. Dieſe Beſonderheit ſtimmet ebenfalls gar wohl damit überein, was oben von dem nordiſchen Kraken gemeldet worden iſt, nämlich mit der reichen Fiſcherey, die darauf vorfällt, mire omnibus marinis expetentibus odorem. Von eben dieſem Polyp erzählt **Plinius** a. ang. O. nach dem Berichte des L. Lucii: Proconſulis Baeticae, ſeltſame Geſchichten, die deſſen Größe und Stärke zu erkennen geben, ſo, daß man unter dem Ufer, wo er die Kaufmannsgüter ſtehlen, und mit ſeinen langen Klauen wegſchleppen wollte, Hunde auf ihn hetzen mußte, die aber deſſen ſtarke Ausdunſtungen nicht vertragen konnten, und zugleich von ſeinen Zacken und Füßen ſehr hart geſchlagen wurden, und zuletzt konnte man ihn kaum mit eiſernen Gabeln umbringen (9). Aus allem dieſen erſieht man wenigſtens ſo viel, daß der Kreuzfiſch unter ſeinen verſchiedenen Arten einige ſehr große habe, und zwar ſolche, die wohl die allergrößten Einwohner des Meeres ſeyn können. Der Kraken bleibt alſo unſtreitig eine Art derſelben Gattung, er mag ſo groß ſeyn, wie er will, " u. ſ. w.

(6) Mund. Subterran. P. I. pag. 99.

(7) Lib. 13. cap. 6.

(8) Lib. 9. cap. 30.

(9) Namque & afflatu terribili canes agebat, nunc extremis crinibus flagellatos, nunc robuſtioribus brachiis, clavorum modo incuſſos, aegreque multis tridentibus confici potuit.

Zur Beſtätigung dieſer Nachrichten des Pontoppidan, fügt ein Ungenannter, im 29 St. 1. Th. des phyſikal. und oekon Patrioten, (Hamb., 1756, 4.) S. 231, fgg. Folgendes hinzu.

„Der Isländer Gislaus Otto, ſchreibt in einem „Briefe an Claus Worm, von Skalbott, in Island, „1635, Folgendes (10): „Ich und vier Zeugen haben im „Juni in einem hieſigen Fluſſe ein gewiſſes Ungeheuer, „Hrita, mit unſern Augen geſehen. Weil aber die Entfernung uns hinderte, die Geſtalt deſſelben zu unterſuchen, „ſo ſchien es uns gleichſam eine neue Inſel zu ſeyn, die „ſich mitten im Strohme des Fluſſes erhübe, an deren „unterſten Ende eine Geſtalt zu ſehen war, als ob daſelbſt „ein Adler ſäße. Nach Verlauf einer Stunde verſchwand „dieſe Erſcheinung wieder. Nach der Zeit iſt in eben dem „Monate, und in eben dem Fluſſe ein Hirt mit einem „Schiffchen übergeſetzt, neben dem ſein Pferd geſchwommen, und dieſer hat, nebſt dem Schiffer, geſehen, daß das „Pferd in der Mitte des Strohmes neben her gegangen „iſt. Es haben auch viele in einer andern Gegend dieſes „Fluſſes, etwa zwey Mailen davon, im Juni, öfters „etwas als eine große Schlange mit drey über dem Waſſer hervor ragenden Bogen geſehen, derer jeder ungefähr „zwanzig Schritt, und darüber, von dem andern entfernt „war.

Das letzte hier beſchriebene Ungeheuer iſt ohne Zweifel der große Meerwurm oder die Seeſchlange, von welcher uns Pontoppidan ebenfalls vortreffliche Nachrichten mitgetheilt hat (11). Allein, das erſte, welches zwey Meilen davon geſehen worden iſt, könnte gar wohl ein Kraken geweſen ſeyn, wegen der Aehnlichkeit ſeines Rückens mit einer Inſel, und der an einem Ende geſchehenen Erhöhung, welche von einem aufgerichteten Fühlhorne, oder einer andern Erhabenheit, veranlaſſet worden ſeyn kann.

Es iſt zu vermuthen, daß der Rücken dieſes Thieres nicht ſo ganz glatt ſey, ſondern einige harte Erhöhungen oder

(10) *Olai Worm.* Epiſt. Tom. 2. Ep. 85. pag. 595.
(11) Nat. Hiſt. von Norwegen, 2 Th. C. 8. §. 6. S. 368, fgg.

oder Knochenauswüchſe habe. Dieſes erhellt daraus, weil, wenn das Thier in die Höhe kommt, es zuerſt das Anſehen hat, als ob eine Menge kleiner blinder Scheren daſelbſt im Meere wären, die mit Meergraſe umhängt wären; weil man ferner hin und wieder eine größere Erhöhung, wie Hügel wahrnimmt, worauf Fiſche herum ſpringen, bis ſie herab fallen; und endlich, weil ſich einige glänzende Spitzen und Zacken ſehen laſſen, die immer dicker werden, je weiter ſie aus dem Waſſer empor ſteigen, und zuweilen ſich ſo hoch als Maſtbäume erheben, ſo, daß ſie die größten Schiffe damit ſollten umwerfen können. Wenn wir dieſes voraus ſetzen, ſo werden wir in der folgenden Geſchichte, die Jacob le Maire auf ſeiner Fahrt nach Süden angemerkt hat, vielleicht auch die Spur eines Krakens finden (12). Er lief d. 14. Jun. 1615 aus dem Texel aus. Den 5ten Okt. zu Mittage, auf der Höhe von 4 Gr. 27 Min., nördlich, vernahm man in dem Vorder-Theile des Schiffes einen ſtarken Knall. Als der Steuer-Mann ſich umſahe, war das Meer ganz roth von Blut. Sein Erſtaunen hierüber war ungemein, und niemand wußte, wie es damit zugienge; allein, hernach erfuhr man, daß die ganze Sache von einem ungeheuern Seethiere hergerührt hatte, welches mit ſeinem Horne in die Schiffs-Verkleidung ſtieß, und es darüber entzwey brach. Denn als man das Schiff in dem Sehnſuchtshafen kalfaterte, fand man in dem Vordertheile, ſieben Schuh tief unter dem Waſſer, ein Horn ſtecken, welches an Geſtalt und Dicke einem Elephantenzahne glich, aber nicht hohl, ſondern ganz dicht, und der Materie nach ein ungemein harter Knochen war. Es war durch drey Futterwände bis in das Knieſtück, das iſt, über ½ Schuh weit in das Schiff hinein gegangen. Die Wunde hatte ſo ſehr geblutet, daß die See rings um das Schiff roth davon ward. Dieſer letzte Umſtand beweiſet, daß das Thier ein ſehr groſſes Ungeheuer geweſen ſeyn müſſe; und weil das Horn nicht hohl geweſen, ſo iſt es für keinen Zahn, ſondern eine andere Knochenerhöhung, zu halten, die bey dem Stoße gegen das Schiff abgebrochen iſt. Vielleicht iſt es eine von den glänzenden Erhöhungen auf dem Rücken des

(12) Hiſtor. aller Reiſebeſchreib. 11. B. S. 451.

des Kraken geweſen, weil es mit dem Elfenbeine vergli- chen wird.

In dem Berichte von Grönland, welchen **Heinrich Sievers** aus einer alten isländiſchen, und neuen däniſchen Chronik gezogen hat, wird aus der alten Handſchrift, Speculum regale, genannt, deren **Pontoppidan**, oben, S. 674. Anm. gedacht hat, eine Nachricht von drey Meerwundern mitgetheilt (13), die in dem grönländiſchen Meere geſehen worden ſind. Das erſte war ein **Meermann** oder **Meeraffe**; das andere ein **Meerweib**, deren Wirklichkeit **Pontoppidan** ebenfalls gründlich dargethan hat; das dritte Ungeheuer wurde **Hafgierdinguer** genannt. Letzteres war zwar eigentlich kein Wunderthier, ſondern drey Köpfe oder Berge, vom Waſſer durch ungeſtümmes Gewitter erhoben; und wenn nun zum Unglück in dieſem Dreyecke, welches dieſe drey Berge machen, Schiffe eingeſtoſſen wurden, kamen ſie alle um, und es entgiengen wenige dieſer Gefahr. Dieſes vermeinte Wunderthier wurde gezeiget von den Ströhmen oder Wirbeln des Meeres, und widerwärtigen sehr ungeſtümmen Winden, welche die Schiffe überfielen, und verſchlangen.

Ich glaube, daß jedermann dieſe Erklärung für unzureichend halten werde. Die drey Köpfe oder Berge, welche ſich hier im Meere erheben, müſſen nothwendig etwas anders, als Meereswogen, geweſen ſeyn, weil ſie die Schiffer alſobald für ein Seeungeheuer erkannt, auch unter dieſem Charakter beſchrieben haben. Es iſt bekannt, daß der Kraken ſeine Füllhörner, oder Buckeln ſeines Rückens, mit Meergraſe bedeckt, alſo in die Höhe zu ſtoßen pflege. Es iſt auch bekannt, daß die Schiffe, wenn ſie über ſeinem Rücken blieben, wenn er ſich der Oberfläche des Waſſers nähert, wie hier geſchehen iſt, unfehlbar verloren ſeyn würden. Man weiß überdem auch, daß das Thier, wenn es wieder in Grund geht, einen fürchterlichen, und für die Schiffe gefährlichen Wirbel oder Strudel macht. Wenn alſo die Schiffe zwiſchen die Füllhörner des Thieres, die das Dreyeck gemacht haben, hinein gefahren ſind, ſo haben ſie nothwendig den Rücken des Thieres berühren müſſen. Iſt nun dieſes von dieſer Empfindung erſchrocken, und plötzlich in

(53) Sievers Bericht von Grönland, Hamburg, 1674. 4. I. Th. Kap. 14. S. 30.

in die Tiefe gefahren, ſo iſt es natürlich, daß der Wirbel die Schiffe mit ſich hinabgezogen, und verſchlungen habe. Der Verfaſſer des obigen Berichtes hat alſo die Ströhme, und Wirbel im Meere bey dieſem Dreyecke aus Irrthum für die Urſache der Erſcheinung gehalten, da ſie doch die Wirkung des niederſinkenden Ungeheuers geweſen iſt.

Was die Wahrſcheinlichkeit eines Thiers in den nordiſchen Meeren, das zur Gattung der Meduſenhäupter gehört, ungemein vermehrt, iſt die unausſprechliche Menge kleiner Meduſenhäupter, die ſich in dem Meere bey Norwegen aufhält. Herr Kalm hat davon an die königliche ſchwediſche Akad. der Wiſſenſch. Folgendes berichtet (14) „Manietter (Meduſenhäupter) finden ſich hier im Som„mer in unglaublicher Menge, aber ſpät im Herbſte ſind „ſie alle fort. Man gebraucht ſie daſelbſt als das ſicherſte „Mittel, Wanzen damit zu vertreiben. Man ſammelt „eine Menge von ihnen, legt ſie in ein Gefäß, zerrührt ſie „wohl, und ſtreicht davon das Holzwerk an, worin die „Wanzen ſich befinden. Im Frühjahre, ſo lange ſie ganz „klein ſind, werden ſie von Dorſchen, Weißfiſchen, und an„dern Fiſchen verzehrt, aber nachdem ſie etwas größer ge„worden ſind, will ſie kein Fiſch zur Speiſe haben.“ Vielleicht darum, weil ſie dann ſelbſt anfangen, Fiſche zu freſſen, daher ſie beyde lieber einander vermeiden. Dieſer ſtarke und durchdringende Geruch der Meduſen ſtimmt wieder mit der ſehr ſtarken Ausdunſtung des Krakens überein; und überhaupt iſt die Menge der kleinern Meduſen bey Norwegen ſchon ein hinlängliches Zeichen, daß in den nördlichen Meeren der rechte Geburtsort dieſer Thiere ſey, und es iſt wahrſcheinlich, daß ſie hier zu einer ganz ungeheuern Größe erwachſen, weil man deren wirklich findet, die mit ihren ausgeſtreckten Armen einen unglaublich großen Raum einnehmen.

Es iſt oben erwähnt worden, daß die Holländer dieſe Polypenart Seeſonnen nennen. Man muß ſie, um dieſer Benennung willen, nicht mit dem Sonnenfiſche verwechſeln, der faſt eyrund iſt, einen ungeheuern Kopf mit großen runden Augen, und einem kleinen Maule, eine ſehr

(14) Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ. 10 B. S. 198.

ſehr harte, körnichte, dunkle braune Haut, und auf jeder Seite zwey Floßfedern hat, die ſich ſehr langſam bewegen, und nicht platt ſind. Dieſes iſt ein wahrer Fiſch, dahin, gegen das Meduſenhaupt, und alſo, aller Vermuthung nach, auch der Kraken unter die pflanzenähnlichen Würmer gehört.

Jonſton (15) ſagt da, wo er von Wallfiſchen handelt, daß Hartenius zwanzig Gattungen derſelben zähle, davon die zwanzigſte mehr eine Inſel, als ein Fiſch zu ſeyn ſchiene. Man ſieht hieraus abermal, daß man überall Spuren eines ſolchen Seeungeheuers finde, dergleichen der Kraken ſeyn ſoll, und es wäre in der That etwas Beſonderes, daß ſo vielerley Nachrichten von einerley Art insgeſammt erſonnen ſeyn ſollten.

Ich habe noch einigen Verdacht auf den vielfüßigen Wallfiſch (Scolopendra cetacea) deſſen Aelianus (16) umſtändlich gedenkt. Er ſoll ſeinen ganzen Kopf zuweilen aus dem Waſſer hervor ſtecken, an der Naſe ſehr hoch hervor ſtehende Haare, und einen breiten Schwanz, wie die Locuſta haben. Der übrige Theil des Leibes ſoll zuweilen auf der Oberfläche des Waſſers geſehen werden, und mit einer Galeere von drey Ruderbänken, die ihre gehörige Größe beſitzt, einerley Höhe und Umfang haben. Das Thier ſchwimmt auf ſehr vielen Füßen, die an beyden Seiten herum ſtehen, und deren es ſich ſtatt der Ruder bedient, ſo, daß das Meer einen gewiſſen Schall von ſich giebt, wenn es darin ſchwimmt. Die Größe des Wallfiſches, die vielen Füße, die hoch aufſtehenden Haare, der große Umfang des Leibes, und die ungewiſſe Geſtalt deſſelben, wenn er auf die Oberfläche kommt, die Aelianus nicht genauer beſchrieben hat, ſcheinen alle mit den Eigenſchaften unſeres Seeungeheuers überein zu ſtimmen. Daher darf man ſich an die Abbildung, die Aldrovand, und nach ihm Jonſton, von dieſem Thiere gegegen hat, nicht kehren, weil deſſen wahre Geſtalt niemand bekannt iſt.

Die

(15) Viceſimum (genus) quod Haffnegruſſiae, magis inſula eſſe videtur quam piſcis. Fides ſit penes Autorem. Hiſt. nat. de piſcib. & cetis. L. 5. c. 2. Art. 1.

(16) H. A. L. 13. c. 23. Plinius hat ihn gekannt, aber nicht beſchrieben.

iſt. Die Haare auf der Naſe, und der geſehene Schwanz, können Spuren von den ausgeſtreckten Fühlhörnern oder Erhabenheiten des Thieres geweſen seyn; und daß es keinen Fallfiſch mit einer ſolchen Menge Füße gebe, wiſſen die heutigen Naturkenner. Es iſt alſo dieſes ſicherlich ein beſonderes wenig bekanntes Ungeheuer, und ſeine Beſchreibung läßt mich glauben, daß es kein anderes, als der Kraken ſey. Aelianus führt auch keine weitere Urſachen an, warum er dieſes Thier zu den Wallfiſchen zähle, als daß es ihm ſo ſcheine, und ſeine Ausdrücke laſſen vermuthen, daß er es nie ſelbſt geſehen habe, ob er gleich ſchreibt, daß es, wenn ein Sturm daſſelbe an die Küſten auswürfe, den kühnſten Menſchen erſchrecken müſſe.

Was **Pontoppidan** von der auſſerordentlichen Größe, zu welcher die Polypen erwachſen, oben erwähnt, das beſtätigen die Geſchichten, welche **Aelianus** (17) davon erzählt, und die mit der obigen vom **Plinius** (17) genau übereinſtimmen, ob man gleich manche Umſtände dabey eben ſo unwahrſcheinlich, als lächerlich, finden wird. Es wäre zu weitläuftig und unnütz, ſie hier anzuführen. Die gemeldete Größe iſt indeſſen nicht unwahrſcheinlich. Denn auch **Strabo** beſtätigt, daß in eben derſelben Gegend von Carteja, Polypen gefunden werden, die ein Talent (60 Pfund) wiegen (18).

Von dem Thiere, welches **Plinius** in einer oben angeführten Stelle, Räder mit vier Speichen genennt, wird ganz billig vermuthet, daß es der Kraken ſey. **Aelianus** (19) ſagt davon, daß ſie die größte Art von Wallfiſchen ſind, heerdenweiſe beyſammen ſchwimmen, daß ſie nicht ſtark von Knochen wären, daß ihr Rücken auf die Oberfläche des Waſſers käme, und mit langen Stacheln verſehen ſey, daß ſie ſich öfters umwälzen, untertauchen, und wieder in die Höhe kommen. Dieſe Kennzeichen paſſen mehrentheils mit den Eigenſchaften des Krakens vollkommen zuſammen."

(17) L. 7. c. 11. Lib. 13. c. 6. Plin. H. N. L. 9. c. 30.

(18) Geog. L. 3.

(19) L. 13. c. 20.

Eine neue Beſtätigung der Wirklichkeit des Krakens enthält folgende Nachricht, die aus dem St. James Chronicle genommen iſt (20).

Mein Herr!

Da es noch immer Leute giebt, die, ohne auf das Zeugniß des gelehrten Biſchofs Pontoppidan zu ſehen; das Daſeyn der Kraken bezweifeln, ſo ſchließe ich Ihnen eine glaubwürdige Ausſage über dieſe Sache bey, die auch die Ungläubigſten überführen kann. Wenn jemand ſich nach Robert Jamaiſon erkundigen wird, ſo wird er ihn als einen Mann von dem beſten Rufe finden; und ein Jeder, der die Gewohnheiten der weſtlichen Inſeln kennt, muß wiſſen, daß die Beamten, vor welchen dieſe Ausſage beſchworen worden iſt, von einem ſolchen Gewichte daſelbſt ſind, daß der Gedanke, als hätten ſie ſich mit Willen betriegen laſſen, unmöglich Statt finden kann.

Vor Hrn. John Blain, Kommiſſär der Inſeln, erſchien den 22ten April 1775, auf Rotheſay, Robert Jamaiſon aus der Inſel Bute, eine Perſon von gutem Ruf und Zeugniß, der, nachdem er auf ſeinen Eid verhört worden, ausſagte, daß er die Häringsbuyſe, der Jannet genannt, vom Port Glasgow im letzten Sommer bey der engliſchen Häringsfiſcherey geführt; daß, als das Schiff, Mittags um den 9 oder 10ten Auguſt, 10 oder 12 franz. Meilen weſtwärts von dem Theile von Rochire, der zwiſchen Rowſtair of Aſſynt und Loch Ruwer liegt, geſegelt, und er in der Kajüte geweſen, ihn einer von ſeinen Leuten heraus gerufen, um eine Inſel zu ſehen, die eben in der See erſchienen wäre; daß er hierauf auf das Verdeck gekommen, und dieſen Gegenſtand ungefähr 3 Meilen, oder etwas weiter in einer oſt-nordöſtlichen Richtung von ſeinem Schiffe, zwiſchen demſelben, und dem feſten Lande erblickt; daß er und ſein Schiffvolk, das auſſer ihm in neun Perſonen beſtanden, in der Meinung geweſen, daß es eine Inſel wäre, die nach ſeiner Rechnung $1\frac{1}{2}$ Meilen in der Länge gehabt, und in der Mitte bey 30 Fuß über der Ober-

(20) S. neue Mannigfaltigkeiten, 3ter Jahrgang, Berlin, 1776 gr. 8. S. 820. fgg.

Oberfläche des Waſſers heraus geragt, und, wie er geglaubt, nach jedem Ende ſpitzig zugelaufen, daß es ihm aber unmöglich geweſen, die Breite davon zu ſchätzen; daß es eine Zeit von 5 bis 6 Min. über dem Waſſer geblieben, aber, nach ſeinem Bedünken, ohne alle Bewegung; worauf es ganz langſam nieder geſunken, bis es ſich gänzlich den Augen entzogen, daß es nach dieſem wieder zu zwey Mal in die Höhe geſtiegen, auch wieder geſunken, und daß es ſich, ſo oft es Deponent geſehen, ſo wenig, als das erſte Mal bewegt; daß ſein Steigen und Sinken ſehr langſam und ſtufenweiſe geſchehen, und, ſo viel, als er wahrnehmen können, nie einen Wirbel, oder eine auſſerordentliche Bewegung des Waſſers verurſacht habe. Ferner ſagt er aus: daß die Zeit von dem erſten Mal, als er es geſehen, bis zum letzten Mal, ungefähr 24 Min. ausmachen möchte. Es ſey ungefähr 3 Min. von ſeiner erſten Erſcheinung bis zur zweyten, unter dem Waſſer geweſen, und eine noch längere Zeit, von der zweiten bis zur dritten. Der Tag ſey hell geweſen, und der Wind habe von Weſt-Nordweſt geblaſen; daß er unmittelbar darnach, als es zum letzten Mal aus ſeinem Geſichte verſchwunden, eine Menge von Gegenſtänden geſehen, die ein Regiment, oder eine anſehnliche Verſammlung von Leuten, alle in Weiß gekleidet, vorgeſtellt, und die ihm um 1½ Meile näher zu ſeyn geſchienen, als er glaube, daß die vermeinte Inſel geweſen, und daß dieſe in kurzer Zeit darauf nach Südoſt gezogen, auf eine Art, als ob ſie unter einander vermengt ſtritten, ſo, wie man ſich dieſes öfters bey der ſchnellen Bewegung der Strahlen eines Nordlichtes vorzuſtellen pflegte; daß keine Inſel in der Nachbarſchaft, oder einiges näheres Land, als gedachte Row Stair geweſen, und daß ſie ſogleich Häringe und andere Weißfiſche von der erſten Güte, in Loch Ruwer im Ueberfluß angetroffen, und er, Deponent einen groſzen Theil ſeiner Ladung in dieſer Gegend zuſammen gebracht; daß er, als er noch ein Knabe geweſen, von der Südſeite von Bute etwas zwiſchen dieſer Inſel und Aran wahrgenommen, daß, wie eine Inſel, die neuerlich in der See aufgeworfen worden, ausgeſehen, und welche nach der Vorſtellung, die er noch davon habe, länger geweſen, als diejenigen, die er im vergangenen Auguſt wahrgenommen. Er habe auch von verſchiedenen Leuten gehört, daß ſie eben dergleichen zwiſchen

Bute

Bute und Aran geſehen hätten. Nachdem er befragt worden: ob er nie von einem Fiſche, den man Kraken nennte, gehört habe? und ob er nicht glaube, daß dieſe Inſel ein Fiſch von dieſer Art geweſen wäre? ſo antwortete er: daß er erſt vor kurzem etwas von dem Kraken gehört habe, und unterſtünde ſich nicht zu behaupten, daß das, was er geſehen, eine Kraken geweſen wäre. Zu der Zeit, als er dieſe Erſcheinung wahrgenommen, habe er keine andere Ideen davon gehabt, noch anders geglaubt, als daß es wirkliche Inſeln wären. Als er und ſeine Leute dieſe erſtgedachte Inſeln geſehen, ſo habe ſich in der Gegend ein Schiff befunden, the Peggy genannt, welches Wiliam Hunter geführt habe, und ungefähr 1 Meile von ihm entfernt geweſen wäre; er habe von Hunters Leuten erfahren, daß er dieſe Inſel nicht beobachtet habe, ob er ſchon ſeine Flagge hätte wehen laſſen, um ihn darauf aufmerkſam zu machen, und ein Both mit 5 Mann abgeſchickt hätte, um ſich bey dem Kapitän Hunter zu erkundigen, was er und ſeine Leute, die in 6 Mann beſtanden, von dieſer Erſcheinung dächten. Ehe aber das Both den Peggy erreicht hätte, habe ſie ſich ſchon zum letzten Mal wieder unter das Waſſer begeben; welches alles die Wahrheit ſey, wie er es vor Gott bezeugen könnte.

Unterſchrieben:

Robert Jamaiſon.
John Blain, Kommiſſar.
John Bruce, Klerk.

Obiges iſt gleichfalls vor M'Nell of Kilmeri Eſq. einem von ſeiner Majeſtät Friedensrichtern der Grafſchaft Bute, ausgeſaget worden. Gegeben, wie vorſteht.

Unterſchrieben:

James M'Nell.

Zu bemerken:

Ich traf letzthin einen von den Leuten an, die im Aug. 1774 am Bord des Janet mit Robert Jamaiſon geweſen; die Ausſage deſſelben, wegen der verſchiedenen Erſcheinungen der angeblichen Inſel ſtimmt mit gedachtem Jamaiſon in allen Stücken überein.

Rotheſay,
d. 10. Aug. 1775.

John Blain, Commiſſ."

End.

Endlich hat ſich denn doch ein wahrheitliebender Mann, der Hr. Garniſonprediger Chemnitz, in Kopenhagen, im 28ten St. des Naturforſchers, (Halle, 1779, gr. 8.) S. 33, ſgg. der Sache angenommen, und in dieſer Finſterniß ein Licht angezündet. Seine Abhandlung, worin er die Wirklichkeit des nordiſchen Krakens läugnet, iſt folgende.

„In meiner Abhandlung von der Steckmuſchel, und ihrer Seide, wie auch vom Pinnewächter, welche dem 10. Stück des Naturforſchers einverleibet worden, hatte ich, S. 30, nachfolgende Worte gewiß nicht aus Uebereilung, ſondern nach langem und reifen Vorbedacht, mit einfließen laſſen: „Der Pinnophylax iſt ein bloßes Geſchöpf der Einbildung, wie der norwegiſche entſetzliche Kraken, wie „der Polypus und Sepia des Aldrovandus, wie die Coch„lea Sarmatica, welche Thevetus mit Hirſchgeweihen „auf dem Kopfe in den däniſchen Gewäſſern will geſehen „haben.“ Man hat mich bald nachher aufgefordert, daß ich mich in Abſicht des Krakens näher und deutlicher erklären, und meine Gründe darlegen möge, warum ich das Daſeyn eines ſolchen von den glaubwürdigſten und zuverläſſigſten Schriftſtellern beſchriebenen Seeungeheuers in Zweifel ziehen, oder gar hinweg läugnen wolle. Dieſer Mühe und Arbeit könnte ich überhoben ſeyn, wenn es dem ſel. Prof. Müller zu Erlangen gefallen, ſeines Verſprechens eingedenk zu bleiben, welches derſelbe im 1 Theil des von ihm heraus gegebenen vollſtändigen Lineeiſchen Naturſyſtems, S. 485, von ſich geſtellet. „So viel ich,“ ſagt er: „noch weiß, iſt der Wallfiſch das größte Thier in der „Welt. Von dem Pontoppidaniſchen Kraken und nordi„ſchen ſchwimmenden Inſuln, auf welchen man Zelter auf„ſchlägt, und Feuer ſchüret, bis mans zum Unglück erfährt, „daß man auf dem Rücken eines Seeungeheuers angelan„det, welches, wenn ihm der Buckel zu warm geworden, „mit der ganzen Kolonie in den Abgrund hinunter fährt, „werden wir bey den Polypen handeln, und den Urſprung „dieſer Fabel unterſuchen.“ Das iſt aber meines Wiſſens nicht geſchehen. Nun ſo muß ich mich denn wohl mit dieſem Geſchäfte befaſſen, werde aber dabey deſto behutſamer zu Werke gehen, da ich es, nachdem ich mich mit den Schriftſtellern, welche des Krakens in Ehren gedenken,

be-

bekannter gemacht, je länger, je deutlicher einſehe, daß derſelbe mehr Freunde, Beyſtände und Vertheidiger habe, als ich es anfänglich vermuthet und erwartet.

Kaum hatte ich meine oben angeführte Worte, darinnen die Wirklichkeit des Krakens geläugnet, und es frey behauptet wird, der entſetzliche Kraken ſey ein wahres Unding, ein bloßes Geſchöpf der Einbildung, in aller Unſchuld darnieder geſchrieben, und mir es nicht einfallen laſſen, daß deswegen noch viele Beweiſe und Zeugniſſe würden gefordert werden; ſo kam mir ſogleich, wie ich meine Abhandlung ſchon fortgeſchickt, und dem Druck übergeben hatte, das lezte Stück im 3ten Theil der neuen Berlin. Mannichfaltigkeiten zu Geſichte, wo es zu meinem Schrecken ſogleich die Ueberſchrift verkündigte, daß darinnen eine **Beſtätigung der Wirklichkeit des Krakens** zu ſuchen, und zu finden ſey. Es war mir höchſt verdrießlich, und anſtößig, mich mit meinen Berliniſchen, an den Mannichfaltigkeiten arbeitenden Freunden in ſolchen Widerſpruch verwickelt zu ſehen. Uebrigens aber kann ichs nicht ſagen, daß mein Unglaube wegen der Nonexiſtens des Krakens durch die daſelbſt vorkommende Beſtätigung der Exiſtens deſſelben ſonderlich beſchämet, erſchüttert und wankend gemacht, noch daß ich durch jene Aeuſſerungen: „es gebe „noch immer Leute, welche auf das Zeugniß des Biſchofs „**Pontoppidan** keine Rückſicht nähmen, und doch das Daſeyn des Krakens bezweifelten,“ ſehr erſchreckt, und in Furcht gejagt, und endlich durch die beygefügte ſo genannte glaubwürdige, auch gerichtlich und eidlich beſtärkte Ausſage, ſo auch den Ungläubigſten ſoll überführen können, im geringſten überführet, und überzeuget worden wäre. Ich bin ſonſt weit entfernt, die ausnehmenden Verdienſte des bey uns unvergeßlichen **Pontoppidans** zu verkennen, es bleibt vielmehr das Andenken dieſes hochachtungswürdigen Mannes bey mir unauslöſchlich, und im Segen, und ſeine Aſche iſt mir noch heilig und ehrwürdig. Die Beſcheidenheit wird daher in der Widerlegung ſeiner Berichte vom Kraken — dabey ein Mal ſeine Wachſamkeit und Rechtſchaffenheit hintergangen worden — die Feder führen, und ich würde mir es ſelbſt nicht vergeben können, wenn mir ein beleidigender Ausdruck gegen einen ſolchen, in meinen Augen ſo verehrungswürdigſten Mann entwiſchen ſollte.

Jene

Jene in den beliebten Mannichfaltigkeiten aus dem Londonſchen James Chronicle angezogene gerichtliche Ausſage des Schiffers **Robert Jamaiſon** beweiſet zu viel, und eben dadurch verliert ſie bey mir ihr ſtärkſtes Gewicht. Denn der gute Mann will nicht nur eine Meile weit von ihm entfernt geweſene, aus dem Meere bald hervor kommende, und 30 **Fuß über der Oberfläche des Waſſers hervor ragende**, und alsdann langſam wieder verſinkende, anderthalb engl. Meilen lange Inſel bemerkt, ſondern er will auch gleich nachher mit ſeinen Schiffleuten ein ganzes Regiment weiß gekleideter, unter einander ſtreitender Leute geſehen haben, welche ſich auch Südoſt zogen. Vermuthlich iſt er wohl damals ein wenig benebelt geweſen. Doch iſt es immer gut, daß er es behalten, der Wind habe zur Zeit ſeiner gehabten Erſcheinung Weſt-Nordweſt geblaſen. Alsdann pflegt bey jenen Küſten, davon der Schiffer redet, zur Zeit der Ebbe, das Waſſer am tiefſten zu fallen, und ungewöhnlich niedrig zu ſeyn. Dann kommen Inſeln zum Vorſchein, und Felſen des Meeres ragen hervor, welche man ſonſt nicht erblickt. So läßt ſich das Erſcheinen und Verſchwinden der von ihm geſehenen Inſel, deren Entſtehen und Verſinken langſam und ſtufenweiſe geſchehen, **und die ſich ſelbſt nie dabey bewegt**, ſehr natürlich begreifen und erklären, ohne daß man hiezu des Krakens benöthigt wäre. Der Schiffer iſt auch ſo ehrlich, zu bekennen: „er habe erſt vor kurzem etwas vom „Kraken gehört, unterſiehe ſich aber nicht, zu behaupten, „daß das, was er geſehen, ein Krake geweſen.“ Bey dieſem letztern, der Wahrheit ſo vollkommen gemäßen Bekenntniſſe ſollte man es denn auch nur ſtille bewenden laſſen.

Man pflegt ſonſt unſern Kraken, welcher uns bald als das ſonderbarſte entſetzlichſte Ungeheuer in der See, bald als ein lebendiges Gebirge im Meere, bald als ein erſtaunliches Meerwunder, beſchrieben wird, gemeiniglich den **Pontoppidaniſchen** zu nennen, und dabey vorzugeben, der Biſchof **Pontoppidan** habe ihn zuerſt bekannt gemacht (*). Das wüßte ich nun eben nicht. So viel iſt mehr

(*) Verſchiedene ſtehen in der Meinung, daß der Kraken ſchon den Alten bekannt geweſen, und daß er beym Plinius, B. 9. C. 3. unter dem Namen Ozaena vorkomme. Vermuth-

mehr als zu gewiß, unſer unſterblicher **Pontoppidan** hat ihn bekannter gemacht, als er je geweſen; er hat die ganze Geſchichte von ihm durch ſeine in der natürl. Hiſt. von Norwegen befindliche Nachrichten in ein helleres Licht geſetzt; er hat durch ſeinen berühmten Namen allen zuvor davon herum gegangenen Erzählungen erſt das Gewicht und ehrwürdige Anſehen der Glaubwürdigkeit verſchaffet. Allein lange zuvor, ehe **Pontoppidan** an die Ausfertigung ſeiner natürl. Geſchichte von Norwegen und an die Berichte vom Kraken gedacht, hat man ſich ſchon mit der alten Sage von einem unerhört großen Seethier getragen. Schon **Thomas Bartholin** benachrichtigt uns, in ſeiner Hiſt. anat. Cent. IV. Hiſt, 24, S. 284: der Biſchof **Brandanus** habe auf dem Rücken eines ſolchen Meerungeheuers eine Hüte und Zelt aufgeſchlagen, und die Meſſe gehalten, bald hernach aber ſey die ganze Inſel wieder verſunken. Es exiſtirten nur ein Paar ſolche Thiere, die ſich aber nicht fortpflanzten, weil man ſonſt befürchten müßte, daß es in dem

muthlich ſind ſie zu dieſer Meinung dadurch verleitet werden, weil Plinius ſeine Ozaena unter die Seethiere, und zwar unter die Polypen, ſetzt, und ihr eine auſſerordentliche Größe beylegt. Es hätten dieſe Polypen, ſagt er, magnitudinem inauditam, der Kopf des einen ſey geweſen dolii magnitudine, amphorarum quindecim capax, (ſo groß, wie etwa ein ſiebeneimeriges Faß?) die barbae (Bartſaden?) ſo dick, daß man ſie kaum mit zwey Armen umſpannen können, und hätten dabey eine Länge von 30 Schuh gehabt, es gäbe Sepias und Loligines, die von eben der Größe wären. Das ſagt Plinius, daraus aber folgt noch keinesweges, theils, daß er damit den Pontoppidaniſchen Kraken gemeint, theils, wenn auch das wäre, daß daher die Exiſtenz eines ſolchen Ungeheuers apodictiſch erwieſen ſey. Geſetzt, er hätte unſern Kraken wirklich im Sinne gehabt, ſo iſt es nichts weiter aus dieſer Pliniſchen Nachricht zu erweiſen, als daß die Fabel vom Kraken eine ſehr alte Fabel ſey, ſo, wie die vom Pinnewächter, deren Zernichtung wir gleichfalls unſerm verdienſtvollen Chemnitz zu danken haben. Auch andere Alte reden zuweilen von gewiſſen Seewürmern, beſonders von Polypen, (wohin ſie vielerley Mollusca, als: Sepias, Meduſas u. ſ. w. zu rechnen pflegen,) denen ſie eine auſſerordentliche Größe beylegen. Man ſehe unter andern dasjenige nach, was Strabo von den Polypen bey Carteja berichtet, B. 3, S. 215. der Almeloveeniſchen Ausgabe. Ihre Erzählungen ſind oft übertrieben. Anmerkung des Herausgebers (Hrn. Hofr. **Walch**).

dem großen und weiten Meere bey einer zahlreichen Nachkommenſchaft an Platz und Raum, wie auch an Nahrungsmitteln, fehlen würde. Ol. Worm, in ſeinem Muſaeo, S. 280, erzählt etwas ähnliches. Paulini will es aus dem Munde des vormahls zu Chriſtiania in Norwegen geſtandenen D. Rhodius vernommen haben, daß derſelbe dergleichen Seeungeheuer ehemals unweit Wardöehuus mit eigenen Augen geſehen. In der Ferne gleiche es einer Inſel oder einen Felſen, der mit Seegras bedeckt ſey, doch habe es einen ſo breiten Rücken, daß ein ganzes Bataillon Soldaten darauf in den Waffen geübet werden könne. In den Ephemer. Nat. Cur. Dec. I. Ann. VIII. S. 79, wird es als unſtreitig und zuverläſſig vorausgeſetzt, daß Bartholin und Paulini von einem und eben demſelben Thiere reden, und folglich an deſſen Daſeyn und erſtaunlichen Größe nicht mehr gezweifelt werden dürfe. Inſolentem, heißt es daſelbſt, huius belluae vaſtitatem duplex horum virorum teſtimonium ſatis comprobat.

Linné hat ebenfalls, in den erſten Ausgaben ſeines Naturſyſtems, alſo lange vor dem Pontoppidan, dies gewaltige Seethier gleichſam in Gedanken und im Geſichte gehabt. Es iſt ſein Microcoſmus marinus, welches uns von ihm als ein ſingulare monſtrum, deſſen teſta ex heterogeneis compilatis beſtehe, beſchrieben wird. Auch gedenkt er deſſelben in ſeiner Fauna Suecica, §. 1351.

Keiner aber hat freylich umſtändlicher und ausführlicher von dem Kraken gehandelt, als unſer Pontoppidan. Selbſt Ström verſichert es, in ſeiner Naturgeſchichte vom Sundmöer, daß er nichts weiter bey den vielen von Pontoppidan geſammelten Nachrichten hinzu zu thun und zu erinnern wiſſe, ohne allein dieſes, daß die Fiſcher ſeiner Gegend keine Tentacula des Thieres wollten bemerkt haben, weil vermuthlich diejenige Inſel, ſo ſie beym niedrigen Waſſer für den Rücken des Krakens anſehen, mit keinen Korallenbäumen bewachſen iſt, folglich keine Tentacula des vermeinten Thieres vorſtellen kann.

Alle auswärtige Schriftſteller berufen ſich mit einem Munde, ſobald ſie dem Kraken das Wort reden, auf unſern Pontoppidan. Man vergleiche nur, wenn man ſich hiervon weiter überzeugen will, Eberhards Thiergeſchichte, S. 277; (daſelſt heißt der Kraken das größte von der Na-

tur hervorgebrachte Ungeheuer, gegen welches die größten Wallfiſche auch kleine Zwerge wären,) ferner das Stuttgart. allgem. Magaz. v. J. 1768, S. 449; die zu Berlin herausgekommene Sammlung der beſten Reiſebeſchreib. Th. 2, S. 221 und andere.

Den umſtändlichſten und ausführlichſten Commentar über Pontoppidan's Nachrichten haben wir unſtreitig dem ehemahligen gelehrten Prof. zu Frankfurth an der Oder, Hrn. D. Carl Auguſt v. Bergen zu verdanken. Man findet ſeine Abhandlung de Microcoſmo, bellua marina omnium vaſtiſſima, Nov. Act. Nat. Cur. Th. 2, S. 143, fgg. und darin alles beyſammen, was er nur bey den Schriftſtellern, die des Krakens gedacht, erfragen und erfahren können. Zuletzt werden aus dieſem allen einige Folgerungen gezogen, die mich nicht wenig vergnüget und beluſtiget, und die ich um ihrer Sonderbarkeit willen nicht wohl mit Stillſchweigen übergehen kann. Es heißt daſelbſt: Qualitates & conditiones huius belluae, *quae omnium Scriptorum teſtimonio corroborantur*, hae ſunt:

1. Belluam eſſe omnium marinarum maximam.
2. Nunquam ſe totam conſpiciendam praebere, & non niſi brachia & tentacula extra aquam monſtrare.
3. Superficiem dorſi belluae e longinquo ſimilem paruae inſulae ſeu ſcopulis extra aquam prominentibus, dorſumque conſitum ex algis aliisque vegetabilibus marinis.
4. Inſignem odorem ſpirare, quo piſces cuiuscunque generis allicit.
5. Eſſe belluam ſine dubio pedibus inſtructam, adeoque non ad balaenas pertinere.
6. Quotannis ſemel ventrem replere & deplere.
7. Tranquillo mari & aeſtiuis menſibus ad ſuperficiem aeris aſcendere, hyeme vero in profundis requieſcere.
8. Motu, quantum haſtenus conſtat, non alio gaudere, quam vt totum corpus perpendiculari directione in fundum demittat, eademque poſtmodum adſcendat, habere itaque facultatem corpus ſuum leuius reddendi, quod ano ope cuiusdam veſicae fiat, vt in piſcibus, analogia ſuadet.
9. Referendam eſſe inter belluas, quarum propagatio vel multiplicatio provido naturae conſilio parca vel lenta eſt.

Hr.

Hr. v. Bergen ſetzt bey dieſem allen das Daſeyn und die Wirklichkeit eines ſolchen auſſerordentlichen Geſchöpfes als ungezweifelt voraus. De reali exiſtentia, heiſt es bey ihm immanis huius belluae nullus amplius nobis dubitandi locus eſt. Er meint, man müßte allen hiſtoriſchen Glauben verwerfen, die Zeugniſſe der glaubwürdigſten Schriftſteller verachten und geringſchätzen, und der ungläubigſte verſtockteſte Zweifler ſeyn, wenn man dennoch an dem Daſeyn eines ſolchen Seeungeheuers zweifeln wollte. Er ſcheint es auch zu vermuthen, daß nunmehr, nachdem der Muth der Zweifler durch ſolche Machtſprüche gänzlich danieder geſchlagen worden, niemand weiter aufſtehen, und gegen die Wirklichkeit des Krakens fernerhin ſtreiten und etwas einwenden werde. Er glaubt es ſicherlich, darüber allein werde nur noch geſtritten, zu welchem Geſchlechte der Thiere unſer Kraken gehöre.

Linné hat ſeinen Microcoſmum marinum unter die Teſtacea hingeſtellt, und damit, in der 2ten Edition ſeines Syſtema, welche ich eben vor mir habe, den Beſchluß der Schalthiere gemacht. Welche Stelle und welchen Rang er ihm in einigen der nachfolgenden Ausgaben ſeines Syſtema angewieſen, weiß ich nicht genau zu ſagen, da ich ſie nicht beſitze (*). So viel habe ich alſobald bemerkt, daß ſich der große Linné mit dem Microcoſmo in nicht geringer Verlegenheit befunden, und nicht gewußt, wo er ihn laſſen ſollen. Er heißt bey ihm: Cete vigeſimus ſecundus, und wird von ihm beſchrieben als ein ſingulare monſtrum, deſſen teſte ex heterogeneis compilatis beſtehe. Hr. v. Bergen hat hiebey noch dieſen Gedanken: Eine ſchwere Schnecke, deren Schale auf einige Pfunde betrage, könne ſich ſchon nicht perpendiculariter aus der Tiefe in die Höhe erheben und bewegen, und ſich leichter machen, wie das Waſſer; da nun der Kraken, nach dem vorhin ausgemachten 8ten Grundſatze, die Kunſt verſtehe, ſich perpendiculariter in die Höhe zu heben, ſo könne er kein Animal teſtaceum ſeyn. Pontoppidan rechnet ihn zu den Polypen, und iſt gar nicht abgeneigt, die bekannten Meduſenhäupter für die allerſubtilſten Eyerchen, oder auch für die junge Brut und Abkömmlinge des Krankens zu halten.

(*) In der 12ten Ausgabe aber finde ich dieſen Microcoſmus nicht.

Wäre dies richtig, ſo gehört der Kraken nicht mehr zu den Linneiſchen Zoophyten, ſondern zu ſeinen Molluſcis, unter das Geſchlecht der Aſterien. Die Meduſenhäupter können aber unmöglich ſubtile Eyerchen ſeyn, da es lebendige Geſchöpfe ſind. Auch kann man es immer zugeben, daß dieſe Seeſterne die jungen Abkömmlinge des Krakens ſeyn ſollten. Hr. v. Bergen, welcher ſonſt alles vom Pontoppidan Behauptete ſogleich ohne Bedenken unterſchreibt, iſt doch mit dieſem Einfalle deſſelben gar nicht zufrieden. Si ſic dicta Capita Meduſae, heißt es bey ihm, huius animalis ſatura eſſent, adultae belluae eſſent numeroſiores, quod omnium relationibus repugnat.

In dem oben gedachten Briefe, welcher im 3 B. der Neuen Mannichfaltigk. aus James Chronicle genommen worden, wird der Kraken ein Fiſch genannt, und dem Schiffer Jamaiſon die Frage vorgelegt: Ob er nie etwas von einem Fiſche, den man Kraken nenne, gehöret? Ob er nicht glaube, daß dieſe Inſel, ſo er geſehen, ein Fiſch von der Art geweſen? Dies weiß ich aber wieder mit jener vom Hrn. v. Bergen gemachten Anmerkung: haec bellua ſine dubio pedibus inſtructa eſt, adeoque non ad balaenas pertinet, nicht wohl zu reimen und zu vereinigen.

Sturm hat vollkommen Recht, wenn er ſagt: „Hat „dies Monſtrum marinum Tentacula, ſo muß es unter „Inſecten hingerechnet werden.“ Doch Hr. v. Bergen ſchreibt: Forte haec bellua ad cruſtaceorum claſſem erit referenda. Der Vorſchlag, welchen er hierbey aus Liebe zur Naturgeſchichte thut, verdient es immer, ſo wenig thunlich er auch iſt, geleſen und beherziget zu werden. Operae pretium foret, vt aliquando piſcatores Norvagici coniunctis viribus intenderent belluam hanc iniectis fibulis & tranſennis ad littus trahere, quo vera huius ſtructura cognoſci poſſit.

Nunmehr, nachdem ich meine Leſer mit den Zeugniſſen, welche für die Wirklichkeit des Krakens beygebracht werden können, umſtändlich bekannt gemacht: ſo bitte ich mir die Erlaubniß aus, ihnen auch meine Bedenken und Zweifel darlegen zu dürfen.

Ich finde es ganz unglaublich, daß es Thiere von einer Viertel- und halben Meile im Umkreiſe geben könne, und daß man von ſolchen Ungeheuern nicht eher als in den

neuern

neuern und neueſten Zeiten etwas ſolle bemerkt, und von ihrem Daſeyn in allen vorigen Jahrhunderten und Jahrtauſenden nichts ſolle gewußt und erfahren haben. Hernach ſo enthalten die Nachrichten, welche von dieſem vermeinten Meerwunder herum gehen, ſo viel unerweisliches und erweislich falſches, ſo viel unerhörtes, unwahrſcheinliches, wider alle ausgemachte Wahrheiten der Naturgeſchichte und alle Analogie des Thierreiches ſtreitendes, daß einem, bey aller Bereitwilligkeit, hiſtoriſchen Zeugniſſen zu glauben, die Sache gleich verdächtig werden, und wie eine Fabel vorkommen muß. Wer ſollte nicht zum Unglauben verſucht werden, wenn er lieſet, daß der Kraken einige Monate lang in einem fort freſſe, und alsdann wieder einige Monate lang gleichſam zu Stuhle gehe, und und ſich lediglich mit der Verdauung und Ausleerung beſchäftige, — daß die Fühlhörner deſſelben ſo groß wären, wie die Maſtbäume der Schiffe, daß ein ſolches Ungeheuer unweit der Scheren bey Stockholm ſtecke, und vom Buräus unverdienter Weiſe als eine Inſel und feſter Grund in ſeiner Karte bemerket worden.

Es ſtimmen ferner die Zeugniſſe der Schriftſteller, welche dem Kraken das Wort reden, und ſeine Lebensgeſchichte enthalten, ganz und gar nicht mit einander überein. Man bemerkt vielmehr, wenn man ihre Nachrichten mit einiger Aufmerkſamkeit lieſet, und unter einander vergleicht, die offenbarſten und handgreiflichſten Widerſprüche. Dabey will ich mich nicht einmal aufhalten, daß ihn der eine zu den Teſtaceis, der andere zu den Cruſtaceis, der dritte unter die Wallfiſche, der vierte zur Claſſe der Inſekten, der fünfte zu keiner der bekannten Thiergeſchlechte, ſondern unter die Meerwunder und Seeungeheuer hingerechnet wiſſen will. Denn dergleichen Verſchiedenheit der Meinungen lieſe ſich leicht entſchuldigen. Aber wie wird man es jemahls vereinigen können, wenn einige vorgeben, es fänden ſich im ganzen Weltmeere nur ein Paar ſolche Creaturen, die ſich aber nicht fortpflanzten; und ein anderer wieder der Meinung iſt, die Meduſenhäupter, deren es zu Millionen gibt, wären die allerſubtilſten Eyerchen, Brut und Abkömmlinge derſelben; — wenn der eine behauptet, er habe Tentacula, und der andere davon nichts wiſſen will: — wenn der eine es für ausgemacht annimmt, es habe der Kraken keinen andern Motum, als daß

er ſich perpendiculariter in die Höhe erheben und wieder alſo in die Tiefe herab laſſen könne, und der andere dagegen ſeinen Mann und Zeugen nennt, daß ein ſolches Thier in einen Meerbuſen bey Norwegen gekommen, und ſich daſelbſt mit ſeinen Tentaculis in den Bäumen und Gebüſchen des Ufers verwickelt, vornämlich aber in den Ritzen, Spalten und Klüften der Felſen damit ſtecken geblieben; — wenn der eine verſichert, nunquam eius inuentum eſſe cadauer, und der andere dagegen bezeugt, daß ein ſolches Cadaver einen großen Theil der Bucht Ulſwangen in Norwegen erfüllt, und dermaßen geſtunken, daß niemand eine Zeitlang dieſelbe Straße reiſen können; — wenn der eine uns ſeinen Rücken ſo höckerig, wie lauter Felſen und blinde Scheren, vorſtellt, der andre aber ihn wieder ſo eben macht, daß ein ganzes Bataillon Soldaten darauf ſeine Manoeuvers ſoll machen können; — wenn der eine ſchreibt, die Fiſcher, welche über dem Kraken fiſchten, müßten ſogleich, wenn das Waſſer unter ihnen ſeichter und niedriger werde, und ſich alſo der Kraken aus der Tiefe erhöbe, alle ihre Ruder ergreifen, und alle Kräfte anſpannen, um ſo geſchwinde als möglich davon zu eilen, und der Gefahr des Unterganges zu entrinnen, der andere aber (*) dergleichen furchtſame Eilfertigkeit für ſehr unrichtig ausgibt, und ſich alſo vernehmen läſſet: „Die Fiſcher über dem Kraken dürfen ſo ſehr nicht eilen, und einen andern Platz ſuchen, weil „das Thier vermöge ſeiner Langſamkeit zwey Stunden braucht, „um ſich an die Oberfläche zu erheben.“ Wird, bey dieſen Wiederſprüchen, nicht die ganze Sache, je länger, je verdächtiger und unwahrſcheinlicher?

Aber das vielgeltende Zeugniß eines hochwürd. **Pontoppidans**, und die damit übereinkommende Ausſage des fleißigen Paſt. **Ström**, in ſeiner Beſchreibung von Sundmöer, S. 181, iſt doch von zu anſehnlichem Gewichte, als daß man ſie ſo leicht Preis geben könnte.

Was den **Ström** anbetrifft, ſo lautet in meinen Ohren ſeine Ausſage ſo zweifelhaft, als nur immer die Ausſage eines Predigers lauten kann, der ſeinen eigenen Biſchof nicht gern wiederlegen, und auch nicht gern alles Erzählte be-

(* Leem, in ſeinem Buche: Lappen in Finmarken, S. 172.

bejahen und beſtätigen möchte. Man merke nur folgende Ausdrücke deſſelben: „Hier zu Lande wird ein unbeſchreib„lich großes Seeungeheuer, welches zuweilen ſich ſoll ſehen „laſſen, der Kraken genannt. Es iſt niemanden bekannt, „als allein unſern Fiſchern, deren Berichte Hr. Pontop„pidan ſo genau geſammelt, daß ich nichts weiter hinzu „zu fügen weiß — — Soll man unſern Fiſchern trauen „und glauben, ſo ſieht man es hier nur wenig über der „Oberfläche des Meeres erhoben. — Hat dies Monſtrum „Tentacula, ſo muß man es zur Claſſe der Inſecten hin„rechnen, welches auch vom Linne ſcheint geſchehen zu „ſeyn, der ohnſtreitig auf dies Thier hinzielt, wenn er in „ſeinem Syſt. Nat., und in ſeiner Fauna, ein Monſtrum „marinum unter dem Namen Microcoſmus, eine kleine „Welt, anführt, welcher Name ſich auch am beſten zu der „vorgegebenen erſtaunlichen Größe des Kraken zu ſchicken „ſcheint.“ Auch dies iſt mir ſehr nachdenklich! Er redet am angeführten Orte von andern Thieren ſehr umſtändlich, und vom Kraken — der doch wohl, wenn er wirklich vorhanden wäre, die längſte Beſchreibung verdient hätte, mit der größten Kürze. Alles dieſes beſtärkt mich in der Vermuthung, daß er von der ganzen Sache keine Gewißheit und Ueberzeugung gehabt.

Dem biſchöflichen Zeugniſſe des vormahligen bergenſchen Biſchofs Pontoppidan, ſetze ich das biſchöfliche Zeugniß des berühmten drontheimiſchen Biſchofs Gunnerus entgegen. Es ſteht in Leem's Lappen in Finmarken, S. 173. Gunnerus hat dies ganze Buch mit Noten und Anmerkungen verſehen, und es dadurch brauchbarer und gemeinnütziger gemacht. Da findet ſich nun auch dieſes Zeugniß in einer Note: „Was das Ungeheuer Kraken „anbetrifft, ſo erzählt der einfältige Pöbel zwar viel da„von, ich bin aber bey meinen Kirchenviſitationen über „400 Meilen in Finmarken und Nordland gereiſet, und „habe mich allenthalben genau darnach erkündiget, „aber niemanden angetroffen, der es geſehen. Das Hi„ſtörchen beym Bartholin, daß ein katholiſcher Biſchof „auf dieſem Ungeheuer gelandet und Meſſen darauf ge„leſen, bewog mich anfangs zu glauben, daß eine ſchwim„mende Inſel dazu Gelegenheit gegeben. Allein, wenn „man alles, was vom Kraken erzählt wird, gegen ein„ander hält, ſo iſt das wahrſcheinlichſte, zu glauben,

„daß zuweilen alte ſehr groſe Wallfiſche einen mit Ge„ſträuchen und Meegras bedeckten Rücken haben können, „welche auf der Oberfläche des Meeres einer ſchwimmen„den Inſel gleichen. Die Erzählung hat dies vergröſſert „und zum Wunder gemacht. Wir mercken noch dieſes an, „daß die Aſteria, oder das Caput Meduſae, auf Nor„wegiſch Krake Yngel oder das Junge des Kraken heiſe, „und daß der gemeine Mann dieſelben wirklich für junge „Kraken halte.“

Wie ich noch zu Helſingör als Schloßprediger wohnte, ſo hatte ich vor nunmehr etwa 7 Jahren die Ehre und Freude, daß der Biſchof Gunnerus auf ſeiner Durchreiſe von Drontheeim nach Kopenhagen bey mir einkehrte, wie er denn auch auf ſeiner Rückreiſe abermal bey mir einſprach. Ich nahm dieſer ſeltenen Gelegenheit ſorgfältigſt wahr, um manches von dieſem groſen Gelehrten zu erfragen und zu erlernen. Unter andern wagte ich es denn auch, mich zu erkundigen, was er von dem nordiſchen entſetzlichen Seekraken denke und glaube. Er erklärte die Geſchichte deſſelben ſogleich für eine Fabel, und erzählte es bey der Gelegenheit, daß auch Linné ſich ſchon vor vielen Jahren bey ihm erkundiget, was doch von dem unaufhörlich unter dem gemeinen Mann in Norwegen herum gehenden Gerüchte vom Kraken zu halten und zu glauben ſey. Er habe dem Linné geantwortet, daß einige Namen, welches dieſes vermeinte Seethier führe, in der alten nordiſchen Sprache einen Felſen bezeichneten, daher die Redensart: auf den Kraken landen, auf den Kraken fiſchen, ſo viel ſagen wolle, als: auf den Felſen anlanden und auf den Felſen fiſchen, mit welcher Erklärung Linné vollkommen zufrieden geweſen.

So viel iſt nun auch allen mit dem Linné bekannten Schülern und Verehrern gar wohl bewuſt, daß er in den neuern Ausgaben ſeines Syſtems, des Microcoſmi weiter mit keiner Sylbe gedenke, vielmehr ihn gänzlich aus dem Lande der Lebendigen und aus der Reihe wirklich vorhandener Creaturen ausgeſtrichen habe; wie man denn auch den Microcoſmum marinum oder den Kraken vergebens in der Zoologia Danica unſers verdienſtvollen Etatsraths Müller ſuchen wird; denn er iſt auch der Meinung, daß ein ſolcher Kraken exiſtire. Wie wenig Olaſſen von der Wirklichkeit eines ſolchen Seeungeheuers geglaubt habe, kann

kann man aus ſeiner iſländiſchen Reiſebeſchreibung, Th. 2 S. 796, erfahren. „Solche große entſetzliche Geſchöpfe (*) „ſollten im Meere geſehen worden ſeyn? — Ja im Meere „iſt Raum genug. Man kann alſo gern ſeiner Einbildung „den Zügel ſchießen laſſen, und ſichs vorſtellen, daß daſelbſt „Thiere von der Länge einiger hundert Klaftern in der „Breite und Dicke wohnen können. Aber wie kommts „doch, daß man niemals die todten Körper ſolcher „Thiere an den Ufern vorgefunden und angetroffen „hat?"

Wie geht es aber dennoch zu, daß man zuweilen an ſolchen Orten Inſeln erblickt, wo ſonſt keine zu ſeyn pflegen? Das geht ſo zu. Zur Zeit der Ebbe wird das Waſſer bey manchen Winden ungewöhnlich niedrig, — es fällt aufs tiefſte herab, — dann werden manche ſonſt verborgene Felſen, die in der Ferne wie Inſeln ausſehen, ſichtbar. Dann erblicken die Schiffer Land, wo ſie vorhin, wenn keine ſo auſſerordentlich niedrige Ebbe einfällt, lauter Waſſer zu ſehen gewohnt ſind. In Pontoppidan's natürl. Geſchichte von Norwegen, S. 397, leſe ich dieſen zuverläſſigen Bericht der nordiſchen Fiſcher: „Der Krake, wenn „er empor komme, ſehe nicht anders aus, als eine Men„ge kleiner blinder Scheren, die alle mit etwas, das da her„um ſchwimme und dem Tang oder Meergraſe gleich komme, „bedeckt wären." Wie natürlich läßt ſich aus dieſem Berichte das ganze Räthſel vom Kraken erklären! Wie augenſcheinlich iſt es, daß man vielmals die bey niedrigem Waſſer hervor ragenden Spitzen der Felſen und blinder Scheren für den Rücken eines ungeheuern Seethieres fälſchlich gehalten! Sind nun vollends dergleichen Felſen und blinde Scheren auch noch mit Korallenbäumen — die in Norwegen gar nicht ſelten — bewachſen geweſen, ſo begreift mans leicht, woher auch die vielen Tentacula, Antennae und Fühlhörner, des vermeinten Krakens ihren Urſprung genommen."

(*) Er citiert dabey des Pontoppidan Kapitel von ſonderbaren und ungewöhnlichen Seethieren.

Hr. Hofdiacon. Göze, welcher ebenfalls die Geſchichte vom Kraken für eine Fabel hält (*), fügt ſeinem Auszuge aus Hrn. Chemnitz Widerlegung derſelben, folgende Muthmaßung hinzu: „Sollten nicht „die öfters, durch unterirdiſche Feuer unter dem Boden „des Meeres, aufgetriebenen Vulkane, ebenfalls dazu „etwas beygetragen haben? Wären die Einwohner in „Italien, Sicilien ꝛc. nicht dergleichen Erſcheinungen „auf dem Meere gewohnt, ſo würden ſie vielleicht auch „auf den Kraken gefallen ſeyn. Was iſt nicht im „J. 1783 bey Island geſchehen?“

Dieſer Widerlegung ungeachtet, haben ſich ſeit dem doch noch wieder Vertheidiger gefunden, welche die Wahrheit der Sache aufs neue beſtätigen wollten.

Im 5 St. des deutſchen Muſeum, v. J. 1785, S. 448, f. urtheilt ein Ungenannter, der ſich nur durch R. bezeichnet hat, vom Kraken Folgendes:

„Wenn ein Maldiver ein großes Glück macht, ſo ſagt man auf dieſen Inſeln im Sprichwort: Er habe Ambra, oder Towarbarre, gefunden, welches ſo viel ſagen will, er habe einen Schatz entdeckt. Zu eben einem ſolchen Sprichwort hat der Kraken in dem Nordmeere Anlaß gegeben.

Mir deucht, es wird den Leſern nicht unangenehm ſeyn, wenn ich das, was mir ſelbſt von Normännern von dieſem angeblichen ungeheuern Thiere geſaget worden, bey dieſer Gelegenheit anführe, und mit dem Sprichworte ſelbſt beweiſe, daß wenigſtens etwas Wahres an der Sache ſeyn müßte.

Pontoppidan gedenkt, meines Wiſſens, zuerſt etwas ausführlich des ſo genannten Kraken in ſeiner Naturgeſchichte von Norwegen. Er meldet unter andern, daß ſich noch ein junger, wenn ich nicht irre, in den Felſen der ſchwediſchen Scheren dermaßen mit ſeinen Fühlhörnern verwickelt, daß er, wie das Waſſer abgelaufen, umgekommen ſey, und eine

(*) Im 4 B. ſeines Nützlichen Allerley aus der Natur und dem gem. Leben für allerley Leſer, (Lpz. 1787. 8.) S. 72, fgg.

eine Art von Peſtluft in der Gegend erreget habe. Eben dieſes Thieres wegen und des gleichfalls von ihm beſchriebenen unglaublich großen Seeorms oder Waſſerſchlange in der Nordſee, welche, wenn ſie ſich in der See aufrichtet, höher als der Maſt eines Kriegsſchiffes ſeyn ſoll, hat man ihren Biſchof hin und wieder einer Leichtgläubigkeit beſchuldigen wollen. Es iſt wahr, beyde Thiere laſſen alle Behemote und Leviathane weit hinter ſich, doch ſind die Beweiſe des Biſchofs nicht gerade zu verwerfen. Seinen Nachrichten will ich nur hinzu fügen, was mir von mehr als einem Normann bekräftiget worden.

Es iſt wahr, daß man in Norwegen ein Sprichwort hat, welches ſo lautet: **Han har fislet paa Kraaken**; er hat auf den Kraken gefiſcht. Damit will der Normann ſo viel ſagen: Er hat ſein Glück geſchwinde gemacht. Nichts weniger alſo, als wenn der Maldiver ſagt: Er hat Towarbarre oder Ambra gefunden. Der Urſprung beyder Sprichwörter iſt aber weiter nicht bekannt. Sie ſind nun einmal da. Nur dieſes ſagten mir die Normänner, ohne daß einer jemahls, daß ein Fiſcher das Thier ſelbſt, ſo wie es **Pontoppidan** angiebt, geſehen, behauptet hätte: das Sprichwort hätte vermuthlich ſeinen Urſprung daher bekommen. Die Fiſcher bemerkten auf der hohen See manchmal eine Art von Anzug des Waſſers; ſobald ſie dieſe Bewegung entdecken, ſchifften ſie in der größten Geſchwindigkeit in dieſen Wirbel, warfen die Netze aus, und waren jederzeit eines reichlichen Fanges verſichert; aus Furcht aber mit in den Wirbel gezogen zu werden, ſuchten ſie auch eben ſo geſchwinde ſich von dem Anzuge des Waſſers mit ihren kleinen Böthen wieder zu entfernen. Das iſt die allgemeine Erfahrung. So viel kann man alſo ziemlich natürlich annehmen, daß, wenn das Waſſer nicht durch etwas an ſich gezogen würde, die Fiſche ſo zu ſagen nicht nach dem Schlunde, wo gezogen wird, zuſammen getrieben werden könnten, und dieſes geſchieht wirklich. Es bleibt alſo, ſeitdem wir mit den Polypen näher bekannt geworden ſind, immer wahrſcheinlich, daß eine ſolche ungeheure Maſſe die Fiſche an ſich ziehe, und die Fiſcher, wenn ſie das Phänomen bemerken, ſich deſſen bedienen einen glücklichen Fiſchfang, welcher ihnen niemals fehl ſchlägt, zu thun.“

Einen

Einen neuen Vertheidiger bekam der Kraken an einem Anonym, in Hrn. Wekhrlin grauen Ungeheuer, 11 B. (1787, 8.) S. 245, fgg. durch folgenden Aufſatz.

„Im deutſchen Muſeum findet ſich eine hingeworfene Nachricht, von dem in der Nordſee ſeyn ſollenden Ungeheuer, dem Kraken. Und erſt neulich geſchah auch Erwähnung von ſeinem Kamraden, dem Seewurm.

Es ſey mir erlaubt, anzuführen, was ich von beyden denke. Gewiß iſt es, daß dieſe Thiere wohl eben da ſeyn können, als der Noek, der norwegiſche Proteus. Und hier ſind meine Beweiſe.

Pontoppidan (der nicht immer Schwärmer iſt,) behauptet, wie man weiß, daß das Aaß eines Ungeheuers im J. 1638. zwiſchen den Felſen bey Alſtaburg entdeckt worden ſey, welches eine Peſt erregt habe. Dieſes Thier hätte man für den Jungen des Kraken, des ungeheuerſten Polypen in der Natur, erkannt. Einige franzöſiſche Schiffe, und ſogar Admiral **Rodney**, wollen dergleichen Thiere in der Nordſee geſehen haben.

Dieſes iſt alles, was wir von der Exiſtenz des Krakens hiſtorich bisher wuſten. Lange dachte ich dieſer Nachricht nach. Umſonſt bemühete ich mich, auf mehrere Data zu kommen. Endlich ereignete ſich der Feldzug der däniſchen Armee an die Elbe. Hier fand ich Gelegenheit, mit mehrern aufgeklärten und gründlich denkenden Officieren zuſammen zu treffen, welche eingeborne Norweger, und in der Geſchichte ihres Vaterlandes auferzogen waren. Ich befragte ſie darum. Sie geſtanden einſtimmig und freymüthig: Alles was man für das Daſeyn dieſes Thieres anführen könne, wäre ein in Norwegen gäng und gäbes und uraltes Sprichwort: (**han har fislet paa Kraken**) er **hat auf den Kraken gefiſcht**. Dieſes Sprichwort gälte bey ihnen ungefähr ſo viel, als wenn die Maldiver von Einem, der ein großes Glück gemacht hätte, ſprechen: er habe Ambra gefunden. Vermuthlich gründe ſich dieſes Sprichwort auf folgende Thatſache. Wenn die Fiſcher auf der hohen See Stellen wahrnähmen, wo das Waſſer einen Wirbel mache, ſo führen ſie mit aufgeſpannten Segeln darauf zu, würfen geſchwinde ihre Netze aus, und wären alsdann eines der reichſten Züge gewiß. Hierbey aber

aber wären ſie ſo flink als möglich; denn wo ſich im mindeſten ſäumten, ſo währe ihr Untergang unvermeidlich, weil der Wirbel, ſo wie ein Trichter, immer ſchärfer und anziehender, und ſie nimmer vom Platz laſſen würde. Dieſe Wirbel aber ſchrieben die Großväter einer ungeheuern Spinne zu, welche ſie den Kraken nennen (*)".

Krakow, ſ. Krakau, oben, S. 642.

Krakra-Gold, ſ. im XIX Th. S. 376.

1. **Kralle**, (die) eine im gem. Leben übliche Benennung der Klauen, d. i. der krummen hornartigen, am Ende ſpitzigen Auswüſche, an den Zehen der Thiere und Vögel. Die Katze ſchlägt ihre Krallen in die Maus, der Löwe ſeine Krallen in das Thier, welches er gefangen hat. In Franken im männlichen Geſchlechte der Kräul.

Bey den Jägern werden nur die Klauen der Luchſe Krallen genannt. Siehe Kräul, zu welchem Worte es gehört.

Daher krällen, mit den Krallen oder Klauen verwunden, im gem. Leben und beſonders von den Katzen, wo es für kratzen gebraucht wird. Wer mit Katzen ſpielt, wird gekrällt.

Im Niederſ. iſt krallen figürlich ſtehlen.

2. **Kralle**, bey dem Bergwerks- und Hüttenweſen. 1. Ein zum Röſten der Erze erfoderliches Werkzeug, eine Art von Rechen, deſſen man ſich bey dem Schlichbrennen bedient, womit man den Schlich aufrühret, damit er nicht zuſammen brenne, und beſſer röſte. Ich werde in Artikel Röſten der Erze davon handeln.

2. Ein zum Ausſcheiden des Silbers aus den Werken erfoderliches Werkzeug bey der Seiger Arbeit, wel-

(*) Wenn man alſo einen Kraken unter der See Tiberias annimmt: ſo iſt der Fiſchzug Petri erklärbar, in der Ordnung der Natur, auch dieſes Wunder, aufgelöſet. Werkhrlin.

welches man zu dem Stoßen des Teſtes bey dem Feinbrennen gebraucht, und welches auch das Stoßholz genannt wird. Siehe Silber.

Krällen, ſ. 1 Kralle, auf der vorhergeh. Seite.

Kralwaſche, eenes der zuſammengeſetzten Werkzeuge, deren man ſich bey dem Scheiden der Erze durch das Siebſetzen, oder der Setzarbeit, bedient. Siehe Scheiden der Erze.

Kram (der) von dem Zeitworte kramen.

1. Der Handel im Einzelnen, im Kleinen, imgleichen der Handel mit unerheblichen Dingen; der Kramhandel, Krämerhandel, die Krämerey, der Handel des Handkaufs, Detailhandel, und bey ſchneidenden Waaren der Ausſchnitt, der Handel im Ausſchnitt, gleichwie bey zählenden Waaren der Stückverkauf, Fr. Détail, diejenige Art des Handels, da man die Waaren nicht nur im Ganzen, ſondern auch nach der Elle, nach dem Pfunde, nach der Metze, oder nach dem Quarte, der Kanne und deren kleinern Abtheilungen, oder nach einzelnen Stücken verkauft; die Vereinzelung, oder die Verkaufung der Waaren und Manufakturarbeiten in Stücken; dee Handel mit Waaren, welche ſtükweiſe oder einzeln verkauft werden, dergleichen von den Krämern, Materialiſten, Fabrikanten, Handwerkern, u. d. gl. geſchieht. Einen Kram anfangen. Der Kram geht. Jemanden den Kram verbiethen. Der Eiſenkram. Käſekram, Gewürzkram, Galanteriekram u. ſ. w. der Handel mit Eiſenwaaren, mit Käſe, mit Gewürzen, mit Galanteriewaaren, Nürnberger Kram, ſ. im X Th. S. 678. Siehe auch Detail, im IX. Th. S. 166.

2. Der Gegenſtand des Krames; die Waare ſelbſt, womit die Krämer handeln; daher unter der kleinen Krämerey die geringen Waaren, welche die Krä-

mer

mer einzeln verkaufen, verſtanden werden. Siehe Krämer.

(1) Eigentlich. Seinen Kram auslegen, auspacken, einlegen, einpacken. Das dient nicht in ſeinen Kram, figürlich, iſt nicht für ihn, iſt ihm nicht brauchbar, iſt nicht nach ſeinem Geſchmacke. Seinen Kram auf den Rücken herum tragen.

(2) Figürlich, der Gegenſtand, womit man ſich gewöhnlich beſchäftigt, im gem. Leben. Wenn man für nichts Augen hat, als nur für ſeinen Kram. Imgleichen ein jeder Handel, ein Geſchäft, eine Sache, gleichfalls nur in gemeinen Leben. Das verdirbt mir den ganzen Kram. Ich würde gewiß den ganzen Kram verrathen. Das iſt ein böſer Kram, eine böſe Sache.

3. Der Ort, wo man dergleichen Waaren feil hat, die Krambude, der Laden, doch nur zuweilen im g. L. Einen Kram aufſchlagen, eine Bude. Seinen Kram aufmachen, zumachen. Im Krame ſitzen, in der Bude, in dem Laden.

An der letzten Bedeutung ſchon im Schwabenſp. Crame; im Niederſ. Kraam, im Poln. Kram, im Dän. und Schwed. gleichfalls Kram. Siehe Kramen.

Die Niederſachſen haben noch ein anderes gleichlautendes, aber der Bedeutung und Abſtammung nach ganz verſchiedenes Wort, indem bey ihnen Kram das Wochenbett bedeutet. In den Kram kommen, in die Wochen. Daher iſt bey ihnen Krammutter, die Kindbetterinn; Kramvater, deren Mann; die Kramſteuer, das Wochengeſchenk; kramen im Kindbette ſeyn; Miskram, eine unzeitige Niederkunft, u. ſ. f. Tuinmann leitete es in dieſer Bedeutung, dem Bremiſch-niederſ. Wörterbuche zu Folge, von dem Niederdeutſchen karmen, kermen, winſeln, kreiſſen, her. Siehe Krampf.

Kram = Bude, eine Bude, worin Kramwaaren verkauft werden, die Krämerbude, Fr. Boutique. Siehe Bude, im VII Th. S. 245, fgg.

Kram=

Kram-Diener, der Handlungsdiener eines Krämers; ſ. Krämer.

Kram-Frau, ſ. eben daſ.

Kram-Handwerk, ſ. eb. daſ.

Kram-Knecht, an einigen Orten, ein Nahme der Ballenbinder, oder Packer; ſ. im III Th. S. 449, fgg.

Kram-Kümmel, ſ. Kramerkümmel.

Kram-Laden, ein Laden, in welchem Kramwaaren feil gebothen, oder verkauft werden. Siehe Kaufladen, im XXXVI Th. S. 482, und unten, im Art. Krämer.

Kram-Loſung, ſ. im XXXVIII Th. S. 552.

Kram-Mutter, }
Kram-Steuer, } ſiehe auf der vorgeh. Seite.
Kram-Vater, }

Kram-Waaren, Waaren, womit jemand im Kleinen handelt; Waaren, ſo wie ſie die Krämer zu führen pflegen, Siehe unten, im Art. Krämer.

Kramen, ein Neutrum, welches das Hülfswort haben erfodert.

1. Eigentlich, bewegliche Dinge mit einem gewiſſen Geräuſche hin und wieder ſetzen; im gem. Leben, beſonders Niederſachſens. Bey den Büchern kramen, ſie von einer Stelle auf die andere ſetzen Im Hauſe, herum kramen. Einkramen, ordentlich hinein ſetzen oder ſtellen. Auskramen, aus einander ſetzen oder ſtellen, imgl. hinaus, aus einem Orte ſtellen. Die Waaren ein- und auskramen. Er muß immer etwas zu kramen haben, in Ordnung zu ſtellen.

2. Figürlich, im Kleinen, imgl. mit geringen Waaren handeln, im gem. Leben. Der Markt lehrt kramen.

In er letzten Bedeutung im Böhm. kramariti. Die Wortforſcher haben ſich über dieſes Wort nicht vergleichen

chen können. Alle haben die zweyte Bedeutung für die erſte, und die erſte, die doch den wenigſten bekannt geweſen iſt, für eine Figur derſelben gehalten. In dieſem Vorurtheile leitet Wachter das Wort Kram von Mark, der Handel, her; Haltaus eben ſo gezwungen von Ram, der Rand; Friſch von dem Ital. comprare, kaufen; anderer zu geſchweigen. Allein, es iſt wohl gewiß, daß die Bedeutung des Hin- und Wiederſtellens die erſte in dieſem Worte iſt; und da ſcheint es ein natürlicher Ausdruck des damit verbundenen Geräuſches zu ſeyn, und zu dem Geſchlechte der Wörter klampen, klämpern, klimpern, räumen, zu gehören. Auf ähnliche Art ſtammet Handel von Handen, handthieren, her.

Krämer, (der) die Krämerinn, Kaufmann des Handkaufes, Handverkäufer, Kaufmann im Kleinen, Kaufmann en détail, Lat. Inſtitor mercis, Tabernarius, Fr. Detailleur, Marchand detailleur, oder en detail, und an einigen Orten, inſonderheit zu Lyon, Marchand boutiquier, iſt ein ſolcher Kauf- oder Handelsmann, welcher allerhand Waaren und Materialien von den Groſſiſten oder en gros handelnden Kaufleuten einkauft, und ſie hernach in einem öffentlichen Laden, oder in einer Boutique, nicht nur im Ganzen, ſondern auch im Kleinen, oder einzeln, d. i. bey Pfunden, Lothen, Quentchen, Kannen, Nößeln, Ellen ꝛc. um des Gewinnes willen wieder verkauft, daher er auch Minutirer genannt wird; zum Unterſchiede von einem Kaufmanne im engern Verſtande; ſ. im XXXVI Th. S. 488, f. Jeder Krämer lobt ſeine Waare.

Im gem. Leben Kramer, im Schwed. Kraemare, im Slavoniſchen Kramar, im Ungar. Kalmar.

Im Oberdeutſchen heißt ein Krämer auch Grempe, Grämpel, Grämpler; der Kram, der Grämpel; und im Kleinen handeln, grämpeln.

Im Kleinen verkaufen, hieß in mittlerer Zeit in latinitate barbara, *ad minutum vendere*. *Rich. de St. Germano Chron.* ap. *Murator.* T. VII. Col. 130. Mercator *Minutarum Mercium*, *Minutarius*, Acta *S. Franciſci de Paula*, T. I. Apr. p. 149. *Cang.* h. v. *Minutae*

merces res vilioris pretii, *Minutia*, Capit. de Villis Caroli M. n. 43. *Cangius* h. v.

In Frankreich heißen

Mercerot petit mercier de Campagne, ou de *menue Marchandiſe*, propola.

Marcelat tenuis mercator,

Mercerie minutæ merces,

Mercadant, Marchand de *legeres Merceries*, Marchand ruiné, minutus, Propola; ſtalis un povero Marcadante,

welches Wort, wie *Mercerot* par mepris in der Redensart: ce n'eſt qu'un mercerot, gebraucht wird.

Die kleinen Krämer heißen bey den Deutſchen überhaupt haupt **Klippkrämer**, Tabernarii viliores, Venditores crepundiarum. Unter dem Worte **Klipp** wird angedeutet, was ſchlecht und geringſchätzig iſt, wie in den Worten: **Klippkrug**, Caupona vilior; **Klippſchule**, Winkelſchule; **Klippwerk**, geringe Waare; ſ. im XL. Th. S. 818, f.; und die kleine Waare heißt bey den Engländern Smal Ware, bey den Deutſchen Klippkram. Dem Klippkram iſt auch gleich die **Klöterey**, oder der Klöterkram, von Kleinigkeiten und nichtswürdigem Geräthe. **Klöterding, Klöterbüſſe**, iſt eine Kinderklapper.

Der Krämer im Kleinen heißt auch **Unterkäufer**, im barb. Lat. Mercidicus.

Zwiſchen den Krämern und den Kaufleuten, oder den insbeſondre ſo genannten Großhändlern (Groſſierern,) iſt weiter kein Unterſchied, als dem Grade nach, und in der Art zu handeln, indem die Kaufleute oder Groſſierer ihre Waaren allein im Ganzen und bey groſſen Partien, oder mit großen Summen, die Krämer hingegen beydes, im Ganzen ſowohl, als auch einzeln, und ſo gar pfennigweiſe (*), verkaufen. In Amſterdam,

(*) Die Lateiner nannten daher den Handel im Kleinen auch denjenigen, da etwas obolatim, d. i. per particulas, als: obolatus panis, verkauft wurde; daher Denariata und Obolata die geringen Waaren von ſchlechtem Werth genannt werden. Denariata hieß, in mittlerer Zeit, pretium rei per denarios; daher wird in Statutis Wilhelmi Regis Scotiæ, c. 87,

dam, und faſt in ganz Holland, macht man gar keinen Unterſchied zwiſchen den Groſſierern, und den im Kleinen handelnden Kaufleuten, indem daſelbſt einem jeden vergönnt iſt, mit ſeinen Waaren, ſowohl im Großen, als im Kleinen, zugleich zu handeln. Hievon aber muß man daſelbſt doch diejenigen ausnehmen, die mit Weinen und fremden Branntweinen handeln, als welche nicht die Erlaubniß haben, weniger als zwey Faß Wein, oder ein Stück Branntwein, auf einmal zu verkaufen, wofern ſie ſich nicht unter die Weinhändler aufnehmen laſſen, indem nur dieſe ganz allein mit gedachten Waaren, welche ſie auch im Ganzen oder

37, §. 2. vendere in denariatis, d. i. im Kleinen, en détail, verkaufen, dem vendere in groſſo, im Großen, entgegen geſezt. Alſo wird auch den im Hokenamt ſtehenden Hoken (Hökern), vermöge Protocolli A. 1314 in Quadragesima erlaubt, vendere denariatim & obolatim, d. i. im Kleinen. Die Deutſchen drücken den Groß= und Kleinhandel mit gleichen Worten aus, als: groß Pfen werth, und klein Pfen werth, oder ſchlechtweg mit Pfen werth, worunter der Handel im Kleinen verſtanden wird. Groß Pfen werth iſt, da man alles im Ganzen verkauft, wie die groſſen Kaufleute, die all ihr Pfenwerth Samkaufs wieder hingeben. *Goldaſti* Conſtit. T. 1. A. 1366 Klein Pfen werth, *Gold.* Conſt. A. 1441, p. 176. es ſind viel feiler Pfen werth die man nach dem Gewichte verkauft, als: Wachs, Schmeer, Käſe, Unſchlitt. Pfen werth, iſt ſo viel als Pfennig werth, und iſt in Kayſerberg poſt. fol. 115, voll ausgeſchrieben, worunter insgemein verſtanden wird, was im Kleinen gegen das Große, oder in Stücken gegen das Ganze, zu rechnen iſt, und nicht im Großen, ſondern particulatim um geringes Geld verkauft wird. Die Franzoſen haben noch jezt das Wort Denrée, worunter eigentlich verſtanden werden: des marchandiſes, qui ſe vendent en détail. Die bayeriſche Landesordnung, A. 1510, fol. 49, h. rechnet unter das kleine eſſende Pfen werth:

> Hüner, Ayr, Käß, Schmalz, Obs und andere dergleichen eſſende Pfen werth; welche die offene Kaufſel, Fragner, oder Hegkler kaufen mögen.

Gleichergeſtalt rechnet dieſe Landesordnung dahin:

> wo vil Landfarer und Cramer mit allerley Pfen werth, auf den Rükken rund, von Hauß zu Hauß tragen, die man Hauſirer nennet.

Großen verkaufen können, zugleich im Einzelnen und Kleinen handeln dürfen. Solchemnach beruhet der ganze Unterſchied zwiſchen den Groſſierern und den Krämern, wo ſolcher eingeführt iſt, auf Maß, Gewicht und Zahl. Nämlich, was 1. das Längenmaß betrifft, ſo verkauft der Groſſirer die Waare bey ganzen Stücken; und nicht nach der Elle, welche die Krämer ſich zueignen. In Anſehung 2. des Inhaltsmaßes, verkaufen die Groſſirer nach Fäſſern, Pipen, Tonnen, Kiſten, Ballen, Maltern, Scheffeln ꝛc.; und nicht nach der Metze oder Kanne, welche für die Krämer gehören. So verkaufen auch in Anſehung 3. des Gewichtes, die Groſſirer nach Laſten, Schiffpfunden, Centnern ꝛc.; nicht nach Pfunden und deſſen Abtheilungen, womit die Krämer ſich beſchäftigen. Und endlich in Anſehung 4. der Zahl, verkaufen die Groſſirer nach Tauſenden, Hunderten und Dutzenden; nicht einzeln, oder Stückweiſe, welches die Krämer thun.

Wohl aber ſind die Krämer zu unterſcheiden von den kleinen und gemeinen Krämern, Lat. Nugivendus, Fr. Merciers, welche nur mit Kleinigkeiten oder kleinen Krämereyen umgehen, und ſolche auch nur einzeln verkaufen. Indeſſen kann man doch dieſe gemeine Krämer nicht wohl entbehren, indem der Waaren ſo mancherley ſind, die man täglich in der Haushaltung gebraucht, und die ſie daher verkaufen, als da ſind: Zwirn, Bindfaden, Nadeln, Knöpfe, Kämme, Meſſer, Leinwand, Schnüre ꝛc. Weil es nun dergleichen kleine und gemeine Krämer viele und allenthalben giebt, ſo werden ſie in Stadtkrämer, die in Städten verkaufen, und in Landkrämer, die auf den Dörfern herum ziehen, eingetheilt. Zu dieſen gemeinen Krämern gehören auch: 1. diejenigen, welche mit ganz geringen Waaren, inſonderheit mit Victualien, umgehen, und ſolche bey Pfennigen und Groſchenwerth ver-

verkaufen, und Höker, oder auch wohl Pfennigkrämer genannt werden; der Handel ſelbſt aber, der auf dieſe Art getrieben wird, heißt die Hökerey, ſ. im XXIV Th. S. 115, fgg. 2. Diejenigen, welche mit fetten Waaren, als: Häringen, Stockfiſchen, geſalzenen Fiſchen, u. d. gl. im Einzelnen Handel treiben, und Fiſchſeller genannt werden. 3. Diejenigen, welche mit allerley alten Kleidern, abgenutztem Leinenzeuge, altem Hausrathe ꝛc. einzeln handeln, und Trödler, Grämpler und Kleiderkrämer, Kleiderſeller, ſ. Th. XL, S. 305, genannt werden. Der Handel damit heißt der Trödelhandel; und der Platz oder Markt, wo ein großer Vorrath an dergleichen Sachen in Städten zum öffentlichen Verkauf ausgeſetzt iſt, nennt man den Trödel, oder Trödelmarkt; wovon ich an ſeinem Orte handeln werde. 4. Diejenigen, welche mit alten Schuhen handeln, und Altreiße oder Altreißen, Niederländ. Oldrüſen, genannt werden. In Nürnberg, Bamberg, Würzburg und Erfurt, ſind ſie zünftig, und haben ihren ordentlich angewieſenen Ort, wo ſie ihre alte geflickte und zu fernerem Gebrauch zurecht gemachte Schuhe und Stiefeln verkaufen können, und in öffentlichen Kramläden zu arbeiten pflegen. 5. Diejenigen kleinen Krämer, die verſchiedene Gattungen von Waaren, vornämlich Kram- und Galanteriewaaren, in den Städten und auf dem Lande, vornämlich zu Jahrmarktzeiten, hauſiren tragen, und nach Gelegenheit ausſchreyen, die man Tablet- oder Tabuletkrämer, auch Tablet- oder Tabuletträger, Fr. Colporteurs, nennt. Die meiſten von dieſen Tabuletkrämern ſind ſo genannte Tyroler oder Tyrolerinnen; Italiäner, vornämlich Savoyarden; und Franzoſen, auch wohl Juden, wovon an ſeinem Orte ein Mehreres vorkommen wird. Ueberhaupt aber werden 6. diejenigen, welche von Hauſe zu Hauſe, oder von Straße zu Straße, ihre Waaren herum tragen, und

ſolche den Leuten anbiethen oder ausſchreyen, mit dem gemeinſchaftlichen Namen der Hauſirer oder Herumträger belegt. Es thun ſolches die Pfuſcher und Böhnhaſen unter den Handwerkern, ferner die Höker, Trödler und Juden, zu der Handelſchaft und Manufacturen großem Verderb; ſ. im XXII Th, S. 476, fgg. Endlich kann man gewiſſermaßen, 7. diejenigen hieher rechnen, welche mit alten oder ſchon eingebundenen Büchern handeln, und Antiquarii genannt werden. Viele derſelben kaufen ganze Bibliotheken, und vereinzeln ſie wieder, und alsdann haben ſie ſchon einen höhern Rang. Mancher großer Buchhändler treibt dieſen Kram als einen Nebenhandel, und macht ſich damit anſehnlichen Gewinn; ſ. im VII Th. S. 191.

Es harzardiren oder wagen die gemeinen Krämer nichts, ſondern ſie treiben Wucher mit der Kaufleute Gelde, wenn ſie die Waaren nach gewöhnlicher Bezahlung auf Zeit von den Kaufleuten nehmen, und ſie binnen ſolcher Zeit wieder ausmeſſen oder verwiegen; und, da ſie nicht abgehen wollen, ſolche wohl wieder zurück geben, wie in Meſſen gar öfters zu geſchehen pflegt, da ſie, zu Anfange derſelben, Waaren von den Kaufleuten nehmen, und nach deren Endigung ihren Reſt der Waaren wieder zurück bringen.

Von den ordentlichen Krämern, ſind auch die kramenden Handwerker, Kram = oder Krämerhandwerker zu unterſcheiden, worunter man diejenigen Handwerker verſteht, welche das Recht haben, ihre Arbeit in Vorrath zum Verkauf zu machen, und ſolchen hernach auch wirklich, entweder nur im Hauſe, oder auf den Wochenmärkten, ja ſo gar auf den Jahrmärkten und Meſſen, die ſie bauen helfen, theils im Ganzen, theils im Einzelnen verkaufen; daher der Handel, welchen dieſe kramende Handwerker mit ihrer zum Verkauf verfertigten Arbeit treiben, der Hand-

werks

werkskram genannt wird. Ich habe hievon im Art. Handwerk, Th. S. XXI, S. 477, f. und 535, fgg. gehandelt, und eb. daſ. S. 646, fgg. habe ich die Frage unterſucht; ob man den Manufacturiers, Fabrikanten und andern Nahrungsarten, den einzelnen Verkauf ihrer verfertigten Waaren zu geſtatten habe, oder ob ihnen nur der Verkauf im Ganzen zu erlauben ſey?

Hier habe ich es nur mit den eigentlichen, und oben beſchriebenen Krämern, oder Kaufleuten en détail, zu thun.

Diejenigen Waaren, welche ſolche Krämer führen, oder zu führen und zu vereinzeln berechtigt ſind, werden daher Kramwaaren, Fr. Mercerie, genannt. Denn obgleich Kramwaaren, in weitläuftiger Bedeutung genommen, faſt alle Waaren ſind, mit welchen man handelt, weil ſelten ein Groſſierer zu finden iſt, welcher nicht zuweilen eine oder andere ſeiner Waaren vereinzeln ſollte; wie ſie den insgeſammt den Krämern in die Hände kommen, welche dieſelben einzeln unter die Leute vertreiben: ſo wird doch an denen Orten, wo ein Unterſchied zwiſchen den Groſſierern und Krämern gemacht wird, auch ein Unterſchied zwiſchen den Waaren gemacht, und derjenige im engern Verſtande und eigentlich eine Kramwaare genannt, welche die Kramhandlung zu führen berechtigt iſt.

Zu den im engern Verſtande genommenen und eigentlichen Kramwaaren, gehören, noch Anzeige der leipziger Kramerordnung, folgende in alphabetiſcher Ordnung: Alaun; Atlaß; Bamoſin; Band, allerley; Barchent; Barorken; Beutel, doppelte cölniſche oder ſämiſche; Blech; Borten; cölniſche ſeidene, oder gezwirnte; Carteckend; Confect; Damaſt; Eiſenwerk; Farbezeug, allerhand; Feigen; Fiſchbein; franzöſiſche Waaren; Früchte, ausländiſche, grüne und trockne; Gallus; Galonen; Gewehr; Gewürz; Gold; geſponnen; Handſchuhe; Hanf, und zwar Reinhanf; Hirſe;

Hörerſa; Hüte, in- und ausländiſche; Hutſchnüre; Ingber; Juchten, allerhand; Kämme; kameelhärene Zeuge; Kammertuch; Knöpfe; Kraftmehl; Kräuter; Kümmel; Kupferwaſſer; Leder, Pfund- und anderes; Leinwand, allerhand; Mandeln; Materialien; Meſſer; Mohre, Nägel, nürnberger Waaren, Oberquecker; Oehl, allerley; Papier, Pech, Peris, Perpetuan; Pfeffer, Pflaumen, Polemit, Preſilg, Radeſchienen, Raſche, einfache und doppelte, Reiß, Roſinen, große und kleine, Rundſchnüre, goldene und ſilberne, Sammet, gemödelt und ungemödelt: Sanct Galler Leinwand, Sarſche, einfache und doppelte, Schnüre, Schwefel, Seide, ſeidene Zeuge, Seife; Senkel, Senſen, Sicheln, ſilberne Schnüre, Spitzen und Zeuge, Specerey, Spitzen, Sporen, Stabeiſen, Strümpfe, Toback, Tobackspfeifen, Taffet, Tobin, Vierdraht; Waaren, wollene und leinene, allerhand kurze, Wageiſen, Weinſtein, wollene Zeuge, Wurzeln, Zeuge allerley; Zindeldraht, Zucker, Zwecken, Zwetſchken, Zwillich; Zwirn.

Unter dieſen gehören einige zur kleinen Krämerey. Man verſteht aber durch die kleine Krämerey, Fr. menue Mercerie, Mercerie melée, alle diejenigen geringen Waaren, die von den Krämern einzeln verkauft werden, oder die ſie zu verkaufen Recht und Macht haben.

Weil aber die Krämer nicht mit allen Waaren, die Kramwaaren heißen, wegen ihrer Menge und Verſchiedenheit, zugleich handeln können, ſo theilt ſich daher der Kramhandel in verſchiedene Aeſte; und mithin haben wir verſchiedene Gattungen der Krämer, als da ſind: Gewürzkrämer, Eiſenkrämer, Leinwandkrämer, Seidenkrämer, Galanteriekrämer, u. ſ. f. Wenn die Handlung der Krämer mit allerley dahin gehörigen Waaren, welche in Nachfrage kommen mögen, beſetzt und befunden wird, ſo nennen ſie es eine ver-

gat-

gattirte Handlung. Es iſt demnach vergattirt ſo viel, als das gewöhnlichere Wort, aſſortirt.

In vielen großen Städten hat man die ſo genannte Krammerinnung, Kramergilde, Krameramt, oder Kramerzunft, Fr. Merciere, oder, Corps des Merciers, worunter man die ganze Geſellſchaft der daſigen Krämer, oder derer, welche den Kramhandel treiben, und durch gewiſſe Ordnung unter einander verbunden ſind, verſteht. Wer in ſolcher nicht iſt, darf, auſſer in Meſſen, keinen Kramhandel treiben, oder aushängen. Es wird aber in ſolche Niemand aufgenommen, es ſey denn: 1. daß er ſeine ehrliche Geburt und Herkommen mit einem beglaubten Geburtsbriefe deutlich darthut; 2. daß er wenigſtens 6 Jahr als Handelsjunge, und 2 Jahr als Handelsdiener, gedient, und ſolche Zeit vollkömmlich und redlich ausgeſtanden habe. Alle diejenigen aber, welche in ſolche Innung gebührlich an- und aufgenommen worden ſind, werden Kramerinnungsverwandte genannt. Selbige erhalten dadurch das Recht, oder die Befugniß, nicht nur einen öffentlichen Kramladen zu haben, ſondern auch alle, den Krämern ſonſt noch zuſtändige Rechte und Freyheiten zu genießen; und dieſes Recht, oder dieſe Befugniß; wird eigentlich das Kramerrecht genannt; daher ſagt man; er hat das Kramerrecht erhalten. Derjenige, welchem ſolches Kramerrecht vergünſtiget und zugeſtanden wird, muß dafür ein gewiſſes Stück Geld erlegen, welches das Kramergeld heißt. Die Häupter oder Vorſteher der Kramerinnung, führen den Namen der Kramermeiſter, und dieſe beſtehen aus den geſchickteſten und renommirteſten Kaufleuten der Kramerinnung. Der geſammten Kramerinnung gemeinſchaftliche Rechtsconſulent und Sachwalter, wird der Kramerconſulent; gleichwie der gemeinſchaftliche Bothe und Aufwärter, der Kramerbothe, oder Kra-

merknecht genannt. Dieſer letztere muß nicht allein den Kramermeiſtern, ſo oft es von ihnen verlangt wird, in Kramerinnungsſachen zu Gebothe ſtehen, ſondern auch nach Gelegenheit die Kramerinnungsverwandten zuſammen rufen, und überhaupt alles dasjenige beobachten, was ihm von den erſtern befohlen wird. Derjenige Schrankkaſten oder Behältniß, wenn nicht allein der Kramerinnung Artikelsbriefe, Freyheitsbriefe, Statuten, und andere Urkunden und Documente, ſondern auch deren Baarſchaften, verwahrlich aufbehalten werden, heißt die Kramerlade, oder die Kramercaſſe. Das Innungshaus, welches die Krämer an einigen Orten zu ihrer Bequemlichkeit und Nothdurft haben, wird das Kramerhaus genannt. Endlich nennt man die in gewiſſe Artikel abgefaßte Verordnung und Vorſchrift, nach welcher ſich die Kramerinnungsverwandten, und andere an einem Orte zu achten haben, die Kramerordnung.

Für die königl. preußiſchen Lande, findet man die Crahmerordnung der Churfürſtl. Brandenb. Haupt- und Reſidenzſtädte Berlin, Cöln, Friderichswerder, Dorotheen = und Friderichsſtadt, wie ſolche von Sr. Churfürſtl. Durchl. Friderich III. Marggrafen zu Brandenburg, zu Unterſtützung der Commercien, und Vermeidung ſchädlicher Confuſionen gnädigſt ertheilet und confirmiret worden, d. d. Cölln an der Spree, d. 2 Aug. 1690, (welche aus 56 Artikeln beſteht,) im 6 Th. des Corporis Conſtitutionum Marchicarum, No. CLXXXIII, Col. 597 — 612; ſie wurde unter d. 16 Dec. 1716 renovirt; und das Privilegium für das Krameramt zu Bielefeld d. d. Berlin, d. 21 März, 1780, (welches aus 28 Art. beſteht,) im 6 B. des Nov. Corp. Conſtit. Pruſſico - Brandenburgenſ. Col. 1919 — 1936.

In

In Leipzig, wurden ſchon im J. 1612, einige Artikel, wonach ſich ſämmtliche Krämer bey ihrer Innung, Aufnahme und Gewerbe zu richten, entſchloſſen hatten, ſchriftlich aufgezeichnet, und dem damaligen Churfürſten, Johann Georg I. zur Beſtätigung übergeben, worin ihnen die huldreiche Gnade dieſes gegen den Handel überaus liebreichen Monarchen zu Statten kam. Doch dieſes Glück ſahen viele mit neidiſchen Augen an, und ſie bewieſen ſich daher geſchäftig, den Krämern daſſelbe zu entreiſſen. Inſonderheit nahmen die Handwerkszünfte ihre Waffen aus der aufgeſetzten Ordnung, um wider ſie mit deſto beglückterm Erfolg ſtreiten zu können. Vornämlich bewieſen ſie ſich zu der Zeit in Fortſetzung ihrer Uneinigkeit geſchäftig, als ſie merkten, daß ſie bey dem Churf. Johann Georg II. um nochmalige Beſtätigung anhalten würden. Es hatten zwar, binnen der Zeit, die Krämer ihre ehemals abgefaßte Ordnung von neuem wieder durchgeſehen, und in einigen Puncten verändert und verbeſſert, allein dem ungeachtet waren damit die ſtreitenden Parteyen noch nicht völlig ausgeſöhnt. Die Nothwendigkeit erforderte es, daß eine Commiſſion, unter welcher der Oberamtmann Joh. Jac. Pantzer die vornehmſte Stelle bekleidete, niedergeſetzt wurde, welche durch ihre Unterhandlung zwiſchen beyden Parteyen einen Vergleich ſtiftete. Unter andern war darin von den Krämern den Handwerkern verſtattet worden, daß ſie wegen fremder Waaren und Güter, Commiſſionen und Factoreyen über ſich nehmen durften. Dieſes diente zwar auf der einen Seite zu Wiederherſtellung des Friedens, auf der andern Seite aber wurden dadurch weit mächtigere Feinde erweckt. Die Handelsleute hielten dieſes Verfahren für einen Eingriff in ihre Rechte, und kamen dawider ein, daß den Handwerkern dergleichen Unternehmungen gar nicht zu verſtatten wären. Der Streit wurde von beyden Parteyen mit ungemeiner Hitze auf das höchſte getrieben, und in die Länge gezogen. Indem nun derſelbe nicht ſo leicht in Leipzig entſchieden werden konnte, wurde von dem Rathe in Leipzig, am 6 Jun. 1662, ein unterthänigſter Bericht an den Churf. Johann Georg II. eingeſandt, und die Unterſuchung, Verhör und Entſcheidung der Sache der Landesregierung übergeben. Es wurde endlich durch ein Reſcript v. 1 May 1672, die Sache folgendergeſtalt beygelegt, daß zwar den Handelsleuten

leuten und Krämern kein Jus prohibendi zuſtände, und folglich den Handwerkern wohl erlaubt ſeyn möchte, Commiſſionen und Factoreyen anzunehmen; da aber dadurch das gute Vernehmen zwiſchen Handelsleuten und Handwerkern, die doch einander zur Aufnahme des Handels hülfreiche Hand leiſten müßten, leicht unterbrochen werden, und mannigfaltige Verwirrung und Unordnung entſtehen könnte: ſo ſollten die Handwerker, die ohnedies ihr beſonderes Getriebe für ſich trieben, dahin beſchieden werden, ſich dergleichen Handelsnegotien mit Commiſſionen und Factoreyen lediglich zu enthalten. Wenn aber ja einer dafür hielte, daß die Annehmung der Commiſſionen und Factoreyen für ſeine äuſſerliche Glücksumſtände angemeſſener wäre, ſo ſollte von ihm das Handwerk niedergeleget werden. Doch wurde den Handwerkern erlaubt, ſowohl die Niederlage ihrer Gäſte Waaren von einem Markte zu dem andern zu behalten, oder, wenn ihnen dergleichen zwiſchen den Märkten zugeſendet würden, ſie aufzunehmen, doch mit dem ausdrücklichen Verbote, dieſelben in und auſſer den Meſſen an fremde Oerter nicht zu verſenden. Es könne auch einer, wenn es Materialien wären, die er gebrauchen könnte, ſich derſelben vor ſich bedienen, jedoch dürfte er ſie nicht unverarbeitet an Andere überlaſſen. Denen aber, die wegen des Verkaufes einzelner beſonderer Dinge von hergebrachter Gewohnheit ein Privilegium hätten, ſollte daſſelbe ungekränkt gelaſſen werden.

Nach dieſen Vorſchriften richtete ſich der leipziger Rath und es erfolgte hierauf am 11 Nov. 1672, die Confirmation, nachdem ſowohl die Krämer, als die Handwerker, mit Bittſchreiben eingekommen waren. Die Handwerker wurden mit ihren Bitten abgewieſen, und eine ſolche Entſchließung von dem Churfürſten gefaßt, wie ſie als nützlich für die Handlung, rathſam zu Erhaltung guter Ordnung, und zu der Abſicht, daß einer neben dem andern füglich beſtehen könnte, war befunden worden. Nach Art. 15 und 19 alſo waren die Commiſſionen und Factoreyen den Handwerkern lediglich unterſagt; wobey von dem Churfürſten die Verſicherung mit dem Vorbehalte gegeben wurde, daß er und ſeine Nachkommen ſolche Ordnung nach eigenem Wohlgefallen erklären, ändern, vermehren, vermindern, zum Theil oder gänzlich aufzuheben, Macht hätte. Nachdem

dem dieſes Reſcript an den Oberamtmann Pantzer und den Rath zu Leipzig ergangen war, ſo hatten ſie mit Aenderung der Artikel und ihrer Bekanntmachung geſäumet, daher denn die Syndici der Innungen und Handwerker von neuem mit einem Bittſchreiben einkamen, ihre Nothdurft vorſtellten, und baten, ſolches nochmals durch die Commiſſion werkſtellig zu machen. Hierüber erklärte ſich nun der Churfürſt in einem neuen Reſcripte, v. 18 Novemb. 1672, daß der Oberamtmann und Rath mit der Publication der Kramerinnung, und der darüber ertheilten Confirmation eheſtens gebührend zu verfahren nicht länger Anſtand nehmen möchten. Als nun Johann Georg III. die Regierung angetreten hatte, ſo wendete ſich wieder die Kramerinnung an denſelben, und bat um neue Beſtätigung ihrer aufgeſetzten Artikel. Der Churfürſt hatte gar keine Bedenklichkeiten, ihnen ihre Bitte zu gewähren, und er ſtellte deswegen am 9 Oct. 1682, ein Reſcript aus, worin er die Verſicherung hinzu ſetzte, daß er ſeinen jetzigen und künftigen Haupt- und Amtleuten, dem Rathe der Stadt Leipzig, den Kramermeiſtern, Handelsleuten, Intereſſenten und Gewerken ſammt ihren Nachkommen befoͤhle, die Kramer bey dieſer ihrer Kramerordnung, Artikeln und Innung zu ſchützen und zu vertheidigen, und dawider Niemand thun oder handeln zu laſſen, auch die Verbrecher mit gebührendem Ernſt durch die geſetzte Strafe ohne Nachlaſſung zu belegen. Zuletzt wurde dieſelbe, im Jahre 1692, von Churf. Johann Georg IV. auf ferneres Anſuchen, zu Unterſtützung der Handlung und zu Vermeidung aller ſchädlichen Unordnungen, erneuert und beſtätigt, welche Beſtätigung von Sr. Kön. Majeſtät in Polen und Churf. Durchl. zu Sachſen, Friedrich August, im Jahre 1695. auf das feyerlichſte wiederholt worden iſt. Die Verordnung ſelbſt beſteht aus 34 Artikeln, und es iſt dieſelbe nicht nur in den Statuten und Privilegien der Stadt Leipzig mit befindlich, ſondern ſie iſt auch zu Leipzig, im J. 1713, u. d. T. Leipzigiſche von hoher churfürſtlicher Landesobrigkeit gnädigſte confirmirte und privilegirte Kramerinnung zu jedermänniglich Nachricht und Wiſſenſchaft aufgeſetzt, in Quarto, im Druck erſchienen. Sobald einer das Kramerrecht erhalten hat, wird ihm dieſe Ordnung als ein heiliges Geſetzbuch anvertrauet, und er ermah-

mahnet, nach derſelben ſich in allen Artikeln auf das genaueſte zu richten.

Pragmatiſche Handlungsgeſchichte der Stadt Leipzig ꝛc. (Lei. 1772, 8.) S. 315, fgg.

Der Inhalt der jeƷt erwähnten, aus 34 Artikeln beſtehenden **Kramerordnung zu Leipzig**, wie ſolche ſowohl anfangs von dem Churf. **Joh. Georg II.**, im J. 1672 ertheilt, als auch von dem Churf. **Johann Georg III.**, im J. 1682; dem Churf. **Johann Georg IV.**, im J. 1692, und dem Churf. **Friedrich Auguſt**, im J. 1695, zu Unterſtüzung der Commercien, und Vermeidung aller ſchädlichen Unordnungen, erneuert und beſtätigt worden iſt, iſt kürzlich folgender.

1. Wer das Kramerrecht gewinnen will, muß 1) beſcheinigen, daß er von ehrlicher Geburt; 2) darthun, daß er bey einem Kramer oder Handelsmanne (diejenigen ausgenommen, die ihre abſonderliche Innungen haben, und keine bey den Kramern ausgeſtandene Jungen annehmen,) zum wenigſten 6 Jahr als Junge, und 2 Jahr als Diener, redlich gedient habe; 3) beybringen, daß E. E. und Hochweiſer Rath allhier ihn zum Bürger annehmen wolle; 4) ſonderlich, daß er ſich mit einer untadelhaften Perſon entweder bereits verehlicht, oder eine dergleichen inskünftige zu heurathen, gemeint ſey. Wenn er nun ſolches alles darthun kann, ſoll er 5) den regierenden Kramermeiſtern vorgeſtellet, und gegen Erlegung eines gewiſſen Kramergeldes ihm das Kramerrecht verſtattet werden.

2. Und zwar ſoll er, wenn er zu Leipzig die Jungen- oder Dienerjahre ausgeſtanden hat, 40 Rthlr. und wenn er an fremden Orten dergleichen gedient hat, 60 Rthlr. zum Kramergelde erlegen, welches geſchehen muß, ehe er noch ſein Gewölbe oder ſeinen Laden aufgemacht hat. Auch ſoll ein jeder für ſein Eheweib 20 Rthlr. entrichten, es wäre denn, daß er eines Kramers Tochter oder Wittwe geheurathet hätte, da er dann für ſie kein Weibergeld giebt.

3. Sollen

3. Sollen die Kramer, welche Jungen annehmen, derſelben Geburtsbriefe alſobald in die Kramerlade liefern, und den Jungen für 2 Rthlr. ein- auch hernach für 3 Rthlr. wieder ausſchreiben laſſen; imgleichen ſollen ſie diejenigen Kramerjungen, welche wider Wiſſen und Willen ihres Herrn aus deſſen Dienſte, ohne von E. E. und Hochweiſen Rathe für erheblich befundene Urſachen, getreten ſind, nicht in Dienſte nehmen. Hingegen mag ein Junge wegen redlicher Urſachen ſeine Jahre bey einem andern vollends ausſtehen; er muß aber ſolches bey den Kramermeiſtern melden, und ſich aufs neue um die Gebühr einſchreiben laſſen. Allein, ein vagirender Diener oder Junge, welcher bey einem andern auſſer der Innung Dienſte annimmt, ſoll hernach in die Krammerinnung nicht aufgenommen werden, es ſey denn, daß er ſich daſelbſt beſſer verhalten, und darüber eine Kundſchaft habe, auch ſeine Jahre aufs neue ausgeſtanden hätte.

4. Keiner, der ein Handwerk gelernt hat, oder ein anderes Gewerbe treibt, kann zugleich Kramer ſeyn, hätte er auch vordem ſeine Jahre bey der Handlung ausgeſtanden, oder wollte die Krämerey für ſich, das Handwerk aber durch Geſellen, oder dieſes für ſich, und jene durch ſein Weib oder Kramdiener, treiben.

5. Soll ein Kramerinnungsverwandter, wenn er zur zweyten, dritten rc. Ehe mit einer, die keines Kramers Wittwe oder leibliche Tochter iſt, ſchreitet, jedesmal, wie zum erſtenmal, für dieſelbe 20 Rthlr. in die Kramerlade erlegen. Dagegen ſeine hinterlaſſene Wittwe ſo lange in der Innung bleibt, und Krämerey treiben darf, ſo lange ſie ſich nicht auſſerhalb der Innung verehelichet; heurathete ſie aber eine graduirte, Raths- oder andere vornehme Perſon, die in keiner abſonderlichen Innung begriffen iſt, noch ſich freyer Künſte rühmet, ſo kann ſie nach vorhergegangener Zuziehung E. E. und Hochw. Rathes, und der Kramermeiſter mit demſelben gepflogenen Communication, wie auch gegen

Er-

Erlegung 100 Rthlr., die Krämerey und Handlung in ihres vorigen Mannes Erben Namen fortſetzen, und der jetzige Mann ſeine Profeſſion abwarten.

6. Sollen die Kramerſöhne nach Abſterben ihrer Aeltern, wenn ſie das Bürgerrecht gewonnen haben und Krämerey treiben wollen, dabey gelaſſen werden, und mehr nicht als 4 Rthlr. Einſchreibegeld in die Kramerlade entrichten; alſo auch die Töchter, ſo lange ſie nicht auſſer der Innung heurathen, und ſich wohl und ehrlich verhalten. Wenn eines Kramers Sohn eine Weibsperſon auſſer der Innung heurathet, gibt er für ſie 20 Rthlr. Weibergeld.

7. Wenn eines Kramers Tochter oder Wittwe einen Handels- oder Kramerdiener, welcher nach Art. 1. alles erfüllt, er habe übrigens hier oder anderwärts ſeine Jahre redlich ausgeſtanden, zur Ehe nehmen will, ſo ſoll dieſem, gegen Entrichtung 40 Rthl., das Kramerrecht verſtattet werden.

8. Soll Niemand, der nicht zugleich Bürger und Kramer iſt, befugt ſeyn, mit einigerley zur Innung und Krämerey gehörigen Stücken einzeln, nach Pfunden oder Lothen, zwiſchen den Meſſen zu handeln, oder ſolche auszuhängen und auszuſtellen; doch ſind 1) ſolche Stücke den hieſigen Handelsleuten zu ganzen, halben und Viertelcentnern, 2) den Citronenhändlern die Pomeranzen, Limonien und Citronen, und 3) den Seilern Leinöhl zwiſchen den Meſſen zu verkaufen nachgelaſſen; imgleichen ſoll den Fuhr- und andern Leuten, welche bisweilen Pflaumen, Zwetſchgen, Hirſe, Kraftmehl, Habergrütze, Graupen, Seife, Pech, u. d. gl. anhero bringen, unverboten ſeyn, ſolche Waaren in den Wochenmärkten allhier feil zu haben; ſie ſollen aber von ſelbigen das Pfund jederzeit 1, 2 oder 3 Pfennige wohlfeiler oder näher, denn die Kramer, verkaufen, ſie nicht bey jemanden über Nacht einſetzen, noch durch Andere heimlich verkaufen oder hauſiren tragen laſſen, ſondern das, was ſie

ſie in Wochenmärkten nicht gar verkauft haben, wieder mit ſich hinweg führen und tragen.

9. Sollen keine fremde Handelsleute oder Kramer weder ſelbſt, noch durch ihre Diener, zwiſchen den Meſſen offene Läden oder Gewölbe allhier haben, viel weniger Centner-Pfund-Stück oder Ellenweiſe ihre Waaren Fremden oder Landleuten (blos ausgenommen den hieſigen Kramerinnungsverwandten, wie auch Handelsleuten und Bürgern ſo nicht einem Handwerke zugethan) zu verkaufen oder wegzuſenden ſich unterfangen; jedoch iſt ihnen ſolches wenn ſie einem hieſigen Bürger ſo kein Handwerksmann, wirkliche Factorey oder Commiſſion geben, wohl zugelaſſen. Sonſt aber ſollen alle Fremde, wie auch alle einheimiſche Handwerker keine Commiſſionen bedienen, es wäre denn, daß er 1. ſein Handwerk aufgäbe, deswegen aber kann er doch nicht Kramer werden; oder 2. ſeiner Gäſte Waaren von einem Markte zum andern oder, wenn ihm dergleichen zwiſchen den Märkten zugeſendet werden, bis dahin zu ſich in Verwahrung nehmen, welche er aber zu ſpendiren nicht befugt iſt.

10. Soll Niemand, der nicht Kramer iſt, ſämiſch-Corduan-, engliſches, auch fremd- und geſchmiert-trocken, oder andere dergleichen Leder, moskovitiſche, polniſche, ruſſiſche und andere Juchten, wie auch allerhand fremdes Pfund- und dergleichen Leder zwiſchen den drey öffentlichen Jahrmärkten, einzeln, als zu halben oder ganzen Häuten oder Bahren (Paaren), oder halben Dechern verkaufen; ausgenommen die Weißgärber, Corduanmacher, und Beutler, welchen jedoch nicht mehr als an einem Orte, ſämiſch-Corduan- und ihr eigen gemachtes Leder auszuhängen und zu verkaufen nachgelaſſen ſeyn ſoll; die andern Handelsleute und Bürger aber, die nicht einem Handwerke zugethan ſind, mögen dergleichen Leder in ganzen Ballen Fäſſern, zu ganzen halben und Viertelzentnern, jedoch nicht darunter, verkaufen.

11. Soll Niemanden, er ſey den Kramer, geſtattet werden, einerley Waaren, als allerhand offene und andere Seite, Atlaß, Damaſt, Sammet, gemödelt, oder ungemödelt, Tabin, Mohre, wie auch andere italiäniſche, franzöſiſche, holländiſche, engliſche oder brabantiſche, ſeidene und halbſeidene, kamelhärene und wollene Zeuge, goldene und ſilberne Zeuge, Galonen, Schnüre, imgleichen goldene und ſilberne Spitzen, dergleichen Rundſchnüre, geſponnen Gold; allerley wollene und leinene Waaren, ſo die Zeugmacher und Weber auf dem Stuhle verfertigen, als kamelhärene und wollene Barorken, Oberquecker, Hörerſa, Bamoſin, Polomitten, Peris, Vierdraht, allerley einfache und doppelte Raſche und Sarſche, Perpetuan, ſo die Zeugmacher inn- und auſſerhalb Landes verfertigen; imgleichen ſanctgaller, holländiſche, ſchleſiſche, rothe und gebleichte, und andere inn- und ausländiſche Leinwand, Kammertuch, allerley Band, ohne und mit Gold, Silberſpitzen und Silberſchnüre, ſeidene und wollene Strümpfe, Handſchuhe, Knöpfe ohne Unterſchied, desgleichen cölniſche ſeidene Borten, gedoppelte cölniſche oder ſämiſche Beutel, ſeidene Schnüre, imgleichen Meſſer, ſeidene und andere Senkel, Kämme, Sporen, inn- und ausländiſche Hüte, auch alle franzöſiſche Waaren und Hutſchnüre, ferner allerhand Gewehr (auch kurze nürnbergiſche und andere Waaren) und dergleichen mehr, weder heimlich noch öffentlich feil zu haben, und Krämerey damit zu treiben; jedoch mögen 1) hieſige Handelsleute vorſtehende Waaren in ganzen und halben Stücken verkaufen; 2) die Handwerksleute, die ihre ſelbſtgemachte Waaren feil haben, und 3) die allhier ſich befindenden Gold- und Silberdrahthändler, ihre Waaren ſtück- und ellenweiſe inn- und auſſer den Märkten weglaſſen.

12. Nach öffentlicher Ausläutung der Marktfreyheit allhier, ſoll keinem fremden Handelsmanne oder andern fremden Perſonen, nachgelaſſen werden,

den, in einem offenen Laden oder Gewölbe, Keller oder Bude, über 7 Tage, ſo lange die Zahlwoche währet, feil zu haben, und darinn Waaren an der Elle auszumeſſen, oder mit Gewichte auszuwägen; oder heimlich durch Handels- oder Kramerdiener, Faktoren, Trödler, oder auch durch Trödelweiber, nach Ausgang eines jeden Marktes, ganze Stücke oder angeſchnittene Waaren hauſiren tragen zu laſſen; auch ſoll keinem Fuhrmanne, Kärrner, oder andern, wer ſie ſeyn, fremd oder einheimiſch, nachgelaſſen werden, ganze oder halbe Wageneiſen, oder Radeſchienen, Stäbe, Sicheln, Senſen, Blech, Pech und anderes Eiſenwerk, und Papier, zwiſchen den 3 Jahrmärkten heimlich oder öffentlich feil zu haben, zu verkaufen oder hauſiren zu tragen, oder in die Wirthshäuſer und Gaſthöfe oder bey andern Leuten einzuſetzen, hernach den Dorf- und andern Schmieden oder Leuten zu verkaufen, oder durch andere verkaufen zu laſſen; jedoch 1) ſoll hiedurch den Buchführern, Buchdruckern und Buchbindern nicht verbothen ſeyn, die zu ihrer Profeſſion benöthigte Papiere bey Fremden einzukaufen, und anhero bringen zu laſſen; imgleichen 2) iſt den hieſigen Handelsleuten und Bürgern, ſo keiner andern Innung oder Zunft zugethan ſind, oder gewiſſen Bewerb haben, mit Eiſenwerk, Papier, u. d. gl. zu handeln ungewehrt.

13. Alle fremde Händler und Krämer, welche noch in der Zahlwoche feil haben, geben, und zwar die in Gewölben 2, und die in Buden, 1 Groſchen, in die Kamerlade.

14. Die Leinweber ſollen keine Leinwand, Barchent, Zwillich, und andere Waaren, die ſie ſelbſt nicht gemacht haben, oder die in dieſem Churfürſtenthume nicht gemacht worden ſind, und die Hutmacher keine Hüte, die ſie ſelbſt nicht gemacht haben, zwiſchen den Meſſen weder heimlich noch öffentlich feil haben oder verkaufen, auch dieſe nicht befugt ſeyn, Hüte zu ſtaffiren oder Schweißränder darein zu machen, weniger H t

ſchnüre, auſſer die durch ihre Weiber ſie ſelbſt machen laſſen, und nebſt ihren Hüten zu verkaufen. Hingegen ſollen auch die Leinwandhändler vom Lande in Wochenmärkten keine Leinwand bey einzelnen Ellen ausmeſſen, oder verkaufen.

15. Sollen beſonders Handwerker keine Waaren weder in noch auſſer den Meſſen, ohne was ſie für ſich und zu ihrem Handwerke bedürfen, einkaufen, und ſolche unverarbeitet nachgehends ihren Kunden und andern wieder verlaſſen; inſonderheit ſoll den Schneidern keinesweges nachgelaſſen ſeyn, dergleichen Waaren, die ſie zwar bey ihrem Handwerke verarbeiten, einzukaufen, und zu verarbeiten. Doch welche Handwerksinnung deswegen ein beſonderes Privilegium hat, die ſoll dabey gelaſſen werden.

16. Nagelſchmiede allhier ſollen keine andere, als ihre eigen gemachte Nägel und Zwecken feil haben, und verkaufen; hingegen ſollen die Krämer von hieſigen Nagelſchmieden alles zu kaufen ſchuldig ſeyn.

17. Ein Kramer, welcher in Wochenmärkten auf dem Markt allhier eine Bude auslegt, ſoll nicht über 12 Uhr Mittags feil haben, und um 1 Uhr vom Markte ſeine Waaren und Buden wieder hinweg geräumt haben.

18. Kein Krämer ſoll dem andern ſeine Kunden vor ſeiner Bude oder Kramladen abſpänſtig machen, noch die Käufer vor eines Andern Bude oder Gewölbe mahnen, ob ſie ihm gleich ſchuldig ſind.

19. Kein Kramer ſoll zwiſchen den Meſſen an zwey Orten feil haben.

20. Jeder Kramer und Materialiſt ſoll an Feyer- und Sonntagen ſein Gewölbe und Laden zuhalten.

21. Wenn ein Kramer oder deſſen Eheweib ſtirbt, ſollen die 12 jüngſten Kramer die Leiche zu Grabe tragen; es hätte denn einer oder der andere erhebliche Entſchuldigung, welche er den regierenden Kramermeiſtern melden, und einen andern

dern Kramer an ſeine Stelle ſchicken muß. Hienächſt ſollen alle Innungsverwandte die Leiche begleiten helfen, und wieder mit vor das Haus zurück gehen. Wenn der Mann nicht mitgehen kann, ſoll das Weib kommen Wenn eine Leiche gefahren wird, ſollen die acht jüngſten Kramer dabey hergehen. Sollte aber einer oder der andere die Innung verachten, oder ſie hiezu nicht gebrauchen, ſoll auf ſolchen Fäll, wie auch wenn die Peſt graſſiret kein Innungsverwandter die Leiche zu begleiten verbunden ſeyn. Bey der Leiche eines Kramerkindes ſoll der regierende Kramermeiſter anordnen, wie viel ihrer ſie tragen ſollen, und die 30 Jüngſten ſollen dabey mit zu Grabe, auch wieder mit zurück gehen.

22. Stirbt ein Kramer und ſein Weib, welche in den Wochenmärkten einen Marktſtand gehabt hat, ſo rücken die folgenden, einer nach dem andern, auf dieſen Stand, und des Verſtorbenen Kinder oder der Fremde, welcher den Stand bekommen hat, müſſen in ſelbiger Reihe unten an treten.

23. Die jungen Kramer ſollen im Büchſengraben mit ſchießen; auch ſollen die jüngſten Kramer, auf Erfordern E. E. und Hochw. Raths, bey fremder Herrſchaft Ankunft, oder ſonſten, in ihrer beſten Rüſtung aufwarten; es wäre denn einer verreiſet oder krank, auf welchen Fall er einen Andern an deſſen Stelle ſchicken muß.

24. Handwerksleute, und andere, welche gewiſſe Innungen und Zünfte haben, ſollen in die Kramerinnung nicht genommen werden, ob ſie ſchon gar keine Krämerey zu treiben angeloben wollten; auch ſoll kein Handwerksmann neben ſeinen ſelbſt eigen gemachten Waaren, andere fremde Waaren oder die dazu gehörigen Materien führen und damit Krämerey treiben.

25. Dem regierenden Stadtrichter allhier ſollen die Kramermeiſter wegen der Innung jährlich 2 Thlr., und dem Gerichtsfrohn 1½ Thlr. geben, dagegen der Gerichtsfrohn ſelbſt, ſo oft die Kramermeiſter ſein bedürfen, und deswegen

 bey

bey dem Stadtrichter gebührende Anſuchung thun, auf der Kramermeiſter Anſagen, nebſt den zwey jüngſten Kramern die Verbrecher auf dem Markte, oder in den Häuſern pfänden helfen ſoll. Die Pfänder fallen halb den Stadtgerichten, und halb der Kramerlade anheim; hingegen ſoll dasjenige, ſo die Kramer von einem und dem andern kaufen, und zum Beweisthum in die Gerichte einliefern laſſen, in die Kramerlade ohne Entgeld wieder abgefolget werden.

16. Es ſollen jederzeit neun Kramermeiſter ſeyn, und jährlich unter denſelben nur drey zu der Regierung erwählet, auch jeglichem von dieſen drey regierenden 20 Thlr. für ſeine Bemühung aus der Kramerkaſſe das Jahr über gereichet werden. Wenn ein Kramermeiſter verſtorben iſt, ſollen, nach den 4 Wochen der Kramermeiſter etliche aus den Innungsverwandten aufzeichnen und ſolche der geſammten erforderten Innung vortragen. Welcher aus denſelben durch die meiſten Stimmen zum Kramermeiſter erwählt wird, der ſoll ſolches Amt, ohne Wiederrede, bey Strafe annehmen, und E. E. und Hochw. Rathe zur Beſtätigung vorgeſtellet werden. Dieſe drey regierende Kramermeiſter, oder einer von denſelben, ſollen zu dem Innungshauſe, oder dem ſo genannten Kramerhauſe, oder der darin befindlichen Lade, die Schlüſſel haben und aufheben. Wenn ein Jahr um iſt, ſollen die regierenden Kramermeiſter ihr Regiment ſammt Rechnung, in Gegenwart ſämmtlicher Kramermeiſter, den drey Nachfolgern übergeben, und dabey das Kramerhaus beſichtigen laſſen, auch, wie der Miethmann ſich verhalte, unterſuchen, und, wofern einiger Mangel erſcheint, ein anderer angenommen werden. Kein Kramermeiſter iſt befugt, ohne Vorbewußt der andern, über 10 Gulden aus der Innungslade wegzuleihen; auch ſoll ohne genugſame Verſicherung nichts weggegeben werden: wie denn daher keinem Innungsverwandten über 100 Gulden, ohne annehmliche Verſicherung, aus der Lade geliehen wer-

werden ſoll. Und wenn die Innung das Geld wieder haben will, ſoll es dem Schuldner ein Vierteljahr vorher aufgekündiget werden, dieſer aber, bey Vermeidung ſchleuniger Hülfe, ſodann es wieder bezahlen.

27. Die regierenden drey Kram rmeiſter ſollen alle Quartale die ganze Innung in das Kramerhaus zuſammen fordern, und jedes Mal ihnen anfangs dieſe Artikel vorleſen laſſen. Darnach ſoll jeder Innungsverwandter drey Groſchen Quartalgeld geben, und darauf mit ſeiner Nothdurft, wenn er etwas, in Sachen, die Innung betreffend, vorzutragen hat, gehöret werden, und Beſcheid erwarten. Auch mögen die Kramermeiſter, wenn es die Nothdurft erfordert, auſſerordentliche Zuſammenkünfte halten, bey welchen die Innungsverwandten, ohne Erlaubniß von dem regierenden Kramermeiſter, nicht wegbleiben, auch zu rechter beſtimmter Zeit erſcheinen ſollen.

28. Bey den Quartalen und andern Zuſammenkünften ſoll alles ſtille, friedlich und ehrbar zugehen. Wer etwas in Innungsſachen vorzubringen hat, ſoll ſolches gegen die Kramermeiſter beſcheidentlich thun, und, wenn es wider einen Innungsverwandten iſt, Gegentheil auch dabey gehöret werden. Wenn die Partheien in Güte nicht zu vergleichen ſind, ſollen ſie abtreten, und die Sache allen Innungsverwandten zu erkennen gegeben werden, welche ſich darüber an ihren Tiſchen freundlich mit einander unterreden, von jedem Tiſche ſodann einer aufſtehen, und ihr Bedenken den Kramermeiſtern anzeigen, die abgetretenen Parteyen aber indeſſen ſtille und friedlich ſeyn ſollen. Welcher Theil ſtrafwürdig iſt, ſoll die von den Kramermeiſter ihm angemeldte Strafe unverweigerlich entrichten, dawider ſich ungebührlich nicht auflegen, ſondern allenfalls die Sache an E. E. und Hochw. Rath ferner gelangen laſſen. Niemand ſoll den andern bey verſammelter Innung öffentlich Lügen ſtrafen. Alle Strafen, wenn ſie nicht alſobald erleget,

ſondern die Zahlung bis auf die folgende Zuſammenkunft aufgeſchoben wird, ſollen hernach gedoppelt gegeben werden. Auch ſoll jeder Innungsverwandter der Innung Beſtes ſuchen, und daher alles, was er der Innung nachtheiliges geſehen und gehört hat ſofort dem regierenden Kramermeiſter anzeigen, hingegen das, was bey verſammelter Innung vorgeleſen und vorgetragen worden iſt, verſchwiegen halten.

29. Alle eingebrachte Strafen, desgleichen auch das Kramergeld, ſollen in die Lade geleget, und der Innung zum Beſten angewendet werden; worüber die Kramermeiſter ihren Nachfolgern in der Regierung Rechnung ablegen ſollen.

30. Die drey regierenden Kramermeiſter haben bey E. E. und Hochw. Rathe jedesmal den Vortrag, wenn wegen gemeiner Zunft etwas Nothwendiges vorfällt, worüber ſie ſich Raths zu erholen haben, und ſollen ihnen in wichtigen Sachen die andern Kramermeiſter, auch auf Begehren mehrere Innungsverwandte beyſtehen.

31. Wenn jemand Kramwaaren auſſerhalb Gerichts will taxiren laſſen, ſo ſoll er diesfalls bey den regierenden Kramermeiſtern Anſuchung thun, welche alsdann ſolche entweder ſelbſt, oder, wofern ſie derſelben nicht kundig ſind, etliche tüchtige Perſonen aus der Innung, die ſich auf dieſe Waaren verſtehen, zu ſich ziehen, und nach ihren geleiſteten bürgerlichen Pflichten, ohne Anſehen der Perſon, redlicher Weiſe taxiren, die Kramermeiſter die Gebühr davon einfordern, denen, ſo neben ihnen ſolche Taxation verrichtet, für ihre gehabte Mühe ein Drittheil davon zuſtellen, das übrige aber in die Kramerlade überantworten ſollen. Würden hingegen die löbl. Stadtgerichte allhier in einer vor ihnen anhängigen Sache, von den Kramermeiſtern einen Tag begehren, ſo ſollen, in ſolchem Falle, der löblichen Stadtgerichte Weiſung gemäß, die Kramermeiſter die Taxation zu Werke ſtellen, und ohne der löblichen Stadtgerichte Bewilligung, wenn ſie gleich ein oder der andere Part um die Taxation

re,

erſuchen möchte, ſich keines Taxes unterfangen. Wie denn ſonſten auch Niemand, der nicht Kramer iſt, Kramerwaaren taxiren ſoll. Wenn der Werth der Waaren unter und bis 1000 Rthlr. iſt, ſollen zwey von hunderten; wenn er aber über 1000 Rthlr. iſt, von dem eilften, zwölften, und übrigen hunderten 1 Rthlr. erleget, und in die Kramerlade gegeben werden.

32. Rathsperſonen, welche der Innung verwandt ſind, werden zwar von den perſönlichen Beſchwerden verſchonet, ſollen aber nichts deſto weniger das, was dieſe Ordnung ſonſt vermag, in die Lade entrichten.

33. Alte, und bey gemeiner Stadt wohlverdiente vornehme Bürger können ſich in die Kramerinnung einkaufen; und zwar, wenn ſie keine Krämerey treiben, noch das Kramerrecht auf ihre Kinder bringen wollen, ſollen ſie ein Leidlicheres, als ſonſt es ſich gebühret, in die Lade entrichten.

34. Wofern ſie aber Krämerey treiben, und das Kramerrecht auf ihre Kinder bringen, auch von perſönlichen Beſchwerden befreyt ſeyn wollen, ſollen ſie, ſie ſeyn, wes Standes ſie wollen, (jedoch daß ſie keinem Handwerke oder anderer Innung zugethan ſind, oder geweſen ſind,) zwar auch aufgenommen werden, dafür aber ein Anſehnliches in die Lade baar erlegen.

Schließlichen, obgleich der Führ- und Vertreibung allerhand, ſowohl inn- als ausländiſcher Tücher, und was denen anhängig iſt, in vorgeſchriebenen Artikeln nicht erwähnet worden iſt, wollen doch die Kramer hiedurch des geringſten ſich nicht verziehen und begeben, ſondern vielmehr ihnen diesfalls alle zuſtehende Nothdurft und Befugniß wider die Tuchhändler und dero Innung ausdrücklich bedinget, und ohne Neuerung vorbehalten haben.

Von gewiſſen privilegirten Krämern in Frankreich, welche, ohne zünftig zu ſeyn, die Freyheit hatten, in der Stadt Paris und in deren Bezirke mit allerley altem und neuem Geräthe Handel zu treiben, und wel-

che man ehemals Haubaniers du Roi nannte, ſ. im XXII. Th. S. 253.

Die Maßregeln, Pflichten und Verrichtungen eines Krämers, 1. überhaupt ſind: a) daß er (dafern er erſt noch anfangen will) den Handel, welchen er vornehmen will, nach ſeinem Vermögen einrichte; in welcher Abſicht er genau zu unterſuchen hat, wie hoch ſich ſein Kapital erſtrecke, und nach deſſen Größe oder Schwäche, einen koſtbaren, oder nicht ſo koſtbaren Kram anfange. Will er gern bey derjenigen Gattung des Kramhandels bleiben, bey welchem er gedient hat, indem er deſſen vor andern kundig iſt, es will aber ſein Kapital dazu nicht hinreichend ſeyn, ſo muß er ſich entweder nach einem Handelsgeſellſchafter umſehen, oder ſich mit einem Krämer, deſſen Laden ſchon in gutem Rufe iſt, durch eine Heurath zu verbinden ſuchen. Hienächſt gehören zu des Krämers Maßregeln, Pflichten und Verrichtungen: b) daß er (ein junger Krämer) auf den Ort ſehe, wo er ſich ſetzen will, indem in allen großen Ländern einige Oerter gefunden werden, die für eine gewiſſe Gattung Waare viel bequemes ſind, als andere. c) Daß er zuſehe, ob die Fenſter oder Oeffnungen, durch welche das Licht in ſeinen Laden fällt, gegen Morgen, Mittag, Abend oder Mitternacht, ſind, weil das Licht, welches von dieſem oder jenem Orte herein fällt, für den Verkauf etlicher Waaren viel beſſer, als das Licht von einem andern Orte iſt; und, wenn ſie nicht an ihrem rechten Orte gezeiget werden, ſie auch nicht ſchön ausſehen; ſ. Th. XXXVI, S. 482, fgg. d) Daß er ſich um richtige Ellen, Wagen und Gewichte bekümmere; denn es iſt einem Kaufmanne nichts Schimpflicheres, als wenn er, bey falſcher Elle und Gewichte zu verkaufen, ertappet wird. e) Daß er, in ſeinem Gewölbe oder Laden, die Waaren in gute Ordnung und Reinlichkeit bringe, und darin erhalte; ſ. Th. XXXVI,

XXXV, S. 485, f. f) Daß er ferner auch in ſeinen Krämerſkripturen richtige Ordnung halte, wozu ihm folgende Manier angewieſen wird. Erſtlich; daß er jährlich ein richtiges Inventarium über alle ſeine vorhandene Waaren mache; dieſelben wohl nachmeſſe und abwäge, und die Einkaufkoſten nach ihrem Betrage berechne; daß täglich auf Zeit oder Kondition verkaufte in die Gewölb-Laden-oder Budenkladde einſchreibe, und zu Ende des Monates, was wirklich auf Zeit verkauft, oder abgeholt, und nicht wiedergebracht worden iſt, in das ſo genannte Waarenſchuldbuch (wenn es allerley Kleinigkeiten an Kramwaaren ſind,) den Leuten, die ſolche empfangen haben, in Debet ſtelle, da ſich denn leicht gegen über in Credit abſchreiben läſſet, was ſie darauf wieder empfangen haben, oder von Ihnen an andern Waaren geholt und geliefert worden iſt. Iſt dann einer ſolchen Perſon Rechnung von Wichtigkeit, oder läuft in andere Handelsgeſchäfte, als: Wechſel, Aſſignationen, u. d. gl. hinein, ſo wird aus ſolchem Waarenſchuldbuche ordentlich ein kurzer Transport, nach italiäniſcher Manier, in die Haupthandelsbücher gemacht. Die baare Loſung wird in eine Kaſſe oder Lade zuſammen geworfen und monatlich überzählt, alsdann der großen Kaſſe einverleibet, und dieſe dafür an Waarenconto debitiret. Aus vorerwähntem Waarenſchuldbuche wird monatlich den Kram-Ladendienern ein Verzeichniß übergeben, welche Schulden ſie einzumahnen haben. Was die von andern Orten verſchriebenen, oder an Ort und Stelle ſelbſt erkauften Waaren betrifft, werden dafür diejenigen Perſonen, von welchen ſolche geſchickt oder gekauft worden ſind, in dem Handelsjournale creditiret. Die gute Ordnung, die ein Krämer in ſeinen Waaren und Gütern beobachtet, hat unter andern auch dieſen ausnehmend großen Nutzen, daß ihn die Diener und Geſinde nicht leicht beſteh-

len

len können. Dieſen ſo wichtigen Endzweck um ſo eher zu erreichen, und inſonderheit zu verhüten, daß nicht ein Theil von einem ganzen Stücke entwendet werde, müſſen die Stücke, von welchen den Tag über verkauft worden iſt, auf die Seite geleget werden, und auf den Abend muß er die Verkaufbücher vor ſich nehmen, und ſehen, wie viel Ellen von einem Stücke genommen worden ſind. Sodann muß er auf den Umſchlag, oder, wenn keiner da iſt, auf einen Zettel, dieſe Worte ſchreiben: davon genommen (z. B.) ſechs Ellen, d. 9ten Aug. 1789; iſt aber das Stück erſt angeſchnitten, dieſe Worte: angeſchnitten für 6 Ellen d. 9. Aug. 1789; hernach muß er um daſſelbe Stück einen Faden ziehen, um dadurch anzumerken, daß daſſelbe vorgenommen, oder bereits bezeichnet ſey; ferner wird erfordert, daß er auf die Seite des Artickels im Nummerbuche dasjenige ſchreibe, was davon genommen iſt, und dabey einen Punkt mache, zum Zeichen daß das Weggenommene auf das Stück gezeichnet ſey. Auf dieſe Art muß er ſo lange fortfahren, bis das ganze Stück verkauft iſt. Damit der Krämer aber erkennen möge, ob auch alles wirklich verkauft ſey, muß er alles, was verkauft iſt, addiren, und ſehen, ob das Ellenmaß von dem, was einzeln verkauft worden iſt, mit demjenigen zutrifft, was auf dem Umſchlage, oder dem an dem Stücke hängenden Zettel, geſchrieben iſt, und alsdann kann man ſagen, daß das Conto juſt iſt. Manchmal aber könnte an einem Stücke eine Viertel= Drittel= oder halbe Elle fehlen; welches aber vielmehr daher kommt, daß man bey dem Ausſchneiden gutes Maß gegeben hat.

Hieraus erhellen nun einiger Maßen die Tugenden eines Krämers. An einem Krämer wird nämlich erfordert und gelobet: 1. der Fleiß, und die Sorgfalt, weil in ſo viel 100 Kleinigkeiten gute Ordnung muß gehalten werden, daß alles an ſeinem rechten

Orte

Orte und Stelle liege, alles wohl numerirt, ſortirt, und der Beſchaffenheit nach, ſorgfältig in Papier eingewickelt, in guter Pflege gehalten, oft abgefeget, ausgeputzt, polirt, verſetzt, ausgeöhlet, und ſolcher Geſtalt vor dem Staube, Roſte und Ungeziefer bewahret, dem Käufer aber ſchön, und in gutem Stande vor die Augen geleget werde. Wenn auch einige Waaren einen feuchten, andere einen trocknen; dieſe einen hellen, jene einen dunkeln Ort erfordern, ſonderlich, wenn ſie den Käufern vorgeleget werden ſollen, ſo iſt hiezu abermal Fleiß und Sorgfalt höchſt nothwendig. Hienächſt muß ein Krämer 2. eines beſcheidenen und höflichen Umganges ſeyn, damit er die Käufer mit guten Worten an ſich locken, und dieſelben zum Kauf aufmuntern könne. Dabey muß von ihm 3. alles Lügen, inſonderheit aber das falſche Schwören, weit entfernt ſeyn, nach dem gemeinen Sprichworte: Ein jeder Kramer lobt ſeine Waare. Denn dieſes Lob muß ſo gemäßigt ſeyn, daß er die Schranken der Wahrheit nicht überſchreite, oder der Nächſte nicht durch falſches Vorgeben betrogen, und um das Seinige gebracht werde, indem es oftmals eine Unbilligkeit iſt, von des Käufers Unerfahrenheit Vortheil ziehen zu wollen. Siehe auch im XXXVI Th. S. 533, fgg.

Was die Krämer bey dem Einkaufe und Verkaufe der Waaren zu beobachten haben, iſt bereits im XXXVI Th. S. 533, fgg. gezeiget worden. Hier aber muß ich noch (wie ich am ang. O. S. 566. verſprochen habe,) die Frage: Ob es einem Krämer oder Kaufmanne des Handkaufes nützlicher ſey, ſeine Manufaktur- und Fabrikwaaren von den Arbeitern, und in den Manufakturen und Fabriken, als aus der erſten Hand, oder aber von den Groſſirern einzukaufen? Um ſo viel mehr erörtern, je zweifelhafter ſie zu ſeyn ſcheint, da einige für die Groſſirer, andere abrr für die Manufaktur- und Fabrikanſtalten, und für die einzelnen Arbeiter, das Wort

reden. Diejenigen, die 1. insbeſondere einen angehenden Krämer an die Groſſirer mit ſeinem Einkaufe weiſen, bringen folgende Urſachen vor, weil a) derjenige, welcher in den Manufakturen und Fabriken kaufen will, alles baar bezahlen müſſe, einem Kaufmanne im Kleinen aber bey dem Anfange ſeiner Handlung öfters unmöglich falle, daß er mit ſeinem Kapitale alles baar einkaufe und folglich zu ſolcher Zeit des Kredits am meiſten bedürfe; und b) weil jungen Krämern, wenn ſie durch den Einkauf ihrer benöthigten Waaren von Groſſirern, bey dieſen einmal ihren Kredit gemacht hätten, der Nutzen nicht ausbliebe, daß ſie zur Zeit, wenn die Waaren rar ſind, niemals Mangel daran leiden dürften, indem ein Groſſirer einen ſolchen, der bey ihm zu kaufen gewohnt iſt, einem andern jederzeit vorziehe, der ordentlich in den Manufakturen und Fabriken einkauft, und nur aus Noth zu ihm kommt. Allein, dieſe beyden Urſachen fallen weg, wenn man zwiſchen großen Manufaktur= und Fabrikanſtalten, oder Manufakturiers und Fabrikanten, und zwiſchen einzelnen Arbeitern einen Unterſchied macht. Jene ſind nichts anders, als eine Art Groſſirer, bey denen man ebenfalls ſeinen Kredit machen kann, und die, gleich den Groſſirerern, einen Unterſchied zwiſchen ihren Abnehmern machen; einzelne Arbeiter hingegen, die insgemein arm ſind, gebrauchen freylich immer ihr Geld, daß ſie in die Arbeit geſteckt haben, wieder zu neuer Arbeit, und können daher keinen Kredit geben; haben auch ſelten ſo vielen Vorrath an Arbeit liegen, daß ſie einen dem andern vorziehen können. Doch es ſind noch andere Urſachen, welche die Verfechter der Groſſirer vorbringen, nämlich c) weil ein Krämer niemals bey den Arbeitern ſo ſchöne Waaren bekommen könne, als bey den Groſſirern, da jene nicht leicht ein ſich ausnehmendes gutes Stück allein weggeben, indem ein ſolches die Groſſirer, die bey ihnen zu kaufen gewohnt

wohnt ſind, noch viele andere Stücke mitzunehmen veranlaſſe; d) weil ein Krämer ſeinen Laden nicht verlaſſen, und in die Manufaktur- und Fabrikanſtalten, oder zu den Arbeitern, um Waaren einzukaufen, reiſen könne, es ſey denn zu großem Nachtheil ſeines Gewerbes, indem zum Vertrieb der Waaren im Einzelnen ſeine Gegenwart nothwendig ſey; ſ. Th. XXXVI, S. 582, n. 2. Könnte er nun nicht ſelbſt in die Manufaktur- und Fabrikanſtalten reiſen, und die Waaren daher holen, müſſe er ſolches durch einen Kommiſſionär beſorgen laſſen; aber auch hiebey finde er e) ſeinen Vortheil nicht, theils weil ein Kommiſſionär nicht ſo gut die Waaren nach ihrem verſchiedenen Abſatze auswählen, und der Committent die Eigenſchaften der Waaren ſo, wie er ſie wünſcht, nicht beſchreiben oder beſtellen könne; theils, weil die Kommiſſionen, überhaupt betrachtet, insgemein dem Committenten nicht ſonderlich vortheilhaft wären.

Diejenigen hingegen, welche 2. einem Krämer den Einkauf ſeiner Waaren bey den Arbeitern, und in den Manufakturen und Fabriken, anrathen, behaupten mit vollkommenem Rechte: a) daß der Einkauf der Manufaktur- und Fabrikwaaren in den Manufaktur- und Fabrikanſtalten, und bey den einzelnen Arbeitern, weil man, in und bey ihnen aus der erſten Hand kaufe, niemals ſo hoch komme, als der bey den Groſſirern, und zwar dieſer um ſo viel höher, als die Groſſirer daran an ihren Waaren verdienen wollen; und b) daß folglich ein Krämer mit ſeinen, in Manufakturen und Fabriken, und bey den Arbeitern erkauften Waaren mehr gewinne, als mit denen, die er von den Groſſirern erhandelt; ſ. Th. XXXVI, S. 565, f.

Aus der Vergleichung beyder Gründe ergiebt ſich, daß man obige Frage nicht ohne Unterſchied beantworten könne. Denn wenn einer a) ſeine Waare auf Kredit ausnehmen will und muß, ſo folgt von ſelbſt, daß

er

er nicht zu einzelnen Arbeitern, ſondern nur zu Manufaktur- und Fabrikherren, und in große Manufaktur- und Fabrikanſtalten gehen müſſe. Muß er aber b) zu und nach ſolchen weit reiſen, und indeſſen ſeinen Laden allein laſſen, oder wenigſtens ſich die Waaren durch Kommiſſionäre einkaufen laſſen, ſo thut er allemal beſſer, wenn er ſich zu den in ſeiner Nachbarſchaft befindlichen Groſſirern wendet. Eben dieſes gilt auch, wenn c) einer ein großes Sortiment auf einmal gebraucht, und er hätte nicht genugſame Manufaktur- und Fabrikanſtalten und einzelne Arbeiter, die verſchiedene Sorten von einer Waare verfertigten, in der Nähe, oder in einer Gegend beyſammen. Da aber nicht alle Manufaktur- und Fabrikwaaren in den Manufaktur- und Fabrikanſtalten verfertigt werden, und bey den Groſſirern zu bekommen ſind, ſo muß man dergleichen von einzelnen Arbeitern kaufen, welches inſonderheit von ſolchen Waaren gilt, die nicht, als nur von einzelnen Künſtlern, verfertiget werden.

Gleichwie der Großhandel vor dem Kramhandel einige Vorzüge hat, ſ. Th. XX. S. 134, f. ſo hat doch auch hinwiederum dieſer vor jenem einige Vortheile; und zwar 1. in Anſehung der Waaren, die ſo mancherley bey ihnen ſind, als ſie in dem Großhandel nicht ſind; 2. in Anſehung der Art zu handeln, indem die Krämer nicht nur im Kleinen, ſondern auch im Ganzen handeln dürfen; 3. in Anſehung des Gewinnes, weil von dem einzelnen Verkaufe ein weit anſehnlicherer Profit heraus kommt, als vom Handel im Ganzen; daher viele auch den Groſſirern anrathen wollen, daß ſie ſich des Kramerrechtes theilhaftig machen ſollen; und es würden die Krämer einen noch weit größern Vortheil haben, wenn ihnen nicht ſo viele Leute in ihre Profeſſion fielen, und inſonderheit die Hauſirer, oder Störer, die ihren Kram am Halſe tragen, und einem

Jeden ihre Waaren auf den Straßen und im Gehen anbiethen, wie man denn dergleichen Leute an allen Orten findet. Indeſſen aber bleibt doch dem Groß-handel der Vortheil, daß er, wegen der Menge der Waaren, die auf einmal weggeht, ſeinen Mann in kurzer Zeit reich macht, wenn alles glücklich geht; ſ. Th. XX, S. 136. Endlich 4. hat die Kramerhand-lung noch dieſen Vorzug, daß ſie mit einem geringen Capitale angefangen werden kann, und ſich doch, wie unzählige Beyſpiele beweiſen, bey gutem Glücke mit großen Capitalien endigt, da hingegen der Groß-handel ein ſtarkes Capital erfordert; ſ. eb. daſ.

Wo Kramerinnungen ſind, und auch ſonſt, da haben die Krämer beſondere Rechte und Freyheiten: 1. In Anſehung ihrer Weiber, wenn dieſe zugleich Kramfrauen ſind. Es wird aber diejenige für eine Kramfrau geachtet, die mit ihrem Manne gemein-ſchaftlichen Kramhandel treibt, verkauft und einkauft, offene Läden und Fenſter hält, mit Gewichte, Wage, Maße und Elle aus- und einwiegt und mißt; wiewohl nicht allezeit nöthig iſt, daß ſie mit bey dem Krame ſitze, ſondern genug iſt, wenn beyde Eheleute gleichen Gewinn und Verluſt mit einander haben. Eine ſolche iſt ſchuldig, auch wegen ihres Mannes für die Hand-lung zu ſtehen, und kann ſeinetwegen belanget werden. Sie kann ſich in Anſehung der Handlung kräftig ver-bürgen, und hat ſich der weiblichen Gerechtigkeiten nicht zu erfreuen; wie ſolches alles in vielen Statuten der Städte in dem römiſchen Reiche ſowohl, als auſ-ſer demſelben, zum Beſten der Handelſchaft alſo geord-net iſt; ſ. Th. XXI. S. 722, fgg.

2. Eine Kramerwittwe iſt befugt, ſo lange ſie ihren Wittwenſtand unverrückt behält, ſich des Kramhandels und der Innung zu bedienen: ſo bald ſie ſich aber auſſerhalb der Innung verehelicht, iſt ſie der-ſelben ganz verluſtig; doch behält ſie auch das Kramer-

 recht

recht gegen Erlegung eines gewiſſen Geldes, wenn ſie eine graduirte oder andere vornehme Perſon heurathet, und die Handlung in ihres vorigen Mannes Erben Namen fortſetzt. Ein Krämer, der eine Krämerwittwe heurathet, erlegt für ſie kein Weibergeld.

3. Die Kramerſöhne geben, wenn ſie den Kramhandel treiben ſollen, nur ein gewiſſes Einſchreibegeld; und wenn die leipziger Kramerſöhne keines daſigen Krämers Wittwe oder Tochter heurathen, müſſen ſie für ihre Eheweiber das geſetzte Weibergeld erlegen.

4. Eine Kramertochter, wenn ſie den Kramhandel treiben will, giebt gleichfalls nur ein gewiſſes Einſchreibegeld; wird aber, wenn ſie auſſerhalb der Innung heurathet, derſelben verluſtig, und wenn ſie einen Krämer heurathet, giebt dieſer für ſie kein Weibergeld.

In Anſehung der Kramläden verordnen insonderheit die chursächſiſchen Rechte, daß alle diejenigen, welche Kramläden und Apotheken beſitzen, für poſſeſſionirt zu halten, und mit dem Vorſtande, der Unkoſten halber, zu verſchonen ſeyn, obſchon Apotheker- und Kramerwaaren, für bewegliches Gut zu halten ſind. Ferner in die Kramläden mag die Citation ſowohl, als in die Wohnung, inſinuiret werden; und die Miethen der Kramläden und Gewölbe gehören vor das Handelsgericht; ſiehe Th. XXI. S. 725, fgg.

Daß die Krämer keine Buden haben, ſondern Läden oder Gewölber in den Häuſern ſelbſt miethen ſollen, ſ. Th. VII, S. 246, fgg.

Daß die Krämer in Anſehung der mit der Acciſe verbundenen Gewerbeſteuer zu verſchonen ſeyn, ſ. Th. XVIII, S. 135, f.

Die Krämer gereichen den Städten nicht allein zu großer Bequemlichkeit, ſondern ſind denſelben auch

auch nützlich und nothwendig. Die wenigſten Menſchen ſind im Stande, ſich auf den Meſſen und Märkten mit den benöthigten Bedürfniſſen zum voraus zu verſorgen, und einen beſtändigen Vorrath zu halten; die meiſten befinden ſich in ſolchen Umſtänden, daß ſie nur immer ſo viel, als ſie auf einmal brauchen; oder was ſie gleich zu ihrer Wirthſchaft nöthig haben, in kleiner Quantität kaufen können. Dieſe würden alſo ſehr übel daran ſeyn, wenn es keine Krämer in den Städten geben ſollte. Sodann befördern die Krämer den ſo unentbehrlichen Umlauf des Geldes, ſo wie die Manufacturen und Fabriken ſelbſt; doch nur in ſo weit, als ſie mit inländiſchen oder ſolchen auswärtigen Waaren handeln, die ſie gegen inländiſche barattiret, und alſo dafür kein baares Geld aus dem Lande geführt haben; und in ſo weit ſind ſie auch nur dem Staate nützlich.

An einigen Orten iſt der Handel im Ganzen und im Kleinen erlaubt, und ſowohl Einheimiſchen, als Ausländern, frey; an andern Orten iſt derſelbe enger eingeſchloſſen, und den Fremden, die keine Bürger ſind, auf beyderley Weiſe unterſagt; noch an andern Orten halten die Krämer ſo eifrig über ihr Amt, daß ſie keinem ihrer Mitbürger den Verkauf im Kleinen oder den Ausſchnitt gönnen wollen, welcher nicht gewiſſe Jahre bey ihnen gedient hat, aus ihrer Gilde, Amte oder Zunft entſproſſen iſt, oder in dieſelbe ſich verheurathet hat.

Für ſo nachtheilig man die Polizeytaxen bey der Großhandlung hält, für ſo nöthig und nützlich erachtet man ſolche hingegen bey der Kramhandlung, wo ſie auch eher Statt finden können, als bey jener. Man kann bey der Krämerey Polizeytaxen ſetzen, ohne daß man in die Geheimniſſe und beſondern Umſtände der Krämer eindringen darf. Man weiß, was dieſe Verkäufe daran gewinnen müſſen,

wenn ſie die Koſten der Fracht, der Abgaben und ihre Haushaltung beſtreiten wollen; denn man kann ſolches nach dem Preiſe der Waaren, den ſie in großen Handelsplätzen haben, und den man weiß, leicht berechnen: welches alles ſich aber bey der Großhandlung anders verhält. Doch kann es an manchen Orten ganz gleichgültig ſeyn, ob die Polizey dergleichen Taxen ſetzt, oder nicht. Wenn zugleich großer Handel an einem Orte getrieben wird, ſo iſt nicht zu befürchten, daß, aus der Unterlaſſung ſolcher Taxen, Nachtheil für das gemeine Weſen entſtehe. Die wahren Preiſe der Waaren in der Großhandlung ſind daſelbſt zu bekannt, als daß die Krämer ſich unterſtehen könnten, bey dem einzelnen Verkaufe einen gar zu unbilligen Gewinn zu ſuchen. Allein, wenn eine Stadt gar keine Handlung im Großen hat, ſo iſt allerdings rathſam, daß die Polizey den unentbehrlichſten Waaren Taxen ſetze. Die Begierde zum Gewinn kann die Krämer verleiten, daß ſie ihre Mitbürger übertheuern, und wenn erſt einige wenige ihre Waaren hohen Preiſes geben, ſo folgen die andern gar leicht nach, obgleich die Krämer in der That wider ihren eigenen Vortheil verfahren, wenn ſie ihre Waaren unbilligen Kaufes geben. Ihr Debit iſt allemal geringer. Der eine Theil ihrer Mitbürger ſieht ſich aus Noth gedrungen, ihre Waaren, ſo viel möglich, los zu ſchlagen, und der andere Theil ſucht ſich von andern Orten, ſo viel es nur immer geſchehen kann, mit ſolchen Waaren zu verſorgen. Bey dem allen würde man doch die großen und reichen Krämer mit den Polizeytaxen verſchonen, und ſie hierin den Groſſierern gleich halten müſſen, indem ſich bey jenen eben die Beſchwerlichkeiten finden dürften, die man bey dieſen antrifft. Hienächſt muß die Polizey auf richtige Elle, Maß und Gewicht, ſehr aufmerkſam ſeyn. Die tägliche Erfahrung lehrt, wie inſonderheit die kleinen Krämer hierin mehrentheils gewiſſen=

ſenlds handeln. Solchem höchſt unbilligen und ungerechten Verfahren muß man durch öftere, unvermuthete Viſitationen, und durch harte und empfindliche Beſtrafung, vorzubeugen und zu ſteuern ſuchen.

Hr. Juſtitzrath Möſer, iſt den Krämern gar nicht günſtig. Theils weiſet er ihnen ihren Rang nach den Handwerkern an; theils will er ſie, als eine beſondere Innung, gar abgeſchafft wiſſen. Sein Aufſatz hierüber erſchien d. 20 Nov. 1773, und im Aug. 1774. erließ die Kaiſerin-Königin, Maria Thereſia, in ihren Erbländern eine Verordnung, worin der Vorſchlag wirklich ausgeführt iſt. Das Urtheil des Hrn. Möſer iſt folgendes.

„Billig ſollten die Kaufleute überall von den Krämern unterſchieden, für ſie der erſte Rang, für die Krämer aber der unterſte, nach den Handwerkern, ſeyn. Billig ſollte jede Stadt, zwiſchen beyden die genaueſte Gränzlinie ziehen, und keinen der Ehre eines Kaufmannes genießen laſſen, der nicht für eine beſtimmte Summe einheimiſcher Producten jährlich auſſerhalb Landes abſetzte, oder für eine gleichfalls beſtimmte Summe einheimiſche Fabrikanten mit rohen Materialien verlegte, oder auch ſonſt einen großen Handel von auſſen nach auſſen triebe. Jede Stadt könnte hierin ihr eigenes Maß halten. Ein Landſtädtchen könnte denjenigen als einen Kaufmann verehren, der jährlich nur tauſend Thaler auf ſolche Art umſetzte; und größere Städte könnten auf 10, 20, 100, und mehrere hundert tauſend Thaler ſteigen, um die Summe zu beſtimmen, durch deren Verkehr einer das Recht zu den Namen und den Vorzügen eines Kaufmannes erlangen ſollte. Mit der Kaufmannſchaft wäre ſodann auch die höchſte Ehre und Würde verknüpft; ſo wie im Gegentheil der Krämer von allen höhern Ehrenſtellen in der Büraerſchaft völlig ausgeſchloſſen ſeyn müßte. In den mehreſten großen Städten iſt dieſer Unterſchied vor Zeiten eingeführt geweſen, und in der Welt könnte die Ehre nicht nützlicher, als auf dieſe Weiſe, angeleget werden. Im Gegentheil kann man nicht unpolitiſcher verfahren, als daß man diejenigen, welche allen ein-

einheimiſchen Fleiß unterdrücken, und auf nichts anders denken, als an ausheimiſchen Sachen zu gewinnen, mit jenen vermiſcht, und beyde in eine Claſſe ſetzt.

Die Ehre und der Rang, welchen ſich die Krämer mit den Kaufleuten, und über die Handwerker, erhoben haben, iſt unſtreitig die offenbarſte Erſchleichung, welche jemals die geſunde Vernunft erlitten hat. Denn es gehört gewiß ſehr wenig Kunſt dazu, um hundert Pfund Zucker, Kaffee oder Roſinen, in Empfang zu nehmen, und bey kleinern Theilen wieder auszuwiegen. Die ganze Buchhaltung beſteht hier in Anſchreiben und Auslöſchen, und die ganze Rechenkunſt in der armen Regel de Tri. Hundert Leute haben ſich auf dem Lande niedergelaſſen und die Krämerey ergriffen, ohne ſie jemals gelernt zu haben, und hundert Frauen ſind in die Boutiquen gekommen, welche niemals vorher in der Handlung unterrichtet worden. Aber unter Millionen Menſchen wird kein einziger auf einem ſo leichten Wege ein geſchickter Schneider oder Schuſter; und unter hundert, die das Handwerk gelernt haben, findet man oft nur einen, der es in einem vorzüglichſten Grade verſteht. Zum Handwerke wird alſo offenbar weit mehr Kunſt und Geſchicklichkeit erfodert, als zur Krämerey, und es iſt ein wichtiger Staatsfehler, die Kunſt unter jene herab zu ſetzen.

Ueberhaupt wäre es gar nicht nöthig, eine eigene Claſſe von Krämern, oder eine ſo genannte Krämergilde, zu haben. Die ganze Krämerey ſollte eine Ergezung für die Handwerker und ihre Frauen ſeyn. In den mehreſten großen Handelsſtädten hat der Handwerker ſeine Werkſtätte hinten im Hauſe, und gleich beym Eintritt glänzt die wohl ausſehende Frau in ihrem Kramladen. Mit dieſer Einrichtung ſind unzählige Vortheile verknüpft. Die Frau des Schneiders handelt mit Müzen, Saloppen, und andern dergleichen Waaren, die der Mann entweder ſelbſt machen, oder doch eben ſo leicht als ein Kramer anſchaffen kann. Der Mann bekömmt, wenn lezteres geſchieht, alle neue Moden in die Hände, er ändert darnach ſeine eigene Arbeit, beſſert an den empfangenen, lernt nachahmen, nuzet alle Kleinigkeiten, und bedient ſich aller Vortheile ſeines Amtes. Auf gleiche Weiſe verfahren alle andere Handwerker. Ihre Frauen handeln mit ſolchen Waaren, worunter der Mann immer noch etwas von ſeiner eigenen Arbeit mit ver-

verkaufen, oder woran er durch Aendern, Beſſern oder Zuſetzen, etwas gewinnen kann. Alles, was an den Waaren zerbrochen oder verdorben iſt, verſteht er durch ſeine Kunſt zu erſetzen; er bedarf keiner fremden Hand wie der Krämer, und verſteht die gute Erhaltung und Bewahrung der in ſein Handwerk ſchlagenden Waaren beſſer, als dieſer, der oft nicht weiß, ob eine Waare ſich in trockner oder feuchter Luft, in Holz oder Glas, auf dem Boden oder im Keller, am beſten erhalten will. Der Handwerker, der bey dieſer Gelegenheit die fremden Preiſe kennen lernt, und findet, daß ſie geringer ſind, als er ſie in ſeiner eigenen Arbeit geben kann, ſinnet den Kunſtgriffen nach, die der Fremde gebraucht; entdeckt das Verfälſchte oder Unvollkommene mit einem halben Auge, und erfindet durch ſeine kunſtmäßige Einſicht ſogleich einen Vortheil, wodurch er den Fremden überholt.

Und wer kann ein größerer Kenner von Waaren ſeyn, als der Handwerker, der ſolche täglich ſelbſt verfertigt? Wer kennt die Farben beſſer, als ein Färber, oder Mahler? Wer Rauch- und Lederwerk, wer Wolle und Filz, wer Metall und Eiſenwaaren beſſer, als diejenigen, ſo darin arbeiten? und wer kann geſchickter und fähiger ſeyn, die Krämerey mit den dahin gehörigen Sachen zu treiben, als eben dieſe? Warum wird nicht den Handwerkern oder deren Frauen, eine eingeſchränkte Art von Handel damit geſtattet? und was braucht man eigene Krämer, deren Vortheil gerade immer dem Vortheile der Handwerker entgegen ſteht; die ſelbſt keine Waare kennen, und bloß nach dem Scheine urtheilen, ſelbſt betrogen werden, und andere wieder betriegen?

Gleichwohl iſt es ein Verbrechen der beleidigten Bürgerſchaft, ſo oft ein Schneider mit Nähnadeln, oder ein Mahler mit Farbe handelt, oder ein Schmid fremde eiſerne Waare, die auf Hütten und großen Fabriken wohlfeiler gemacht werden, mit durchſetzt, oder daran eine Politur und Verbeſſerung gewinnt? Unſere Vorfahren haben zwar den Grundſatz gehabt, die Zweige der bürgerlichen Nahrung, ſo viel thunlich, zu trennen, um die Zahl der bürgerlichen Familien zu vermehren, und zu verhindern, daß nicht eine mächtige Hand alles an ſich ziehen, und an ſtatt den Staat mit ſeßhaften Bürgern zu vermehren, mit einer Menge flüchtiger Geſellen arbeiten möchte. Dieſe Grundſätze

ſätze waren gut, und bleiben allezeit richtig, wenn auch ein Reichsabſchied die unendliche Anzahl von Geſellen der Vermehrung bürgerlichen Familien vorzieht. Allein unſere Vorfahren haben es nie gearwohnet, daß eine Zeit kommen würde, worin die Krämer alle Ehre und Geld an ſich ziehen, und mit Hülfe von beyden, ihre Mitbürger, die Handwerker, verdunkeln und erſticken würden. Bey dieſem offenbaren Verfall würden ſie nicht ihren Plan geändert, aber ſicher eine Wendung in ihre Polizey gemacht, den Kaufmann erhoben, den Krämer herunter geſetzt, und den Handwerker durch neue Privilegien begünſtigt haben. Dieſes hätten ſie nach ihrer groſſen Einſicht gewiß gethan; und ich ſehe keinen Grund ein, warum nicht eben diejenigen, die den Krämern unter andern Umſtänden Vorzüge eingeräumt haben, ſolche auch, nachdem es die gemeine Wohlfahrt erfordert, wieder mindern ſollten.

Das Recht mit Thee, Kaffee, Zucker, Weinen, u. d. gl. zu handeln, könnte den eigentlichen Kaufleuten verbleiben. Jeder, der vor dem vertrauten Ausſchuſſe darlegte, daß er z. B. für 10,000 Rthlr. jährlich einheimiſche Linnen- oder Wollenwaare verſchickte, könnte dabey füglich das Recht haben, mit jenen Waaren allein zu handeln. So würde die Krämerey eine Nebenſache des Kaufmannes, und nur der Patriot, der mit der einen Hand ſeine Mitbürger höbe, hätte die Befugniß, ſich mit der andern durch ſolche Waaren welche ſich nicht füglich für Handwerker ſchicken, zu bereichern. Dieſes wäre eine gerechte Vergeltung; und weil die Krämerey dadurch zugleich zu einem bloßen Nebenzweige gemacht würde, ſo dürfte man auch ſo leicht nicht fürchten, daß einer ſich ſo ſehr darauf legen würde. Der Kaufmann, der einheimiſche Producte im Großen verſchickt, hat eine edlere Seele; er denkt größer, und hebt ſeinen Mitbürger, um ſeinen vorzüglichſten Handel durch ihn zu befördern. Dieſes iſt eine natürliche Folge der menſchlichen Denkungsart, und die Ehre ein Kaufmann zu ſeyn, und durch dieſen Namen ſich den Weg zu den höchſten bürgerlichen Würden zu bahnen, würde ihn ſcharfſinnig machen, neue Eroberungsmittel für ſeine Mitbürger auszuſinnen, um auf dieſe Weiſe durch neue Zweige ſeinen Handel und ſeine Ehre zu erhalten.

Bis dahin dieſe gute Wünſche erfüllt ſeyn, muß man es als eine Glückſeligkeit unſerer Zeiten anſehen, daß allmäh-

lich groſze Krämer entſtehen, deren jeder 20 kleinere verſchlingt. Die kleinen Raubvögel, die unſere guten Handwerker zu erſt verzehrt haben, werden ſolcher Geſtalt ein Raub der größern; und da es nicht eines jeden Sache iſt, ſogleich ein großer Krämer zu werden, ſo muß man hoffen, daß unter dieſen Aſpecten ſich wenige der kleinen Krämerey widmen werden. Man muß hoffen, daß dadurch mancher ſich bewegen laſſen werde, ſich wieder zum Handwerk zu wenden, und daß endlich die Handwerker, wenn es zuletzt nur noch auf einige wenige Feinde ankömmt, dieſe überwältigen und durch eine neue und verbeſſerte Einrichtung ſich Ehre und Recht verſchaffen werden."

47 St. der Weſtph. Beytr. zum Nutzen und Vergn. v. Jahr 1773.

15 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1774.

Patriotiſche Phantaſien, von Juſtus Möſer, 2 Th. (Berlin 1778. gr. 8.) S. 174. fgg.

Neueſte Mannigfaltigk. 3 Jahrg. (Berl. 1780, gr. 8.) S. 490, fgg.

Nachricht von der Fundation der Rigiſchen Kramercompagnieſtiftung für Wittwen, Waiſen und verarmte Mitbrüder, nebſt dem Reglement derſelben.

„Es gehören unſtreitig zu den glänzenden Vorzügen unſers Jahrhunderts auch jene Denkmale der Menſchenliebe, Wohlthätigkeit und des Mitleidens, die wir in geſitteten Ländern ſo häufig erblicken, und deren Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit jedem Beobachter in die Augen leuchten. Wenn durch die Hand edler Menſchenfreunde die Jugend dem Verderben und der Thorheit entriſſen, und durch Religion und Wiſſenſchaft zur Tugend und bürgerlichen Rechtſchaffenheit gebildet wird; wenn das Alter Erquickung und Troſt, Stütze und Zuflucht in ihnen findet; wenn ſie die Schmerzen der Kranken und Bedrängten lindern, und die Thränen von den Augen der Armen und Nothleidenden abwiſchen; ſollte da unſer Herz ſchweigen, ſchweigen die Stimme menſchlichen Gefühls? — Es iſt die edelſte Quelle der Zufriedenheit, in ſeinem Glücke das Glück ſeiner Nebenmenſchen befördert zu haben!

Dieſe Betrachtung, und das Beyſpiel alter, wie auch neuer gemeinnütziger Anſtalten, veranlaßten verſchiedene

Krämer der Stadt Riga, zum Beſten ihrer Wittwen, welche durch den Verluſt ihres Hauptes oft in Elend und Mangel geſetzt werden, auch für arme Waiſen und äuſſerſt bedrängte Mitbürger einen Fond zu künftig dürftiger Beyhülfe auszumachen. Solchemnach brachte der Hr. Aeltermann, **Dav. Pohrt**, am 23. Nov. 1778. bey öffentlicher Verſammlung der Krämercompagnie ſolches in Vorſchlag; es erfolgte aller Anweſenden Genehmigung dieſer guten Sache, und wurde beſchloſſen:

1. Obgleich gegen 30 Perſonen gleich mit der Subſcription den Anfang machten, in 10 nach einander folgenden Jahren a dato alle Jahr 6 Rthlr. Alberts zu dieſem Fond beyzutragen, die Compagnieverwandten aber nicht alle gegenwärtig wären; ſo wurde.

2. Den Compagnieverwandten, Hrn. **Jo. Wilh. Frank** und Hrn. **Jo. Mart. Ruff**, aufgetragen, die fernere Subſcription der Uebrigen zu übernehmen, und aus promteſſe zu completiren, und

3. Wenn dieſes durch deren Bemühung in Stand geſetzt wäre, ſo ſollten 9 Commiſſarien unter Vorſitz des Aeltermannes gewählet werden, die nach dem Willen der ganzen Compagnie die gehörigen Puncte der zu errichtenden Kramerſtiftung zu reguliren hätten; worauf

4. Solches der ganzen Compagnie zur Approbation unterleget, und die Eincaſſirung des bewilligten promt vorgenommen werden, und, wenn es möglich, noch vor Schluß des Jahres alles in Ordnung gebracht ſeyn müßte.

Diejenigen, welche dieſe Puncte mit ſo thätigem Eifer gleich unterzeichneten, waren:

David Pohrt, Aeltermann.
Johann Friedrich Schröder.
Chriſt. Cajus Johann Holſte.
Joh. Guſtav Adolph von der Hardt.
Wilhelm Jacobſſen.
Chriſtoph Wilhelm Richter.
Jacob Heermann Loſchwitz.

Hier-

Hierauf wurde das, laut obſtehenden zweyten Punct, dem Hrn. Jo. Wilh. Frank und Hrn. Jo. Mart. Ruff aufgetragene Geſchäft von denſelben mit vielem Vergnügen angenommen, und dergeſtalt betrieben, daß ſchon d. 3. Dec. von ihnen die Zahl von 150 eigenhändig ſubſcribirten Compagnieverwandten eingeliefert wurde. Sie berichteten auch hiebey: der eifrige Wunſch der ſämmtlichen Subſeribenten ſey, eheſter Tagen zuſammen berufen zu werden, damit die Wahl der Commiſſarien dieſer Stiftung gleich vorgenommen, und von ihnen das Reglement der Stiftung des foderſamſten entworfen und feſtgeſetzt werden möge.

Dieſemnach lieſſen der Hr. Aeltermann die ſämmtlichen ſubſcribirten Krämer auf der großen Gildenſtube den 6 Dec. zuſammen berufen, und trugen der Verſammlung, nach Abſtattung des verbindlichſten Dankes für die zahlreiche Subſcription zu dieſem heilſamen Werke, an: da durch die Gnade Gottes die einmüthige Bewilligung zur Errichtung einer gemeinnützigen Kramerſtiftung erfolget, ſo möchten dieſelben auch einmüthig ohne Vorurtheil zur Wahl der Commiſſarien ſchreiten.

Hierauf wurden der Hr. Aeltermann Dav. Pohrt, als erſter Disponent beſtätigt; der Hr. Aelteſter Cph. Fr. Blumenthal und der Hr. Aelteſter Jo. Weitzenbreyer aus der Aelteſtenbank, der Hr. Alex. Gottſchalk Sengebuſch, der Hr. Jo. Mart. Ruff, und der Hr. Jo. Wilh. Frank, als Verheurathete; der Hr. Pet. Herm. Braunſchweig, der Hr. Chriſt. Bredſchneider, und der Hr. Heinr. Kröger, als Unverheurathete, zu Commiſſarien und Disponenten durch die Mehrheit der Stimmen erwählet, welchen insgeſammt von der ganzen Compagnie der Auftrag geſchah, dieſes heilſame Werk des Stiftungsreglements nach beſter und gewiſſenhafter Prüfung zu entwerfen, und, ſo bald als möglich, zur völligen Approbation der Compagnie gelangen zu laſſen, welches den 28 Dec. geſchah.

Reglement dieſer Stiftung.

§. 1. Zu dieſer, Wittwen und Waiſen und nothdürftigen Mitbrüdern zum Beſten errichteten Stiftung, ſteht allen gegenwärtigen und künftigen Krä-

Krämern, nach folgenden §phis der Beytritt offen.

§. 2. Zum Fond derſelben muß ein jeder von den gegenwärtigen Krämern, welcher daran Theil nehmen will, 60 Rthlr. Alberts beytragen, und zwar dergeſtalt, daß die 60 Rthlr. Alb. entweder auf einmal, oder auch nach und nach, innerhalb 10 Jahren bezahlt werden können; jedoch muß auf dem letzten Fall jährlich wenigſten 6 Rthlr. Alb. abgetragen werden.

§. 3. Auch ein jeder hier ausgedienter künftiger Krämer muß gleichfalls 60 Rthlr. Alb. beytragen, und zwar ſo lange er unverheurathet iſt, jährlich zum wenigſtens 6 Rthlr. Alb.; wenn er ſich aber verheurathet, das alsdann an den 60 Rthlr. noch Fehlende innerhalb 2 Jahren, als worauf der Aeltermann jederzeit zu ſehen hat.

§. 4. Wenn aber Jemand, deſſen Haupthandlung nicht die Krämerey iſt, zu der Kramercompagnie beytreten, und ſich einkaufen, auch an der Stiftung Theil haben wollte; ſo muß derjenige, bey Erlegung der 100 Thlr. Alb. für das Krämerrecht, auch zugleich die 60 Rthlr. zu der Stiftung auf einmal erlegen. Sollte er aber nicht gleich der Stiftung beytreten, ſondern ſich erſt nachher dazu reſolviren wollen, ſo muß derjenige, an ſtatt 60 Rthlr., das Duplum mit 120 Rthlr. Alb. auf einmal erlegen.

§. 5. Derjenige, welcher den Beytrag, ſo wie er in den vorhergehenden §phis beſtimmt iſt, abzutragen verſäumt, verliert das Recht an dieſer Stiftung, und hat ferner keinen Theil daran.

§. 6. Wenn aber Jemand, der ſchon einen Theil des Beytrages bezahlt mit Tode abgienge, und ſeine Wittwe beweislich machte, daß ſie nicht im Stande ſey, den Reſt beyzutragen: ſo ſoll das Fehlende durch eine von den Herren Adminiſtratoren zu veranſtaltende Collecte unter den Mitgliedern beyzubringen geſucht werden.

§. 7. Die Adminiſtration dieſer Stiftung ſoll dem jederzeitigen Aeltermann der Krämercompagnie, zween zur Krämercompagnie gehörigen Aelteſten,

ſten, drey verheuratheten und drey unverheuratheten Bürgern und Krämern, folglich neun Mitgliedern anvertrauet werden.

§. 8. Die Adminiſtratores ſollen, auſſer dem jederzeitigen Hrn. Aeltermann, als welcher auch ohne Wahl zur Mitverwaltung berechtigt iſt, von den geſammten Mitgliedern dieſer Stiftung erwählet werden.

§. 9. Die ſolchergeſtalt zu der Adminiſtration Erwählten ſollen 2 Jahre dabey verbleiben; nach Ablauf der 2 Jahre aber iſt von der ganzen Geſellſchaft eine neue Wahl vorzunehmen, bey welcher jedoch die vorigen Glieder beſtätiget werden können, falls ſie darauf nicht beſtehen, von der Adminiſtration befreyt zu ſeyn.

§. 10. Würde Jemand von den Adminiſtratoren ſeinen Stand verändern, oder mit Tode abgehen, ſo ſoll bey der erſten Zuſammenkunft der Stiftungsgeſellſchaft ein anderer an deſſen Stelle erwählet werden.

§. 11. Die bey der Stiftung einfließenden Gelder, imgleichen die zu derſelben gehörigen Bücher und Schriften, ſollen beſtändig auf der großen Gildenſtube in einem eiſernen, mit drey verſchiedenen Schlöſſern und Schlüſſeln verſehenen Kaſten verwahret, und der eine dieſer Schlüſſel dem Hrn. Aeltermann, der zweyte einem verheuratheten, und der dritte einem unverheuratheten Adminiſtrator die von den ſämmtlichen Adminiſtratoren zu wählen ſind, anvertrauet werden.

§. 12. So oft der beſagte Kaſten zu öffnen iſt, ſoll es in Gegenwart des Hrn. Aeltermannes, und der beyden andern, welche die Schlüſſel in Verwahrung haben, geſchehen. Trüge es ſich aber zu, daß einer oder der andere bey Eröffnung des Kaſtens nicht zugegen ſeyn könnte, ſo iſt derſelbe berechtigt, ſich einen andern zu ſubſtituiren.

§. 13. Ueber die Verwaltung der Stiftungsgelder, ſollen von dem jederzeitigen Hrn. Aeltermann ordentliche Bücher geführt und alle Jahre abgeſchloſſen, aus dieſen Büchern aber die Rech-

nung

nung von Debet et Credit, alle 2 Jahre der Geſellſchaft bey deren Verſammlung abgeleget werden.

§. 14. Die der Stiftung gehörigen Gelder ſollen von den Adminiſtratoren, ſo bald eine namhafte Summe vorhanden iſt, auf Jahrrenten gegen ſichere Hypothek oder ſuffiſante Bürgſchaft in der Stadt oder auf dem Lande ausgegeben werden; jedoch ſollen zu dem Anlehn dieſer Gelder die Mitglieder dieſer Stiftung, wenn ſie entweder durch Unterpfand oder Bürgſchaft hinlängliche Sicherheit leiſten können, den Vorzug haben.

§. 15. Wenn die bey dieſer Stiftung eingefloſſenen Gelder zu einem Capital von 10,000 Rthlr. angewachſen ſind, ſollen die nachher von dieſem Capital eingehenden Renten nach Maßgabe der folgenden Sphorum ohne Anſtand ausgetheilet werden.

§. 16. Diejenigen Perſonen, welchem der Genuß der Austheilung beſtimmt iſt, ſind:

1. Alle Wittwen der Mitglieder, ausgenommen ſolche Wittwen, welche in dem Beſitze eines guten Handels ihres verſtorbenen Mannes verbleiben und denſelben fortſetzen, oder auch notoriſcher Maßen ſo vermögend ſind, daß ſie von ihren Renten leben können.

2. Zurückgekommene und nahrloſe Mitglieglieder, ſie mögen verheurathet oder unverheurathet ſeyn, wenn ſie, Alters und kränklicher Leibesumſtände wegen, auſſer Stand geſetzt wären, ſich ihren nothdürftigen Unterhalt zu verſchaffen.

3. Unbegüterte Waiſen, deren Aeltern zu dieſer Geſellſchaft gehört haben, jedoch ſo, daß ſie zuſammen nur die Quote einer Wittwe erhalten, und zwar ſo lange bis ſie verſorget, oder ſich ihren eigenen Unterhalt zu verdienen im Stande ſind.

§. 17. Stürbe jemand, und ſeine Wittwe heurathete einen Mann, der nicht zur Krämercompagnie gehört, und ſie würde zum zweytenmal Wittwe, ſo hat ſie mit ihren Kindern zweyter Ehe keinen Theil

Theil an dieſer Stiftung, dagegen aber die Kinder erſter Ehe nur allein participiren.

§. 18. Die Austheilung ſoll jährlich am grünen Donnerstage auf der großen Gildenſtube geſchehen. Diejenigen, welche, zu Folge des vorſtehenden §. davon zu participiren berechtigt ſind, müſſen ſich 14 Tage vor der Austheilung bey dem Hrn. Aeltermann melden, die Männer in Perſon oder, wenn ſie es ſelbſt zu thun nicht im Stande ſind, durch einen Freund; die Wittwen durch ihre Curatoren, jedoch ein Jahr nach ihres Mannes Tode; und die Waiſen durch ihren Vormund um am beſtimmten Tage ihre Quote gegen Quittung zu empfangen.

§. 19. Die Beprüfung derjenigen, welche zuerſt um den Genuß der Austheilung anhalten, wird den Adminiſtratoren zu beſtem Wiſſen und Gewiſſen überlaſſen; würde aber Jemand von denſelben abgewieſen, ſo muß, auf deren Verlangen, die ganze Geſellſchaft zuſammen berufen, und ihre Geſinnung darüber eingezogen werden.

§. 20. Weil nicht zum Voraus zu ſehen, wie groß die Anzahl derjenigen, welche ſich bey der Austheilung angeben, ſeyn wird, und daher keine gewiſſe Quote für einen jeden beſtimmt werden kann: ſo ſollen alle von den 10,000 Reichsthalern eingehende Renten dergeſtalt unter ſie vertheilet werden, daß ein jeder ohne Ausnahme gleichviel bekömmt.

§. 21. Sollte jedoch in den erſten oder folgenden Jahren das Capital höher anwachſen, und von den daraus fließenden Renten für einen jeden Theilnehmer mehr als 50 Rthlr. ausfallen, ſo ſoll das Ueberfließende fürs erſte zum Capital geſchlagen werden, damit bey künftig etwa vermehrter Zahl der Theilnehmer, einem Mangel an der vorbeſtimmten Quote von 50 Rthlr. vorgebeuget werde.

§. 22. Wenn aber in ſpätern Zeiten das Capital ſo hoch anwachſen würde, daß von den eingegangenen Renten eine größere Quote ausgetheilet werden könnte, dabey aber die vorangeführte

Be-

Beſorgniß nicht mehr Statt fände: ſo ſoll, weil die Abſicht dieſer Stiftung nicht iſt, ein todtes Capital zu ſammeln, nach gewiſſenhafter Beprüfung der Disponenten, eines jeden Quote ohne Unterſchied mit 10 Rthlr. Alb. verbeſſert, und mit dieſer Verbeſſerung von Zeit zu Zeit, ſo wie es der Zuwachs der Renten verſtattet, fortgefahren werden.

§. 23. Obgleich dieſe Stiftung von Kramercompagnieverwandten errichtet, und daher die Stiftung der Kramercompagnie genannt worden, ſo hat ſie doch mit der Kramercompagniecaſſe keine Gemeinſchaft, und daher ſollen aus den Stiftungsmitteln nie, unter keinerley Vorwand zu Proceſſen und andern Behuf der Kramercompagnie etwas verwendet werden.

§. 24. In den Berathſchlagungen der Adminiſtratoren ſoll die Mehrheit der Stimmen entſcheiden. Sollten ſich aber wichtige Zweifel ereignen, ſo haben ſie ſelbige der ganzen Geſellſchaft zu unterlegen.

§. 25. Und damit allen Theilhabern dieſer Stieftung alle Puncte derſelben bekannt ſeyn und bleiben mögen, ſo ſind die Herren Disponenten verbunden, gleich nach Eingang der Subſcriptionsgelder einige hundert Exemplarien hievon drucken zu laſſen, und jedem itzigen und künftigen kommenden Theilnehmer eines davon zu ſeiner Nachricht, gegen Erlegung ¼ Rthlr. Alberts, zukommen zu laſſen.“

Ephemer. der Menſchheit, 11 und 12 St. 1786, S. 659, fgg.

Ich habe oben des Unterſchiedes zwiſchen Stadt- und Landkrämern Erwähnung gethan; ich muß alſo, nachdem von jenen gehandelt worden iſt, auch von dieſen das Nöthige anführen. Es hat mit den Dorf- oder Landkrämern faſt eben dieſelbe Bewandtniß, wie mit den Dorfhandwerkern. Die Krämerey iſt eigentlich eine Stadtnahrung, und gehört alſo in die Städte: weil es aber doch den Landleuten und Bauern ſehr beſchwerlich fallen würde, wenn ſie, wegen der klei-

kleinen Waaren, die ſie in der Haushaltung und Wirthſchaft beſtändig nöthig haben, nach der Stadt laufen ſollten, ſo verſtattet man auch, daß verſchiedene Krämer, welches aber nur Höker ſind, auf den Dörfern, unter gewiſſen Einſchränkungen, wohnen dürfen. In Schleſien iſt dieſerwegen folgende Einrichtung (*). Es darf vorerſt die Anzahl der Dorfkrämer, wegen der im Lande befindlichen vielen Städte, ohne Vorwiſſen und Approbation der Kammer nicht vermehret werden. Sodann wird ſolchen kleinen Dorfkrämern gar kein Ausſchnitt oder Handel mit ſeidenen und wollenen, in = oder ausländiſchen Zeugen, noch auch mit andern eigentlich zur Kaufmannſchaft gehörigen Waaren, desgleichen nicht mit Thee, Kaffee und feinen Specereywaaren, ſondern nur dieſes verſtattet, daß ſie einige geringe und currente Kramwaaren zur täglichen Nothdurft des Landmannes, als: Toback und Tobakspfeifen, Häringe, Honig, Lichte, Seife, Oehl, Trahn, Nadeln, Zwirn, etwas Nähſeide, gemeine Bänder, weiße und blaue Stärke, Wagenſchmiere, Stricke und Stränge, oder Riemen zum Fuhrwerk, auch, wo es nöthig iſt, etwas von ſchlechtem Hutzucker, Pfeffer, Ingber, und andern ordinären Gewürze, desgleichen an Wallfahrtsörtern einige Pfefferküchler und Zuckerbäckerwaaren, Paternoſter, Agnus Dei, Crucifixe, und allerley geiſtliche Bücher oder Bilder, inländiſche Papier = Wachsſtöcklerwaaren und andere dergleichen Krämerey verkaufen dürfen. Alle ſolche zu ihrem Kramhandel erforderliche, erlaubte Waaren müſſen ſie bloß aus acciſebaren Städten nehmen, ſich, bey Abholung derſelben, darüber mit Zoll = und Acciſepaſſierzetteln verſehen, auch die

(*) S. Circulare an ſämmtliche Landräthe, wie es in Schleſien mit den Krämern auf dem Lande zu halten, v. 21 Martt. 1749, in der Samml. ſchleſiſcher Ordnungen.

die Waaren, welche geſiegelt werden können, ſiegeln, nicht weniger ſolche durch die Zollbereiter bey den Reviſionen in die zu haltenden Acciſebücher eintragen laſſen. Auch iſt den Dorfkrämern nicht erlaubt, die Jahrmärkte weder in den Städten, noch Marktflecken, zu beziehen, ſondern ſie müſſen bloß in dem Orte ihrer Wohnung bleiben. Die in den unacciſebaren Städten wohnenden Krämer müſſen zwar ihre Waaren ebenfalls aus acciſebaren Städten nehmen, können aber mit allem denjenigen handeln, was, nach den Umſtänden des Ortes, zur innern Conſumtion erforderlich iſt; wie ſie denn auch mit ſolchen Waaren, wogegen die Handwerker kein Jus prohibendi haben, die Jahrmärkte beſuchen dürfen.

Die ſo genannten Garnſammler werden zwar auf dem Lande, gegen Erlegung der Nahrungsſteuer, auch geduldet; ſie müſſen ſich aber des Hauſirens, Herumlaufens oder Herumfahrens zum Erkauf der Garne, bey Confiscation derſelben enthalten, auch die eingekauften Garne nur an die Weber, oder auf den Garnmärkten der Städte wieder verkaufen, oder an die mit Garn handelnden Groſſiſten abliefern.

Sonſt müſſen ſowohl die Krämer in den unacciſebaren Städten, als die Dorfminutirer, eine den bürgerlichen Laſten in den nächſten Städten, ſo viel möglich, proportionirte Nahrungsſteuer erlegen.

Daß die Dorfkrämerey für die Handlung eines Landes gar nicht vortheilhaft ſey, habe ich im IX Th. S. 404, f. gezeigt.

Kramer-Amt, ſ. oben, S. 713.

Krämer-Birn, Poire de mercier; ſiehe im V Th. S. 444.

Kramer-Bothe, ſ. oben, S. 713.

Krämer-Bude, ſiehe Kram-Bude, oben, S. 703.

Kramer-Caſſe, ſ. oben, S. 714.

Kramer = Conſulent, ſ. oben, S. 713.
Kramer = Geld, ſ. oben, S. 713.
Kramer = Gewicht, ſ. Handels = Gewicht, im XXI Th. S. 741.
Kramer = Gilde, ſ. oben, S. 713.
Krämer = Handel, ſ. oben, S. 701.
Kramer = Handwerker, ſ. oben, S. 710.
Kramer = Haus, ſ. oben, S. 714.
Kramer Innung, Kramerinnungsverwandte; ſ. oben, S. 713.
Kramer = Knecht, ſ. oben, S. 714.
Kramer = Kümmel, Kramkümmel, im gem. L. der römiſche Kümmel, welchen man an den Speiſen braucht, und bey den Krämern kauft; zum Unterſchiede von dem Feld = Wieſen = und Schwarzkümmel. Siehe Kümmel.
Kramer = Lade, ſ. oben, S. 714.
Krämer = Land, ein Land, in welchem viele Krämer und Kaufleute wohnen, in welchem ein anſehnlicher Handel getrieben wird; ein im Hochdeutſchen ungewöhnliches Wort, welches nur Ezech. 17, 4. vorkömmt. Eben ſo ungewöhnlich iſt das Zephan. 1, 11. befindliche Krämervolk, mehrere Krämer und Kaufleute zu bezeichnen.
Kramer = Latein, ſiehe im XXXVI Th. S. 578.
Kramer = Meiſter, ſ. oben, S. 713.
Kramer = Ordnung, ſ. oben, S. 714.
Kramer = Pfund, ein Pfund nach dem Kramergewichte; ſ. Pfund.
Kramer = Recht, ſ. oben, S. 713.
Kramer = Sohn, ſ. oben, S. 738.
Kramer = Stiftung, in Riga, für Wittwen, Waiſen, und verarmte Mitbürger; ſ. oben, S. 745, fgg.
Kramer = Tochter, ſ. oben, S. 738.
Krämer = Volk, ſ. Krämer = Land.

Kramer-Wage, eine Wage mit gleich langen Armen, ſo wie ſie die Krämer brauchen; zum Unterſchiede von einer Schnellwage. Siehe **Wage**.

Kramer-Wittwe, ſ. oben, S. 737, f. Siehe auch **Kramer-Stiftung**.

Kramer-Zunft, ſ. oben, S. 713.

Krämerey, **Krämereyhandel**, ſ. oben, S. 702; **Kleine Krämerey**, S. 702 und 712.

Kramerie, **Krameriſche Pflanze**, Krameria, iſt bey **Löffling**, **Linne**, **Adanſon**, **Ludwig** und **Böhmer'n**, eine zwey öſtreichiſchen Naturkundigen und Aerzten, Namens **Kramer**, Vater und Sohn (*), gewidmete Pflanzengattung, wovon man bisher nur eine Art kennt, welche bey **Linne** den Namen Ixina hat. Sie wächſt in Amerika wild, und hat einen holzigen Stängel, wechſelweiſe geſtellte, lanzenförmige Blätter, und wechſelweiſe an dem Gipfel des Stängels und der Aeſte ſtehende und Traubenkämme formirende Blumenbüſchel. Die Blume beſteht aus vier länglichen, ausgebreiteten, einander nicht gänzlich ähnlichen Blättern, welche man für Kelch- oder Blumenblätter annehmen kann; aus zwey Honigbehältniſſen, davon das obere in drey ſchma-

le

(*) Der Vater Jo. Ge. Heinr. Kramer, welcher gegen die Mitte des jetzigen Jahrh. gelebt hat, hat die Tournefortiſche und Riviniſche Pflanzenordnung zu vereinigen und zu verbeſſern ſich bemühet, dadurch aber ſich eben nicht viel um das Gewächs Reich verdient gemacht. Auſſerdem hat er eine Haus- und Landapotheke heraus gegeben, auch verſchiedene kleinere Abhandlungen, von der giftigen Eigenſchaft der Wurzel des gefleckten Schierlinges, von den Kräften der Sonnengünſel in Heilung der Schwindſucht, von dem Gelbholzbaume aus Ungarn, von dem Oehle, welches man aus den Kernen der Trauben, ſo wie von dem Branntweine, den man aus ihren Träbern zubereiten könnte, dem Commercio litter. Nor. einverleibt. Deſſen Sohn Wilhelm Heinrich, hat ein Verzeichniß der in Oeſtreich wild wachſenden Pflanzen, und daſelbſt befindlichen Pflanzen, und daſelbſt befindlichen Thiere, nach dem Linneiſchen Lehrgebäude, heraus gegeben.

le, am Ende eyförmige Lappen abgetheilt iſt, das untere aber aus zwey runzeligen, erhabenen Blättchen beſteht; aus vier Staubfäden und einem Griffel mit ſpitzigem Staubwege. Die Frucht iſt eine trockne, kugelförmige, mit ſteifen Haaren oder Stacheln beſetzte Beere, welche nur einen Samen enthält.

Kramme, ſ. Krampe.

Krammets-Baum, eine in einigen Gegenden, beſonders Oberdeutſchlandes übliche Benennung des **Wachholders**, deſſen Beeren daſelbſt auch **Krammetsbeeren** genannt werden. Vollſtändiger lautet dieſes Wort in Bayern und andern Gegenden **Kranawetbaum**, **Kronawed**.

Die letzte Sprechart ſcheint die richtigſte zu ſeyn, und zugleich eine beſſere Abſtammung an die Hand zu geben, als **Fritſch** und andere geliefert haben. **Wed**, **Wied**, Engl. Wood, iſt ein altes Wort, welches Holz und Strauch bedeutet. Der Wachholder iſt wegen ſeiner immer grünen Tangeln von je her merkwürdig geweſen, daher er auch im Deutſchen **Wachholder** heißt. Die erſte Hälfte des Wortes **Krana**, oder nach der bayeriſchen Mundart **Krona**, ſcheint ſo viel als **grün** zu ſeyn, ſo daß der ganze Name **grünes Holz** oder **Grünholz** bedeuten würde. **Friſch** leitet den Namen von Granum, und **weck**, **quick**, **queck**, lebendig, her; eine Ableitung, welche wohl nicht gezwungener ſeyn kann.

Krammets-Vogel, zuſammengez. **Kramsvogel**, ein Name, welchen verſchiedene Arten der Droſſeln bekommen, welche ſich im Herbſte von Krammets- oder Wachholderbeeren mäſten, und alsdann für eine angenehme Speiſe gehalten werden. In engerer Bedeutung wird am häufigſten der Ziemer alſo genannt.

Im Schwed. und Norweg. gleichfalls Kramsfogel. **Wachter** leitet es von dem Lat. Racemus her, weil dieſer Vogel gern Weinbeeren ißt. Hätte die Ableitung von **Krammetsbeere**, der liebſten Speiſe dieſer Art Droſſeln, daher ſie in der Schweiz auch Reckholdervögel heißen, von

Reckholder, Wachholder, nicht eine überwiegende Wahrſcheinlichkeit, ſo würde man es von Grammes, welches im gem. Leben Hieronymus bedeutet, ableiten können, weil der Ziemer erſt nach dem Hieronymustage bey uns zu fliegen anfängt. Siehe Grummet im XX Th. S. 248, f.

Krammets = Vögel, Fr. Grives, nennt man überhaupt diejenigen Vögel, deren Gefieder geſprenkelt, Fr. grivelé, oder auf der Bruſt mit gewiſſen kleinen regelmäßigen Flecken bezeichnet zu ſeyn ſcheint, ſo wie man hingegen Amſeln diejenigen Vögel nennt, deren Gefieder gleichförmig, oder nur an ganzen großen Stellen verſchieden iſt. Insbeſondere nennt man die Schnarr = oder Miſteldroſſel, Turdus viſcivorus *Linn.* (ſ. Miſtler,) den Ziemer, Turdus pilaris *Linn.* von welchem gegenwärtiger Artikel beſonders handeln wird, die Sing = Sommer = Weiß = oder Ziepdroſſel, Turdus muſicus *Linn.* (ſ. im IX Th. S. 641), und die Berg = Roth = Wein = oder Winterdroſſel, Turdus iliacus *Linn.* (ſ. im IX Th. S. 641), gewöhnlich Krammetsvögel, in Schleſien, Böheim, und an andern Orten auch wohl Großvögel. Von dieſen vier Hauptarten haben die Miſteldroſſel und Weißdroſſel, Aehnlichkeit unter einander. Beyde ſcheinen der Nothwendigkeit, den Aufenthalt zu verändern, wenig unterworfen zu ſeyn, weil ſie oft in Frankreich, Deutſchland, Italien, und kurz in denen Ländern, in welchen ſie ſich im Sommer aufhalten, auch den Winter zubringen. Beyde ſingen ſehr gut, und gehören zu der kleinen Anzahl derjenigen Vögel, deren Geſang aus verſchiedenen Sätzen zuſammen geſetzt iſt; beyde ſcheinen ein wildes, nicht geſelliges Naturell zu haben, denn ſie ziehen nach einigen Beobachtungen, einzeln. Friſch entdeckte noch andere Züge der Aehnlichkeit zwiſchen dieſen beyden Arten, in Anſehung der Farbe des Gefieders, deren Vertheilung, u. ſ. w.

Die

Die beyden andern Arten, nämlich der Ziemer und die Rothdroſſel, ſind einander darin ähnlich, daß ſie in zahlreichen Schaaren fliegen, daß ſie mehr Zugvögel ſind, und daß ſie faſt niemals, oder doch ſehr ſelten, in unſern Ländern niſten, und daß daher nur einer oder der andere ſehr ſelten ſingt; daher iſt ihr Geſang nicht allein den meiſten Naturkündigern, ſondern ſelbſt den meiſten Jägern, unbekannt. Sie zwitſchern vielmehr, als daß ſie ſingen ſollten; und wenn ſich bisweilen an 20 auf einem Baume befinden, ſo ſchwatzen ſie gleichſam alle zugleich, und machen dadurch ein ſtarkes, aber nicht ſehr melodiſches Geſchrey.

Bey allen, oder beynahe allen, dieſen Vögeln, iſt der Rand des obern Schnabels an der Spitze ausgekantet, der Schnabel inwendig gelb, und die Wurzel deſſelben mit einigen ſchwarzen Borſten, welche nach vorn gerichtet ſind, beſezt. Das erſte Glied der äuſſern Zehe iſt mit dem von der mittelſten verbunden. Der obere Theil des Leibes iſt dunkelbraun, und der untere heller und gefleckt. Endlich iſt bey allen, oder den meiſten, der Schwanz ein Drittel ſo lang, als der ganze Leib, deſſen Länge nach den verſchiedenen Arten, 8 bis 9 Zoll, und ungefähr zwey Drittel der Flügelbreite ausmacht. Die anliegenden Flügel erſtrecken ſich wenigſtens bis auf die Hälfte des Schwanzes. Das Gewicht dieſer verſchiedenen Arten von Vögeln beträgt 2½ bis 4½ Unze.

Unter dieſen Vögeln überhaupt, haben das Männchen und Weibchen beynahe einerley Größe, und ſind auf einerley Weiſe, von einer Jahrszeit zur andern, einer Veränderung ihrer Farben unterworfen. Keiner lebt von Körnern, entweder weil ſie ihnen nicht gut ſchmecken, oder weil ſie einen zu ſchwachen Schnabel und Magen haben, um dieſelben zu zerbrechen und zu verdauen. Beeren ſind ihre vorzüglichſte Nahrung: ſie

freſſen aber auch Inſecten und Würmer, und um dieſelben, wenn ſie nach einem Regen aus der Erde kommen, zu erhaſchen, ſieht man ſie auf der Erde laufen und in die Erde ſcharren. Beſonders bemerkt man ſolches an den Miſtlern und Ziemern. Eben ſo machen ſie es des Winters an freyen Orten, wo die Erde aufgethauet iſt.

Das Fleiſch dieſer Vögel iſt eine ſehr ſchmackhafte Speiſe, vorzüglich die Speiſe der Weiß- und der Rothdroſſel. Die alten Römer machten aber noch mehr, als wir, aus denſelben, und ſie hielten dieſelben, das ganze Jahr hindurch, in einer Art von Vogelhaus, Aviarium, Gr. Ορνιθοτροφειον, Ornithon, welches folgender Geſtalt eingerichtet war. Jedes Vogelhaus enthielt viele tauſend Krammetsvögel und Amſeln, auſſer andern ſchmackhaften Vögeln, als: Ortolanen, Wachteln, u. d. gl. Man hatte eine ſo große Anzahl dieſer Vogelhäuſer um Rom, und vornämlich im Sabinerlande, daß man den Miſt der Krammetsvögel zum Düngen der Aecker gebrauchte, und merkwürdig iſt, daß man ſich deſſelben ſo gar, die Ochſen und Schweine damit zu mäſten bediente (*). Die Krammetsvögel hatten in dieſen Vogelhäuſern weniger Freyheit, als unſere Tauben in unſern Taubenhäuſern; denn man ließ dieſelben niemals ausfliegen, und ſie brüteten nicht in denſelben. Weil ſie aber daſelbſt überflüſſige und auserleſene Nahrung fanden, wurden ſie daſelbſt zum großen Vortheil der Beſitzer, fett (**). Dieſe einzelne Vögel ſchienen ihre Gefangenſchaft freudig

(*) Ego arbitror praeſtare (ſtercus) ex auiariis turdorum ac morularum, quod non ſolum ad agrum utile, ſed etiam ad cibum, ita bobus & ſuibus, ut fiant pingues. *Varro* de re ruſt. L. 1, c. 38.

(**) Auſſer der Streichzeit, wurde jeder fette Krammetsbogel bis zu 3 Denarien verkauft, welches ungefähr 30 franz Sols (oder beynahe 20 Kreuzer) beträgt. Wenn ein Triumph oder

dig zu ertragen, allein die ganze Art wurde nicht zahm gemacht, ſondern blieb frey. Dieſe Art der Droſſelhäuſer waren gewölbte Häuſer, welche inwendig mit vielen Stangen verſehen waren, weil die Droſſeln zu denen Vögeln gehören, die ſich auf Stangen und Zweige ſetzen. Die Thür in denſelben war ſehr niedrig, es waren wenige Fenſter darin, und dieſe ſo angebracht, daß die eingeſperrten Vögel weder Feld, noch Wald, noch die wilden in Freyheit fliegenden Vögel, noch irgend etwas von allem demjenigen, was ihren Kummer erneuern, oder ihr Fettwerden verhindern könnte, ſehen möchten. Weil Sclaven nicht zu deutlich ſehen müſen, ſo ließ man ihnen nur ſo viel Licht, daß ſie bloß die Sachen, die zu ihren Hauptbedürfniſſen gereihten, ſehen konnten. Man fütterte ſie mit Hirſe, mit einem aus zerſtoßenen Feigen und Mehl gemachten Teige, und dann noch mit Beeren von Maſtix, Myrthen und Epheu, kurz, mit allerley Sachen, welche ihr Fleiſch ſaftreich und ſchmackhaft machen konnten. Man tränkte ſie mit fließendem Waſſer, welches in einer kleinen Rinne quer durch das Vogelhaus lief. Zwanzig Tage, ehe man ſie, um zu eſſen, fieng, vermehrte man ihre gewöhnliche Speiſe, und verbeſſerte dieſelbe; mit großer Sorgfalt ließ man die fetten, und zum Gebrauch tauglichen, unvermerkt in ein kleines anliegendes Gebäude gehen, und griff ſie nicht eher, als bis man den Eingang gut verſchloſſen hatte, um alles zu vermeiden, wodurch die übrigen beruhiget und mager werden konnten. Man bemühete ſich ſo gar, ſie zu täuſchen, daß man ihr Haus mit Zweigen und oft erneuerten Grün auskleidete, daß ſie glauben möchten, ſie lebten

oder Feſt hervorſtand; ſtieg dieſer Handel bis zu 12 pro Cent. *Columella* de re ruſt. L. 8. c. 10. *Varro*, L. 3. c. 5.

noch mitten im Walde. Kurz, ſie waren gut behandelte Sclaven, weil der Eigenthümer ſeinen Vortheil davon ſahe. Die kürzlich erſt gefangenen Vögel bewahrte man einige Zeit in kleinen beſondern Häuſern, mit vielen andern, welche ſchon an das Gefängniß gewöhnt waren. Durch alle dieſe angewandte Bemühungen gewöhnte man ſie zuletzt etwas zur Sclaverey, aber faſt niemals hat man wirklich zahme Vögel aus denſelben machen können.

Noch heutiges Tages bemerkt man von dieſem Gebrauche der Alten einige Spuren, welche die Neuern aber vollkommener gemacht haben. In gewiſſen Provinzen Frankreichs hat man den Gebrauch, auf hohen, oft von Krammetsvögeln beſuchten Bäumen, Näpfe zu befeſtigen, wo ſie eine bequeme Zuflucht und Sicherheit finden können, ohne ihre Freyheit zu verlieren, und ſie pflegen gemeiniglich darin Eyer zu legen, dieſelben auszubrüten, und die Jungen aufzufüttern; alles dieſes geſchieht ſicherer in dieſen künſtlichen Neſtern, als in denen, welche ſie ſich ſelbſt gemacht haben; die Vermehrung ihrer Art wird dadurch doppelt ſo groß, weil die Brut beſchützt wird, und weil weniger Zeit zum Bauen des Neſtes verloren geht, und ſie daher bequem in jedem Jahre zweymal brüten können. Wenn ſie ſolche künſtliche Neſter nicht vorfinden, bauen ſie ſich ſelbſt Neſter auf Bäumen und im Gebüſche, und zeigen dabey viele Kunſt. Auswendig bekleiden ſie dieſelben mit Mos, Stroh, trocknen Blättern, u. d. gl.; inwendig aber machen ſie eine Art von ſehr feſtem Mörtel, welcher aus feuchtem, naß gemachten und gekneteten Lehm beſteht, und mit Stücken Stroh und kleinen Wurzeln befeſtigt iſt. Die meiſten Vögel legen auf dieſem bloßem Mörtel, ohne allen Polſter ihre Eyer, welches gerade das Gegentheil von demjenigen iſt, was die Aelſtern und Amſeln thun.

Dieſe Neſter gleichen ausgehöhlten Halbkugeln, und haben ungefähr 4 Zoll im Durchmeſſer.

Die Eyer ſind, nach den verſchiedenen Arten dieſer Vögel, verſchieden, grün oder blau, mit einigen dunkeln Flecken, welche am dickern Ende viel häufiger, als am dünnern, ſind.

Eine jede Art dieſer Vögel hat auch ihr beſonderes Geſchrey. Bisweilen hat man ſie auch zum Sprechen gebracht (*). Es gilt dieſes doch nur von der Weiß- oder Miſteldroſſel, welche vollkommenere Werkzeuge der Stimme, als die übrigen, zu haben ſcheint.

Man behauptet, daß die Krammetsvögel ganze Samenkörner vom Wachholder, Miſtel, Epheu, u. d. gl. verſchlucken, und dieſelben bisweilen ſo wohl behalten und unverſehrt wieder von ſich gehen laſſen, daß ſie in einer ſchicklichen Erdart wieder keimen und fortkommen können (**). Aldrovand verſichert aber, er habe dieſe Vögel wilde Weintrauben und Miſtelbeeren verſchlucken laſſen, aber niemals unter ihrem Kothe von dieſen Beeren einige, die ihre Geſtalt behalten hätten, wieder antreffen können.

Die Krammetsvögel haben einen mehr oder weniger muskulöſen Magen, einen Kropf, und nicht einmal eine Erweiterung der Speiſeröhre, welche deſſen Stelle erſetzen könnte, und faſt gar keinen Blinddarm. Aber ſie haben alle eine Gallenblaſe. Ihre Zunge iſt an der Spitze in zwey oder mehrere Faſern getheilt. In jedem Flügel ſind 18 Schwung- und im Schwanze 12 Ruderfedern.

Es ſind dieſes traurige, ſchwermüthige Vögel, und ſie lieben, wie gewöhnlich, deſto mehr ihre Freyheit.

(*) Agrippina conjux Cl. Caeſaris turdum habuit, quod numquam ante, imitantem ſermones hominum. *Plin.* L. 10. c. 42.

(**) Diſſeminator viſci, ilicis — juniperi. *Linn.* Syſt. Nat. Ed. X, p. 168. Ed. XII, p. 291. Turdus viſcivorus.

heit. Man ſieht kaum, daß ſie ſich luſtig machen, oder mit einander kämpfen, noch weniger ſchmiegen ſie ſich in den Stand der Hausthiere. So groß aber ihre Liebe zur Freyheit iſt, ſo fehlt es ihnen doch ſehr an Mitteln, dieſelbe zu erhalten, oder ſich ſelbſt zu ſchü=tzen. Ein ungleicher, ſchiefer, geſchlängelter Flug iſt faſt ihr einziges Hülfsmittel, dem Bleye der Jäger und den Fängen der Raubvögel zu entgehen. Können ſie einen Baum voller Aeſte und Blätter erreichen, ſo bleiben ſie auf demſelben vor Furcht unbeweglich ſi=tzen, und ſind, wenn ſie Gefahr bemerken, ſchwer von demſelben zu verjagen. Man fängt ſie am meh=reſten in Schlingen, doch die Weiß- und Rothdreſſel am leichteſten. In der Mark, Pommern ꝛc. nennt man dieſe Schlingen, mit den hölzernen Bügeln, in wel=chen ſie hängen, Dohnen, und in Franken, Schwa=ben ꝛc. die Schnaid. Die Art und Weiſe, wie ſie ge=macht werden, findet man im IX Th. S. 359, fgg. beſchrieben. Bey trüben nebeligen Herbſttagen, und beym Sturm, wenn die Vögel ſich dann aus den Bäumen in das Gebüſch herunter begeben, fängt man hier die meiſten Krammetsvögel und Droſſeln, und bisweilen unter denſelben eine Amſel, in gewiſſen Jah=ren Seidenſchwänze, Nußhäher, aber auch bisweilen ein Rothkehlchen, eine Maus, u. d. gl. Wenn man einen geſchickten Ort dazu ausgeſucht hat, z. B. in der Nachbarſchaft einer Quelle, und die Schlingen gut geſtellt ſind, kann man wohl in einem Tage auf einem Platze von 100 Morgen Landes einige Hundert dieſer Vögel fangen.

Aus den Beobachtungen, welche man in verſchie=denen Ländern angeſtellt hat, erhellt, daß, wenn im Anfange des Herbſtes die Krammetsvögel in Europa erſcheinen, dieſelben aus dem nördlichen Klima mit Schaaren unzähliger Vögel von allen Arten kommen; daß ſie bey Annäherung des Winters aber über die Oſt=

ſee

ſee fliegen, und aus Lappland, Siberien und Liefland nach Polen und Preuſſen, und von da nach den mehr ſüdlichen Ländern ziehen. Nach Klein's Bericht, niſten alle dieſe Vögel um Danzig in den oliviſchen Wäldern. Auch in der Mark niſten dieſelben; doch kommen in dem Herbſte, wenn wir die unſrigen ſchon getödtet haben, ſehr viele dieſer Zugvögel an, aber nicht alle zu gleicher Zeit. Bey uns erſcheint die Weißdroſſel zuerſt in der Mitte des Sept.; alsdann nach der Weinleſe die Rothdroſſel; hernach der Ziemer, mit der Miſteldroſſel. Die letzte Art iſt aber nicht ſo zahlreich, als die drey übrigen Arten, und ſie muß auch wirklich ſchon deswegen nicht ſo zahlreich ſcheinen, weil ſie zerſtreuter iſt.

Man darf überdies nicht glauben, daß alle Arten dieſer Vögel immer in gleicher Anzahl ſtreichen. Bisweilen iſt ihre Anzahl ſehr klein, weil etwa die Jahrszeiten ihrer Vermehrung oder ihrem Streichen nachtheilig geweſen ſind. Zu andern Zeiten kommen ſie in großer Menge an. Aus Deutſchland zieht der Krammetsvogel gegen Norden, wenn es anfängt warm zu werden; wenn es aber weit im Frühlinge bey uns noch kalt iſt, bleibt er auch länger bey uns.

Die Krammetsvögel, welche in Europa zurück bleiben, halten ſich des Sommers in Wäldern und im Gebirge auf. Bey einfallendem Winter verlaſſen ſie das Innere der Wälder, wo ſie dann keine Inſecten und Früchte vorfinden, und begeben ſich zu den Vorhölzern, oder den daran ſtoßenden Ebenen. Unſtreitig geſchieht es bey dem Anfange dieſer Wanderung, daß man öfter bey uns eine ſo große Anzahl dieſer Vögel im Anfange des Nov. fängt.

Der in engerer Bedeutung, und eigentlich ſo genannte Krammetsvogel, Kramsvogel, Krannabet, Kranabeter, Krannabetvogel, Kranvitvogel, Ziemer,

mer, Zimmer, Zeumer, Blauziemer, Großblauziemer, Schacker, Schomerling, Wachholderdroſſel, Gr. Κίχλα, Τριχας, L. Turdus pilaris, Turdela, Trichas, Turdus medius *Schwenckf.* Turdus cinereus, roſtro ad baſin piloſo *Barrere.* Turdus pilaris, rectricibus nigris, extimis margine interiore apice albi cantibus, capite uropygioque cano *Linn.* Ital. Tordo (*), Fr. la Litorne, Tourdelle, iſt von den übrigen Droſſeln durch den gelblichen Schnabel, die dunkelbraunen Füße, und die aſchgraue Farbe auf dem Kopfe, hinten auf dem Halſe und dem Bürzel, welche bisweilen in das Schwarze fällt, unterſchieden. Geßner hat ihn durch ſeine Beſchreibung kenntlich genug gemacht; desgleichen Belon, welcher ihn, ganz richtig, kleiner als die Miſtel- und größer als die Rothdroſſel angiebt, und auch den Unterſchied bemerkt, daß er nicht gelblich, wie die Weißdroſſel, oder pomeranzenfarbig, wie die Rothdroſſel, ſondern weiß unter den Flügeln ſey. Allein, ich ſehe nicht

(*) Die Sarden geben dem Krammetsvogel auſſer dem gewöhnlichen Namen Tordo, oder Turdo, noch einen andern: Smortitu, welches, wie einige wollen, die blaſſe Farbe des ihn überziehenden Fettes anzeigen ſoll. Der Ausdruck ſcheint ganz nach einer Stelle des Martialis (L. 9. epigr. 54.) gewählt zu ſeyn:

Si mihi picena turdus palleret oliva.

Andere wollen den Namen Smortitu, von Murta, Myrthe, herleiten, womit der Krammetsvogel beym Kochen umwunden wird. Die Vogelſteller pflegen nämlich die gerupften Krammetsvögel, um von ihrer köſtlichen Subſtanz ſo wenig als möglich zu verlieren, vorher zu kochen, und alsdann mit Myrthenblättern zugeſchüttet zum Verkauf zu bringen. Ein Bündel von 8 Stück, welches man hier Laccola nennt, wird, wenn die Krammetsvögel in mittelmäßigem Preiſe ſtehen, für 6 bis 7 Soldi verkauft. In Anſehung der Maſſe, die man erhält, iſt dieſes noch einmal ſo viel, als das Rebhuhn insgemein koſtet. Hieraus ſieht man, daß der Ziemer in Sardinien in nicht geringer Achtung ſteht. Cetti Naturgeſch. von Sardinien, 2 Th. (Lpz. 1784, 8.) S. 159, f.

nicht die große Aehnlichkeit dieſes Vogels, in Anſehung der Größe, und der Farbe der obern Theile, mit dem Weibchen der Amſel. Belon ſagt, er habe ihn für dieſe feil biethen geſehen. Er iſt doch größer als die Amſel, und auf den obern Theilen nicht ſo dunkelbraun, wie deſſen Weibchen. Briſſon ſagt, er komme an Größe der Miſteldroſſel nahe; er ſey nämlich 10 Z. lang, der Schnabel 1 Z., der Schwanz 3 Z. 9. L., die mittlere Zehe mit dem Nagel 12½ L., über dem ausgeſtreckten Flügeln 15 Z. 6 L., und die zuſammen gelegten Flügel reichen bis zur halben Länge des Schwanzes. Wenn man dieſe Ausmeſſung mit der von der Miſteldroſſel vergleicht, ſieht man auch daraus, daß der Ziemer etwas kleiner ſey. Linne giebt ihn eben ſo groß an, übrigens aber beſchreibt er ihn, in ſeiner Fauna Suecica, vorzüglich gut. „Der Kopf und die „Gegend des Bürzers ſind oberwärts weißgrau; der „Rücken und die Deckfedern der Flügel braun roſtfarbig; die Schwung- und Ruderfedern braun; die „Bruſt von der Kehle bis zum Bruſtknochen in das „Roſtfarbige fallend, mit ſchwarzen Flecken beſtreuet, „von welchen diejenigen, die zunächſt an der Kehle liegen, kleiner und länglich, die dem Bruſtknochen näher ſtehenden aber breiter ſind. Der Bauch iſt weiß „mit wenigen braunen Flecken; der Schnabel gelb und „wenig gebogen; die obere Kinnlade iſt kaum etwas „länger als die untere, und an der ſchwarzen Spitze „an beyden Seiten ausgekantet; die untere Kinnlade „mehrentheils gelb. Die Naſenlöcher ſind eyförmig; „die Augenlieder nacket. Die Zunge iſt knorpelig, pfeilförmig, zweyſpaltig. Zwiſchen den Augen und dem „Schnabel liegt ein ſchwärzlicher Flecken. Der Schwanz „iſt geſpalten. Unterhalb ſind die Deckfedern der Flügel weiß. Die Schwungfedern ſind ſchwärzlich mit einem äuſſerlichen faſt aſchgrauen Rande. Die Ruderfedern ſind ſchwarz, und die äuſſere am innern Rande

„nach

„nach der Spitze zu, weißlich; die Füße aber ſchwärz„lich". Bey einigen iſt die bläulich aſchfarbige Kopfplatte mit ſchwarzen Flecken geſprenkelt.

Varietäten oder Spielarten des Ziemers, ſind: der gefleckte und der weißköpfige.

Der gefleckte Ziemer, oder die bunte Droſſel mit mondförmigen Flecken, Turdus pilaris naevius *L.* Fr. la Litorne tachetée, iſt weiß und ſchwarz, mit verſchiedenen andern zerſtreueten Farben. Der Kopf und Hals ſind weiß mit ſchwarzen Flecken; der Schwanz iſt ganz ſchwarz; übrigens befinden ſich auf dem obern Theile des Körpers dunkle Farben mit weißen Flecken, unterhalb hingegen iſt der Vogel ganz weiß mit kleinen ſchwarzen Flecken, welche mehrentheils die Geſtalt kleiner Kreuze haben.

Der weißköpfige Ziemer, des Briſſon, Turdus pilaris leucocephalus, hat, wie der vorhergehende, einen weiſſen Kopf, auch iſt ein Theil des Halſes weiß, aber ohne ſchwarze Flecken. Bloß dieſer weiße Kopf unterſcheidet ihn von dem gemeinen Ziemer; daher kann man ihn wie den Uebergang von dem gemeinen Ziemer zu dem gefleckten anſehen. Es iſt auch ſehr glaublich, daß die Veränderung des Gefieders auf dem Kopfe anfängt, weil wirklich das Gefieder an dieſem Theile von einer und der andern Art, Veränderungen unterworfen iſt. Olaus Magnus erwähnt ſchon weißer Krammetsvögel in nördlichen Ländern. Einen Krammetsvogel mit ganz weißem Kopfe, hatte Günther in ſeiner Sammlung (*).

Der Ziemer war den Alten unter dem Namen Turdus pilaris bekannt, nicht weil er jederzeit in Schlingen gefangen worden iſt, wie Salerne (**) behauptet, denn dieſer Umſtand würde ihn gar nicht von den übrigen Arten, welche alle eben ſo gefangen werden, unterſchieden haben, ſondern deswegen, weil er rund um den Schnabel eine Art Borſten oder ſchwarzer Barthaare hat, welche nach vorn gerichtet und länger ſind, als bey der Weiß- oder Miſteldroſſel. Friſch erzählt,

(*) Naturforſcher, 1 St. (Hall, 1774. gr. 8.) S. 62.

(**) Hiſt. nat. des oiſeaux, p. 171.

zählt, daß, wenn man junge Miſteldroſſeln in ein Neſt der Ziemer ſetzt, dieſe jene aufnehmen, ernähren, und als ihre eigene erziehen; allein, ich würde doch hieraus nicht, wie Friſch thut, folgern, daß man hoffen könne, aus Vermiſchung dieſer beyden Arten Baſtarde zu ziehen; denn man erwartet gewiß keine Raße aus der Vermiſchung eines Huhnes mit einer Aente, ob man gleich oft ſieht, daß ganze Bruten junger Aenten von einem Huhne ausgebracht, geführt und erzogen werden.

Das Männchen und Weibchen haben einerley Geſchrey, und können beyde zur Strichzeit gleich gut gebraucht werden, die wilden Ziemer damit anzulocken. Das Weibchen unterſcheidet ſich aber von dem Männchen durch die Farbe des Schnabels, welche viel dunkler iſt. Das Männchen hat, in der Freyheit, einen angenehmen, aber gedämpften Geſang. Wenn man es in einer Kammer unter aufgeſtellten Tannenſträuchern, herum hüpfen läſſet, ergötzt es das Gehör anmuthig, wenn es ausgewintert hat. Man unterhält es mit Hanfſamen, und darunter gemengtem geriebenen und etwas angefeuchtetem Brod, oder mit Hirſekleyen und Milch.

Man ſieht die Ziemer nicht ſelten zu zwey bis drey Tauſenden, an andern Oertern, wo es reife Sperberbeeren gibt, verſammelt, und ſie freſſen dieſelben ſo begierig, daß ſie dabey wohl die Hälfte auf die Erde fallen laſſen. Man ſieht ſie auch ſehr oft nach dem Regen in den Furchen laufen, um Würmer und Schnecken zu ſammeln. Bey ſtarker Kälte leben ſie vom Miſtel, von der Frucht des Weißdornes, und andern Beeren (*).

Schon

(*) Ego in pilaris turdi ventriculo diſſecto reperi baccas iuniperi, oxyacanthae & berberi vulgo dicti granorum ſemina. Baccis aquifoliae, ſorbi minimae, orni &c. veſcitur. GESNER, p. 755.

Schon aus dem jezt Angeführten kann man ſchlieſſen, daß die Ziemer ganz andere Sitten, als die Weiß- und Miſteldroſſeln, haben, und viel geſelliger ſind. Sie fliegen zuweilen einzeln, aber weit öfter machen ſie ſehr zahlreiche Schaaren aus. Wenn ſie auf die Art verſammelt ſind, ziehen ſie und verbreiten ſich auf die Wieſen, ohne ſich zu trennen. Sie werfen ſich alle auf einen einzigen Baum zu gewiſſen Stunden des Tages, oder wenn man ihnen zu nahe kommt.

Im Sommer begeben ſich die Ziemer in die nördlichen Gegenden, wo ſie brüten; ſie kommen aber im Oct. wieder, und ſtreichen um Galli und am Simonis Judätage (d. 16 und 28 Oct.) am ſtärkſten. Der Strich dauert bis zum Advent. Der Vogel lagert ſich dann auf die Berge und Heiden, wo es Schwarzholz und viele Wachholder Büſche gibt; daſelbſt bleibt er den Winter in großen Haufen, fällt auch bisweilen an Waſſer und in ſumpfige Oerter nieder, und hält mit der Rothdroſſel im Frühlinge ſeinen Rückzug. Man glaubt, und es iſt auch ſicher zu vermuthen, daß es von ihrer glücklichen Brut abhängt, wenn ſie in einem Jahre häufiger, als in dem andern, kommen. Wenn gegen den Frühling der Schnee weggeht, und der Ziemer zum Erdboden kommen kann, achtet er die Wachholderbeeren, welche durch die Kälte ihre Kraft meiſt verloren haben, nicht mehr, ſondern fällt auf die Wieſen, Würmer zu ſuchen, und wird häufig in Schlingen gefangen.

Man findet die Ziemer bey uns auch noch im Nov. wenn ſtarke Nachtfröſte die Laubhölzer ihrer Blättter nicht zu ſehr beraubt haben. Denn wenn dieſes geſchieht, und gedachte Hölzer aus Mangel der Blätter zu hell werden, ſo entfernen ſich dieſe Vögel je mehr und mehr von uns, und nehmen ihre Zuflucht an Oerter, wo ſie mehr gedeckt ſind. Eben ſo ſehr ſehen ſie ſich hierzu genöthigt, wenn bey Abnahme der Beeren den Waldungen, bey uns das Erdreich vom Froſte hart

hart wird, daß das Gewürm, wovon ſie ſich mit ernähren, von ihnen nicht mehr hervor geſuchet, oder aufgefunden werden kann.

In ſeinem Striche trifft dieſer Vogel eine Gegend mehr als die andere, welches man dem Winde, vielleicht der dadurch empfundenen Spur ſeines Fraßes, beymeſſen will, als wonach ſein Flug ſich richten ſoll. Vermuthlich fällt er alſo am meiſten dahin, wohin dieſe ſeine Nahrung ihn lockt.

Daß das Bedürfniß der Lebensmittel der Antrieb der Vögel zur Wanderung ſey, beweiſet das Beyſpiel der Wachteln, und erhält, nach Hrn. Abt Cetti Urtheil (*), hier eine Beſtätigung, wenn man die Zeit der Ankunft und Fortreiſe der Ziemer in Erwegung zieht. In Sardinien pflegen ſie nur zu überwintern; in Italien, ſelbſt in den kälteſten Gegenden deſſelben bleiben ſie das ganze Jahr hindurch. Eben dieſes gilt von Frankreich, von England, nach Willughby's Zeugniß, und von Schleſien, dem Schwenkfeld zu Folge, wo ſie überall Sommer und Winter ausdauern. Der Letztere erzählt von Schleſien noch auſſerdem, daß ſich die Ziemer, während des Winters, allda ſo ſtark vermehren, daß man ſie, wie die Aale, in Tonnen einlegt, um ſie aufbehalten zu können. Der Ziemer findet ſich alſo in jedes Klima, ſo kalt oder warm es immerhin iſt; zu einer und derſelben Zeit reiſet er aus kältern in wärmere Länder, oder bleibt in erſtern gänzlich zurück. Folglich ſind Kälte und Wärme ſeinem Naturelle ziemlich gleichgültig, und nicht zureichend, ihn dahin zu bringen, ſich einen andern Aufenthalt aufzuſuchen; und wofern er dies ja thut, ſo geſchieht es gewiß nicht der abwechſelnden Jahrszeiten wegen. Es kann alſo bloß das Bedürfniß der Nahrung ſeyn, welches ihn beſtimmt, ſeinen Wohnplatz zu verändern. Iſt aber der Vogel einmal im Begriff, ſeine Nahrung anderwärts aufzuſuchen, alsdann läſſet ſich eher vermuthen, daß das Klima mit ins Spiel kommt, und daß er ſich alsdann mehr da, als dort, hin wendet, weil er die eine Gegend temperirter und ſanfter finden kann, als die andere. Der Eindruck, die Empfindung, der vorzügliche Reiz eines Himmelsſtriches wäre alsdann, gleichſam, ein gefälliger Leit-

(*) Am ang. O. S. 160, fgg.

Leitfaden, der ihn an den Ort, wo ſeine Nahrung ihn erwartet, hinbrächte. Auſſer dieſem ſehr wahrſcheinlichen Grundſatze, muß man nothwendig noch einen andern annehmen, der vielleicht der gemeinſte iſt, nämlich die Gedächtnißkraft der Vögel. Eben ſo, wie die vierfüßigen Thiere ihrem Futter nachſpüren, und, wenn ſie einmal einen Ort aufgefunden haben, der ihren Wünſchen entſpricht, alsdann jederzeit wieder dahin zurück kehren: eben ſo verhält es ſich bey den Vögeln, welche auf gleiche Weiſe ihrer Nahrung nachgehen. Die Leichtigkeit, mit der ſie ſich durch weite Entfernungen bewegen, und die bewundernswürdige Schärfe ihres Geſichtes, erleichtert ihnen die Wanderungen in die entfernteſten Gegenden, welche vierfüßige Thiere durch ihr Gehen nicht mit ſolcher Geſchwindigkeit erreichen. Des einmal gefundenen Weges iſt der Vogel zu gehöriger Zeit wieder eingedenk, und er begibt ſich, bey erwachender Zurückerinnerung, auf die Reiſe. Man hat von dieſer Stärke und Wirkung des Gedächtniſſes bey den Vögeln ſehr viele Beweiſe. Ein deutliches Beyſpiel hat man an einer gewiſſen Art von der Gattung der Ammer, welche von Kuba alle Jahre auswandern, und in Karolina genau zu der Zeit eintreffen, wenn der Reiß im Reifen ſteht, daher er der Reißammer, Emberiza oryzivora *L*, genannt wird. Die Urſache ihrer Reiſe iſt bloß dieſes Futter; denn ſobald es hinweg iſt, verläßt der Vogel Karolina, und kehrt nach Kuba zurück. Ein anderer Vogel kommt jährlich nach Virginien zur Zeit der Aernde, um ſich mit den gegenwärtigen reifen Körnern zu ſättigen. Ehe noch die Europäer in jenen Gegenden Reiß, Gerſte, und anderes Getreide anbaueten, wurden dieſe Vögel daſelbſt nicht bemerkt. Es vergingen hernach an 50 Jahr, ehe die neuen Aernden jener Länder von ihnen beſucht wurden; und zu der Zeit, als Catesby ſich in Virginien aufhielt, hatten dieſe Getreidediebe ſich erſt ſeit wenigen Jahren eingefunden; ſeit ihrer erſten Erſcheinung aber ſetzten ſie ihre Wiederkunft nie aus, und erſchienen in ſtarken Truppen. Die Wanderungen der Vögel entſtehen alſo bloß aus der Erinnerung an das Getreide und den Reiß. Auf ähnliche Weiſe pflegen die Vögel auch anderwärts, zu Folge ihrer Kenntniß, an diejenigen Oerter, wo ſie Nahrung zu finden wiſſen, ſich hin zu wenden. So gehen einige Krammetsvögel mittagwärts, andere nordwärts, weil die einen ihren Unterhalt in den ſüdlichen Gegenden, andere in den nördlichen, aufzuſuchen wiſſen.

Der

Der Ziemer hält ſich mehrentheils an den Vorhölzern auf, und läſſet ſich in dem tiefen Walde, es müßten den große Plätze von Wachholderſträuchern daſelbſt zu finden ſeyn, ſelten oder gar nicht ſehen. Wenn man ihn fangen will, richtet man den Vogelheerd mit Wachholder=, oder, in deren Ermangelung, mit rothen, an kleine Büſchel gebundenen Vogel= (Eberäſchen=) Beeren zu; weil er auch ſehr nach Trinken lechzt, iſt man bedacht, kleine Furchen immer mit Waſſer anzufüllen, wozu man ihn mit etlichen Lockvögeln ſeiner Art nöthigt, die man blendet, denen man die Beine bricht, und die man an einem Bindfaden flattern läſſet. Wenn nun dadurch eine gute Anzahl Ziemer ſich herab und auf die Erde niederlaſſen, berückt man ſie mit Schlagwänden auf dem Heerde. Sonſt bedient man ſich auch der Dohnen und Laufſchlingen, wie auch der Leimruthen, zu ihrem Fange.

Hr. v. Schönfeld, in ſeiner nach eigenen Erfahrungen beſchriebenen Landwirthſchaft und deren Verbeſſerung, (Lpz. 1773, gr. 8.) S. 707, fgg. meldet von dem Fange dieſer Vögel Folgendes:

„Den Ziemerfang betreffend, ſo habe ich darüber in der Praxi mancherley Anmerkungen gemacht, und dabey befunden, daß deren Hauptzug im Herbſte auf keine gewiſſe Zeit zu beſtimmen iſt. Ich nenne wohlbedächtig hier ihren Hauptzug. Denn es werden deren alle Jahre in gebirgigen Wachholdergegenden im Monath October geſehen und gefangen; aber der letzte Hauptflug richtet ſich nach dem bevorſtehenden Winter, wie dieſer den Krammetsvogel forttreibt, welcher in großen Flügen, wenn ein ſtarker Winter bevorſteht, kurz vor Eintritt deſſelben forteilt, es ſey vor oder nach Weihnachten. Dieſes iſt hauptſächlich der Vogel, welcher in gebirgigen Gegenden an Sommerwänden auf Maſch= und Kirrheerden gefangen, auch den ganzen Winter über in ziemlicher Anzahl von den nahe an Gebäuden ſtehenden Ebiſchbeer= (Eberäſchen=) Bäumen, von welchen man die Beeren nicht abnimmt, geſchoſſen wird.

In dem platten Lande verlohnt es ſich ſelten der Müh, daß man auf dieſen zeitigen Zug einen Heerd ſtellet. Ich habe deren mehrere gefangen, als man auf Heerden im platten Lande den Herbſt über zu bekommen pflegt, nachdem ich ihnen abgemerket, daß, ſo ſchlau ſie auf den Heerden ſich bezeigen, ſie deſto blinder in den Dohnen ſind, und ſich ganz nahe neben einander hängen. Nur darum werden ſie ſelten in Dohnen gefangen, weil ſie nicht leicht in die Tiefe kommen, wie die Zippe, Weindroſſel und Amſel, ſondern auf ihren Zug meiſtens nur Ebiſchbeerbäume beſuchen, und in der Höhe fort gehen; dahingegen ſich dieſelben durch Lockvögel gar leicht herunter ziehen laſſen. Wo man nun in der Nähe ein Hölzchen, auch nur Holzränder mit einem Baumgarten, hat, läſſet ſich im ganzen Herbſte bis in den ſpäten Winter, ſo lange man Ziemer gewahr wird, dieſer Fang gar leicht folgender Geſtalt anlegen, daß man an die Bäume und Büſche, auch wo dieſe nicht dick genug ſtehen, an leichte Stangen, die man in die Erde mit einſetzt, häufig eingebeerte Dohnen ſtellet, und einige Lockziemer, auch Weindroſſeln, als Lockvögel in Bauern, die man oben mit Reiſig vor dem Raubvogel und vor dem ärgſten Regen und Schnee zu verwahren hat, dazwiſchen hängt, wo ſich der Ziemer ganz blind fängt, und ſich einer neben den andern hängt, ſobald der gefangene nur ausgeflattert hat, und erſtickt iſt. Ja, ich habe oftmals bemerkt, wie ſie ſo treue Reiſegefährten ſind, die einander nicht gern verlaſſen, daß, wenn keine Flüge von etwa einem Mandel gekommen ſind, keiner fortgegangen iſt, ſondern alle ſich nach und nach in ein paar Tagen gefangen haben, und ſich durch die Lockvögel unterhalten laſſen. Dieſer Fang iſt demnach in den gebirgigen Orten, wo man ſie bisher zu ſchießen gewohnt war, mit beſſerm Erfolg zu treiben, wenn dieſe Ebiſchbeerbäume abgenommen, und, ſtatt deren, Dohnen mit Locke geſtellet werden. Wer aber zu ſeiner Luſt auch in dem platten Lande einen Ziemerheerd ſtellen will, der prüfe nur dabey genau folgende Umſtände: daß man eine Aue, wo ein Bach oder ein Fluß fließt, am liebſten dazu erwähle, die von halb Morgen und halb Mitternacht gegen halb Abend und halb Mittag zugeht. Die meiſten Ziemer, welche dieſen Striech auch nur in der Quere treffen, gehen darin fort. Man gewinnt dabey dieſes, daß man ſowohl die zeitigen Herbſtziemer, als auch die kurz vor Winters noch in Menge kommenden, zu ſehen bekommt,

welche letzteren die Heerde auf Höhen im platten Lande nicht treffen, weil dieſe ſpäte Ziemer in der Kälte den Schauer dieſer Auen am meiſten ſuchen. Ja ich habe erlebet, daß man manche Tage auf dieſen Heerden bloß darum wenig oder nichts gefangen hat, weil die angehakten Ziemer immer wieder von neuen Flügen mitgenommen wurden, ehe ſie zu den Fallen auf den Heerd kommen konnten. Dabey iſt jedoch von einem begierigen Vogelſteller noch dieſer Vortheil zu beobachten, daß er in dergleichen beſchriebener wohlgelegenen Aue zwey Heerde anlege, einen an der Morgenſeite, und den andern auf der Abendſeite des Gehölzes. Er wird wahrnehmen, daß der Vogel in dem ſpäten Herbſte und zu Anfange des Winters allezeit den Schauer ſucht, und ſeinen Flug ſo nimmt, daß der Wind übergeht. Kommt nämlich der Wind aus dem Morgen, ſo wird er ſelbige Tage auf der Abendſeite ſeinen Flug nehmen, und alſo auch auf der Morgenſeite am Rande weggehen bey kalter Weſt-Nord- oder Weſtſüdluft. Wahrſcheinlich mag daher das alte Sprichwort entſtanden ſeyn bey Gelegenheiten, wo man ſeiner Hoffnung gewiß zu werden ſucht: auf zwey Heerden ſtellen.

Es ließen ſich wohl noch ein und andere vortheilhafte Handgriffe anführen, wovon ich aber nur dieſes einzigen gedenken will, daß ich ein Beerenrohr auf Ziemerheerden jederzeit ſehr nützlich gebraucht habe. Weil aber, da daſſelbe nicht allen Vogelſtellern bekannt iſt, dieſer Ausdruck manchem undeutlich ſeyn möchte, ſo ſehe ich mich genöthigt, dieſes Beerenrohr und deſſen Gebrauch kürzlich zu beſchreiben. Ich pflege vorn in dem Strauche einen Läufer, nämlich einen Krammetsvogel, auf einem Raſentiſche aufzuläufern, der früh mit den übrigen Lockvögeln nicht zugleich gefüttert wird, ſondern hungern muß. Bey dieſem Raſentiſche wird eine Ruthe eingeſteckt, welche mit einem ſchwarz gewichſten leichten Faden unten in die Hütte des Vogelſtellers gezogen werden kann. An dieſer hängt ein Büſchel Eliſchbeeren. Sobald Vögel auf den Hackreiſern angefußet ſind, zieht man ſacht die Ruthe an dem Faden an, daß ſich dieſe nebſt den Beeren dem Raſentiſche ſo nähert, damit der Läufer die Beeren erreichen kann, welcher ſehr emſig frißt, und die übrigen dadurch veranlaſſet, deſto leichter einzugehen. Das rechte Tempo zu rucken wird aber gar leicht verſehen; denn man-

cher zieht zu, ehe die Vögel, welche fallen wollen, eingegangen ſind. Ein anderer wartet aus Habſucht zu lange, und will alle in den Strauch haben, welches aber bey einer Menge nicht zu erwarten iſt. Ein erfahrner Vogelſteller gibt darauf Achtung; ſo lange Ziemer eingehen, und keine wieder heraus fliegen, ſo lange hat er Geduld. Sobald ſie aber anfangen wechſelweiſe ein und aus zu fliegen, ſo iſt die Abreiſe nicht mehr weit entfernt, und man hat Zeit, daß man rucket. Man kann auf dieſen in den vorbeſchriebenen Auenheerden im Herbſte ſtellen, und Ziemer erwarten, ſo lange Weindroſſeln fliegen, wozu ſich keine Zeit feſtſezen läſſet, weil es auf die Witterung ankömmt. Nach dieſen wird allezeit ein Stilleſtand des Ziemerfluges, und man wird nur einzelne fangen, bis kurz vorher, ehe der Winter angeht, und einige Tage bey des Winters Anfange und Schnee, wo der Zug am ſtärkſten geht. Man habe Acht, ob nicht der Ziemer den Winter ſehr genau weiß. Wenn zuweilen ſehr wenig Winter wird, und meiſtens offentes Wetter bleibt, ſo wird dieſer ſpäte Vogel ganz ausbleiben, auch in den Wachholderbergen zu vermiſſen ſeyn, weil ſie ſich weiter zurück in nördlichen Gegenden bey gelinden Wintern zu nähren wiſſen.

Denjenigen Liebhabern zu Gefallen, welche mit Stellung des Großvogelheerdes noch nicht bekannt genug ſind, will ich hier nur noch einige Vortheile, die zu beobachten ſind, anmerken, daß man nämlich mit dem Rohrvogel die Ziemer gut nach dem Heerde bringen, dieſelben auch dergeſtalt damit vertreiben kann, daß ſie über den Heerd fliegen, und gar nicht, oder doch nur auf ganz kurze Zeit anfußen, ohne auf den Heerd zu fallen. Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Gebrauche der Glotter, ſie ſey von birkener Schale, oder eine meſſingene Vogelpfeife. Was den Rohrvogel betrifft, ſo iſt die Rede von einem weitem Rohre ſeitwärts auſſer dem Heerde, da man auf dem Großvogelherde keinen Rohrvogel, oder ſo genanntes Keprohr, wie auf dem Finkenheerde zu führen pflegt. So lange der ankommende Vogel von weitem geſehen wird, wo nämlich die Heerde frey vor dem Holze im Anfluge liegen, ſo thut man wohl, den Rohrvogel einige Mal zu ziehen, und zugleich zu pfeifen, wie die ſo genannten Pfeif- oder Weindroſſeln, in deren Geſellſchaft die Ziemer vielmahls fliegen. Sobald ſie aber auf die hohen Hackreiſer anfußen wollen, und kurz vorher, darf der Rohrvogel

nicht

nicht mehr gezogen, noch die Glotter gebraucht werden, ſondern nunmehr muß der Läufer bey dem Beerenrohre ſeine oben beſchriebene Dienſte thun, die angehakten Ziemer zu den Fallen in den Strauch zu bringen.“

In was für einer erſtaunenden Menge die Krammetsvögel im Herbſte an manchen Orten gefangen werden, kann man aus folgendem zuverläſſigen Beyſpiele erſehen. Im Herbſte 1746, wurden in Danzig nur allein 30,000 Paar Krammetsvögel beym Zoll angegeben, und wohl eben ſo viele ſind auſſer der Stadt in den Gärten und auf den Landgütern um Danzig verſpeiſet worden (*).

Bey warmer Herbſtwitterung iſt der Krammetsvogelfang ſchlecht; denn der Vogel ſucht alsdann ſein Geäß mehr in der warmen und offenen Erde, als auf Bäumen, Sträuchern, und in den Dohnen. Auch iſt der Fang alsdann ſchlecht, wenn die Eberäſchenbäume ſo voll tragen, daß die Beeren bey zu großer Menge der Bäume nicht abgenommen werden können. Denn wenn der Vogel mehr Beeren auf den Bäumen, als in den Dohnen, findet, fällt er wenig oder gar nicht ein.

Seit einigen Jahren klagt man in der Gegend von Kotbus, wie faſt überall in Deutſchland, über den ſchlechten Fang der Krammetsvögel. Einige ſuchen den Grund beſonders mit darin, daß ſie jezt mehr, wie jemals, in Polen und Rußland als Delicateſſe gegeſſen werden, welches ſich vielleicht auch dadurch beſtätigen läſſet, daß aus einem Dorfe bey Lübben in der Lauſitz allein jährlich viele junge Bauern nach Polen, ja ſelbſt nach Rußland, zur Zeit des Vogelzuges gehen, um dort Vögel zu ſtellen, von woher ſie öfters, nach Abzug der Reiſekoſten, noch 40 Rthlr. Verdienſt zurück bringen (**).

 Im

(*) Müller's Naturſ. II. 529.
(**) Phyſ. ökon. Zeitung, a. d. J. 1785, 2 B. S. 631.

Im 6 St. der phyſikal. Zeitung, verſichert ein Schreiben aus Quedlinburg, v. Dec. 1783, daß in der lezten Krammetsvogelzeit zwar etwas mehr Vögel gefangen worden ſeyn, als in den vorhergehenden Jahren, aber nicht der vierte Theil von dem, was man noch vor 15 bis 20 Jahren gefangen hat. Der Verf. des Briefes vermuthet, die Vögel möchten ihren Zug verändert haben. In andern Gegenden, namentlich in der Neumark, klagt man über die Abnahme des Krammetsvögel Fanges eben ſo ſehr, als in Quedlinburg, aber man gibt dort eine andere Urſache davon an. Die Ruſſen, ſagt man, haben im ſiebenjährigen Kriege die Dohnen kennen lernen, und dieſe Art den Krammetsvögeln nachzuſtellen, iſt nach und nach ſehr gewöhnlich in Rußland geworden. Auch in Polen ſoll man ſie jezt häufiger damit fangen. Wenn dies ſeine Richtigkeit hat, ſo iſt der verminderte Fang kein Wunder; denn da dieſe Vögel von Morgen gegen Abend zu ziehen pflegen, ſo werden die Heere freylich immer minder zahlreich, je weiter ſie nach Abend kommen. Im J. 1783 war der Fang in der Neumark zahlreicher, als er ſeit vielen Jahren geweſen iſt, da man ſich hingegen kaum eines Jahres erinnern kann, wo er ſo mager ausgefallen wäre, als im J. 1784, ſo vortheilhaft auch der Morgen- und Abendnebel dem Fange zu ſeyn ſchien. Dieſes Jahr werden nun ſchon einmal die Ruſſen und Polen die Schuld tragen müſſen. Aber beweiſet nicht das vorige (1783) Jahr ihre völlige Unſchuld? Ich ſollte nicht denken. Ein Jahr iſt dem andern nicht gleich; das eine iſt immer ergiebiger an dieſem oder jenem Bedürfniſſe unſers Genuſſes, als das andere. Vielleicht war das 1783ſte Jahr ein ſo gutes Krammetsvogeljahr, daß, ungeachtet des Wegfangens in Rußland und Polen, noch immer genug übrig blieben, um in zahlreichen Heeren bey uns anzulangen. Ein ſolches Krammetsvogeljahr war auch 1760, da die Ruſſen eben hier in der Mark waren. Als ſie in dem

Herb-

Herbſte dieſes Jahres die Papiermühle in Hegermühle, $\frac{3}{4}$ Meilen von Neuſtadteberswalde, in Brand geſteckt hatten, fanden einige Tauſend Krammetsvögel ihren Tod in der Flamme, indem ſie dem hellen Scheine zuflogen, und von der Lohe des Feuers ergriffen wurden. Das darauf folgende 1761ſte Jahr, wo die Ruſſen ſo gar die Winterquartiere in der Neumark und in Pommern nahmen, war ein ſehr mageres Jahr. Dies waren die beyden Jahre, in welchen die Ruſſen den Fang könnten gelernt haben; denn 1759 hatten ſie nicht rechte Zeit dazu.

Daß, dieſe Vögel nicht alle Jahr einerley Zug nehmen, kann indeſſen ebenfalls ſeine Richtigkeit haben. Von Oſten nach Weſten ziehen ſie zwar immer, aber deshalb nicht ſchlechterdings in gerader Linie. Ueber Berlin können Krammetsvögel paſſiren, die in Ungarn ausgebrütet ſind, und über Regensburg, die aus Kamtſchatka ausgewandert waren. Vielleicht können ſich auch die Auswanderer nördlicher und ſüdlicher Gegenden in Deutſchland kreuzen.

Man muß indeſſen auch nicht alle Schuld des verminderten Fanges auf die Polen und Ruſſen ſchieben. Man muß auch das mit in Rechnung bringen, daß die Krammetsvogeleſſer zunehmen, und daß auf den Tiſch manches Handwerksmannes, ſelbſt in kleinen Städten Krammetsvögel kommen, deſſen Vorfahr ſich gewiß nicht würde bezähmt haben, ein ſo theures Gericht auf ſeinen Tiſch zu bringen, ſo wie viele Handwerksleute jezt Schnepfen eſſen, deren Vorfahren dergleichen Geſchöpfe, ihres langen Schnabels wegen, gewiß als Raubvögel würden an den Thorweg genagelt haben.
No. 287 des berl. Int. Bl. v. J. 1784, S. 2297, f.

Fette Krammetsvögel, ſind bey dem Weidmanne die Anzeige eines bevorſtehenden kalten Winters.

Als eine Nachahmung der oben erwähnten Vogelhäuſer der Römer, kann man des Hrn. v. Eckhart

Erfindung, die mancherley Arten von Krammetsvögeln einzuſtallen und zu mäſten, anſehen. Nach ſeiner Anweiſung, werden, in der Fangzeit, einige hundert Stück in eine recht große, lange, und vor Katzen, Mäuſe und Ratzen wohl verwahrte Kammer, die mit Tannenzweigen an den Wänden bekleidet iſt, geworfen, auf den Fußboden öfters grober Kiesſand geſtreuet, auch zuweilen der mittlere Platz rein gekehrt. Dieſen Vögeln wird alle Morgen, Mittag und Abend, in etlichen hölzernen Trögen roher Weizen und Rockenkleyen (*) unter einander mit Waſſer eingerührt, und in ganz flachen irdenen Geſchirren friſches Waſſer zum Saufen vorgeſetzt. Wenn nun mit der Zeit die Krammetsvögel rar geworden ſind, wird ein Dutzend nach dem andern in hölzerne Käfiche, die 1 F. ins Gevierte groß, und, damit ſie ſich nicht die Köpfe zerſtoßen, oben mit Leinwand benagelt ſind, geſtellet. Alsdann wird dieſen Vögeln 10 Tage nach einander, alle Morgen, Mittag und Abend, in ſüßer Sahne gekochte Hirſe, worunter etwas Zucker geſtreuet iſt, und ein Löffel voll friſche Milch zum Saufen daneben geſtellet. Nach dem 11ten Tage ſetzt man ihnen noch 2 Tage, und zwar jeden Tag abermal 3 Mal, aufgetrocknete Eberäſchen- und Wachholderbeeren, welche einen Tag zuvor in warmen Waſſer eingeweicht ſind, vor. Von dieſem lezten Futter bekommen ſie einen wilden Krammetsvogelgeſchmack. Nunmehr aber dürfen ſie keinen Tag länger ſitzen, weil ſie ſonſt im Fett erſticken würden, ſondern es wird ihnen, ſogleich am folgenden Morgen, wie Hühnern, der Hals abgeſchnitten.

Das neue allgemeine Harzmagazin rc. 5 St. (Blankenb. 1768. 8.) S. 318, fgg.

Die Krammetsvögel werden überall als eine Leckerſpeiſe gehalten. Im Herbſte, auf ihrem Striche, haben

(*) Geſchrotener Weizen iſt beſſer, weil die beißigſten Vögel gern die Körner herausſuchen, und die Kleyen den furchtſamſten zurück laſſen.

ben ſie den beſten Geſchmack, weil ſie ſich dann von Wachholdereberäſchen- und Weinbeeren, und andern Baum- und Staudenfrüchten, nähren. Wenn einige Arten derſelben bey uns im Sommer geſchoſſen werden, ſchmecken ſie nicht ſo gut, weil ſie ſich alsdann nur allein von Inſecten und Gewürmen erhalten müſſen. Noch mehrere aber werden zu Ende des Febr. oder im Anfange des März, gefangen und geſchoſſen, als im Sommer. Aber auch im Frühlinge, wenn ſie zu uns her ſtreichen und weiter ziehen, iſt ihr Geſchmack nur ſchlecht. Wo Elſenbrüche ſind, leſen ſie den ausgefallenen Ellernſamen auf, um ſich damit zu nähren; hiervon bekommen ſie einen unerträglich bittern Geſchmack, der ihr Wildbret der Zunge ganz unkenntlich macht.

Das Fleiſch dieſer Vögel iſt leichtverdaulich und geſund, und das zarteſte untrr allen Droſſelarten. Man muß aber den Magen nicht mit eſſen, weil in demſelben noch zuweilen Bilſenkrautſame verborgen liegt, welchen dieſe Vögel ohne Nachtheil freſſen, der aber dem Menſchen ſchädlich iſt. Wenn ſie Kreuzbeeren (die Beeren des Rhamnus catharticus) gefreſſen haben, purgiren ſie darnach, und die Menſchen, welche ſolcher Vögel Fleiſch genießen, purgiren ebenfalls.

Schon die Alten rühmten die Güte des Fleiſches ſehr. Horaz, Lib. I. Epiſt. I. ſagt:

Cum ſit obeſo nil melius Turdo.

So iſt auch des Martialis Lob bekannt, welcher alſo urtheilt:

Inter Aves Turdus, ſi quis me iudice certet,
Inter quadrupedes gloria prima Lepus,

Und kurz vorher preiſet er eine Krone aus Ziemern alſo:

Texta roſis fortaſſe tibi, vel diuite nardo;
At mihi de Turdis facta corona placet,

Sa-

Galenus, in ſeinem Buche de ſuccis, rechnet die Ziemer mit unter die geſunden Speiſen, welche weder zu dünnes noch zu dickes Blut machen. *Eobanus Heſſus* iſt der Meinung, daß die Ziemer zwar im Herbſte am fetteſten, im Winter aber am geſundeſten ſeyn. Sein Epigramma davon lautet alſo:

Inter aues Turdus, qui dixit, gloria prima eſt,
  Quercubus Epiri verior ille fuit.
Gratior autumni praepinguis copia reddit:
  Tunc humiles colles, & loca plana colunt.
Plus tamen hanc commendat hyems aeſtate volucrem;
  Tunc loca iuniperis namque referta colunt.

PETRI ANDR. MATTHIOLI epiſtola, qua diſputatur, an Turdi ſalubre praebeant alimentum, ſt. in Deſſen *Epiſtolar. medicinar.* (Pragae. 1651, f.) Lib. I. p. 55. f.

Die Krammetsvögel werden entweder in Ragout zubereitet, oder mit Weinbeeren geſchmort, oder gebraten.

Krammets Vögel in Ragout. Nachdem die Vögel ausgenommen worden ſind, werden ihnen die Beine zierlich einwärts gebogen. Sodann werden die Vögel in eine Caſſerole gethan, und zwar mit geſchmolzenem Speck, und ein wenig Mehl, damit die Soße dicklich werde. Hernach thut man ein Glas Wein, und ein Bündchen feine Kräuter dazu, würzet es mit Salz, Pfeffer und Muskatennuß, läſſet alles gelinde aufkochen, und richtet es warm an.

Krammetsvögel mit Weinbeeren geſchmort. Die Vögel werden, nachdem ſie, wie zum Braten, gehörig rein gemacht, und die Beine davon geſchnitten worden ſind, geſenget, abgewaſchen und ausgenommen. Von dem Eingeweide nimmt man die Leber und Därme, und hackt ſie mit gutem Speck ganz fein, nimmt dazu etwas Zwiebeln, Citronſchale, geſtoßene Wachholderbeeren, etliche rohe Eyer und geriebene Semmel, belegt mit dieſer Farße den Boden der Schüſſel, worauf die Vögel kommen ſollen, einen Finger dick, und rangirt ſodann die mit eben dieſer Farße vorher gefüllten Vö-

gel

gel ordentlich darauf; thut hernach mit Zucker und etwas geſtoßenen Zwieback vermengte, reife Weinbeeren ganz dick darauf, legt auch hin und wieder etwas Butter darauf, und läſſet es alſo in einer Tortenpfanne eine gute Stunde ſchmoren.

Krammetsvögel gebraten. Hierzu wird ihnen das Eingeweide nicht ausgenommen. Man bratet ſie entweder am Spieße, oder auch nur auf dem Roſte über Kohlen. Man hat hiezu eigene ſilberne Spießchen, die aber auch nur von Holz ſeyn können, und an dem großen Bratſpieße befeſtiget werden, um alſo, vermittelſt des Bratenwenders umgedrehet zu werden. Man muß ſie fleißig mit Butter begießen, auch während dem Braten mit geſtoßenen Wachholderbeeren überſtreuen.

Um die Krammetsvögel (oder Lerchen) auch im Winter gebrauchen zu können, werden ſie, wie gewöhnlich ſauber geputzt, und das Eingeweide heraus genommen, und an deſſen Statt Wachholderbeeren und etwas geſalzener Speck hinein geſteckt. Die Vögel müſſen aber recht friſch, und erſt gefangen worden ſeyn. Alsdann kann man ſie braten, aber nur ſo viel, daß ſie recht durchaus heiß werden; auch, wie gewöhnlich, ſalzen, wieder kalt werden laſſen, und in ein ſteinernes Geſchirr, oder eichenes Fäßchen legen, auf den Boden aber Salz und Wachholderbeeren, auch etwas von den Beeren zwiſchen die Vögel ſtreuen; hierauf Butter zergehen, die größte Hitze davon gehen laſſen, ſie auf die Vögel gießen, aber wohl zudecken. Wenn man ſie wohl in Acht nimmt, bleiben ſie lange Zeit gut. An ſtatt der Butter pflegen Einige auch die Vögel mit Salz zu beſtreuen, auch wohl Wein darauf zu gießen, und ſie mit Steinen zu beſchweren.

Die Federn des Krammetsvogels ſind gut zum Ausſtopfen der Muffen und weichen Küſſen zu gebrauchen.

Krammetsvogel=grau, Fr. gris tourdille, eine Art der Vermiſchung des grauen Haares der Pferde; ſ. unter Pferd.

Krampe, Kramme, ein Wort, in welchem ſich der Begriff der Krümme mit dem Begriffe des Haltens vereinigt, eine beſondere Art von Haken zu bezeichnen.

1. Ein zuſammen gebogenes Eiſen mit zwey Spitzen, welche leztere in das Holz geſchlagen werden, einen Riegel in der gebliebenen Oeffnung aufzunehmen, oder eine Klampe darüber zu legen, wird im gem. Leben eine Krampe, im Oberd. aber auch ein Kloben, genannt.

Auch der Schließhaken an einer Thüre, das mit einem Einſchnitte verſehene Eiſen, worein die Klinke fällt, führt an einigen Orten dieſen Namen.

Siehe auch Klammer, im XXXIX. Th. S. 338.

2. Die Clauſuren oder das Geſperre an den Büchern, ſie beſtehen nun aus Haken, oder aus metallenen kleinen Platten mit runden Löchern, führen im g. L. den Namen der Krampen.

3. Bey den Nadlern, iſt die Krampe ein Kloz mit einer Krampe oder einem halben Ringe am Ende, den Draht zu den Nadelknöpfen dadurch auf die Knopfſpindel zu ſpinnen; Fr. Porte.

4. In den niederdeutſchen Marſchländern, werden die hölzernen Pflöcke mit Haken, womit das Stroh an den Deichen befeſtigt wird, Krampen genannt, wo auch das Zeitwort krampen, das Stroh auf ſolche Art befeſtigen, bedeutet.

Im Niederſ. und Holländ. gleichfalls Krampe, im Engl. Cramp-iron, im Franz. Crampe und Crampon, im Ital. Sgramffo, im Schwed. Krampe, welche zum Theil auch eine Klammer bedeuten. Es gehört mit den folgenden Krämpe und Krampf, zu dem Worte krumm, und bezeichnet eigentlich ein krummes Ding.

Krämpe, der in die Höhe gebogene Theil eines Dinges, beſonders des Hutes, der an drey, zwey, oder nur einer Seite, nach dem die Mode es mit ſich bringt, auf-

aufgeſchlagen wird; ſ. Th. XXVII, S. 152; auſſer welchem Falle es im hochdeutſchen nicht leicht mehr gebraucht wird. Die Krämpe des Huts niederlaſſen, den Hut niederkrämpen, im Gegenſatze des Aufkrämpens.

In Niederſ. Krämpe, welches aber auch von dem Aufſchlage eines Kleides gebraucht wird. Es ſtammet mit dem vorigen Worte gleichfalls von krumm und krümmen her.

Siehe auch Krämpen.

Krämpel, (die) ein Wort, mit welchem in weiterm Verſtande alle Kardetſchen oder Wollkämme der Wollarbeiter (ſ. Th. XXXIII, S. 157. f.) belegt werden; der Krämpel-Kamm, Fr. Drouſſette. Die nach einem länglichen Viereck zugeſchnittenen Stücke Leder, womit die Laden (Geſtelle) der Krämpeln und Kardetſchen überzogen werden, heißen die Blätter einer Krämpel, Fr. Feuillets. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung führen nur die groben Reiß- oder Brechkämme der Tuchmacher, und noch häufiger die darauf folgenden Kratzen oder Kratzkämme dieſen Namen; zum Unterſchiede von den Schrobeln oder Streichen, von den eigentlichen Kardetſchen, und von den noch feinern Knie-Streichen. Alle dieſe Arten ſind nur in der Feinheit und engen Stellung der Häkchen verſchieden.

Von den Krämpeln der Wollarbeiter, ſ. im Art. Woll-Kämmen.

Von den Krämpeln der Baumwoll Arbeiter, ſ. Th. XXXVI, S. 16.

Von den Krämpeln der Hutmacher, ſ. Th. XXVII, S. 80, fgg.

Daher krämpeln, mit der Krämpel bearbeiten oder reinigen, Gekrämpelte Wolle, Wolle, Pferdehaare krämpeln.

Es ſcheint, daß Krämpel, Grempel und Grempe ehedem einen Kamm überhaupt bedeutet habe, und in dieſer Vorausſezung leitet es auch Friſch mit dem Ital. Gramola, eine Flachsriffel, von dem Lat. carmen, carmi-

vare, her. Wäre dieſes Wort nur den Wollkämmern eigen, ſo würde es vermuthlich zu den beyden vorigen Wörtern gehören, indem die Wollkrämpeln aus lauter krummen Häkchen beſtehen. Im mittlern Lat. iſt gramulare, gramolare, gramalare, hecheln, und in weiterer Bedeutung auch auf andere Art reinigen, indem in den placentiniſchen Statuten der Paſtae, ſive maſſae gramolatae gedacht wird.

Krämpel-Bank, die Bank, worauf die Krämpeln der Wollkämmer befeſtigt ſind. Siehe Woll-Kämmen.

Krämpel-Bret, das mit einer Haut oder mit Leder überzogene Brettchen, worein die Zähne der Krämpeln der Reiß- oder Brechkämme, der Kratzkämme, der Schrobeln oder Streichen, der Kardetſchen, der Knieſtreichen, u. ſ. w. eingefügt ſind, mit Inbegriff des an ihrem Hintertheile befindlichen Griffes; Fr. Fût.

Krämpel-Garn, ſ. unter Faden, im XII Th. S. 24.

Krämpel-Kamm, ſiehe Krämpel.

Krämpel-Raſch, ſiehe Raſch.

KrämpelSarſche; ſiehe Sarſche.

Krämpeln, ſiehe oben, S. 785.

Krämpen. 1. Biegen, doch nur von den Hutkrämpen, und in den Zuſammenſetzungen aufkrämpen und niederkrämpen. Siehe Krämpe.

2. Das Tuch krämpen, bey den Schneidern; ſiehe Krimpen.

Krampf, L. Spasmus, eine ſchnelle und unwillkürliche Zuſammenziehung eines oder mehrerer Muskeln in dem Körper der Menſchen und Thiere. Den Krampf bekommen. Mit Krämpfen behaftet, den Krämpfen ausgeſetzt ſeyn. Wenn zwey einander entgegen wirkende Muskeln von dem Krampfe befallen werden, ſo entſtehen daraus Verzuckungen, oder Convulſionen. Die Krämpfe bekommen bey den Aerzten, nach Maßgebung des Ortes, wo ſie ſich äuſſern, der Stärke u. ſ. f. beſondere Namen. So wird der Krampf in den Fleiſchfaſern der Gedärme, die Kolik genannt.

Hunds-

Hunds-Krampf, wenn das Geſicht ſammt den Lippen, auf die eine Seite gebogen ſteif ſteht; ſiehe unter **Mund**.

Kinnbacken-Krampf, eine krämpfige Zuſammenziehung des Mundes, wobey der untere Kinnbacken mit Gewalt gegen den obern gezogen wird, ſo, daß der Mund nicht anders als mit Gewalt geöffnet werden kann, ſ. Th. XXXVIII, S. 14.

Magen-Krampf, Cardialgie: ſ. in **M**.

Daher krämpfig, ſpasmodiſch, krämpfe habend, mit Krämpfen behaftet. Sehr krämpfig ſeyn.

Im Niederſ. **Kramm**, **Krämp** und **Ramm**, im Engl. Cramp, im Franz. Crampe, im Ital. Granfo, im mittlern Lat. Crampa, im Dän. **Krampe**, im Schwed. Krampa. Ohne Zweifel von **krimpen** und **krümmen**, weil jeder Krampf mit einer Zuſammenziehung und oft mit einer Krümmung der damit befallenen Glieder begleitet iſt.

In weiterer Bedeutung würde es ehedem von heftigen Schmerzen, beſonders des Gemüthes, gebraucht. Daher der **Bergkrampf**, ein größtentheils veraltetes Wort, welches nur noch in einigen Kalendern angetroffen wird. In der römiſchen Kirche wurde der Freytag vor dem Palmſonntage, an welchem man daſelbſt das Gedächtniß des Mitleidens der Jungfrau Maria, als ſie Chriſtum auf dem Berge Golgotha leiden ſahe, **Mariä Bergkrampf**, **Mariä Ohnmachtsfeyer**, genannt. Jetzt nennt man dieſen Tag in der römiſchen Kirche gemeiniglich den **Tag der ſieben Schmerzen Mariä**; ſiehe **Marien-Tage**.

Im Schwed. iſt Krämpa, eine jede Krankheit, im Niederſächſ. aber **Rampe**, Elend, Noth, Herzeleid, in welchem Worte nur der zufällige Gaumenlaut fehlt. Siehe **Krimmen** und **Krimpen**.

Gewaltſame und unwillkürliche Zuſammenziehungen der Muskeln an einem oder mehrern Theilen des Körpers, machen den weſentlichen Character der **Krämpfe** und **krampfhaften Krankheiten** aus. Dieſe Zuſammenziehungen dauern entweder lange, oder laſſen einen Augenblick nach, um mit deſto größerer Gewalt wie-

wieder zu kommen. In dem letztern Falle bewegt ſich der leidende Theil unwillkürlich, bald geſchwinder, bald langſamer. Dieſe Verſchiedenheiten machen den Unterſchied unter krampfhaften Krankheiten mit beſtändiger Steifigkeit und krampfhaften Krankheiten mit unwillkürlicher Zuſammenziehung und Erſchlaffung der Muskeln, die man convulſiviſche Krankheiten nennt.

Man kann die Krämpfe in allgemeine des ganzen Körpers, und in beſondere gewiſſer Theile, imgleichem in heilſame und ſchädliche, eintheilen. Ein allgemeiner Krampf betrifft alle Gefäße, beſonders das Herz und die Pulsadern, imgleichen das Nervenſyſtem; die krampfhafte Zuſammenziehung deſſelben macht ihre Bewegung, und folglich den Kreislauf der Säfte heftiger; und ſolcher Geſtalt entſtehen die Fieber, deren Hauptkennzeichen daher die Geſchwindigkeit des Pulſes iſt. Andre Krämpfe nehmen nur einen gewiſſen Theil des Körpers ein, deſſen Gefäße dadurch zuſammen gezogen werden, ſo, daß das Blut in denſelben nicht frey circuliren kann, und folglich in größerer Menge nach andern getrieben werden muß. Beſonders ſind die krämpfigen Zufälle den nervigen und häutigen Theilen gefährlich, dergleichen der Magen und ganze Darmcanal iſt, deren Krampf der Urſprung der Hypochondrie und Hiſterik iſt. Bey Blutflüſſen, Congeſtionen des Blutes nach gewiſſen Theilen, und Unordnungen in der Circulation, bey Beängſtigung und bey Verſtopfungen natürlicher Excretionen, ſind auch Krämpfe mit in Spiel. Ein Krampf der Hirnhäute verurſachet die Epilepſie oder allgemeine Convulſionen, und alle convulſiviſche Bewegungen der Häute und Nerven nehmen von dem Rückenmarke ihren Urſprung.

Heilſam iſt ein Krampf, wenn er die Urſache einer Krankheit zu heben vermögend iſt, indem er entweder verſtopfte Gefäße eröffnet, den Säften eine vorhandene Schärfe benimmt, und die Ausführung der Materie, welche die Krankheit verurſachte, befördert,

Schäd-

Schädlich hingegen iſt er, wenn er die Haut und alle abführende Gefäße betrifft, die Ausleerung der Krankheitsmaterie verhindert, und dieſelbe, ſich auf die edlern Werkzeuge zu werfen, nöthigt.

Die Urſache der Krämpfe iſt ein Reiz, der entweder in Fehlern der Säfte, es ſey in Anſehung der Beſchaffenheit oder der Quantität, oder aber in fremden Materien, beſtehen kann. Alles was das Gehirn, das verlängerte Mark, oder das Rückenmark, oder die Nerven reize, Wunden dieſer Theile von ſpitzigen, ſchneidenden, ſtumpfen Werkzeugen, und die Wirkung ſcharfer, giftiger oder ätzender Mittel auf Theile des Körpers, die viele Nerven haben, veranlaſſen dieſe Krankheiten. Alle dieſe Dinge reizen nämlich die Nerven durch ſtarke Zuſammenziehung der Muskeln, die Entfernung dieſes Reizes von den Nerven zu verſuchen, oder den Reiz zu mäßigen, oder an eine andere Stelle zu bringen. Daher wird es wahrſcheinlich, daß die Natur in die Nerven dieſer leidenden und wirkenden Muskeln eine größere Menge Nervenſaft ſtröhmen läſſet. Die Liebhaber der Syſteme und Hypotheſen nehmen an, daß in den krampfhaften Krankheiten mit Steifigkeit, eine viel größere Menge Nervenvenſaft durch die Nerven laufe, doch aber ganz gleich ſich bewege, in convulſiviſchen Krankheiten hingegen ſich ungleich und unordentlich bewege. Auch ſtarke Erſchütterungen, Furcht, Zorn, unbändige Geilheit, können Krämpfe oder Convulſionen zuwege bringen.

Selten entſtehen Krämpfe von allzu dickem Blute, hingegen ſind ſie die Urſache vieler Krankheiten. Sie unterbrechen die freye Circulation des Blutes, vermindern die natürliche Ausdunſtung des Körpers, ſtopfen heilſame Blutflüſſe, machen den Leib verſtopft, bringen die Gedärme in eine verkehrte Bewegung, verurſachen Harndrang, Auszehrung, Durſt, einen convulſiviſchen Puls, Speichelfluß, Engbrüſtigkeit, Spannungen der Sennen; eine Zuſammenſchnürung des Hal-

ſes, Verwirrung im Kopfe, ſchweres Athemholen, Beängſtigung, allerley Schmerzen, und periodiſche Anwandlungen von Fieber. Alle Sinne werden dadurch benachtheiligt, alle Säfte verderbt, die ordentlichen Excretionen gehemmt. Die Krämpfe machen den Urin wäſſerig, und ſind bey Entzündungen, Hauptkrankheiten, Catarrhen, Durchfällen und Ausſchlägen, vorhanden, und laſſen jederzeit in dem Theile, in welchem ſie ſich geäuſſert haben, eine Schwäche (Atonie) nach.

Die Cur der krampfhaften Zufälle iſt in denjenigen Artikeln, welche von den dadurch verurſachten Krankheiten handeln, zu ſuchen. Uiberhaupt aber kann man die mit Krampf oder Stechen behafteten Theile, durch bloßes Reiben, welches die zähen Säfte zertheilt und die Schärfe zerſtreuet, zu befreyen ſuchen. Oder, man kann ſolche Gliedmaßen mit Weingeiſt, Lavendelſpiritus, oder ungariſchem Waſſer, benetzen.

In convulſiviſchen Bewegungen, oder feſt ſitzenden Krämpfen, kann oft, wenn ſie nicht zu heftig ſind, ein gelindes Opiat, eine Stunde vor Herannahung des Anfalles gegeben, wenn man ſie errathen kann, denſelben ganz verhüten. In ſchlimmern Fällen hingegen muß erſt ein Aderlaß vorher gehen, und alsdann kann man reichlich und öfters Opiate geben. Auſſer dieſem Mittel, welches unter allen andern das wirkſamſte iſt, ſchaffen folgende, in verſchiedenen Graden und bey verſchiedenen Gelegenheiten, erwünſchten Nutzen; nämlich: Campher, Bibergeil, Biſam, ſtinkende Gummi, Aether, flüchtige alkaliſche Spiritus, u. ſ. w. Hiezu kann man noch rechnen: warme Bäder, Halbbäder, Fußbäder, erweichende Klyſtiere, und warme Bähungen. Zuweilen werden die Krämpfe in einem Theile durch ſchmerzhafte äuſſerliche Mittel, als: Blaſenpflaſter, ſcharfe Breyumſchläge, und Reibungen an einem andern Theile, gehoben. Auch

Durch

Furcht und Schrecken, wenn ſie vorſichtig erreget werden, ſind oft von erwünſchteſten Erfolge. Binden, die man feſt um den leidenden Theil legt, und eine Zeitlang ſitzen läſſet, verſchaffen oft Linderung. Hat man die beſondere Urſache entdeckt, und giebt man auf die beſondere Diſpoſition des Kranken Acht, ſo kann man dieſes mit zu Hülfe nehmen, um zu beſtimmen, was für ein Mittel von dieſen am beſten helfen werde.

Der eigentlich ſo genannte Krampf in den Beinen und Waden, dem man im Schlafe bekommt, und dem auch ſchwangere Perſonen ausgeſetzt ſind, und der ſo ſchmerzhaft und beſchwerlich iſt, wird dadurch curirt, daß man den hart gewordenen Muskel ſo lange mit warmen Baumöhle reibe, bis er wieder weich wird, und alsdann ein warmes Küſſen um den Fuß ſchlage, oder das Bein in einer ziemlich feſt geſchnürten Binde trage. Mit dieſer Binde umgeben, muß man die Beine öfters in kaltem Eiſen= oder Schmiedewaſſer baden, um ſie zu ſtärken. In hartnäckigen Fällen kann man auch trockne Schröpfköpfe an die Waden ſetzen, oder die Elektricität und geſchwefeltes Salzwaſſer gebrauchen. Man kann dem Krampfe dadurch vorbeugen, wenn man, ehe man zu Bette geht, eine Binde um die Füße wickelt.

Bey Thieren, inſonderheit bey dem Rindviehe, bey Pferden und Schafen, ſind allgemeine Krämpfe und Convulſionen immer gefährlich, vorzüglich aber alle Convulſionen, die über 6 Stunden anhalten. Wenn aber Krämpfe oder Convulſionen nur einen Theil des Körpers befallen, wenn das Thier noch dabey die Stimme ſeines Herrn kennt, wenn es ſich von einer Stelle nach der andern bewegen, auch noch verdauen kann, ſo ſind beyde Arten von Krankheiten nicht gefährlich. Wenn hingegen das Thier ſich niederwirft und heftig arbeitet, auf die Stimme ſeines Herrn nicht achtet, und wenn alle thieriſche Verrichtungen, die Lebens=

verrichtungen ausgenommen, aufhören, ſo läſſet ſich kein glücklicher Ausgang der Krankheit erwarten. Die Krämpfe und Convulſionen, die vom Ueberfluß des Blutes, oder von zu vieler Nahrung, herrühren, ſind weniger gefährlich, als die, welche von Mangel der Säfte in den Gefäßen entſtehen. Wenn durch den Gebrauch eines Purgiermittels Convulſionen veranlaſſet werden, ſo verſchwinden dieſe oft, ſobald das Purgiermittel ſtark zu wirken anfängt; erfolgt dieſe Wirkung aber nicht, und das Purgiermittel kommt nicht aus dem Darmcanale wieder heraus, ſo werden die Convulſionen tödtlich. Wenn man einem Thiere mit Gewalt einen Trank durch ein Horn einflößt, und hievon einige Tropfen auf die Luftröhre fallen, ſo entſtehen Convulſionen, welche gar bald tödtlich werden, wenn nicht dieſes Flüſſige in die Luftröhre oder deren Aeſte herab fließt. Je kürzer das Flankenſchlagen geſchieht, je ſtärker die Bauchmuskeln geſpannt, je dunkler die Augen ſind, und je heftiger ſie zucken, je feſter die Kinnladen zuſammen geklemmt, und je ſteifer und in zitternder Bewegung die Füße ſind, je ſtraffer der Rückgrath und Hals geſpannt ſind, deſto näher iſt die Todesgefahr in dieſen Krankheiten.

Dieſe große Gefahr, worin ein ſolches von Krämpfen und Zuckungen befallenes Thier ſich befindet, hat die Viehärzte bewogen, allerley Mittel zu wählen, wovon ſie nur irgend ſchleunige und ſichere Hülfe hoffen konnten; daher iſt es kein Wunder, daß ſie zuerſt Aderläſſe und Purgiermittel wählten, wenn gleich Aderläſſe nur bey vollblütigen, und mit Entzündungen entweder wirklich bedroheten, oder ſchon befallenen Thieren anwendbar ſind; denn man hat bemerkt, daß der Aderlaß die Krämpfe und Zuckungen vermehrt, ungeachtet die Theoretiker behaupten, daß der Aderlaß die Nervenfaſern, folglich auch die Muskelfaſern, erſchlaffe.

Noch

Noch ſchädlicher, als der Aderlaß, ſind Purgiermittel; ſie reitzen den Magen bey wiederkäuenden Thieren, den Theil des Zwölffingerdarmes an Magen bey Pferden, und die Gedärme, und vermehren die convulſiviſchen Bewegungen; und während ihrem Gebrauche ſtirbt das Thier unter Zuckungen. Selbſt dann, wenn die Urſache der Krämpfe im Magen und Gedärme liegt, muß man doch keine ſcharfe Purgiermittel, ſondern bloß Manna, in Molken oder in einem ſchleimigen Decocte aufgelöſet, als das einzige nicht gefährliche Purgiermittel, geben. Dagegen ſind ſchleimige Clyſtire, worin Manna aufgelöſet worden, oder wozu eine kleine Portion von einem Aufguſſe auf Sennesblätter gemiſcht worden iſt, heilſamer, denn ſie mindern den Reiz der in den Gedärmen enthaltenen Krankheitsmaterie, und befördern zugleich den Abgang derſelben aus dem Darmcanale.

Schweißtreibende Mittel nutzen in Krämpfen und Convulſionen eben ſo wenig, als Purgiermittel; ſie vermehren den Umlauf des Blutes zu ſehr, folglich auch die Hitze des Körpers und die Zuſammenziehung der Muskeln, und müſſen alſo auch die Krämpfe und Zuckungen heftiger machen. Die Fälle, wo ſie mit Nutzen angewandt werden können, ſind: wenn der Krampf von unterdrückter Ausdunſtung, oder einer andern die Nerven reitzenden Materie, die durch die Schweißlöcher aus dem Körper zu gehen geneigt iſt, entſtand. Man kann täglich aus der Curmethode der Vieharzte lernen, wie ſchädlich der Gebrauch ſchweißtreibender Mittel in krampfhaften Krankheiten ſey. Oft gelingt es ihnen nicht einmal mit den wirkſamſten ſchweißtreibenden Mitteln, mit den wärmſten wollenen Decken in den wärmſten Ställen, und mit allem trocknen Reiben, Schweiß hervor zu bringen; und überdies thun dieſe Mittel großen Schaden.

Nach den ſchweißtreibenden Mitteln, ſind die gewürzhaften die Lieblingsmittel der Thierärzte zur

Palliativ- und gründlichen Cur der krampfhaften Krankheiten. Wie berühmt ſind nicht die Wurzel des Baldrianes, der Angelik und der Päonie, die weſentlichen Oehle, der Campher, allein oder mit Salpeter, das weſentliche Bernſteinſalz, das flüchtige Alkali, das Dippelſche Oehl, u. a. m. ein jedes dieſer Mittel wird für ein wahres Specificum in allen krampfhaften Krankheiten gehalten, vornämlich aber der Campher. Gewiß iſt es, daß der Campher in verſchiedenen krampfhaften Krankheiten ausnehmende Wirkungen leiſtet, aber zu viel Ehre erweiſet man ihm, ihn darum gerade für ein ſpecifiſches Mittel in allen Krämpfen und Zuckungen zu erklären. Es ſchadet den Pferden zuverläſſig, wenn ſie erhitzt ſind, oder wenn der Magen und die Gedärme gereizt werden, und wenn Neigung zu Entzündungen da iſt. Das Rindvieh greift eine ſtarke Doſis Campher ſehr an; und die Schafe leiden von jeder Doſe, und von jeder Art der Miſchung des Camphers. Man gebe ſich keine Mühe, die Art und Weiſe zu erklären, wie gewürzhafte Mittel gewiſſe Arten von Krämpfen lindern können! man geräth auf Hypotheſen, die der guten Praxis mehr ſchädlich, als nützlich, werden. Man wird ſagen: die gewürzhaften Mittel reizen die Nerven, vermehren den Grad der Spannung, und befördern den Zufluß des Nervenſaftes; folglich müßten ſie den Krampf vermehren? Dieſe Erklärung iſt dem Anſcheine nach richtig, wiederſpricht aber der Erfahrung. Beſſer iſt es alſo, weniger zu erklären, und mehr zu beobachten.

Die Kalkerden, als: weiſe Kreide, Magneſie ꝛc. allein, oder mit gewürzhaften Mitteln verbunden, haben bis jetzt in vielen Arten krampfhafter Krankheiten noch den Vorzug vor gewürzhaften Mitteln, inſonderheit bey Füllen, Kälbern und Lämmern erhalten. Auch der Zinnober hat, nach neuern Erfahrungen, ſich nützlich bewieſen.

Unter allen Mitteln aber, die wider dieſe Krankheiten empfohlen ſind, verdienen die ſchleimigen Mittel beſondere Aufmerkſamkeit. Sie wirken zwar langſam, aber gewiſſer und dauerhafter. Man giebt ſie in Tränken und Klyſtieren, gebraucht ſie auch zu Bähungen, und bringt in dieſer Abſicht öfters Dämpfe von kochendem Waſſer an. Viele Thierärzte erheben den Gebrauch der ſehr ſchwefel- und eiſenhaltigen Mineralwaſſer; andere halten mehr von Baden in kaltem Waſſer, und beyde berufen ſich auf Erfahrungen. Die Mineraliſchen Tropfbäder, und Bäder, haben unzählige Pferde von Krämpfen geheilt, aber eben den Erfolg hat auch das Baden in bloß kaltem Waſſer gehabt. Um dieſe Wirkſamkeit der Bäder noch mehr zu befördern, geber Einige eiskaltes Waſſer zu ſaufen, und in Klyſtiren; dieſes Verfahren bringt aber das Pferd in Lebensgefahr, und greift den Ochſen, und noch mehr, das Schaf, auſſerordentlich an. Man laſſe es alſo bloß bey dem Baden bewenden, laſſe das Thier ſo lange im Bade, als es irgend möglich iſt, reibe es, ſo wie es heraus kommt, mit Strohwiſchen ab, und decke es ſorgfältig zu.

Wenn alle dieſe Mittel wider dieſe Krankheiten fruchtlos verſucht worden ſind, muß man deswegen doch nicht gleich verzweifeln, denn man kann noch andere Mittel verſuchen. Dahin gehören: das Reiben, Räuchern, Blaſenpflaſter, Schröpfköpfe, das glühende Eiſen, und zuletzt das Abſchneiden der verletzten Membranen. Man reibt die leidende Stelle, und die Gegend herum, trocken oder feucht. Das trockne Reiben geſchieht mit einem Strohwiſche, einer Bürſte, oder einem wollenen Tuche. Man wiederholt dieſes täglich zwey bis dreymal, jedesmal eine halbe Stunde lang. Das feuchte Reiben geſchieht durch Einreiben einer Salbe, eines Balſames, oder eines Liquors, die wider die Krämpfe als heilſam bekannt ſind. So hat man z. B. wider einige Arten von Krämpfen

pfen ſtarken Wein, worin gewürzhafte Kräuter eingeweicht waren, oder Seife in Branntwein aufgelöſet, oder Campher mit Honig ꝛc. wirkſam befunden. Oder, man gießt in eine große Flaſche 1½ Nößel Weineſſig, und 1 Nößel Oehl, ſchüttelt es wohl zuſammen, benetzt damit ein wollenes Tuch, und legt es rund um das Glied. Das bloße Reiben aber, wenn es auch ſehr wirkſam iſt, hebt ſelten allein die krampfhaften Zufälle, wenn man nicht auch zugleich innerliche Mittel gebraucht. Gleiche Bewandtniß hat es mit den gewürzhaften Dämpfen; dieſe ſind nicht hinreichend, wenn man nicht auch innerlich dieſelben Mittel giebt. Gewöhnlich gebraucht man zum Räuchern: Weihrauch, Bernſtein, Benzoe, Wachholderbeeren, Lorbeeren, Campher, u. a. m. Man ſammelt die Dämpfe unter einer wollenen Decke, oder unter einem Tuche, an den leidenden Theil, räuchert auf dieſe Art jedesmal eine Stunde lang, und reibt, um das Eindringen der Dämpfe in das Gewebe des leidenden Theiles zu befördern, die Haut von Zeit zu Zeit mit einem Strohwiſche oder einer Bürſte, und wiederhohlt dieſes täglich wenigſtens zweymal. Blaſenpflaſter auf die mit Krämpfen befallenen Theile gelegt, vermehren gewöhnlich die Zuſammenziehung der Muskeln; und wenn ſie mit Nutzen gebraucht worden ſind, ſo iſt zu vermuthen, daß der Krampf von unterdrückter Ausdunſtung, oder von einer örtlichen Krankheitmaterie entſtanden ſey, und daß die Materie durch das Geſchwür der Blaſenpflaſter habe ausgeleeret werden können. In convulſiviſchen Krankheiten ſind ſie weit gefährlicher, denn die Zuckungen nehmen nach ihrem Gebrauche dermaßen zu, daß das Thier in Lebensgefahr geräth. Nicht ohne Urſache haben daher die Thierärzte von je her das glühende Eiſen den Blaſenpflaſtern in krampfhaften Krankheiten vorgezogen, und den Erfolg, denn ſie davon geſehen haben, hat ſie dieſes Mittel häufiger anwenden gelehrt. Sie brennen den Theil entweder mit dem glühenden Eiſen ſelbſt,

ſelbſt, oder brennend Werrig darauf ab. Letztere Methode iſt, in vielen Fällen, der erſten weit vorzuziehen, denn ſie leiſtet auſſerordentliche Dienſte, wenn man das Abbrennen nur innerhalb 8 Tagen 3 bis 4 mal wiederholt. Das glühende Eiſen muß nur auf die Haut wirken, wenigſtens nicht tiefer dringen, ſo lange man nicht die Stelle, wo die Krankheitmaterie oder der gereizte Nerv liegt, genau kennt. Mit Aetzmitteln aber verdirbt man alles, und macht die Krankheit, durch den heftigen Schmerz, den ſie veranlaſſen, noch ärger; dahingegen geht die Wirkung des glühenden Eiſens leichter vorüber, der Schmerz davon iſt nicht ſo heftig, und die Wirkung des Eiſens begränzter.

Von dem Abſchneiden der Nerven, oder der Membranen, deren Reiz man für die Urſache der Krankheit hält, darf man nicht in allen Arten krampfhafter Krankheiten ſichere Hülfe erwarten, wenn man auch gleich mit dem Biſtouri den wahren Sitz des Reizes erreichen könnte. So aber fragt es ſich noch: aus welchen Zeichen ſoll man beſtimmt den Sitz der Krankheit errathen? wie ſoll man den verletzten Nerven von den geſunden unterſcheiden? und bey welchem Thiere hat je das Durchſchneiden einer Membran ihre Empfindung und Reizbarkeit zerſtört?

Vitets Unterricht in der Vieharzneykunſt, 2 Th. 2 B. (Lemgo, 1785, 8.) S. 134, fgg.

Krampf-Ader, Ader-Kropf, Blut-Ader-Knoten, L. Cirſus, Varix, Fr. Varice, Veine dilatée, nennt man diejenige Geſchwulſt, welche dadurch entſteht, wenn Blutadern an einer, oder an mehrern Stellen widernatürlich ausgedehnt und erweitert werden. Dieſe Knoten ſind gemeiniglich umgränzt, ungleich, roth, blau, unſchmerzhaft, und weichen jedem äuſſern Drucke, erſcheinen aber auch ſogleich wieder, wenn dieſer aufhört. Wenn die erweiterte Blutader weit von der Haut entfernt iſt, ſo iſt die Geſchwulſt ungefärbt, Gro-

ße

ße und alte Blutaderknoten ſind zuweilen hart, und weichen einem äuſſern Drucke entweder gar nicht, oder nur zum Theil. Dies geſchieht, wenn das Blut in demſelben gerinnt, und ſich verhärtet. Manchmal werden die Häute der Geſchwulſt durch die ſchnelle und ſtarke Ausdehnung oder irgend eine andere Urſache entzündet, und dann iſt ſie ſchmerzhaft.

An allen Orten, wo Blutadern befindlich ſind, können Knoten entſtehen, doch bemerkt man ſie am häufigſten an den Füßen. An einigen Stellen bekommen ſie beſondere Namen; am Maſtdarme z. B. nennt man ſie die blinde goldene Ader; am Hodenſacke, den Blutaderbruch. Auch in innern Theilen können ſolche Knoten entſtehen, ſie können aber daſelbſt auf keine Weiſe entdeckt werden. Tief liegende Blutaderknoten, welchen von nahe anliegenden größern Schlagadern einige Bewegung mitgetheilt wird, kann man leicht für Pulsadergeſchwülſte halten.

Alles, was den Rückfluß des Blutes aus einer Blutader erſchwert, oder gänzlich hindert, verurſachet eine Anhäufung des Blutes in der Blutader, und eine widernatürliche Ausdehnung und Erweiterung derſelben, wodurch leicht Blutaderknoten veranlaſſet werden. Gemeiniglich entſtehen ſie in der Gegend der Blutaderklappen (Valveln). Daraus erhellt nun ſchon, warum Frauensperſonen, während der Schwangerſchaft, und vornämlich ſolche, die oft und nahe hinter einander ſchwanger ſind, ſo oft mit Blutaderknoten an den Füßen beſchwert ſind. In der That iſt der Druck der ſchwangern Gebärmutter die häufigſte Urſache der Aderknoten an den Füßen. Doch ſind auch andere Urſachen nicht ſelten. Oft ſind die Aderknoten an den Füßen einer Verſtopfung der Eingeweide des Unterleibes zu zuſchreiben. Ein Scirrhus, eine Balggeſchwulſt, welche nahe an einer größern Blutader liegt, verurſachet oft Aderknoten. Immer bemerkt man im Umfange ſolcher verhärteten Geſchwül-

ſchwülſte ausgedehnte knotige Adern. Auch Kleidungsſtücke, vornämlich feſt angelegte Kniebänder, Schnürleiber und Schnürbrüſte, erſchweren den Rückfluß der Säfte aus den untern Theilen, und können folglich viel zur Entſtehung der Aderknoten beytragen.

Unter die häufigern Urſachen, welche den Rückfluß des Blutes aus einem Gliede erſchweren, und dadurch Gelegenheit zur Entſtehung der Krampfadern oder Blutaderknoten geben, gehört auch die lange anhaltende abhängige Lage eines Gliedes. Diejenigen, welche lange und oft ſtehen, oder zu Pferde ſitzen, bekommen aus dieſer Urſache oft geſchwollene Füße und Aderknoten an denſelben. Manchmal iſt der erſchwerte Rückfluß des Blutes aus den untern Theilen bloß der allzu dicken und zähen Beſchaffenheit deſſelben, zuweilen bloß einer Schwäche und öftern krampfhaften Beſchwerden in den Eingeweiden des Unterleibes zu zuſchreiben. Auch eine örtliche Schwäche der Blutader an irgend einer Stelle, welche durch eine äuſſere Urſache, z. B. eine Quetſchung, veranlaſſet worden iſt, iſt nicht ſelten die nächſte Urſache eines Aderknotens.

Anfänglich iſt der Aderknoten gemeiniglich, inſonderheit an ſeiner untern Seite, umgränzt, welches den Valveln zu zuſchreiben iſt, über welchen er gewöhnlich zuerſt entſteht; in der Folge aber erſtreckt ſich die Ausdehnung in der Ader oft höher hinauf, und verliert inſonderheit oberwärts, ihre umgränzte Geſtalt, und bekommt eine längliche. Anfangs iſt das Blut im Knoten flüſſig, und der Knoten weich anzufühlen; in der Folge gerinnt das Blut in demſelben, und dann fühlt ſich der Knoten hart an, und läſſet ſich nicht mehr wegdrücken. Manchmal gerinnt das Blut in einem ziemlich langen Theile der Ader, und hat, wenn es ausgezogen wird, die Geſtalt eines Wurmes, wofür es zuweilen aus Unwiſſenheit vielleicht wirklich gehalten

wird.

wird. Sobald die ausgedehnte Blutader mit geronnenem Blute angefüllt iſt, kann das Blut durch dieſelbe entweder gar nicht, oder nicht ohne große Schwierigkeit, fließen, es häuft ſich folglich unter derſelben an, dringt ſtärker in die Nebenäſte, und erweitert dieſelben. Und ſo vervielfältigen ſich die Aderknoten, und es erzeugt ſich oft ein varicöſes Adergewebe auf einem großen Theile des Gliedes.

So lange dieſe Knoten klein ſind, verurſachen ſie wenig Beſchwerde; wenn ſie aber größer werden, erregen ſie oft ein ſehr beſchwerliches, ja unerträgliches Jucken, zuweilen ſo gar heftige Schmerzen. Manchmal entzünden ſie ſich. Liegt der Knoten nahe unter der Haut, ſo klebt er in dieſem Falle gemeiniglich mit derſelben zuſammen. Zuweilen erfolgt Eiterung, manchmal ſo gar der Brand. Der Eiter iſt im erſten Falle immer in dem Zellgewebe, welches den Knoten zunächſt umgiebt, befindlich. Zuweilen liegt es in verſchiedenen einzelnen Beuteln, deren jeder beſonders geöffnet werden muß. Gar oft entſtehen bey dieſer Gelegenheit ſehr hartnäckige Geſchwüre.

Zuweilen öffnen ſie ſich von ſelbſt, wenn ſie bey irgend einer Gelegenheit, z. B. wenn die damit behaftete Perſon eine ſchwere Laſt trägt, wenn ſie ſtark angefüllt, oder aber wenn ſie gekratzt oder gedrückt werden, und veranlaſſen ein Bluten, welches, wenn es nicht bald entdeckt und geſtillt wird, gefährlich werden kann, gemeiniglich aber eine Linderung der Beſchwerden, und eine Verminderung der Geſchwulſt zur Folge hat. Indeſſen füllt ſich mehrentheils die Geſchwulſt gar bald von neuem, und erhält ihre vorige Größe wieder. Einige öffnen ſich zu gewiſſen Zeiten, und erregen periodiſches Bluten. Auſſer dieſen angezeigten Beſchwerden erregen dieſe Knoten, ſo wie die Pulsadergeſchwülſte, durch ihren Druck auf die nahen Theile, mancherley Zufälle.

Bey

Getreideſchneiden	$\frac{2}{6}$ Mßl. …rſte.		Winterarbeitstage bey ganzer Koſt a$\frac{3\,18}{36}$ Mßl.	jeden Tag $1\frac{1}{5}$ Mßl. Korn			
…ℛ	Mz.	Mßl.	Tage.	Schfl.	Vrl.	Mz.	Mßl.
6	=	1	$131\frac{1}{2}$	2	=	3	$\frac{4}{15}$
9	=	$\frac{6}{4}$	$147\frac{1}{2}$	2	1	3	$1\frac{5}{15}$
9	3	$3\frac{2}{6}$	$91\frac{1}{2}$	1	2	=	$1\frac{9}{15}$
2	3	1	$120\frac{1}{2}$	2	=	=	$\frac{8}{15}$
4	3	$1\frac{3}{6}$	$123\frac{1}{2}$	2	=	=	$3\frac{11}{15}$
0	2	$2\frac{2}{6}$	246	4	=	1	$2\frac{6}{15}$
0	3	=	103	1	2	3	$1\frac{13}{15}$
3	1	$1\frac{3}{6}$	$88\frac{1}{2}$	1	1	3	$2\frac{6}{15}$
3	1	$3\frac{1}{6}$	97	1	2	1	$3\frac{7}{15}$
17	2	$3\frac{3}{6}$	119	1	3	3	$2\frac{14}{15}$
20	1	$3\frac{5}{6}$	108	1	3	=	$3\frac{3}{15}$
16	2	1	91	1	2	=	$1\frac{1}{15}$
21	1	$\frac{4}{6}$	$98\frac{1}{2}$	1	2	2	$1\frac{1}{15}$
25	2	$2\frac{5}{6}$	$106\frac{1}{2}$	1	3	=	$1\frac{9}{15}$
48	2	$3\frac{5}{6}$	$327\frac{1}{2}$	5	1	3	$1\frac{5}{15}$
19	=	$1\frac{1}{6}$	$157\frac{1}{2}$	2	2	1	$\frac{12}{15}$
376	1	3	2175	35	3	2	$3\frac{4}{15}$

Sän
rha
Arb
er

u
Sän
alt
ein
lr
il
r
eſn

gibt das Hundsfell bey den Bewegungen des Fußes nach, und hindert weniger, als die Binde, die Muskeln in ihren Wirkungen. Auch nach erfolgter Heilung muß der Gebrauch eines ſolchen Schnürſtrumpfes noch eine Zeitlang fortgeſetzt werden, ſonſt entſtehen die Aderknoten leicht von neuem wieder.

Wenn der Aderkoten hart, d. i. mit geronnenem Blute angefüllt iſt, ſind die jetzt angzeigten Mittel ſelten hinreichend: denn das geronnene Blut im Knoten muß zugleich zertheilt werden. Dieſes geſchieht zuweilen durch die Einwickelung, und den äuſſerlichen Gebrauch einer Salmiakauflöſung oder des Thedenſchen Schußwaſſers. Wenn auch dieſe Mittel nicht hinreichen, ſo muß man den Knoten öffnen, das geronnene Blut ausnehmen, und eine Compreſſion anlegen.

Iſt der Knoten alt und groß, ſo iſt eine gründliche Heilung unmöglich; die Blutader iſt an der Stelle des Knotens zu lange und zu ſtark ausgedehnt, als daß ſie je ihren vorigen Diameter und ihre vorige Schnellkraft wieder erhalten könnte. In ſolchem Falle kann man bloß die Beſchwerden, die er verurſachet, mindern, und deſſen Zunahme verhindern. Das letztere geſchieht durch den fortgeſetzten Gebrauch der Umwickelung oder des Schnürſtrumpfes. Das beſchwerliche Juken mindert die horizontale Lage, und der äuſſerliche Gebrauch des Bleywaſſers oder einer Alaunſolution. Wird der Knoten ſchmerzhaft und entzündet, ſo hilft ein Aderlaß, die horizontale Lage, Salpetter innerlich und Alaun äuſſerlich gebraucht. Wenn die Entzündung von einer ſehr ſtarken Anſchwellung der Knoten verurſachet und unterhalten wird, und die eben angezeigten Mittel nicht hinreichende Linderung ſchaffen, müſſen die Knoten ſelbſt geöffnet, und das Blut aus denſelben ausgeleeret werden. Man öffnet mit einer Lanzette den oberſten Knoten, durch welchen ſich die untern insgeſammt ausleeren, zumahl wenn man das Glied von

un-

700. S. 86
B
C
A
F. 2702. S. 101
B
C
D
F. 2703. S. 102
b

der Farbe, wodurch eins das andere vertreibt; und wer etwas ſo gar Abgeſchmacktes glauben kann, mag den Himmel um Erleuchtung des Verſtandes und mehrere Kenntniß der Naturkräfte bitten.

Hrn. Hofr. Richter Wundarzneykunſt, (2te Aufl. Gött. 1787, 8.) S. 356, fgg.

Von der Krampfader oder der Blutadergeſchwulſt, bey Pferden, ſ. Aufgelaufene Ader, im I. Th. S. 399, fgg.

Krampf-Fiſch, ein Seefiſch, welcher zu der Gattung der Rochen gehört, und die Eigenſchaft hat, daß derjenige, welcher ihn anrührt, eine Art eines heftigen Krampfes mit einem empfindlichen Schmerzen bekommt; Raia Torpedo *Linn.* Er wird auch Taubfiſch, Zitterfiſch und Zitterroche genannt, weil deſſen Berührung eine Art eines tauben Schmerzens verurſachet, und die Gliedmaßen dadurch betäubet werden; welcher aber mit dem Zitteraale, Gymnotus electricus *L.*, nicht verwechſelt werden muß. Von beyden werde ich, ſo Gott will, unter Z. handeln.

Krampf-Kolik, ſiehe im XLIII. Th. S. 315.

Krampf-Ringe, von Elendsklaue, ſ. im X. Th. S. 714.

Krampf-Sucht, ſiehe Kriebelkrankheit.

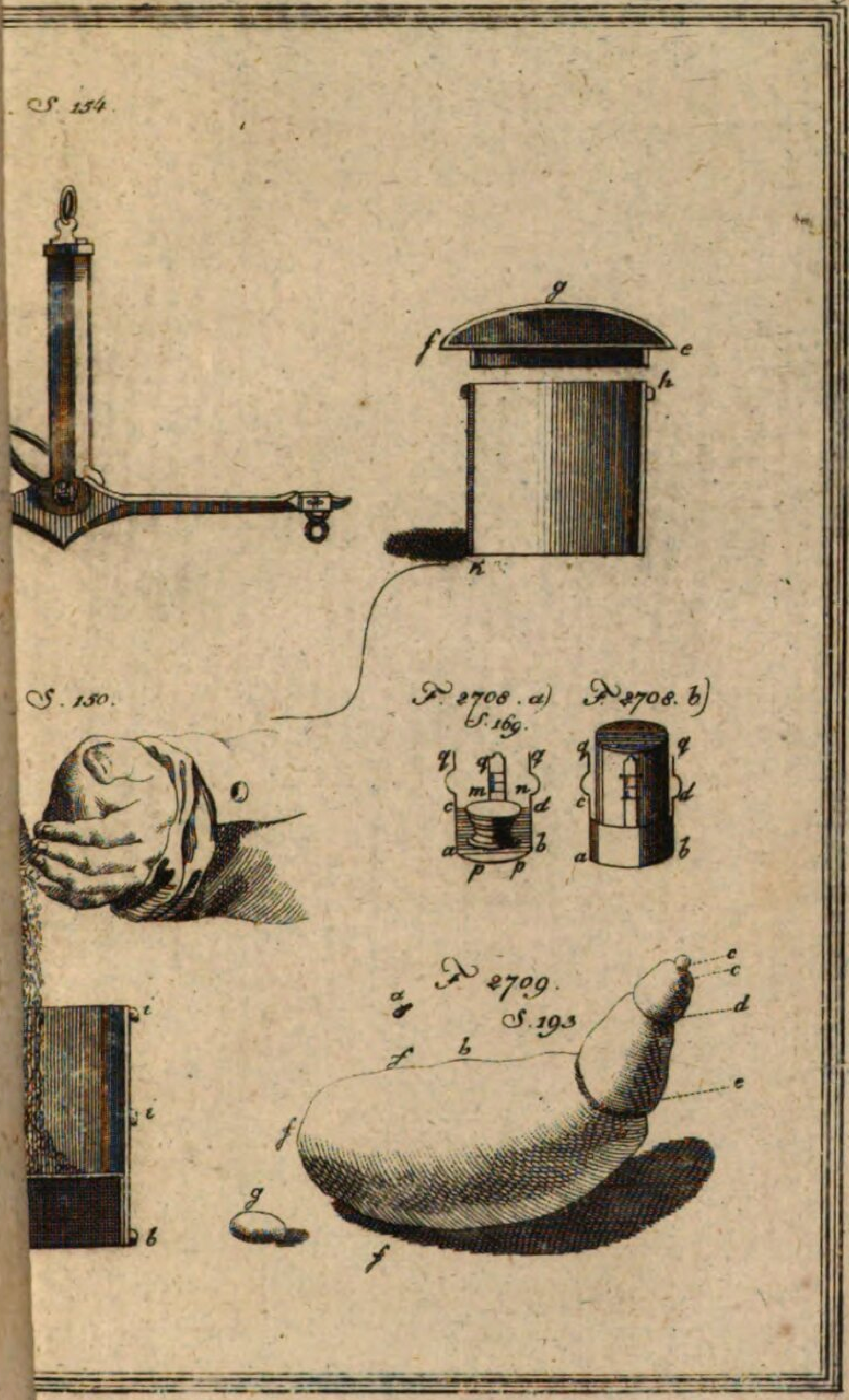
Krampf-Wurzel, eine Benennung des im XVI Th. S. 676, fgg. beſchriebenen einfach gefiederten Geißbartes, Spiraea Vlmaria *Linn.*

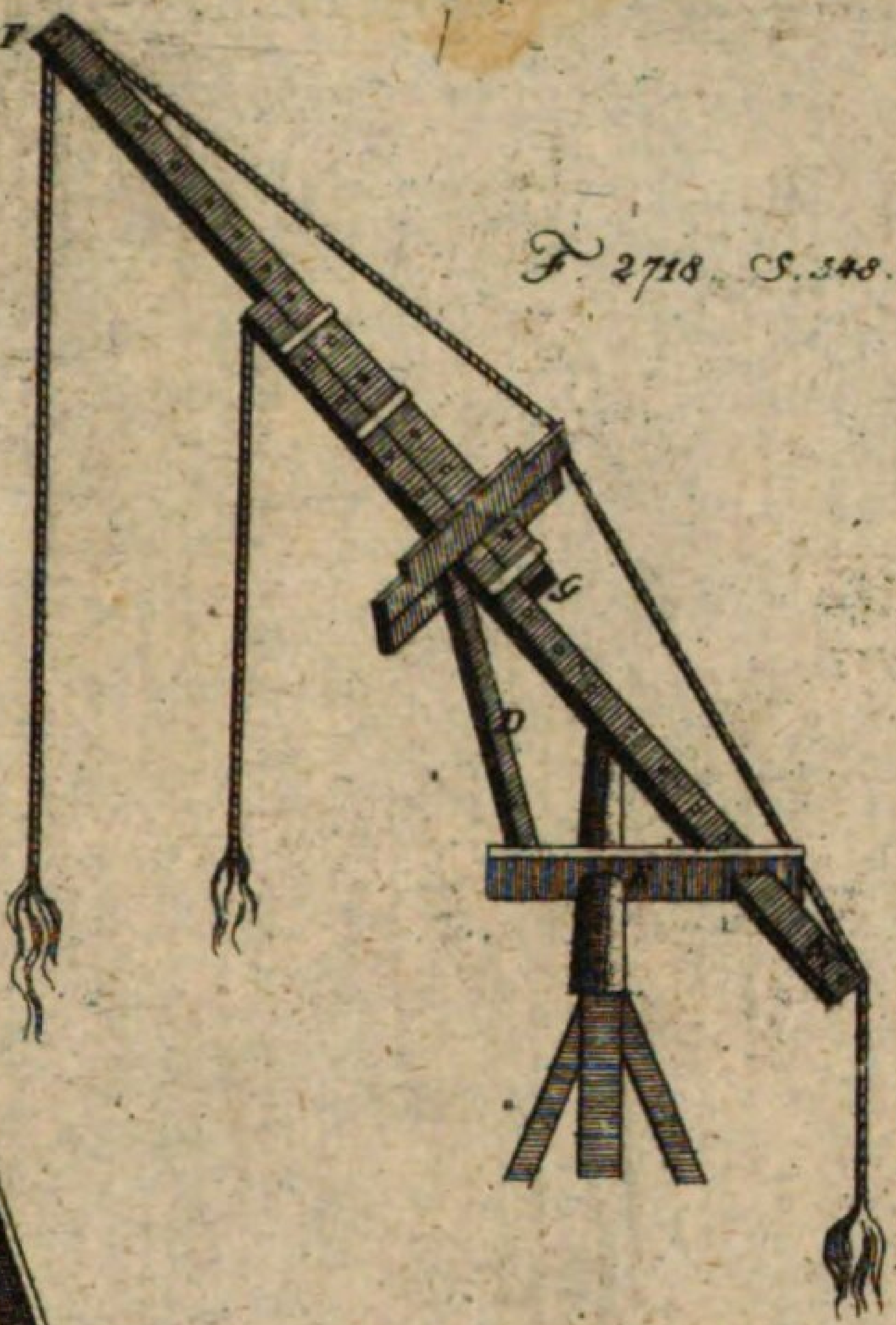
Krämpfig, ſiehe oben, S. 787.

Krams-Vogel, ſ. Krammetsvogel, oben, S. 757, fgg.

Ende des ſechs und vierzigſten Theiles.

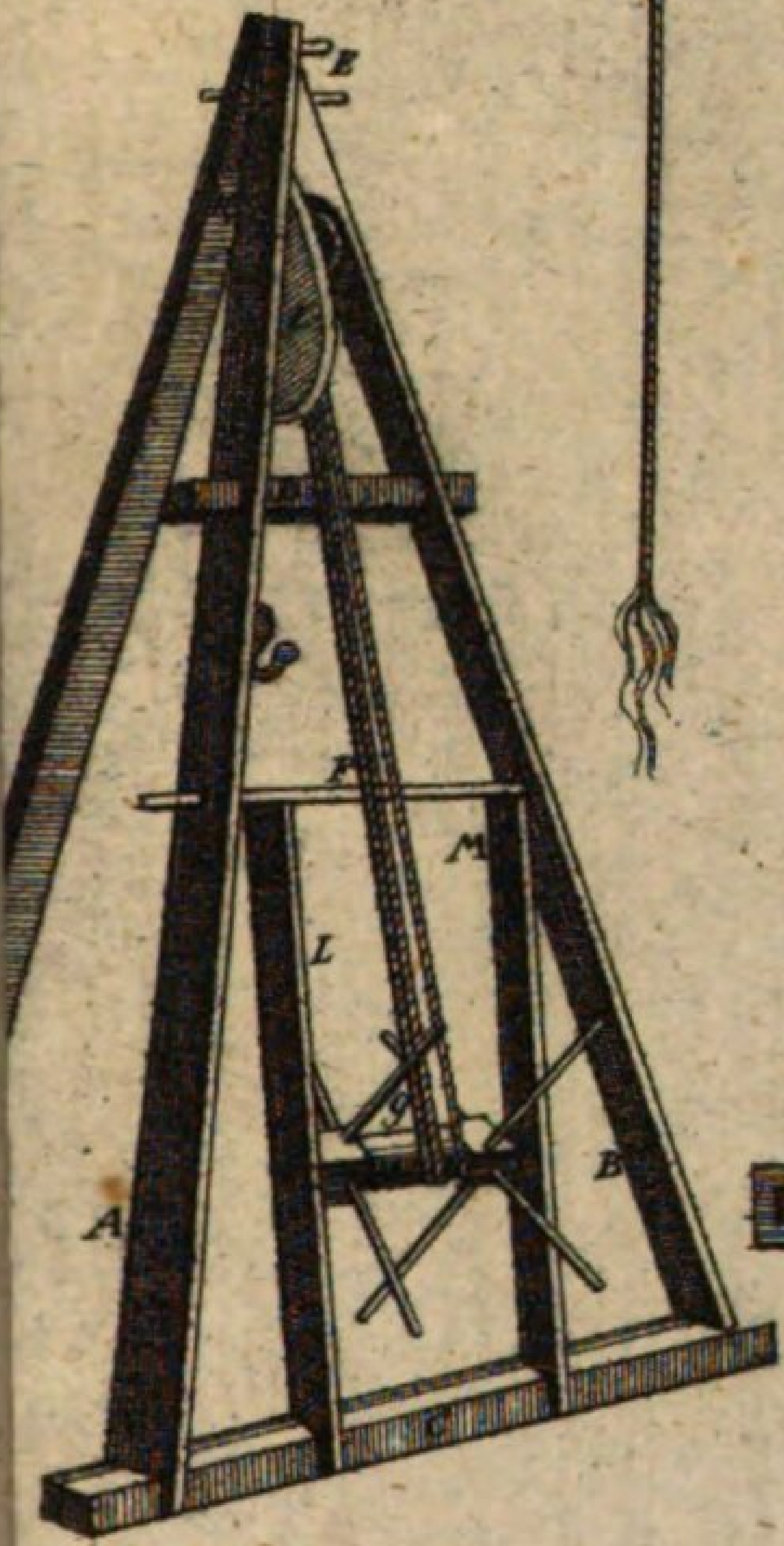
2

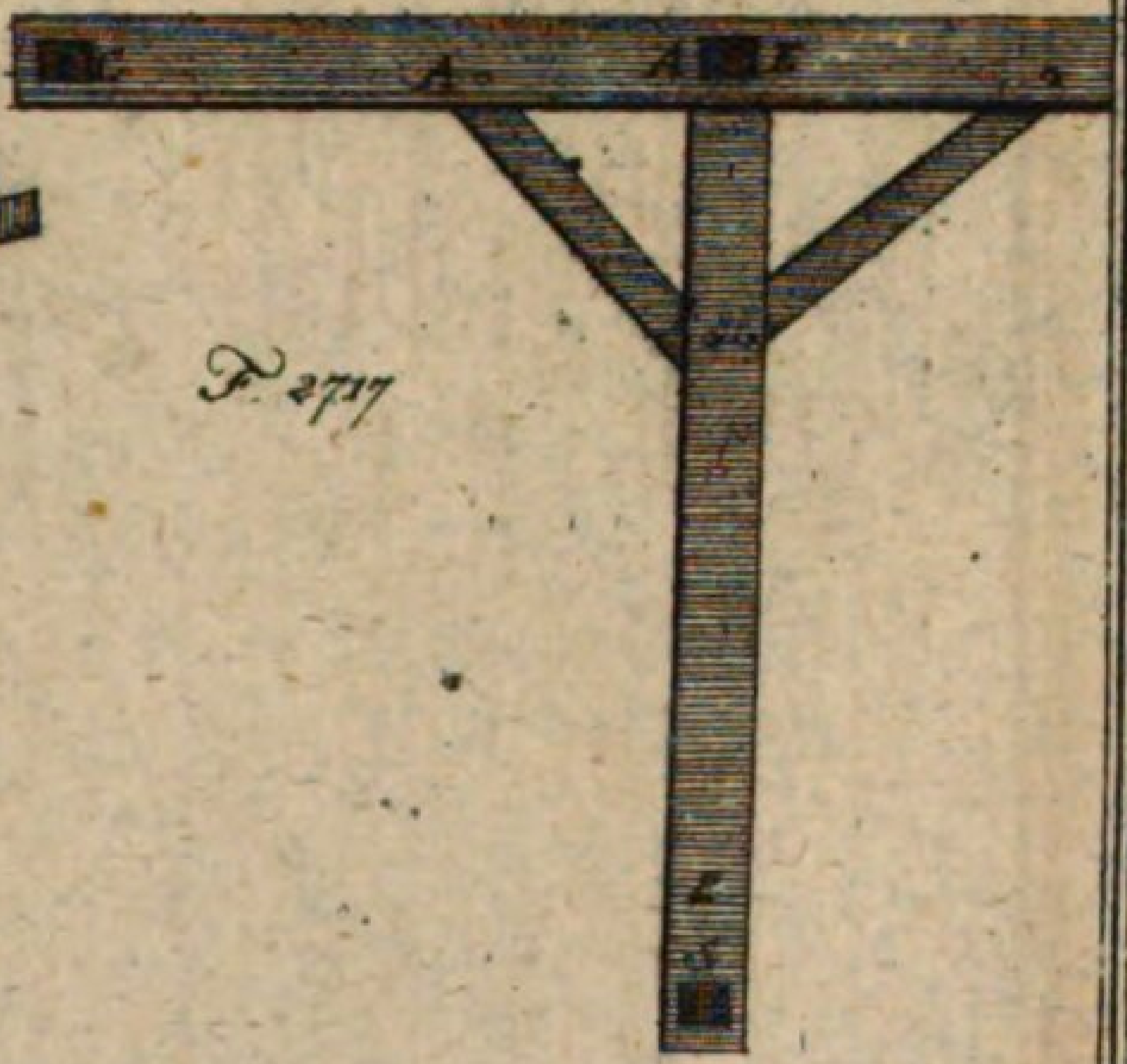




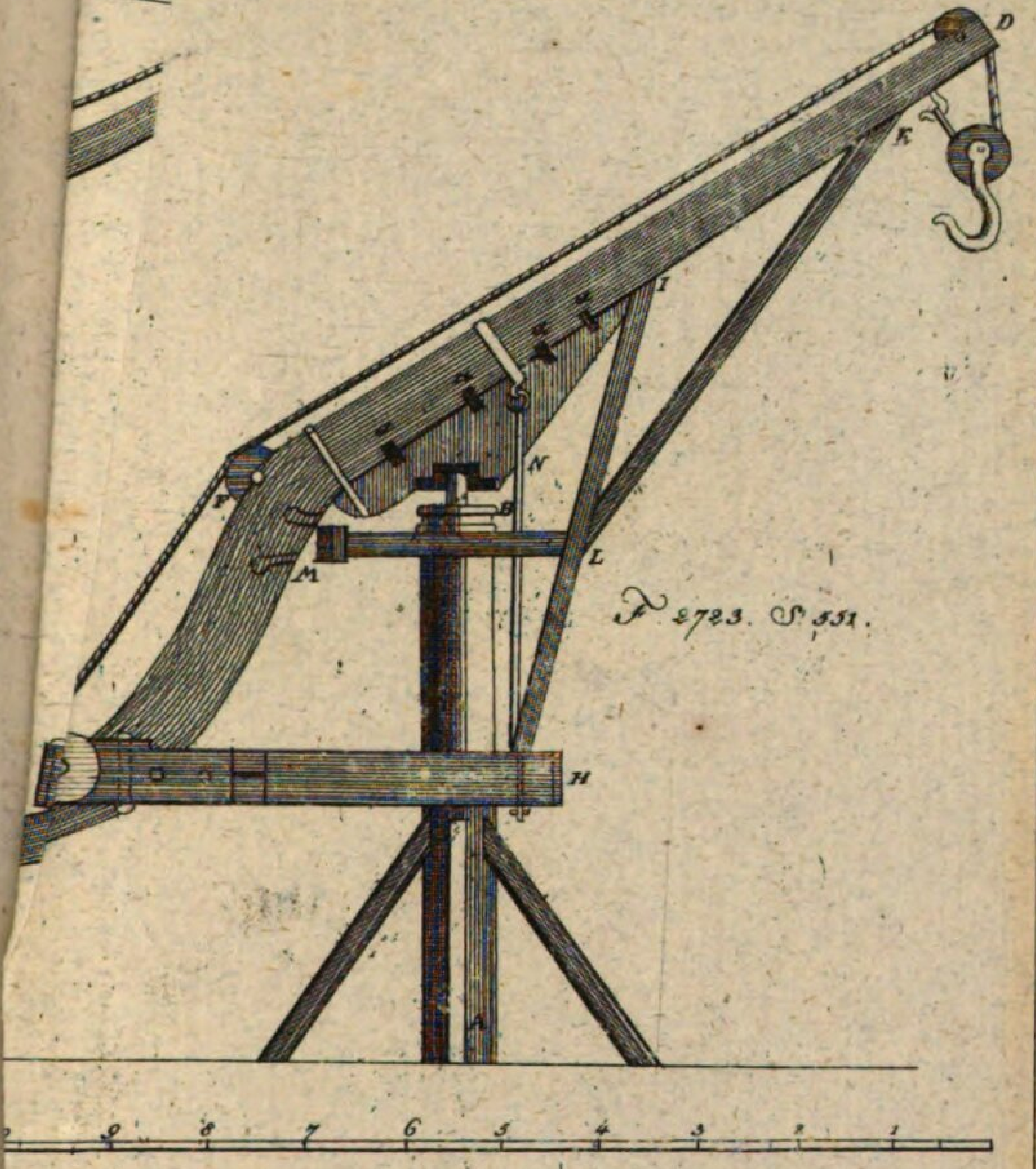
F. 2718. S. 348.

F. 2719.

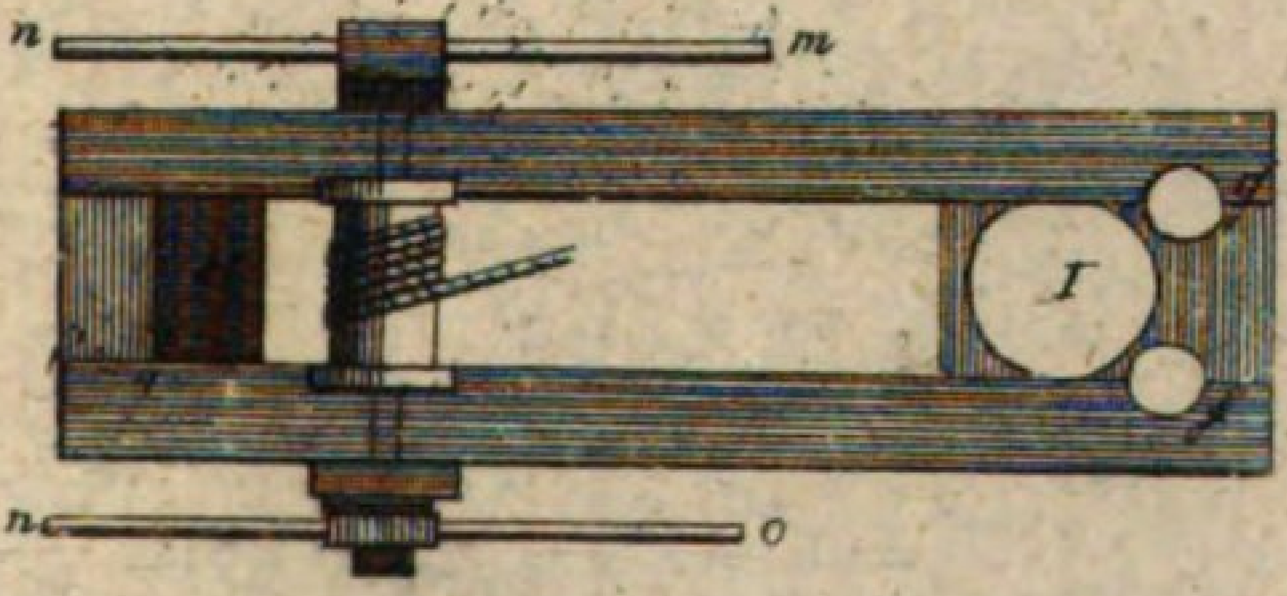




F. 2717

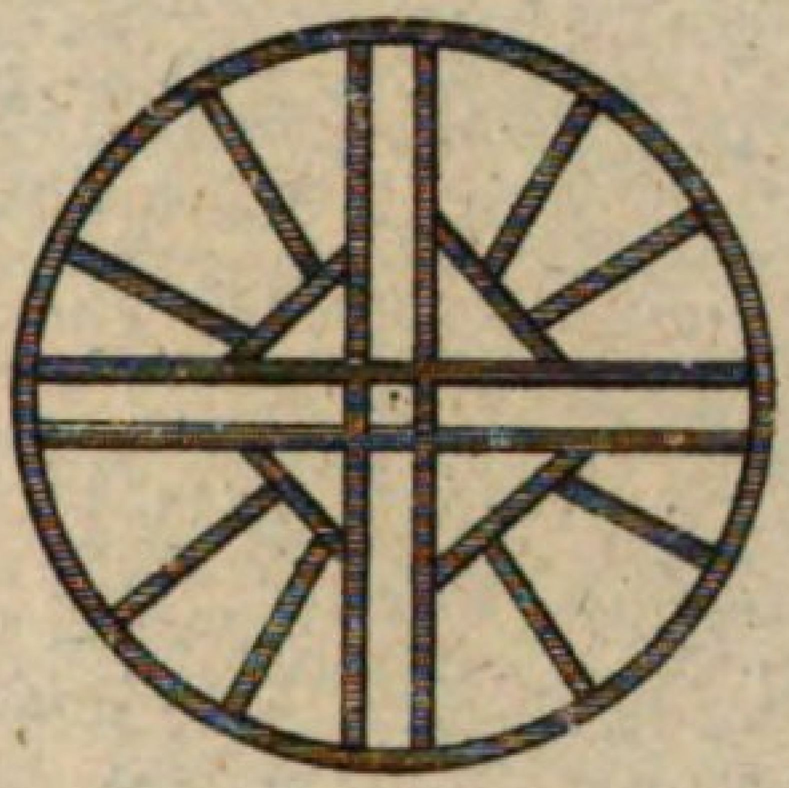


F. 2723. S. 551.

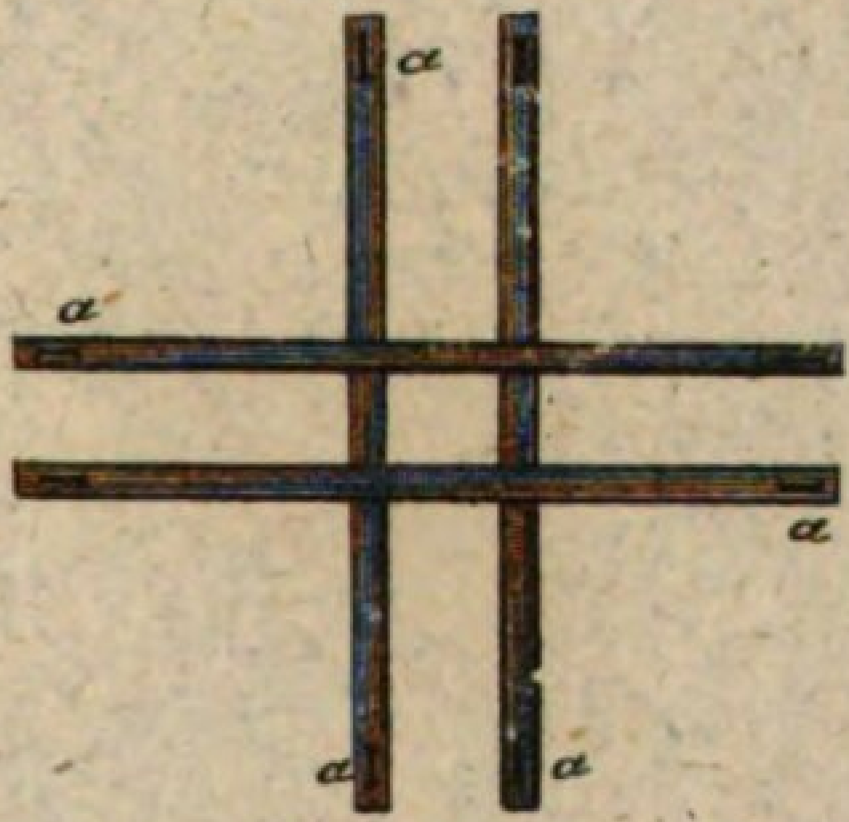


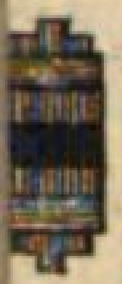
F. 2722.

F. 2727.



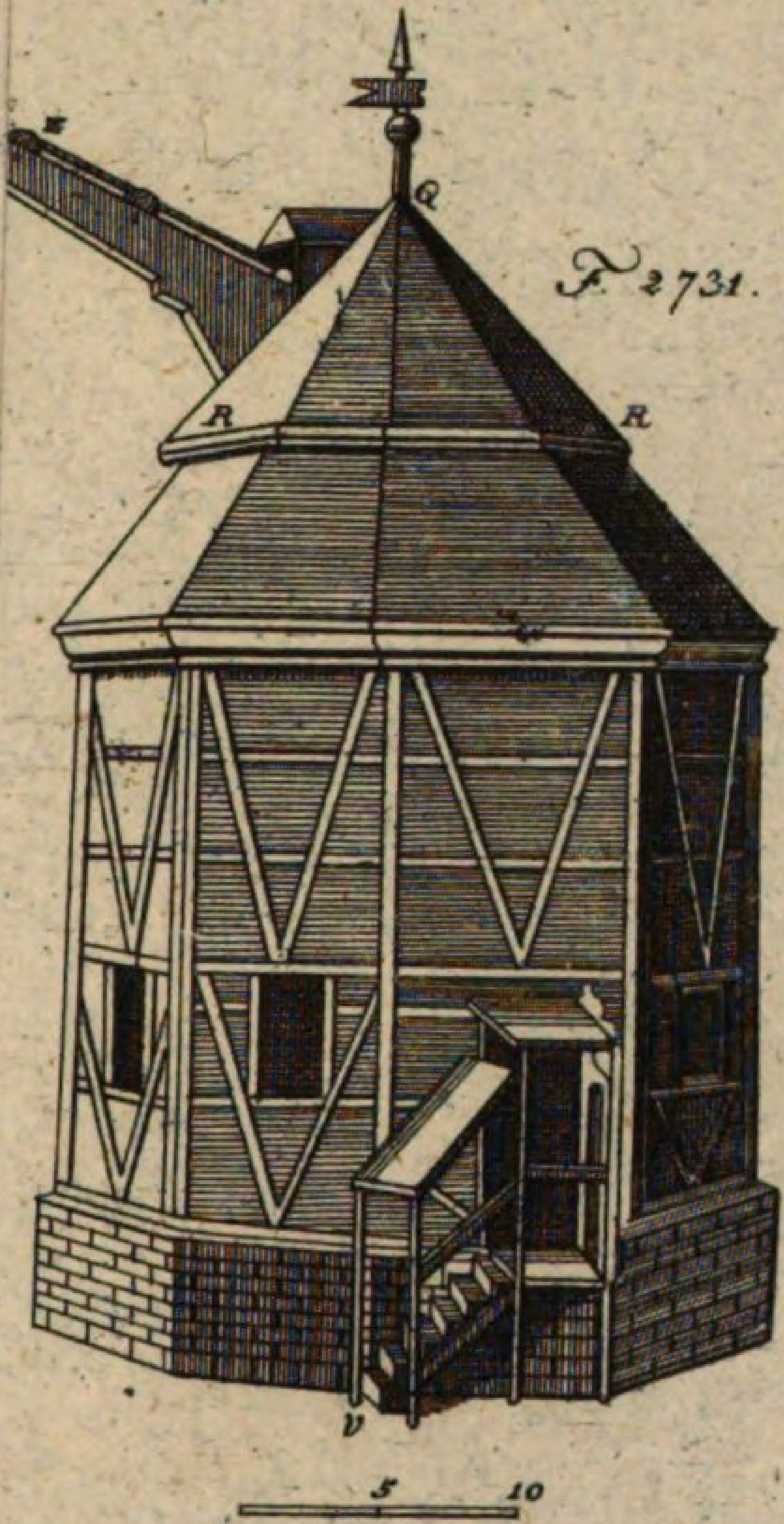
F. 2726.

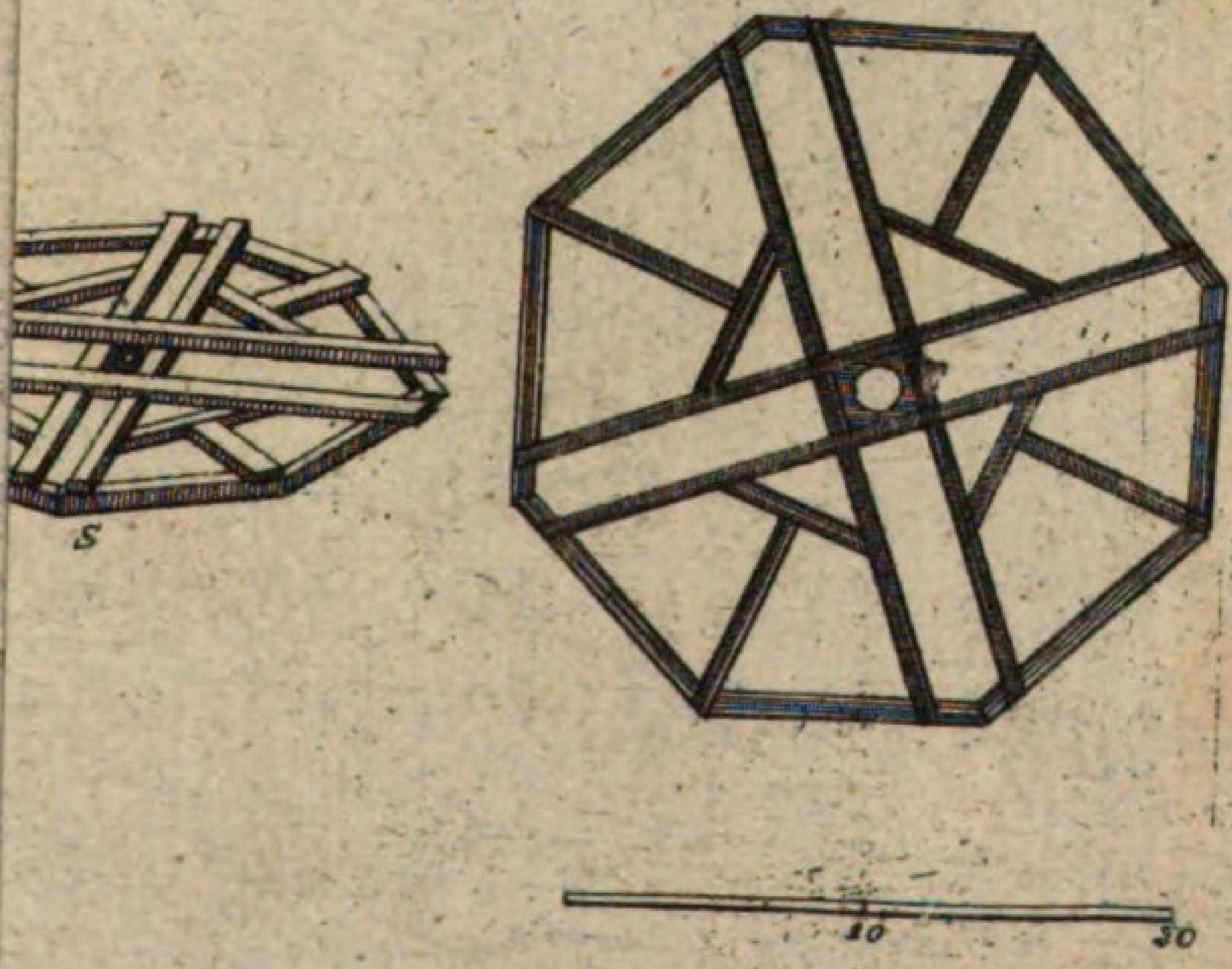


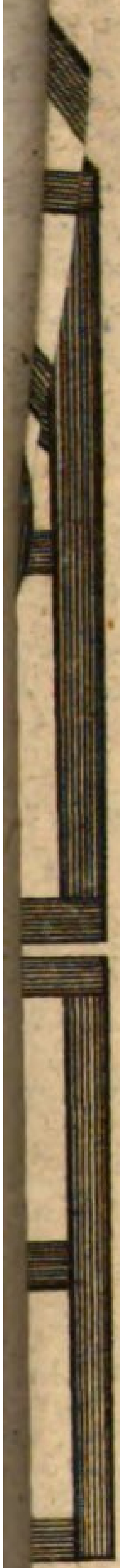


53

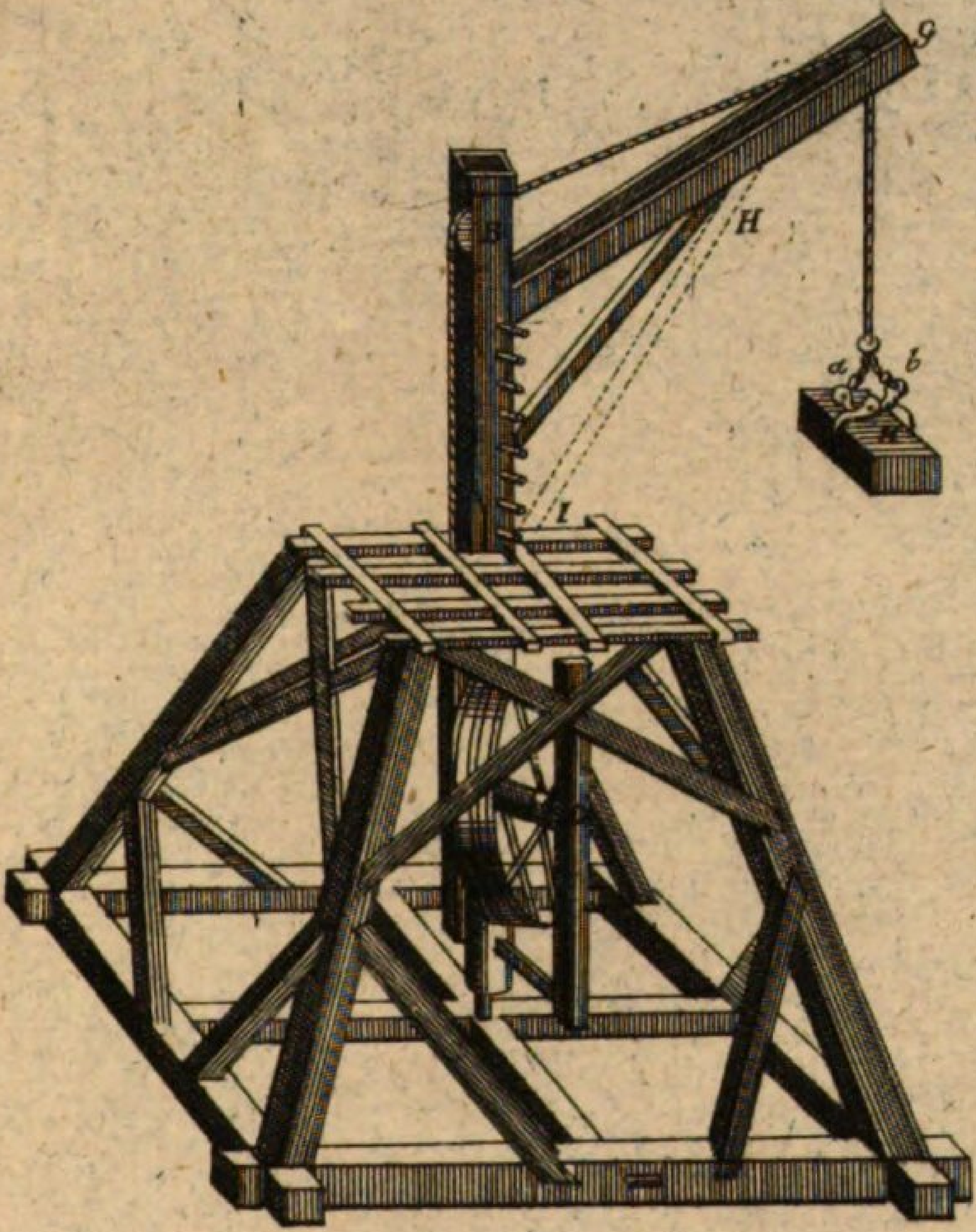
F. 2731.



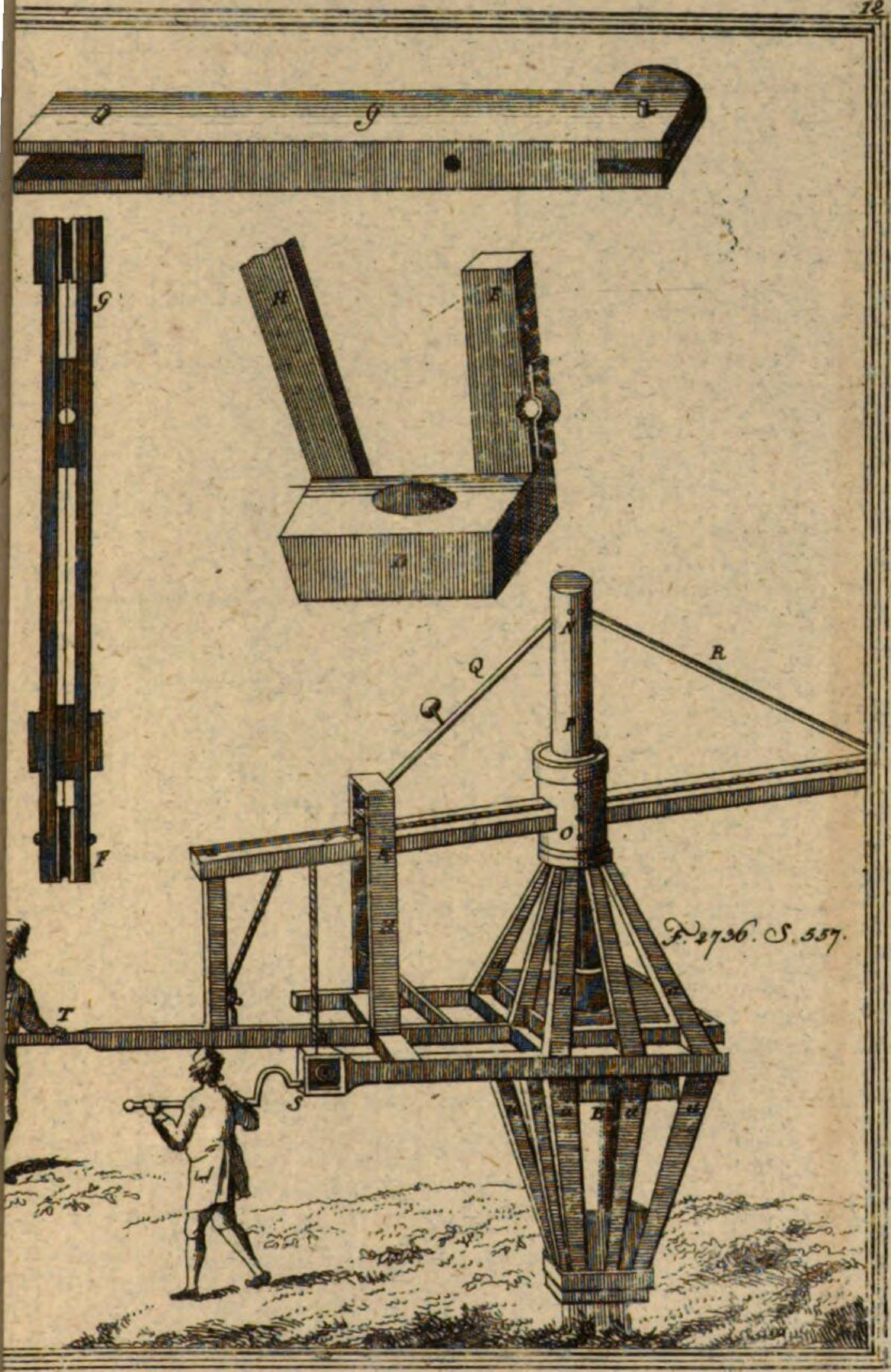




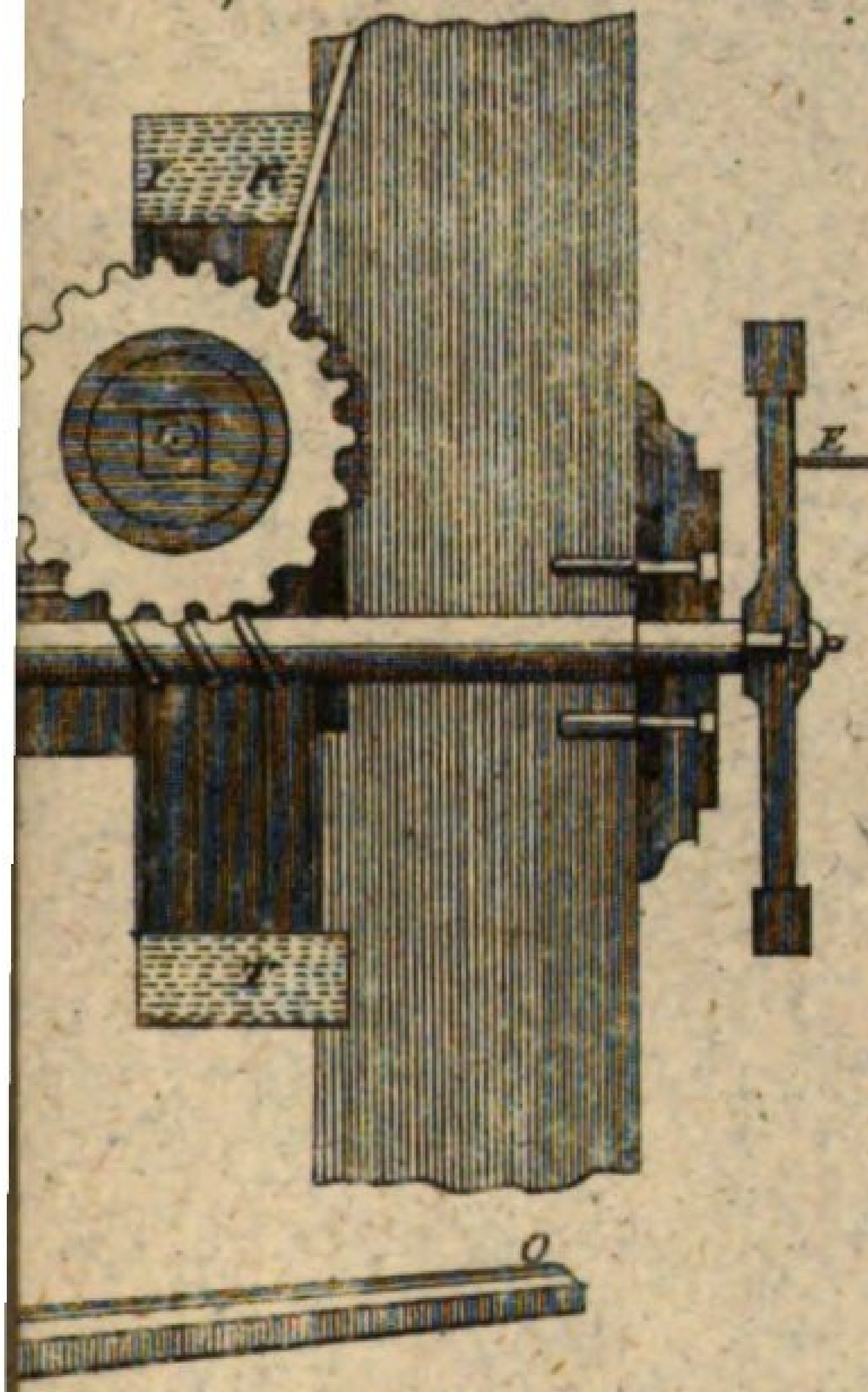
F. 2734. S. 556.



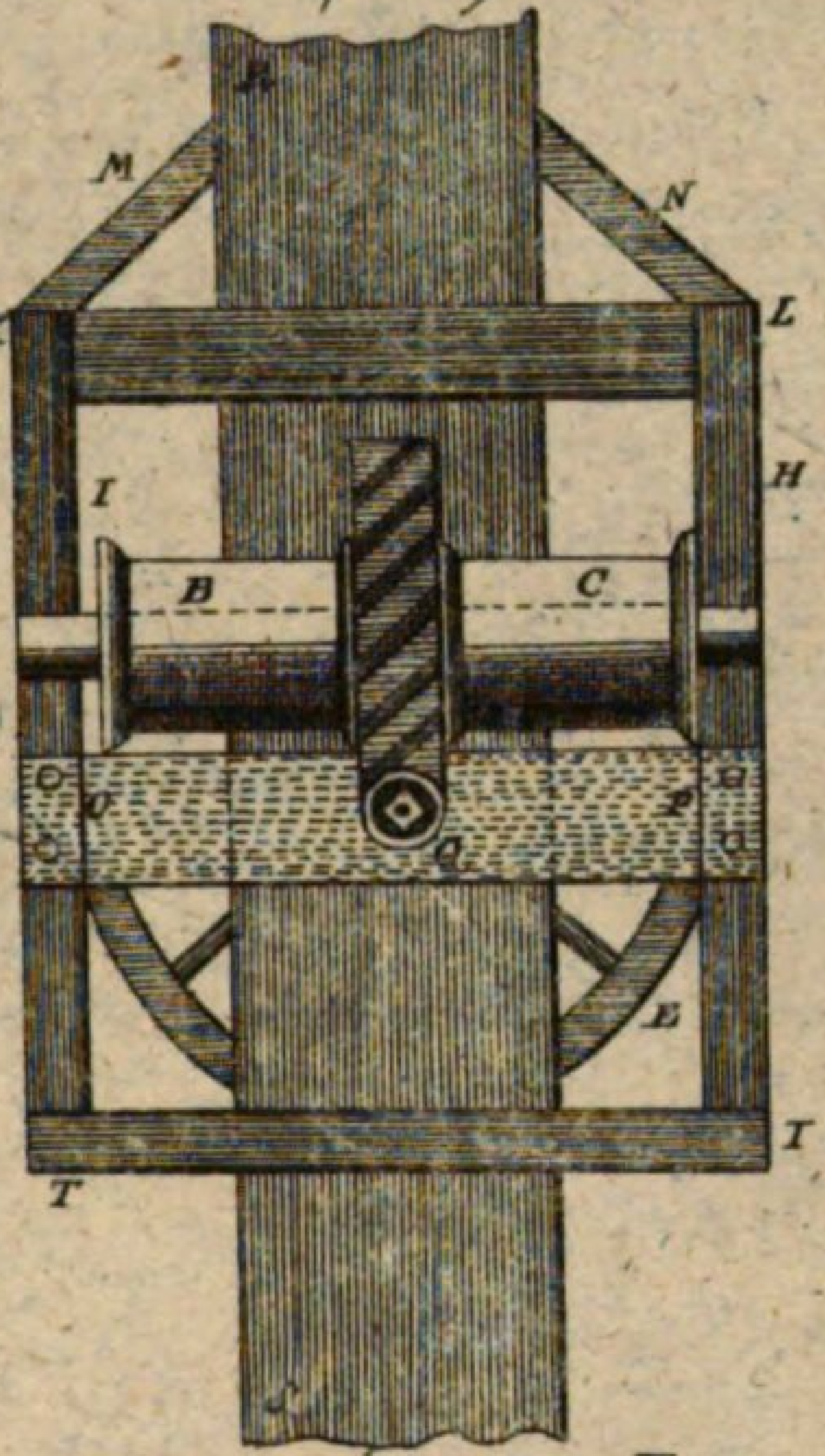
Fuſs

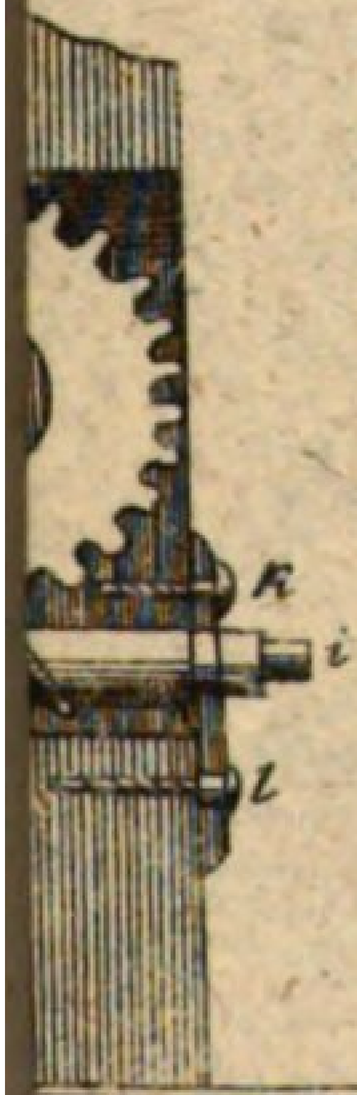

F. 2736. S. 557.

F. 2738. b)

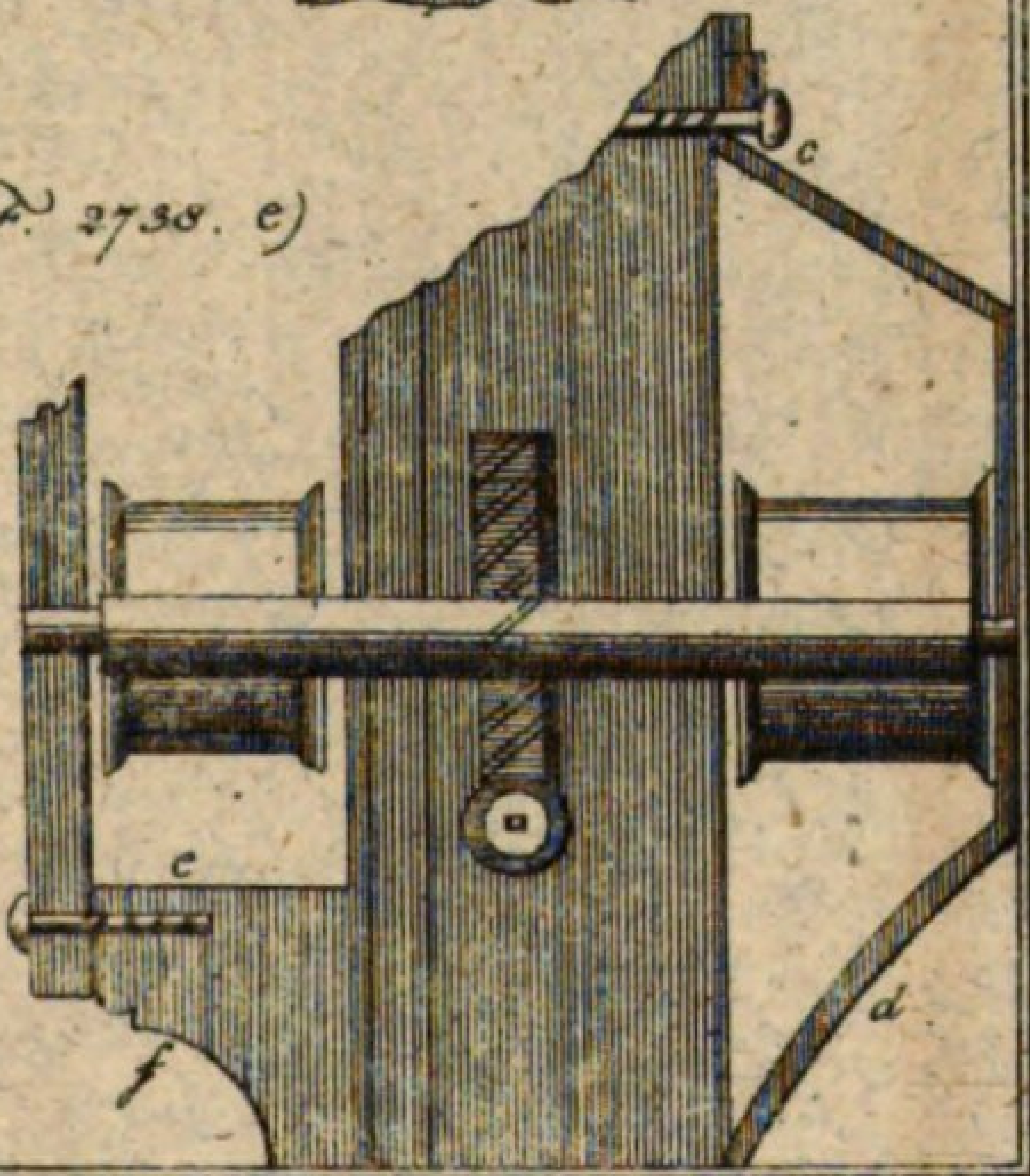


F. 2738. a) S. 560.

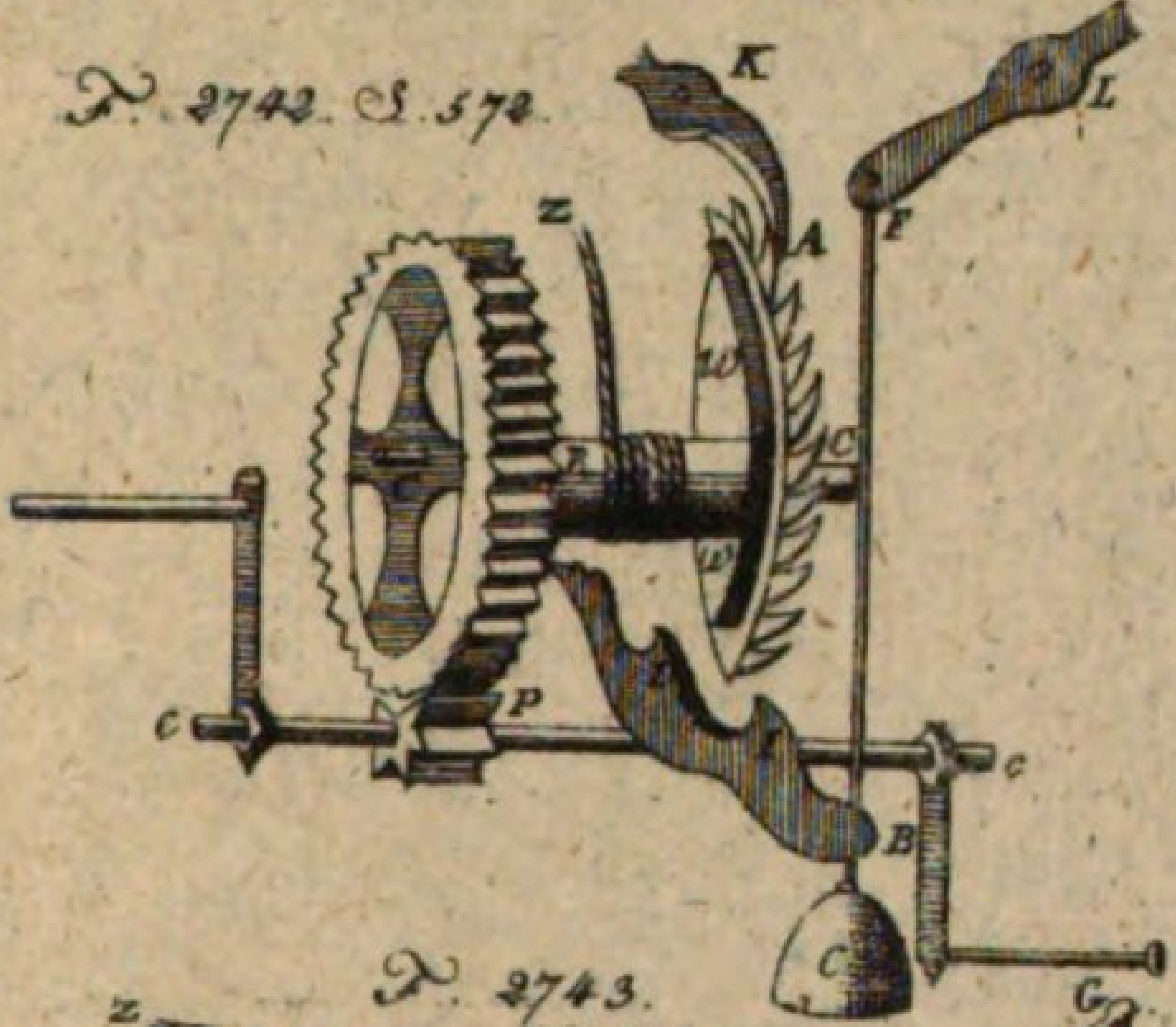




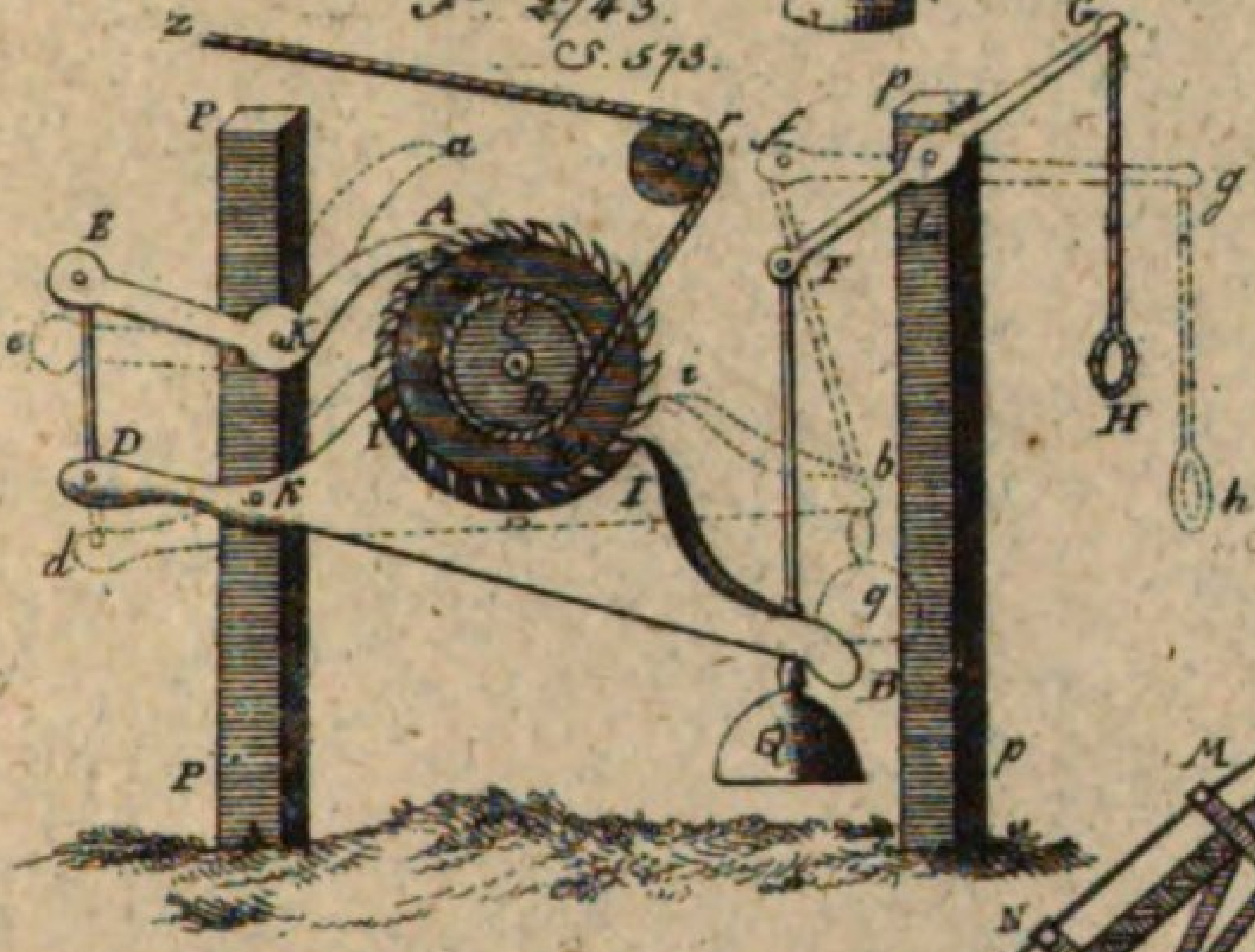
F. 2738. e)



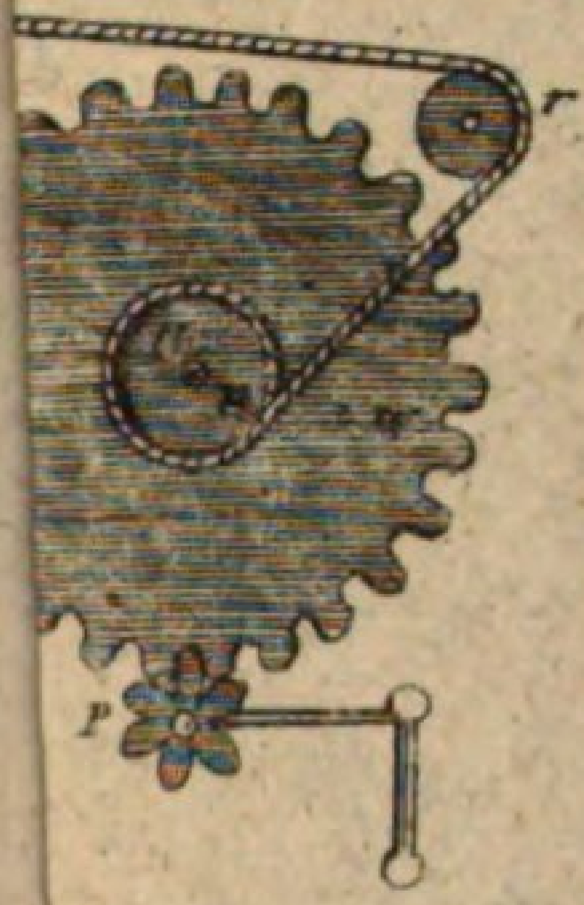
F. 2742. S. 572.

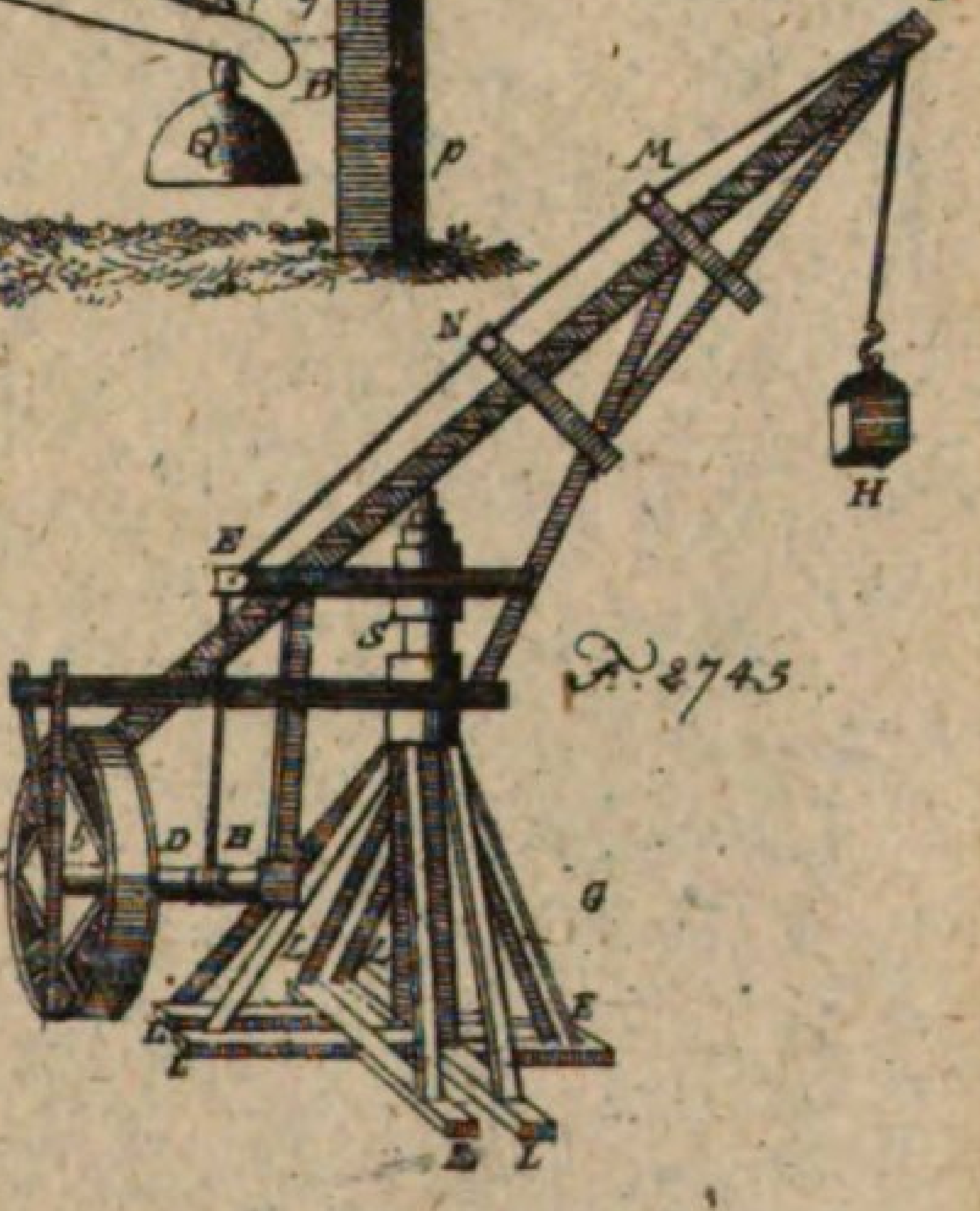


F. 2743. S. 573.

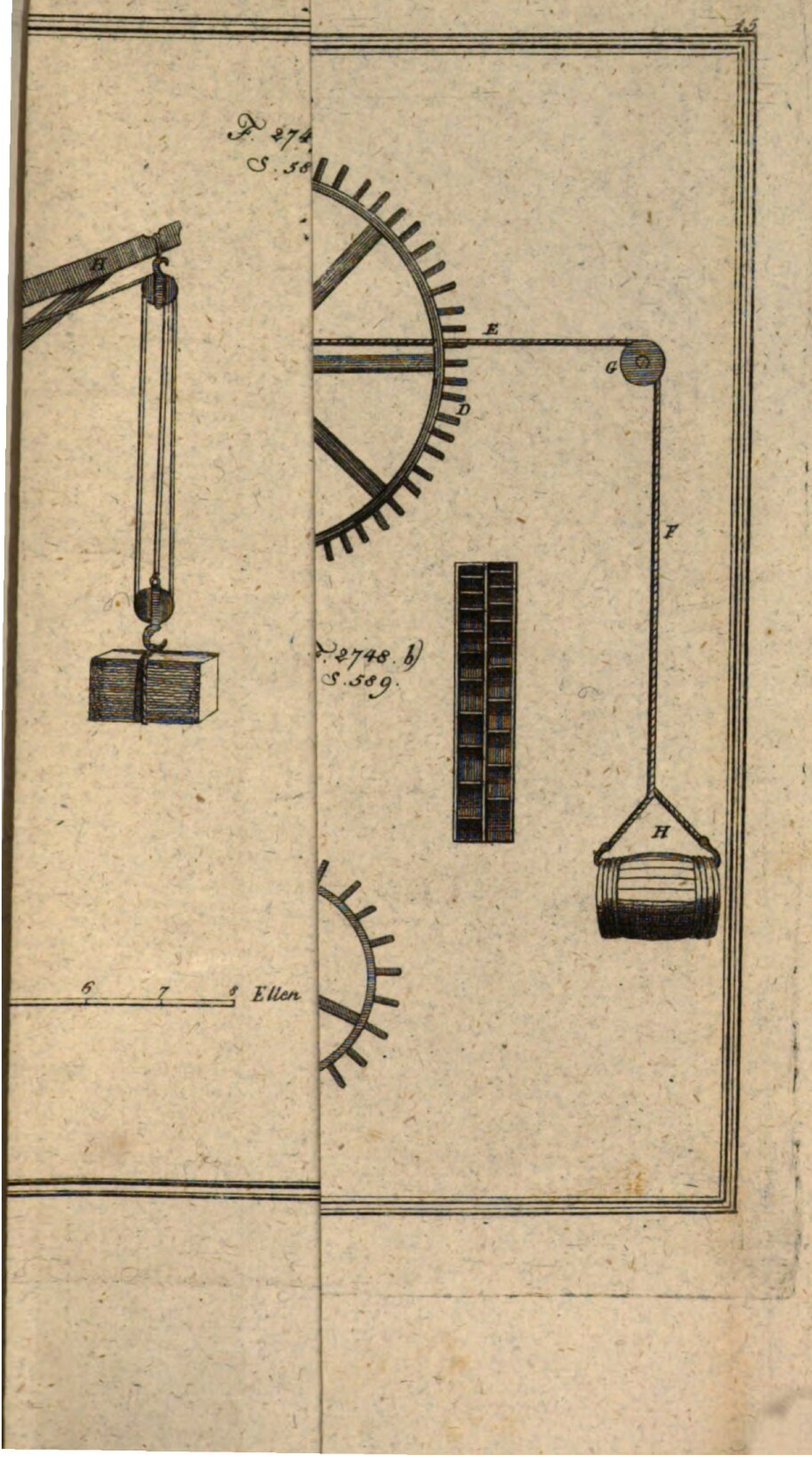


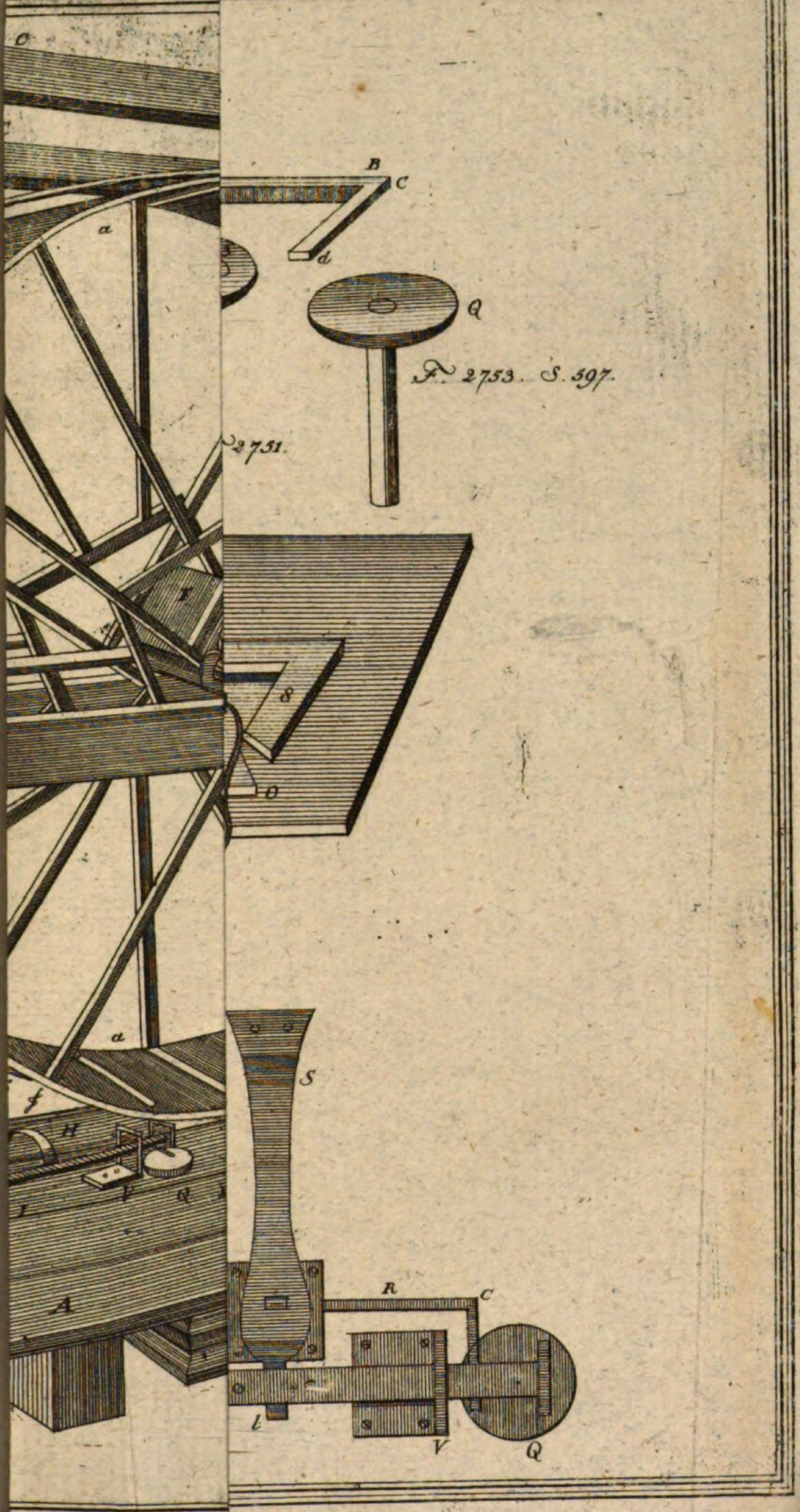
4. S. 574.



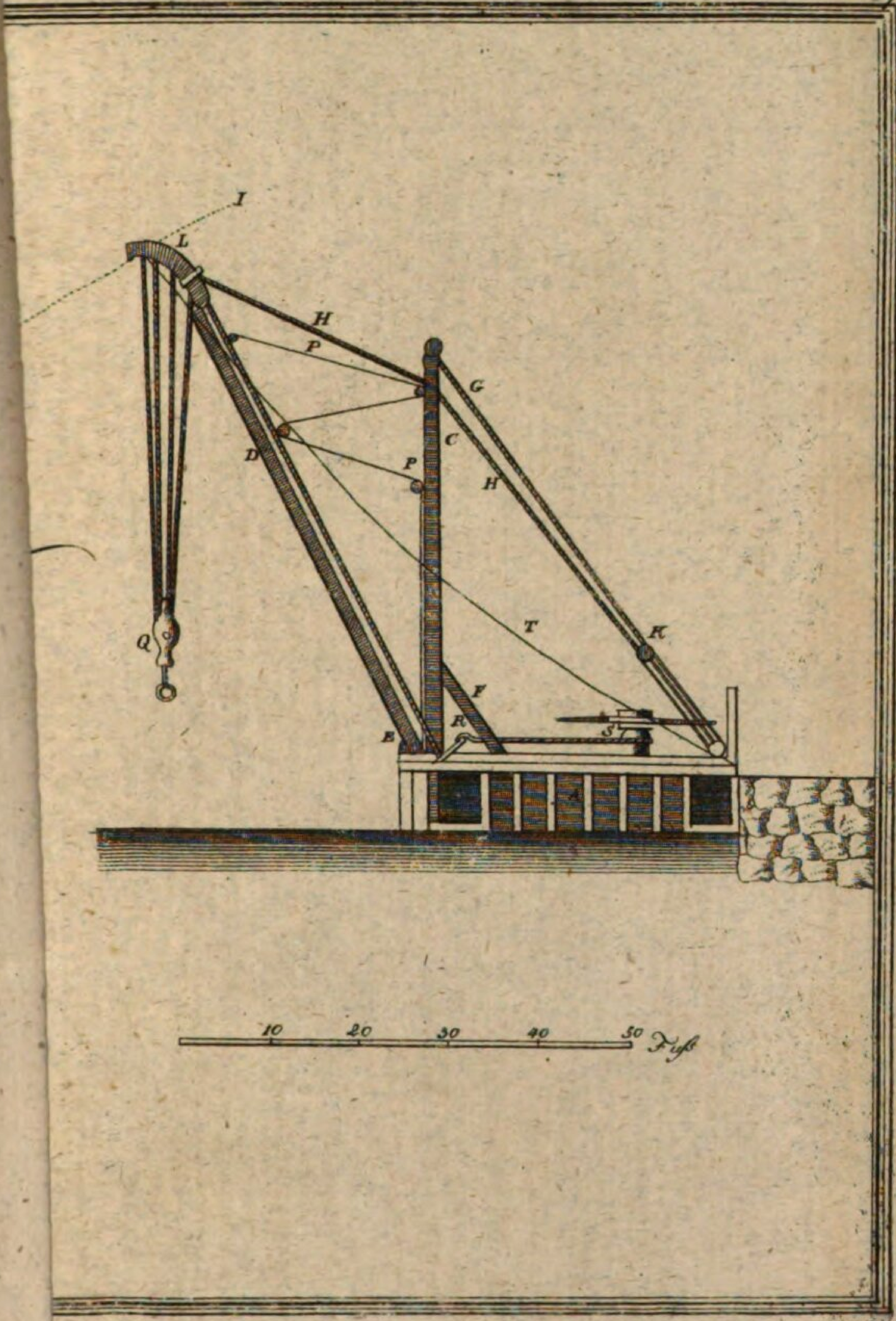


F. 2745.


15
F. 274
S. 58
H
E
G
D
F
H
F. 2748. b)
S. 589.
6 7 8 Ellen



B
C
d
a
Q
F. 2753. S. 597.
2751.
8
O
a
S
f
H
A
R
C
l
V
Q


I
L
H
P
G
C
D
P
H
Q
T
K
F
R
E
S
A
10
20
30
40
50
Fuß

i. + i7 6/4

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg, 1728-1796

Oeconomische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft Nebst 17 Kupfertafeln

Bd.: 46

Brünn 1791

Oecon. 1033-46
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296878-4
VD18 90040430